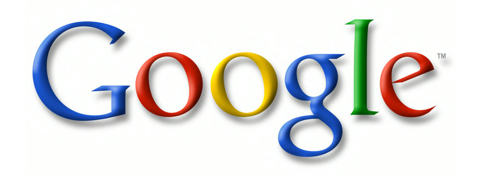
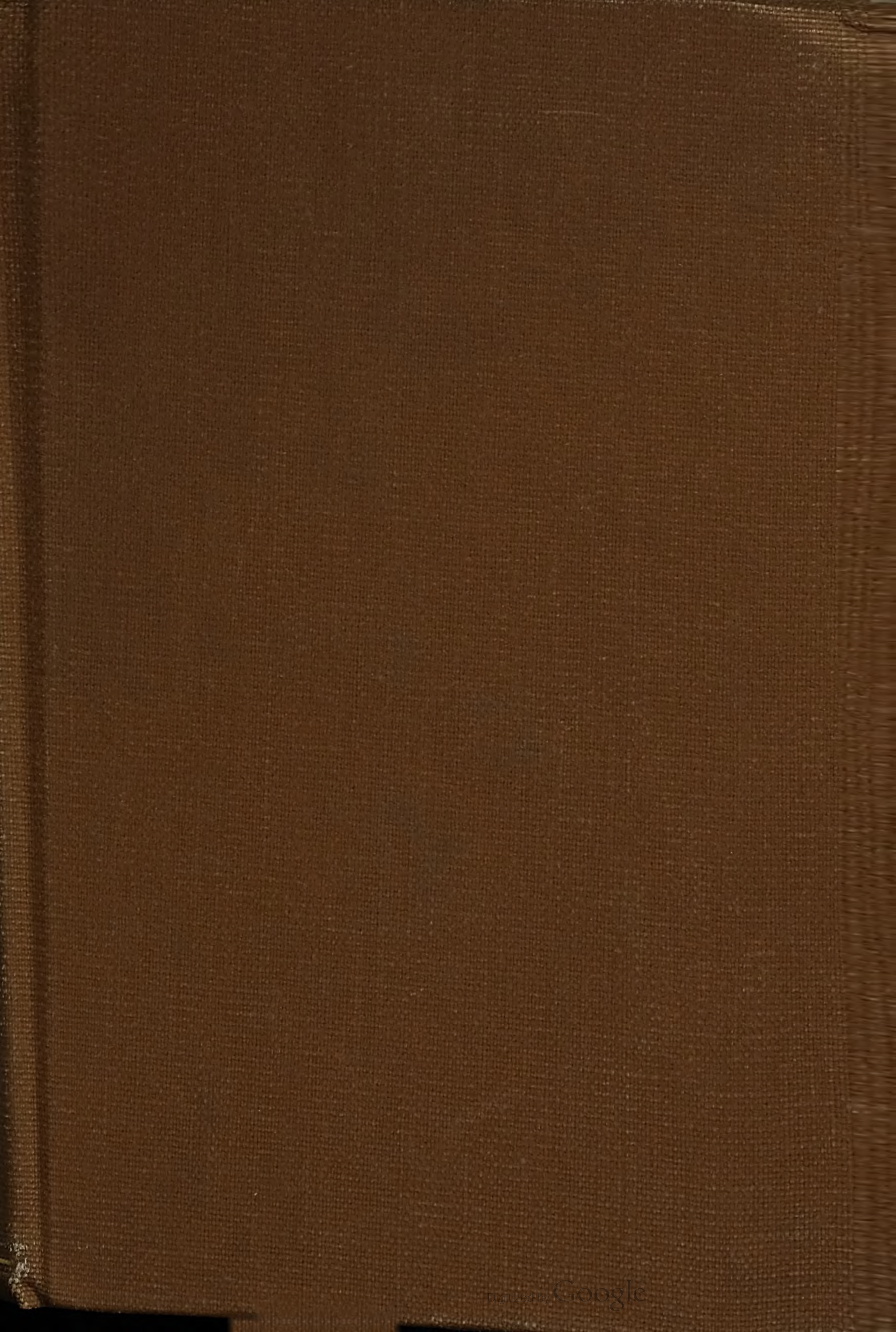
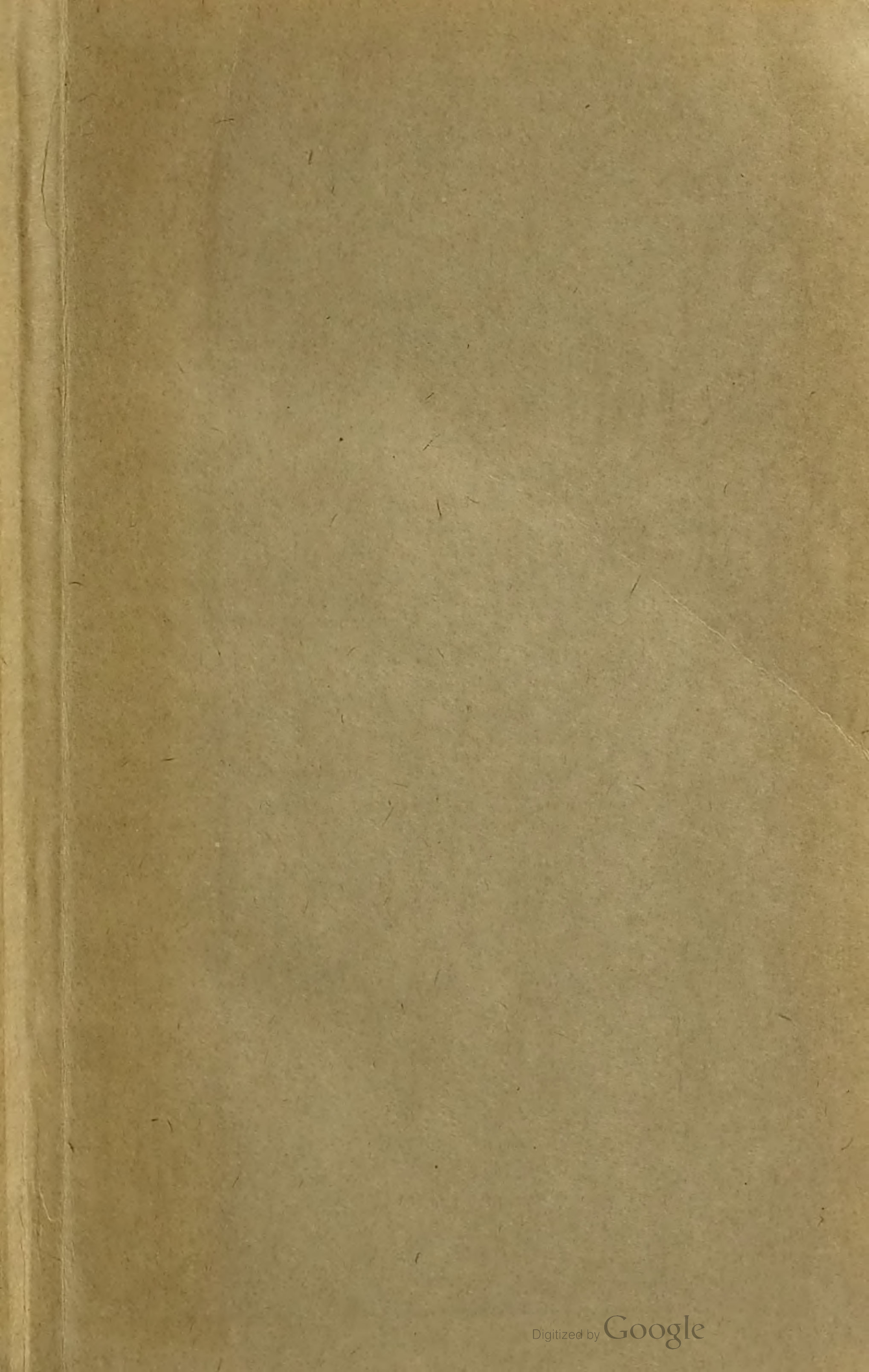






ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



83. JAHRGANG, 154. BAND
DER NEUEN SERIE 54. BAND

BRAUNSCHWEIG, BERLIN UND HAMBURG
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1928

Inhalts-Verzeichnis des 154. Bandes
der neuen Serie 54. Bandes

Abhandlungen

Kleinere Mitteilungen

Sitzungsberichte der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für die Jahre 1926 und 1927

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Phonetik.

Neuere Sprachen

Germanisch

Skandinavisch

Deutsch

Englisch

Amerikanisch

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



83. JAHRGANG, 154. BAND
DER NEUEN SERIE 54. BAND
ERSTES UND ZWEITES HEFT

BRAUNSCHWEIG, BERLIN UND HAMBURG
VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1928

AUSGEGEBEN IM SEPTEMBER 1928

Inhalt

154. Band, der neuen Serie 54. Band

1. und 2. Heft

Vier Hefte bilden einen Band. — Schluß der Redaktion: Ende August 1928

Abhandlungen

Seite

Kleinere Mitteilungen

Sitzungsberichte der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für die Jahre 1926 und 1927

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Phonetik.

Neuere Sprachen

Fortsetzung des Inhalts auf der 3. Seite des Umschlags

Eine Innsbrucker Ackermannhandschrift.

Die Innsbrucker Univ.-Bibl. verwahrt unter Nr. 60 eine Sammelhandschrift aus dem 15. Jh., die neben neun lateinischen Stücken einen deutschen Ackermanntext hat[1].

Der Inhalt des Bandes ist Seite 1a in lat. Sprache verzeichnet: 1. amonitionem Sancti Augustini ad matrem; 2. epistolam Ewseby ad Damasum; 3. epistolam Augustini ad Cirillum; 4. epistolam Cirilli ad Augustinum; 5. hystoriam de quodam rege; 6. gesta Barlaam et Josaphat; 7. hystoriam Luciny; 8. hystoriam Appolony; 9. de Sancta Maria Magdalena probationes; 10. de morte et quodamviro cuius vxor erat defuncta qui insimul litigabant. Dieses lat. Inhaltsverzeichnis mag wohl die Ursache dafür gewesen sein, daß ein deutscher Text in der Sammlung nicht vermutet wurde und daß er demnach auch bei der Herstellung der Bernt-Burdachschen Ausgabe des Ackermann aus Böhmen (Berlin 1917) nicht berücksichtigt wurde. Die Hs. ist indessen in der Folgezeit nicht unbekannt geblieben. V. Dollmayr teilte mir auf eine Anfrage mit, daß er sie seinerzeit mit dem Berntschen Texte kollationiert habe, ohne jedoch das Ergebnis veröffentlicht zu haben.

Der ganze Band enthält 247 Blätter, die von einer späteren Hand paginiert sind, sie haben das Format von 31,4 × 21,2 cm. Die Hs. ist von zwei leicht unterscheidbaren Schreibern geschrieben, von denen der eine (A) den größten Teil der Arbeit geleistet hat. Seine Schrift ist überaus sorgfältig und regelmäßig. Vom zweiten Schreiber (B) rührt nur das 5. Stück auf Blatt 73—76 her, seine Schrift ist flüchtiger und ungleichmäßiger. Doch hat A auch die Überschrift zu diesem Stück: 'historia de quodam rege' geschrieben. Der Schriftspiegel ist durchweg von schwachen Linien, die auf allen Seiten bis zum Blattrande reichen, eingerahmt, Linien für die einzelnen Zeilen sind nicht gezogen. Er hat die Größe 22 × 14,5 cm und enthält beim Schreiber A 33, selten 34, beim Schreiber B 43—44 Zeilen. Bei beiden Schreibern finden sich wenig Korrekturen, Komposita sind häufig getrennt geschrieben, dagegen sind vereinzelt nicht zusammengehörige Wörter zusammengeschrieben.

Die Initialen sind einfach, allem Anschein nach vom Schreiber A rot gemalt, die Initialen innerhalb des letzten Kapitels im Ackermanntext sind kleiner als die der Kapitelanfänge. Die Überschriften der einzelnen Stücke, die übrigens beim Ackermanntext und mehrfach auch sonst nicht genau mit jenen im Inhaltsverzeichnis übereinstimmen, sind mit wenigen Ausnahmen mit roter Tinte geschrieben. In den Stücken 2—4 sind vom Schreiber A öfters

[1] Herr Prof. Brunner hatte die Freundlichkeit, mich darauf aufmerksam zu machen, wofür ich ihm hier meinen Dank ausspreche.

Randbemerkungen mit roter Tinte gemacht, im ganzen Bande sind einzelne Buchstaben, gewöhnlich Anfangsbuchstaben von Sätzen mit roter Tinte vertikal durchgestrichen.

Das Material der Hs. ist Papier von gelblichgrauer Farbe. Es ist im ganzen Bande von derselben Qualität und zeigt als Wasserzeichen einen Ochsenkopf mit einer Stange nach aufwärts, die eine fünfblätterige Blume trägt. Vom Maule abwärts verläuft ebenfalls eine etwas kürzere Linie mit zwei Querstrichen und darunter einem ornamentierten gleichseitigen Dreieck mit einem nach unten gerichteten Winkel. Die Länge des Wasserzeichens beträgt 16,5 cm, es ist bei Keinz (Die Wasserzeichen des 14. Jh.s in Hss. der kgl. bayer. Hof- und Staatsbibliothek München) nicht abgebildet. Die einzelnen Papierlagen sind mit Pergamentstreifen gefalzt, die einer lat. Hs. aus dem Ende des 13. oder Anfang des 14. Jh.s angehören. Die einzelnen Stücke gehen über die Lagen hinaus, so daß also eine Sammelhandschrift, nicht ein Sammelband vorliegt. Der Ackermanntext befindet sich darin auf Blatt 231—247.

Die Hs. ist in Holz gebunden, das mit rotem, schön gepreßtem Leder überzogen ist. Zwei Schließen einfacher Art sind noch vorhanden, die Deckelknöpfe sind herausgefallen oder vielleicht zur bequemeren Handhabung des Bandes beim Einstellen in die Regale absichtlich entfernt worden. Auf den Buchrücken sind Zettel aufgeklebt, der oberste enthält die Angabe: Amonitio S. P. Augustini ... darunter: historiae variae et alia ...; das übrige ist verwischt, und ebenso ist die Schrift auf dem untersten Zettel unleserlich.

Eine genaue Datierung der Entstehung der Hs. ist weder aus den Schriftarten noch aus dem Papier oder aus dem Einband zu gewinnen, doch gibt uns eine Notiz, die der Schreiber A auf dem Pergament-Vorsteckblatt gemacht hat, einen Anhaltspunkt. Diese Notiz lautet: Das puech hat Cristoff Rüether geben den erwirdigen frawen in vnser frawen tal zu voldepp anno 1471.

Voldepp ist ein Dorf im Unterinntal und gehört heute zur Bezirkshauptmannschaft Kufstein. Hier bestand in Maria Thal ehemals ein Dominikaner-Nonnenkloster, das durch Ulrich von Freundsberg mit Urkunde vom 15. Jänner 1267 gestiftet worden war und auch späterhin von seinen Nachkommen öfters mit Schenkungen bedacht wurde. Die Nonnen widmeten sich bloß dem beschaulichen Leben, weshalb das Kloster im Jahre 1782 unter Josef II. aufgehoben wurde. Nach Hittmairs Geschichte der Univ.-Bibl. Innsbruck mußten die Nonnen damals 652 Bücher nach Innsbruck abliefern, darunter befand sich wahrscheinlich auch unsere Hs. Der Schenker der Hs. Christoff Rüether wird in einer Urkunde vom 17. Jänner 1481, die in den Archivberichten aus Tirol Bd. IV, Wien 1912, S. 275 f. auszugsweise abgedruckt ist, als Zeuge genannt, er hat auch die Urkunde mitgesiegelt. Die Angabe in der

Urkunde, daß dies zu 'ainer mereren vnd pesseren sicherhait vnd pestättung' geschah, führt zur Vermutung, daß er ein angesehener, wahrscheinlich auch vermögender Mann war. Ein Ulrich Rüether, der mit demselben Wappen (drei Sterne) siegelt, ist schon für das Jahr 1364 nachzuweisen, beide gehören wohl dem gleichen Geschlecht an. Als Wohnort Rüethers wird 'Hof im Brichsental' genannt. Im heutigen Brixental, einem Seitental des Unterinntales, das zur Bezirkshauptmannschaft Kitzbühel gehört, gibt es zwei Weiler mit dem Namen Hof. Davon gehört der kleinere zur Gemeinde Hopfgarten, der größere, der in dieser Urkunde gemeint ist, wie aus den sonstigen angeführten Örtlichkeiten hervorgeht, zur Gemeinde Brixen.

Die Schrift der Urkunde zeigt mit jener der Ackermannhandschrift große Ähnlichkeit. Bei den immerhin vorhandenen kleinen Unterschieden kann auch bei Berücksichtigung der um mindestens zehn Jahre späteren Entstehung der Urkunde eine Identität der Schreiber wohl nur mit äußerster Vorsicht angenommen werden. Die Sprache zeigt in beiden Stücken im wesentlichen dasselbe Gepräge.

Der Inhalt der Urkunde, die im Landesarchiv in Innsbruck aufbewahrt wird, ist indessen mit Rücksicht auf die Stellung der Ackermannhs. in der Überlieferung von Interesse. Es handelt sich nämlich um den Verkauf einer dem Stifte Bamberg gehörigen Gülte in der Kitzbühler Herrschaft. Das Stift Bamberg hatte hier und in der Umgebung schon im 14. Jh. Besitzungen. Urkunden darüber sind besonders aus dem 15. Jh. verschiedentlich vorhanden, und im Stadtarchiv Kitzbühel werden mehrere Urbare und Lehenbücher des Bamberger Stiftes bewahrt. Im Zusammenhang mit der Tatsache, daß der Text der Ackermannhs. am nächsten mit dem des Pfisterdruckes b verwandt ist, mag dieser Umstand einigermaßen erkennen lassen, auf welchem Wege die Dichtung nach Voldepp gelangte. Auch der Inhalt der übrigen Stücke der Sammelhandschrift läßt sich damit vereinbaren und stimmt also zur Art der Überlieferung des Ackermanns im allgemeinen, wie sie von Bernt S. 3 angedeutet ist.

Im folgenden Verzeichnis der Lesarten beabsichtige ich unter Berücksichtigung von Bernts Text hauptsächlich einen Vergleich mit b und bezeichne demnach Abweichungen, die mit *a* oder *b* übereinstimmen, nur mit *a* bzw. *b*, auch wenn damit noch andere Hss. gehen. Wenn aber mit der Lesart *gegen* *a* oder *b* noch andere Hss. übereinstimmen, erwähne ich diese sämtlich.

I. Kap. 1. abtilger *a*; ächter vnd vervolger *a* — 3. straffer *a*; pey euch *a* — 5 angst not jamer *b*; verlassen *b*; — 5. 6. layd betrübnuß und auch kummer *a* — 7. anferung *b* — gröblichen *a*; erden — 9. mere wasser perg geuild — 11. in jamerlichem *a* — 12. vnwyderpringlichisten swäristen —

13. geschepfung — [geschopfung *b*]; aller zukünftigen [zukunftiger *α*] — 15. trawer hin an ende *α* — 17. sey stätigklichen geschriren [geschrien *α*] vber ewch ernstlichen *α*; waffen [woffen *b*] geschray *b*.

II. Kap. 1. tayding *α* — 2. ser frömdt *α* — 3. waffen geschrayes *b* [woffen-geschr. *b* — 4. ankryegens *α*; sey wir ellender *α* — 5. dennoch; lutmer — 7. vormallen *α* — 8. kunstreychen [kunstenreichen *b*]; hochuertigen [hoffertigen] *α* — 9. witiben — 10. beschechen — 12. ein reym *b* — 13. wist dw — 14. buetund — 14. 15. auch enthalt *α*; denn wart — 16. dw icht *b* — 17. macht mügst geswachen (immer fehlt) — 18. dennoch; in welcherlay sach *α* — 19. so twangklicher — 19. 20. wir dir wellen werden; gefert *α* — 21. so frauelich [freuenlich *b*].

III. Kap. 1. von vogelwayd *b* — 2. in pehaimland [Behamland *b*]; — 4. puechstab — 5. liecht vnd sumerbluemen *α* — 6. iämerlich [iemerlichen *b*] — 7. meiner salbenhaft [salbenhafft *GF*]; arglistigklich — 9. pillichen wüete zürn vnd chlag (Wortstellung) — 10. enterbet *b* — 11. wunnpringenden rewtt; frolich vnd fro *α* — 15. schab ab *α* — 16 zu sorend *b*; hön an vnterlos — 18. dy tünnen [tunnen *b*]; v̈berhant gewunnen [gewunnen *EF*] — 18. 19. haftet nyndert *α*; darvmb [dar vmbe *α*]; sey euch verfluecht *b*.

IV. Kap. 2. nye mer begegnet [begeinet *b*; hat fehlt auch *b*]; pistw ain agkerman (es fehlt wie in HEALMI) — 3. in pehaim lande [Behem land *b*]; höflich vnrecht [helflich *b*] — 6. dy hat vier buechstab *b* — 7. der dritt der dreyundzwainzigist (vnd fehlt) — 10. wandelsfrey wir mügen wol sprechen wandelsfrey *b* — 11. 12. ain eren mantel *b* — 13. gantz mit ir *α* [vnzerrissen vnd vngemeiligt fehlt auch *α*] — 15. frewndthold; trew vnd gewer *α* — 16. kümt vns [kum *b*] — 17. dy selbig *α*.

V. Kap. 1. mein amley [amaley *b*] — 2. allerdurchlustige *b*; eyglwayd — 2. 3. fridschilt was sy vor allem vngemach *α* — 3. entweg *b*; — 6. auf get dy nymmermer [die *GFCONa*] — 7. fluetunder morgenstern [flutender *α*] — 9. ich mayn das mir nyemant r. fr. *α*; ymmer müg *b* — 10. meiner frewden achtwer panyer — 11. vntergegangen waffen [zetter fehlt auch *b*] — 12. geschriren v̈ber das iar [geschreien *b*] — 14. mein rechter f. l. *α*; gar vnparmhertzigklich *α*; mir aws den henden ward ger. *b* (Wortst.) — 15. darinn zw meines hailes vernewenden jungkprun mir ist der weg verhawen *b* — 16. 17. an vnterlas vnd ewiger val *α* [iameriges versinken, gefelle fehlt auch *α*] — 18. lastermaylig schawerslächtig [lastermailung *α*] — 20. puluer zuestieben.

VI. Kap. 2. zurissen — 3. darvmb ist er noch hewt zagellos (Wortst.) — 7. wir nyemants *α* — 8. 9. keinerlay schön an sechen [nicht fehlt auch *b*] — 10. dy da scheint *α*; vnd vber bös [vber *E*]; — 11. alle dy maister *b* — 13. dy künnen *b* — 16. dy müessen *α*; burtzen — 17. apoteken pulperey *b*; kan sy *α*; o solt wir alain *α* — 18. den feyfaltern [veifaltern *GFE*; zweifaltern *b*] — 19. genügen *α* — 20. lieb oder laydes *b* [durch fehlt auch *b*] — 21. alle dy kunig *α* — 23. auch des pabstes *α* — 24. 25. von pappelfels *b*.

VII. Kap. 2. verpfuyen; das euch wee vnd v̈bl geschech *b* — 4. das ich soliche *α*; — 6. nicht bewainet *α*; ymmer mer *b* — 7. mein erentreicher valk; darvmb chlag ich pillich *α* — 8. früchtig *b* — 9. ain gewachsne person *α*; warhaft *b* — 10. wort vnd kewsch *α* — 11. tugent zw volsagen [die got selber ir hat mit geteilt fehlt auch *α*] — 13. vmb solches groß hertzenlayd — 14. recht zuslachen; ichtz guts [ichtz *Dhl*] — 15. von ewch vnd nichtz *α*; gutz nachsagen — 17. gottes geschepf sullen *α*; 18. das dayg das da ist [alles das dawg (daig *GFa*, fehlt N) das da ist *α*].

VIII. Kap. 1. tron *α*; abgrunt *HEBLγ* — 2. vnd irdische *α*; hat got vns [hat vns got *α*] — 3. pein (doppelt); — 4. irer behandlung *GFNa* — 6. ausreytten; vnd ausziechen — 8. het wir des ersten (hetten wir dir ersten *α*]; laym gemachten *α* — 9. 10. in den wüestungen *α* — 10. schüeppentragender [schieppentragende(r) *HE*]; vnd slupferiger — 11. in dem wasser *α*; zw wachsung [zu wach(s)nus *α*]; 12. mügklein *α*; mocht nyemant [nu fehlt

auch α] — 13. törst nyemant [nu fehlt auch α]; auch fressen α — 14. dy andern α — 15. dy narung α; dy wurd — 15. 16. ist ain tummer [thum̄ α] — 18. bedenk dich pas α.

IX. Kap. 2. jämrig [fehlt α]; mus an mein ende b [bis fehlt auch b] — 3. vnd pin entwert α — 4. 5. entaygent α — 6. enpfrömdet α — 6. 7. michel ere — gefallen fehlt wie in α — 8. got α [o fehlt auch α] — 9. wye lieb was sy mir — 10. lieblichen — 11. dy zart vnvermayligt α — 11. 12. ir vnd iren nestlingen gunne fehlt wie in α; guet alles guetz — 14. pald reychlich begabt (so fehlt); — 15. ainem rain z., zuchtigen schönen (vnd fehlt); — 16. von aller ird.; — 18. vngemayligtem b; weyb γ; hab begabet — 19. deins rainen α — 20. deins ersamen α; frewde *HEA* — 22. mir twangklicher — 23. dennoch; innigklich — 24. hab erkant; dw pöser α — 24. 25. dir sey got b.

X. Kap. 1. prunne — 2. 3. hastw nit gesechen in der natur wurchen α — 3. hastw nit gelueget in [die α] vermischung weltlicher schande α — 3. 4. hast dw nit gegutzet in irdische verwandlung α — 4. ein vnuerstanden b; wolf *COBMKfikl* — 5. lilgen — 6. wurtz dy α [vnd fehlt auch α] — 8. pawm [pawmen b]; in wildem geuilde [wilden b; dem fehlt auch b]; wie dy kraft haben vnd dy *ABLMDI* — 10. regken dy α — 14. zw nicht werden (allenthalben fehlt); vnd so nw b — 14. 15. aller mensch geslächt b — 18. selber wirdest.

XI. Kap. 1. dem getraw α — 2. dy vorgenant — 3. stronglich — 4. tragt ir mir α [vor fehlt auch α]; vnter falschait mischt ir mir ein α — 5. vngehewr hertzenlayd α [sinneleit, vernunftleit vnd fehlt auch α]; 6. aws dem synn — 7. ir schaft nichts — 8. nymmer mer b; sy was für alles we α — 10. vnd irer teglich b [eren fehlt auch b] — 11. sy was vnuerdrossen b; beuolhen b — 12. vnuersert voltzogen b; merung vnd maß [widerrechent fehlt auch b] — 13. dy wonten α — 14. trueg sy b; altzeit b — 15. hawbthaber α — 16. vmm got α; erworbem — 17. genadigen; geb ir der mild löner α — 18. ich bitt dich ir gnädig zu sein α — 18. 19. wan ich ir nichtz pessers kan gewunschen α — 20. der tewfel α — 21. euch hertigklich α; in sein gefangknüs α.

XII. Kap. 3. vnuernunftigklichen b; an alle notturft α; taugt; solich eselgschray b — 4. kunstreych [kunstenreich b]; fruchtig b — 5. abhäwdig — 6. dennoch: all dein glugk — 7. rainen weyb (frumen fehlt) — 8. 9. das dw albeg α — 9. das es dir α; icht *GFa* — 10. dw zu dem α — 11. machest dw α — 12. vernüftigklich — 13. zu der ee werden mag α (Wortst.) — 15. vnd machen b — 16 andrew mär — 18. ye grosser lieb zw enperen ye grosser layd zw bekennen leyb b (leyb zum folg. Satze gehörig) — 20. an dem ende b — 24. sagen *ABLγ*.

XIII. Kap. 4. 5. han vnd nit geschätzt [geschatz b] pin zw synreichen hochen maistern α (weisheit gezucket fehlt) — 5. dennoch — 7. wunnen verrütter. — 8. gelobt vnd gemacht b; ein zerstörer α — 10. hailstet suechen vnd vinden b — 11. alle frewd α — 11. 12. mir vnd meinen kinden ee der rechten zeyt α — 12. vns entwischet α — 12. 13. habt ir sy uns enzugket b — 13. dy getrewen *HA* — 14. zw witiwer; habt habt gemacht (Schreibfehler, das Wort steht am Ende und Anfang der Zeile) — 18. yemant ichtz guetz — 19. nyemantz ergetzen — 19. 20. das parmhertzigkait pey euch icht wonet [das (b das das) barmherzigkeit nicht bei euch wonet α; bei euch nicht *CON*] — 20. nwr fluechens [newr b] — 24. der der des tods b; gwaltig ist α — 25. himlischer schepfer [himel. geschopf α] — 26. vnsaligs.

XIV. Kap. 2. kriege nach krieg — 4. kriegens — 5. gros layd α; liebsten α — 6. hausfrawen b; gnädigklich — 7. mit stoltzem α — 9. enpfangen [das haben gelobet fehlt auch α]; wegeret — 10. 11. es ist pesser am pesten zw sterben denn [dann α] am pesten begeren zw leben α — 11. auch nit α — 12. begert ee seiner rechten zeyt α; wer vns [er hat zu lange gelebet

fehlt auch *a*] — 13. alters purde *b* — 16. der welt — 16. 17. funfhundertnewnundneuntzig [vnd fehlt auch *b*] — 17. saligen; pis wir rawmen(!) — 18. ditz ellend [kurze scheinende fehlt auch *a*] — 19. ewige frewde [ewiger *a*] 21. so well [wollen *a*] wir doch dir wunschen — 22. in der himlischen *α* — 23. 24. welt wir — 26. als wenig *b*.

XV. Kap. 3. gegen dem [den *a*]; dy ir do maint zu betwingen *α*; das [des *a*] ist — 5. erenreychen durchschönen *α* [vnd fehlt auch *a*] — 7. alain got vnd ir vnd sunst nyemantz *α* — 8. also hert nit geplagt als von euch *b* — 9. layder oft *b* — 10. dy wandelsfrey *α* — 10. 11. seyt alain der vbltäter *α* — 11. wer ir wert wo ir doch wert was ir wert *b* — 12. zw weu *b*; ir doch gesetzt wärt — 13. als [also *HBL*] vil gewaltz; an alles entsagen *α* — 14. anger geödt *b* [also fehlt auch *b*] — 14. 15. meinen starkhen turn *b* — 15. ach got *α* — 17. 18. plag vnd wydergilt vnd vertilg *α* [tu widerreitunge, leg an klemnusse fehlt auch *a*] — 19. ist nichtz nit grewlicher *α* — 20. schedlichers herbs pitters [nichts (vor herbers *b*, pitters) fehlt auch *b*] — 21. wann er betruebet *α*: vnd zwrüttet *b* — 22. das züchtig dann das vnzuchtig — 23. vnnutz kranck *b*; oft hye *b*.

XVI. Kap. 5. ein rechter *AB*; mader — 6. haw ich *b* — 7. nichtz geachtet *b* — 8. reychen ryeches — 9. wolsmakendes saft — 10. die porten *b* — 11. wann du *b*; haben gekant *b* — 12. sein etwas *α* [doch fehlt auch *a*]; sey wir nichtz *b* — 12. 13. weder leben wesen *b* [weder (vor wesen) fehlt auch *b*]; gestalt [gestlat *b*] — 13. 14. wir haben kainen gaist wir sein nicht sichtig [vnd *a*] auch nicht greiflich *α* [greuflichñ *b*] — 14. aber deshalben sein wir etwas *α*; — endo des nicht wesens anfangk *b* [des wesens ende fehlt auch *b*] — 16. ain gesicht *b* — 17. dy grossen herren *COM*; von vns *γ* — 18. vnd in hochen *α* — 19. 20. wo wir sein das wir doch so vnsichtig sein [ach *b*] wir sagen [dir *b*] das man vns vand zu Rom in eim tempel *b* — 21. ein mann; ogsen sytzen *b* — 22. der selbig *a*; man fueret — 23. in der tengken hant — 27. dy Menschen sluegen *b* — 27. 28. vnser gedächtnus *b* — 28. Pitagoras der mayster *b* — 30. wanderten in alle welt *b* [werlt *b*] — 32. da beschuef vns *α* — 32. 33. benennet vns *b* — 33. mit dem rechten nommen *α* [namen *a*]; sprach zu Adam vnd Eua *b* — 37. züchtig sein — 38. benügen *b* 39. so güetlich.

XVII. Kap. 1. märe verren gewandert *b* [geleret man vnbekante mere fehlt auch *b*] — 2. auch einer *b*; nyemantz; gereden *HMKI* außer *hnm* — 3. von vnwissender sach *b* — 4. vnsträflichen; seinttenmal [seint ein mal *b*]; das ir auch *b* — 5. wann so ir in dem paradeys *b*; beschaffen *α* — 6. mader; euch rechtens rüemet *b*; so hawt *b* — 7. vnd die distl *b*; stan — 10. guet bluemen; kämeltier *b* — 11. mit dem mund mit dem vinger *b* — 12. als sy vor *b* — 13. ich main *b* — 14. dy vnsaligen [vnseligen *M*]; sein vberbeliben *b* [auch fehlt wie in *b*]; — 19. dy früchtigen *b*; vil sagent [so fehlt wie in *I*] — 20. mein zarte *b*; dermördt; dy sind *b* [snoden fehlt auch *b*] — 26. den wadel *a* — 27. darvnter stündt *CONa*; wart gar geschäftig [warent (wart) *BLγCONa*]; allen enden *a* [an fehlt wie in *a*] — 28. ertöt ir — 29 da klawbt ir *HNa*; aus den anderen *ABa* — 31. sänsen — 32. nw reit wir; enpiet; vnd sagt mir *N* — 33. gottes recht *B* — 34. kawm als wol gericht *a*.

XVIII. Kap. 2. vns auch [geschehen fehlt wie in *L*] — 3. vor langer zeyt erkant *CONa* — 4. dein aber vergessen *NaK* — 5. weyshait mittailet — 6. weyshait anfraychet *Na*; allen den gwalt — 7. herrn Moysi — 8. einen leben — 9. grieß sein visch (vnd fehlt) — 10. visch raitten *CO*; regentropfen rechen *b* — 11. zw Babiloni — 13. vor dem grossen kunig *b*; Allexander fürest *α* — 14. dir der eren *b* [wol fehlt auch *b*] — 16. gar maisterlichen *b*; sprechen [sperchen *b*] — 16. 17. kunden mit abentewrlichen disputieren in so künstlich obe lagst *b* — 18. wir (doppelt); kayser Nero — 18. 19. vnterweysest *b* — 19. das er güetig vnd gedultig wesen solt *b*; hort [horcht *b*] wir — 20. guetlich — 21. fuerest *b* — 23. darein da wurden *b*; tier visch

vnd allerlay gestalt *b* — 24. do was *b*; aff vnd eselsweyß eingetragen *b* — 25. gerumig *b* — 26. auf des glugks rad [das *b*]; hew̃t; tantzest *α* — 27. kunst lernest *α*; vnd pannest *α* — 28. got berüeffet *b* — 29. vmb den val frawen Euo *b* — 31. ewigklich.

XIX. Kap. 1. müessen oft *b* — 3. ruemt ir euch vnd *α* — 7. nit vntertänig *α* — 9. das im nit [icht *b*] vnwill — 12. ichs vngeleychs — 13. vnhubsch; oder verworren des *b* — 14. geren [vnd *b*] willigklich — 16. also kurtz *AB* — 17. nye kainem [man *α*] vber — 20. ist ewr mein *α* — 23. genügen thun [tan *b*]; nach solcher vntat *b* — 25. es köm gleych *b*.

XX. Kap. 3. man der warhait nit entschayden chan *b* — 4. guetlich — 6. den weysen *b* — 7. oder hastw nicht seine *α* — 9. leytkauff — 10. gswistriget *COg*[1]*f* [geswisterei *b*] — 12. nyemantz — 15. auf snellen — 16. vnd in einem *α* — 17. hantwenden nicht *α* [gestorben fehlt auch *α*] — 20. also schier — 21. mainst villeycht *α*; alter sein ein — 22. vbel geuallend [gefallent *A*] — 23. es taugt — 24. dy pfützschen *b* — 25. eins yeden menschen *b* — 29. Hermes der weys *b* — 31. zw behalten *α* — 32. laydlich; zw behalten [behalten *COM*] — 33. 34. solche verlust *b* — 34. dy dw nit kanst [den du *b*].

XXI. Kap. 1. dye straffung *b*; ain weyser *α* — 2. ewr straff *b*; dy ist *b*; ist leydenlich *α* [auch fehlt wie in *α*] — 3. wen dann *b* — 4. vnentlichs layd *b* — 5. iamerlichen — 7. vnuolsagenlichs *aCO* — 8. mir snell *b* [so fehlt auch in *b*] — 9. sy ist tod darvmb ich ain witwer *b*; meine kinder *b* [vnd fehlt auch in *b*] — 11. pöser man wurd; es wär doch an im etwas guetz *b* — 12. vom hertzen — 13. rain mueter — 14. vnmütig sy *b* [vnd fehlt auch in *b*] — 15. ich siech wol *b* — 16. ain gmachl vmb des anderen gmachl tod [vmb des andern gatten *b*] — 17. angeporner twangk *b* — 17. 18. mir wol pflichtig *b* — 18. ob des nit — 21. hawen schawfl *b* [vnd fehlt auch in *b*]; aynsten gemüet *A* [einest *b*].

XXII. Kap. 1. lampp lampp spricht der wolf *α* — 2. vor ee entworffen *b* — 3. das das vnczleglich *b*; sol der tod ertötten *A* — 3. 4. seinttenmal [seynt einmal *b*] — 5. dann werlich *b* [wann fehlt auch in *b*] — 6. der betuscht *b* — 7. das das leben *α*; erschaffen *α* — 7. 8. wär das leben nit so waren wir auch nit *α*. — 8. vnser geschaft das wär nichtz *b* — 12. das es ain wint *b* — 18. aws dem synn *b* — 21. 22. dann wenn — 23. 24. als an genügen nyemant reych mag wesen *b* — 26. lieb aws *α* [nicht fehlt auch in *α*] — 28. 29. so wurdestw *b* — 30. sey gewesen *α* — 32. dier wenn — 33. nach deinem tode auch hertzenlayd also wyderfert dir vnd in hertzenlayde *b* — 34. wenn ir — 36. auch dy mueter *b* — 37. genug geraten [genutig *b*]; kupferbickl *b*.

XXIII. Kap. 6. vnd das ire *b* [haben fehlt wie in *b*]; kinder gelernet *b* — 7. in eren sullen haben *b*; stechen tantzen [tncazen *b*] — 8. treyben sullen *b* 9. dy selbigen weyl *b*; werden vberhaben *b* — 12. guet gedänck *MI* [gedancken *b*]; 14. müs an das [bis fehlt] — 19. möchten oder wurden *b* — 22. tun selten *b* [dasselbe fehlt auch *b*] — 23. vnd lange iar dy schayden *b* — 24. lieblichen tod *b* — 25. lebt sy doch *HMDK* [mir fehlt] — 25. 26. sol anders *b* — 26. oder ir *b*.

XXIV. Kap. 2. weysen law̃ten *b* — 6. wer da well [der woll *b*] — 8. 9. vnd des mag [vnd es *b*]; als ich *b* [vil fehlt auch *b*] — 10. ein yeglichs [iglischs *b*]; — 11. vnrainem vnd vngenanten *b* — 12. ist besmirt *b*; ein peinstokh — 13. 14. vnlüstiger spuckzuber — 14. schimelkast *α* — 15. harmrugkh [harmkruck *b*] — 17. togkenschein ein vnsattiger *α* [ein leimen raubhaus fehlt auch *α*] — 18. da well [der well *b*] — 25. kurtz trawrenden *b* — 26. ain hant voller *α*; der aller schonsten *α* — 28. an der want *α* — 30. Esel bedorf weyser gotling [Eseldorf *b*; esel bedarff *lm*].

XXV. Kap. 1. pfuy; schadensack *b*; wie gar vernicht *α*; vbl vblhandelt vnd — 2. den menschen [werden fehlt wie in *Dj*] — 4. vnd nit in dem paradeys beschaffen als ir dann sprecht *b*] — 6. ding geschaffen *b* — 7. hat gesetzt *b* — 9. des erdtrichs — 10. herschen sulle *b* — 12. so vnrainlichen *α*

— 12. 13. vnnutzlich. — 13. almächtige hant *α* [wirdige fehlt auch *α*] — 14. ain vnflätigs *b*; als ir dann sprecht *Na* [da *b*] — 15. so wär er ein sträflicher würcher *b* — 16. sy zumal [alle fehlt] — 18. aller hübschtes [aller hubsches *b*] — 19. in gots gotwang gewesen *b* — 21. im selbs geleych *α*; als er dann *α*; — 22. dann selbs *α*; in dem ersten vrchund *α*; — 23. ye ain *b* — 24. ein so — 25. kunstreiche abenteur allen gottern verporgen *b* — 27. gewürkt *α*; des himls clare würchung *b* [wurket es fehlt auch *b*] — 28. das ferr gewürkt *b* — 29. durich ualtigklich *b*; vergettert *γ* — 30. manigerlay — 31. der rawch *MDI*; aus vnd ein geend *b*; gar synnlichen *b* — 32. verzimert mit *α* — 32. 33. lustsamens vnd wunnsamens — 33. zend — 34. täglich sind *b*; malen *b* — 35. der menschen *α*; do smackes [des fehlt] — 36. aller kost *b* — 37. hertzemgrunde — 38. wie ferren er wil raichet [gar snelle fehlt] — 39. 40. alain ist enpfangen vnd mit der vernuft vor allen anderen tieren *b* — 41. dem gleych *α*; den got — 42. darin; behende werch [behūde *b*].

XXVI. Kap. 1. wünschen vnd droen *α* — 2. nicht gefüllen *b* — 3. nwr für sich [newr *b*]; 5. müs er in *b* — 7. hilft do *b*; scharffen — 9. hilft nit do mit (Wortst.) — 10. 11. vnwarhait verlautung *b* [vürsichtige — mit der warheit fehlt auch *b*] — 11. verlautung — 11. 12. krummerei *b* — 12. schätzerin hilft *b* [vnd messerin fehlt auch *b*] — 15. rechnung mit irer raittung *b* [vnd fehlt auch *b*]; vnd behenden zifferen *b* [mit iren fehlt auch *b*] 16. mit iren stern — 18. der stimm ordnung hilft do nit *b* — 19. feinen lieblichen stimmen *b* — 20. in zwirch — 22—35. (Die Absätze Physica und folgende fehlen, es wird fortgefahren mit 35. Juriste wie in *b*) — 35. 36. mit rechten vnd vnrechten versprechung *b* — 37. dy vnd ander kunst *b* [den vorgeschriben anhangende fehlt auch *b*] — 38. vmbgestürtzt werden *α* — 39. walktrog gewalket *b* — 40. glaub mir dw *b*.

XXVII. Kap. 2. dem pfad; auch nachtreten *b* — 3. ob ir villeycht noch vngedultiger wärt *b* — 7. zw weu sol ich — 8. in weltlich oder geystlich *NaABMDceiklmgg*[1]*fhn*; geystlich stant vnd ordnung *b* — 9. ich nym *b*; für in den [mich fehlt auch *b*]; schätz vnd wig *b* [schatze *b*] — 10. mit fleys mit sünden *b* [vnvolkumen bruchig vnd fehlt auch *b*]; vind ich *b* — 13. won vnd gelawb *b* — 13. 14. das dy ee sey gar ein reins gotlichs nest vnd wesen *b* [kume nimermere fehlt auch *b*] — 16. dy weyl ich lebet so wär mein leben *b* — 16. 17. wunsam fro vnd lustsam auch wolgemut *b* — 18. ainem solchem *b* [jeden fehlt auch *b*] — 19. zu stellen vnd zw trachten *α* [nach eren fehlt auch *α*] — 20. eren mit ere *AN* — 21. ir nit pitten; wann dy ist *b* — 22. 23. getrawen vnd gelauben *b* — 23. in stäten sorgen vi(!) [vil *b*] — 23. 24. von oberen landen *b* — 24. wol *α* [furste von vil selden fehlt auch *α*]; wol in *b* — 24. 25. mit so ainem [mit einem *α*] — 25. 26. aufgeregkten — 26. alle tag dangken *α*.

XXVIII. Kap. 4. vber mass [massen *α*] — 5. vngetzurent — 6. gevangknüs — 9. röstfeylen — 10. webeibter — 11. slangen alle tag *b* [alle tag in seinem hause fehlt auch *b*] — 11. 12. alle tag begert si man zw werden *b* — 13. wil er hin *b* — 15. smaigken — 16. 17. angeporen ist sy; krangk zw arbayt *CONa* — 17. dartzw wild vnd zam — 18. wann sy wil vnd des bedarf — 21. ir zw wenig *a* — 22. ichtz von ir — 23. ainen drägselstuel — 24. 25. ein man *ABHCONa* — 25. mittel haben *CONa* — 27. dennoch — 27. 28. kain mittel alle tag [schedelich — ie fehlt wie *COaK*] — 28. alle tag hat er newe *CONa* — 29. fremde murfeln *CONa* [aufsatzunge oder fehlt wie *CONa*] — 30. vnlustigen grawen [vnflat oder fehlt] — 32. des nachgeprechens sey alles vergessen — 33. schamen — 33. 34. schonten wir der pyder frawen nit *COa* — 34. von den vnpider weyben [von der vnp. w. *COa*].

XXIX. Kap. 2. 3. ewr vnuernuft frawen schendet [schennt *a*] — 4. den frawen smächlich [smelich *b*] — 5. maniges [manges *b*] — 6. mit salden; wenn weyb vnd kinder [weib *b*] — 7. kinder haben *hn*; das wenigist tail irdischer *b*;

salden — 8. 9. hat philosophia dy weys maysterin hingeleget Boetium [Bohecium *b*] den kunstreychen [kunstenlichen *b*] Römor *b* — 10. ain gezeug *b*; kain man *b* — 12. schons kewsch — 13. irdischer ewgelwayd *b*; so ain mandlichen *b* — 15. der gueten siten sampnung *b* — 18. aller missetat aüsseren *b* 20. zu ere *b* — 22. alle wesen *b*; wesen mit *b* [einen frumen man fehlt auch *b*] — 23. mit kurtzer *b* [one liebkosen fehlt auch *b*] — 25. pey waitz ratem; pey allerlay münß; pey weyb — 26. dennoch — 27. das [des *b*] glaubt mir herr tod *b*; haubtman [huptman *b*]; zu perg [vom *b*].

XXX. Kap. 1. für ein klas golds; ein horn *b* — 2. ain kysling; ain rubein [rubeyn *D*] — 2. 3. dy hewschawern — 3. den mausarn *b*; ain valken — 4. aber der vrsach *b* — 5. ist ist *b* — 6. des fleisch *COHB* — 7. des fleysch — 8. oder habe *b* [zu fehlt auch *b*]; hoffart — 9. 10. das guet pringt geytigkait [geizikeit *b*] ere bringt hoffart wollust pringt vnchewsch poshait vnd sünd *b* (das Dazwischenliegende fehlt wie in *b*) — 14. gar güctlichen *b* — 16. sey wir mit dir so ser bekumert (Wortst.) — 17. Priamum b — 18. vnd ain willen *b* — 19. enteinigten *C* — 19. 20. do wir paris vnd helenam vnd troy von kryechen zerstörten *b* — 21. vnd kayser *b* — 22. 23. den hurnein sewfrid — 24. dennoch sein wir [dennach *b*] — 25. do nw der gedultig Job *b* — 26. mer gedankt [zudanckt *b*] — 27. vnd alle *b* [du fehlt auch *b*] — 28. dennoch; allhye ain herr *b*.

XXXI. Kap. 1. oft ain man *b*; besunder *b* — 3. vnd doch nit ein *b*; gast (!) — 6. allhye ein herr *b* — 7. võ leben *a* [vom *b*] — 9. nw wol — 10. 11. in den himel *f* [dem *b*] — 11. nit kömen noch wonung gehaben; allen (!) den gueten g. — 13. auf der erden *b* — 14. darin [dor innen *b*] — 15. krachen *b* — 16. nyemantz — 17. vnd vnzuchtig — 18. sein geschaffen *b*; von angeng [von anbegiñ *b*] — 19. gezigen worden *b* — 21. das selbig *b* — 22. wie alle ding got beschaffen *b* — 23. ain end *b* — 24. ander weys [weisse *b*] — 25. auf vrkund *a* — 26. des himels lauf der planeten vnd *b*; erden von *b* [alle fehlt auch *b*] — 27. sich verwandeln *b*; wurkunge ewig sei [fehlt wie *b*]; mit ewer wankelrede [fehlt wie *b*] — 28. wolt ir — 28. 29. benemen vnd schregken *b*.

XXXII. Kap. 1. wann der — 4. well wir [wol *b*]; ain ende *a* — 4. 5. ir behandlung *b* — 8. das ebich [ebicht *b*] — 8. 9—12. in feures flammen — auf erden fehlt wie in *a* — 13. tuet nwn; ychtz guets; das tut er vmb das das er vns besorgt *b* — 15. weyb ir ere *b* [ir kind fehlt auch *b*]; alle ir vermügen — 17. der schadt nit — 19. geuild albem — 20. 21. durch zeytlichs guetz willen *b* (21—39. wie sie schechte — ie mer im widerwertigkeit fehlt bzw. erscheint wie in *b* gekürzt in Kap. 33 nach vngewitter) 21. slecht stollen [flecht oder slecht *A*] — 21. 22. grunt grueben *b*; durch graben — alle dinge lieb haben (23. 24.) fehlt wie in *b* — 24. holz felten *b*, gewant *b*; zeunen *b* — 25. chlegkten *b*; peltzen weingarten — 26. das erdtrich; das weinwachs *b*; zutun fehlt wie *b* — 27. gross hert viche [vische] — 28—38. vil knechte — in mancherlei widerwertigkeit fehlt wie in *b* — 39. irdisch gutz — 40. begegnet [begeinet *b*] — 41. wenn wo; ṽber es v'berling (!) [vrpflupfling *b* (!)] — 43. auch knecht *b*; mann vnd weyb [vnd auch *b*] — 44. gar wenig *b* — 47. orden oder stant *b* — 49. frid thw *b* [vnd fehlt auch *b*] — 52. den grösten *b*; den sterkisten *b*.

XXXIII. Kap. das XXXIII capitel *b*; in dem spricht got aws das vrtail des kriegs zwischen dem tod vnd dem chlager [das XXXIII. Cap. fehlt hier wie in *b*] — 1. 2. erkügker — 3. ruemet sich *b* — 4. [nach vngewitter folgt der Einschub Kap. 32 Zeile 21—39 gekürzt wie in *b*] — 4. 5. vnd ir yeglicher wolt in seiner wurchung der pest sein *b* — 6. erkugket *b*; macht gystig (oder gyftig); (Die Reihenfolge der Jahreszeiten ist: Lenz, Herbst, Sommer, Winter) — 7. er pringt — 8. vnd zeucht payde in städl vnd in keler vnd in dy häwser [zecbte beyde in stedel *b*] — 10. vnd vertreib *b*; dy gifttragenden *b* — 11. geweltiger [gewelter *b*] — 12. ewigklich

tut *b*; payd also *b* — 14. im wär *b* — 16. der klager chlagt *b* — 17. nit an sache *b* [gar fehlt auch *b*] — 18. 19. dyson müet dy aftertäding [muet die affterteiding *b*] — 19. dy weyshayt *b*.

XXXIV. Kap. das XXXXIIII. Capitel *b*; Da pitt der chlager für seiner hausfrawn [frawen *b*] sele vnd dy grossen roten puechstaben dy nennen den chlager [vnd fehlt wie in *b*] das capitel stet ein [eines *b*] gepets weys. (Das Weitere fehlt wie in *b*.) — 1. herr wunderhaftiger *b* — 2. almachtiger gaist — 5. in des kurfursten wal alle erwellung stet *b*; wol in wart (letzter Vertikalstrich des ursprüngl. geschriebenen 'im' durchgestrichen) — 6. 7. indruck — 7. allerhogsten forme *b* — 9. O (Initiale) *ONa*; das da nit enpfacht; da vervinstert — 10. schein von dem — 11. aller aller schein 13. in dem anbegynnen der welt *b* — 14. das ende *b* — 15. Hayle (Initiale) (*b*) an allen irschal — 16. bessers — bessers ist fehlt wie *b* — 18. beschawer [beschawerer *b*] — 19. vnd fäll [felle *b*]; satigung [setigung *b*] — 20. Sigil *b*; allerhogsten [hochstet *b*] — 21. armarey *b* — 22. menschen gedängken — 24. himlshof *b* — 27. (Nach Zeile 26 folgt der Abschnitt Zeile 48—61.) Initiale A [*b* Initiale nicht eingezeichnet]; aller siechen *N* — 27. 28. maister vater *b* [allein fehlt auch *b*] — 28. geschepf [geschopf *b*]; aller end [alle wege vnd fehlt wie *b*] — 29. mueter in der [leibe fehlt auch *b*]; gruft pilder *b* [selbmugender geleiter fehlt auch *b*] — 31. werch hassen *b* [aller warheit liebhaber fehlt auch *b*]; beloner *b* — 32. 33. einiger — weichen fehlt wie in *b* — 34. Initiale G; Got helffer; allen angsten B; vester knopf *M* — 36. weyser sachen *N*; worhaftiger — 37. wunnen störer [storer *HANa*] — 39. fewrer'einguß — 40. 41. aller dy zw dir rüeffen *Na* — 42. Initiale N (wie in *Na*); peystant *Na*; peywoner *Na* — 42. 43. aller dy in dich hoffen *aklm* — 43. nichte ichtz aws ichte nichtz — 44. aller weilwesen — immerwesen fehlt wie *Na* — 45. erkugker — 48. Initiale E [Initiale nicht eingezeichnet in *b*]; luterñ; rechtfarender margenstern — 49. dein kok *b* 50. erden closes *b* — 51. meres tremer *b* — 52. element temperirer — 54. mitpruchung *b* — 55. vnuersorgenlicher *b*; aller senftiglichster — schopfer fehlt wie in *b* — 58. Initiale S [Initiale nicht eingezeichnet *b*] — 60. weyser der pyn — 61. nächnen *b* — 62. Keine Initiale in Gut — 63. hawsfrawen; dy ewig rue — 64. dem schatten deiner flüg — 65. 66. dw genüget — 66. den wenigisten *Na*; laß hie herr — 67. dem reych; den saligen [ewigen fehlt wie *Na*] — 69. Keine Initiale in Mich; rewt mein liebe hawsfraw — 70. in der almachtigen — 71. ewigklich; darinn *M* — 73. Keine Initiale in Alles; fañ — 74. helft *NH*; saligklichen.

Es folgt in drei kürzeren Zeilen die Notiz:

> Das puech hat geben Christoff Rüether
> den erwirdigen frawen In vnser
> frawen tal zw volldepp.

Die Zugehörigkeit der Innsbrucker Hs., die nach dem Berntschen Schema mit Q bezeichnet werden kann zur Gruppe *a* bzw. zu b geht aus dieser Zusammenstellung mit wünschenswerter Deutlichkeit hervor. Aber die Besiehungen zwischen beiden Überlieferungen erscheinen noch enger dadurch, daß Q auch die meisten jener Eigenfehler von b aufweist, die von Bernt S. 99 aufgezählt sind. Ausgenommen sind davon nur folgende Lesarten:

4/16 kümt [kum *b*, kumpt *a*]; 13/19 ich brüef das [das das *b*, das *a*]; 18/10 mit *b*: regentropfen rechen; gegen *b*: visch raitten; 24/6 wer da well [wer der woll *b*, da welle *a*]; 25/14 als ir dann sprecht [da *b*, dann *Na*]; 32/43 mann vnd weyb [manne vnd auch weib *b*]. Die Lesart 27/23 in stäten sorgen vi [vil *b*] ist ein Schreibversehen.

Anders verhält es sich beim Vergleich der nur sprachlichen Abweichungen und Druckversehen von b. Hier zeigt Q nur wenige, aber immerhin bemerkenswerte Übereinstimmungen mit b, und zwar:

7/6 ymmer mer; 27/13 won; 29/4 smächlich [smelich *b*]. Nach Bernt ist die Lesart von *b* durch falsche Auflösung der Abkürzung schēlich, die in *a* als richtige Lesart steht, entstanden. Nun findet sich dieselbe Auflösung auch in *Q*. 29/6 weyb; 33/6 erkugket; 34/20 sigil; 34/21 armarey.

Indessen kann auf Grund dieser Übereinstimmungen von einer direkten Abhängigkeit der Hs. Q von b nicht die Rede sein, wenn auch der Fall, daß damit ein Druck abgeschrieben worden wäre, mit Rücksicht auf die hohen Preise der Bücher in jener Zeit wohl im Bereiche der Möglichkeit läge. Wie mehr oder minder alle Hss., zeigt aber auch Q eine Anzahl von eigenen Lesarten, die in keiner anderen Überlieferung wenigstens bisher zu finden sind, und zwar:

1/9 mere wasser perg; 1/12 vnwyderpringlichisten; 2/5 lutmer; 2/17 immer fehlt; 3/9 wüete zürn vnd chlag (Wortst.); 3/11 wunnpringenden rewtt; 3/16 hōn an vnterlos; 4/3 höflich; 4/7 der dritt der dreyvndzw.; 4/16 kümt; 7/14 recht zuslachen; 7/15 gutz nachsagen; 8/6 vnd ausziechen; 8/8 wir des ersten; 8/15 narung dy wurd; 9/9 lieb was sy mir; 9/12 guet alles g.; 9/14 so fehlt; 9/16 von aller; 9/18 hab begabet; 9/24 hab erkant; 10/3 in vermischung; 10/14 allenthalben fehlt; 11/6 aws dem syn; 12/5 abhäwdig; 12/7 frumen fehlt; 13/5 weisheit gezucket fehlt; 13/7 wunnen verrütter; 13/25 himlischer schepfer; 14/17 pis wir rawmen; 15/12 zw weu ir doch gesetzt wärt; 15/22 das züchtig dann das vnzuchtig; 16/14 sichtig auch (vnd fehlt); 16/22 man fueret; 16/23 tengken hant; 16/37 züchtig; 18/5 mit tailet; 18/6 allen den g.; 18/9 vnd fehlt: 19/14 vnd fehlt; 19/7 nye kainem; 20/9 leytkauff; 21/16 ain gmachl; 21/18 ob des nit; 23/14 bis fehlt; 24/8 des mag; 24/13, 14 spuckzuber; 24/16 harmrugkh; 24/30 Esel bedorf; 25/1 pfuy; 25/16 sy zu mal; 25/35, 36 do smackes; 26/9 hilft nit do mit (Wortst.); 27/7 zw weu; 27/21 nit pitten; 28/5 vngetzurent; 28/16, 17 angeporen ist sy; 28/17 wild vnd zam (Wortst.); 28/18 wann sy wil vnd des bed.; 28/30 vnflat oder fehlt; 28/32 des nachgeprechens sey alles vergessen; 29/27 zu perg; 30/16 sey wir mit dir so ser bek. (Wortst.); 31/3 ein gast; 31/11 allen den; 31/17 vnzuchtig; 32/25 peltzen weingarten; 32/41 v'berling; 33/6 Reihenfolge der Jahreszeiten: Lenz, Herbst, Sommer, Winter; 33/7 er pringt; 33/8 vnd zeucht; 34/34 Got helffer; 34/39 fewrer'einguß; 34/48 luterñ; margenstern; 34/52 temperirer; 34/63 hawsfrawen; 34/65, 66 dw genüget; 34/66 laß hie; 34/69 liebe hawsfraw; 34/70 in der almachtigen.

Aus diesen Eigenfehlern ist für die Klärung der Frage nach der Vorlage von Q nicht viel zu entnehmen. Die Lesart 34/34 Gothelffer für Nothelfer ist nur dadurch zu erklären, daß in der Vorlage die Initiale N nicht vorhanden, wahrscheinlich aber der Raum dafür freigelassen war, so daß der Abschreiber falsch ergänzte. Das trifft bei B zu, die aber als spätere Hs. nicht in Betracht kommt und überdies einem anderen Zweige der Überlieferung angehört. In M (DI), die ebenfalls dem Zweige β angehören und zum Teil jünger sind als Q, fehlt die Initiale. Der Abschreiber hat zweimal, und zwar 14/17 und 17/21 für h der Vorlage b gelesen und dieses nach seinem Gebrauch mit p wiedergegeben, es lag ihm

also wohl eine Hs. vor und kaum ein Druck. Denn in diesem Fall wäre eine zweimalige Verlesung solcher Art nicht gut zu erklären. Die Möglichkeit, daß der Bamberger Druck b die Vorlage war, muß also trotz der zahlreichen Übereinstimmungen auch in den Eigenfehlern von b abgelehnt werden.

Einige merkwürdige Übereinstimmungen zeigt Q mit GF z. B. 3/7 salbenhaft; 7/18 das dayg; 8/4 irer behandlung; 12/9 icht; daneben aber 20/22 geuallend; 21/21 aynsten; 22/3 der tod ertötten auffallenderweise mit A, die dem Zweige β angehört. Bernt hat S. 100 f. auf solche Übereinstimmungen, die auch zwischen a, b und einer Hs. von β vorhanden sind, hingewiesen und das Verhältnis von a, b zu GF S. 103 ff. eingehender behandelt.

Bernt hat S. 92 ff. nachgewiesen, daß b eine Überarbeitung des Druckes a darstellt und daher eine engere Gruppe des Zweiges α bildet. Die Eigenfehler dieser Gruppe sind S. 92 f. verzeichnet, und ein Vergleich ergibt, daß alle mit Ausnahme von 31/18 auch in Q vorhanden sind. Ja, sogar in dem größeren Teil der ausschließlich a, b gemeinsamen sprachlichen Abweichungen stimmt Q mit diesen beiden Drucken überein. Nur in 25/18 hübschtes; 30/9 geytigkait; 32/40 begegnet; 32/41 v'berling; 34/38 jäger und 34/58 enspriessen weicht Q von a, b ab. Dagegen aber hat Q keinen einzigen der auf S. 93 verzeichneten Eigenfehler mit a gemeinsam.

Bei den engen Beziehungen von Q zu b einerseits und anderseits bei der Gemeinsamkeit der Eigenfehler von ab und Q und schließlich bei der Sonderstellung der Eigenfehler von a ergeben sich nun m. E. die Möglichkeiten, entweder daß eine Hs. *x die Grundlage bildete für den Druck a und eine Bearbeitung *y mit mehr bair. Sprachcharakter, aus der dann der Druck b und die Hs. Q hervorgingen oder daß auf den Druck a eine Hs. zurückgeht, die die Vorlage für b und Q bildete. Die erstere Annahme scheint mir die wahrscheinlichere, die direkte Ableitung von b und damit auch Q aus a wird sich nicht halten lassen.

Da der Druck b nicht vollständig erhalten ist, besteht bei der nahen Verwandtschaft mit Q die Möglichkeit, seine Lücken zu ergänzen, und durch den Wert, den b für die Textgestaltung hat, wird auch der von Q für die Lücken von b bestimmt. Q weist auch in diesen Abschnitten, die b nicht überliefert, naturgemäß mehr Eigenfehler auf, etwa der vierte Teil von den insgesamt vorhandenen entfällt auf diese Stellen. Das Verhältnis von Q zu den übrigen Vertretern der Gruppe α bleibt auch in diesen Abschnitten das gleiche wie sonst, in den meisten Fällen besteht eine Übereinstimmung mit α.

Bernt hat S. 56 und 97 den Gesamtcharakter der Sprache von b als fränkisch bezeichnet und bair. Färbung festgestellt. Zum Vergleich auch in dieser Hinsicht mögen hier noch einige kurze Be-

merkungen über die Sprache von Q folgen. Sie zeigt kein einheitliches Gepräge, und bei den mannigfaltigen Beeinflussungen der Schriftdialekte in der damaligen Zeit ist es nicht immer möglich, auseinanderzuhalten, was dem Schreiber bzw. Bearbeiter, der Schreibtradition und der Vorlage angehört, zumal wenn diese nicht genau bekannt ist. Immerhin erscheint nach meiner Ansicht der obd. und zwar bair. Grundcharakter der Sprache in Q zweifellos.

Im Anlaut der Stammsilben wird für germ. b überwiegend p geschrieben, z. B. pöser, pillichen, gepurd, pist, piern (Birnen) usw. Das gilt besonders in der Stellung vor Vokal, aber auch vor Liquiden ist die Schreibung p vorherrschend, wenn b hier auch etwas häufiger ist als vor Vokal, z. B. prunne (Brunnen); pringen neben brüefen, bringen, also ohne Konsequenz. Das Präfix be- ist fast ausnahmslos mit b geschrieben, nur einmal findet sich peleybest. Dieses p, das mit der gleichen Inkonsequenz, wie es hier verwendet wird, in der kaiserl. Kanzleisprache sehr beliebt war und sich bis in die zweite Hälfte des 16. Jh.s hielt, erscheint heute noch in ziemlich weiten Gebieten des Südostens (Schatz, Tirol. Ma. S. 15; Lessiak, Ma. v. Pernegg).

Auch die im Bair. bis zum Ende des 16. Jh.s ziemlich häufige Schreibung b für w findet sich hier z. B. büetund (wütend); burtzen neben wurtz; inl. albeg. Seltener ist der umgekehrte Fall der Schreibung w für b in wegeret, wehendigkait, auffallend sind die Formen webeibter neben beweibter und wist gegenüber sonst gewöhnlichem pist. Bernt hat S. 97 eine Anzahl von teilweise mit diesen übereinstimmenden Beispielen mit demselben graphischen Wechsel verzeichnet, so daß er möglicherweise auf *y zurückzuführen ist; in a findet er sich nicht.

Ähnlich sind die Verhältnisse für anl. germ. d, das fast stets als t erscheint, z. B. tichten, tummer, tunkl usf.; es ist auch im Inl. nach l, n häufig wie in gedultig, alter, spenter, vnter, verpunten, lebentigen neben lebendigen usf., was gleichfalls auf das bair. Gebiet weist.

Höchst mannigfaltig ist die Wiedergabe der Entsprechung von germ. k. Es wird dafür k, ch, c, ck, kh und gk geschrieben, und zwar im Anl. in der Regel k außer vor l, wo gern die Schreibung c oder ch verwendet wird, z. B. chlager, clagst, chlain neben clain, clayden usf. Es wird kaum anzunehmen sein, daß hier eine Verschiedenheit in der Aussprache bezeichnet werden soll gegenüber jener vor Vokal, da vor Vokal und r, n kein Unterschied gemacht wird. Im Inl. ist besonders nach r die Schreibung ch beliebt, wie häufig in wurchen, werchstat usf. Auch kh in starkhen, k in merk, gk im Fremdwert zirgklmass kommt vor, nach l in kalch, aber valk, walktrog u. a., nach n erstinkhet, tranck, krangken. Die häufige Schreibung kh, ch ist wohl als Bezeichnung der Affrikata aufzu-

fassen, ch nach l, r vielleicht als Spirans (Schatz a. a. O. S. 14). Auch die wgerm. Geminata wird mit denselben Zeichen wiedergegeben, doch überwiegt hier gk. Eigentümlicherweise wird aber auch in mügklein der Guttural so bezeichnet.

Als ch wird regelmäßig auch die Vertretung von germ. h im Inl. und Ausl. nach Vokal geschrieben, z. B. beschechen, ausziechen, viche, geschäch usf. In Nordtirol unterscheidet sich heute die Entsprechung für germ. h, soweit sie als Spirant erscheint, nach Schatz (a. a. O. S. 21 f.) als Lenis von der Fortis für germ. k. Vor s erscheint der Spirant als g, z. B. hogsten, wodurch die Aussprache als Verschlußlaut bezeichnet wird.

s vor Kons. ist mit einer einzigen Ausnahme, nämlich beschlossen, die sicher die tatsächliche Aussprache wiedergibt, stets der Tradition gemäß als s geschrieben, z. B. swarz, snell, slunt usf.

Die Auslautverhärtung findet in der Schreibung beim dent. und gutt. Verschlußlaut in zahlreichen Fällen Ausdruck, und es wird dadurch d zu dt oder t, g zu gk oder k, z. B. abgrunt, wint, lant, frömdt, langk, dingk, lasterpalk usw. Für den lab. Verschlußlaut enthält die Hs. kein Beispiel mit Verhärtung. Wie die meisten übrigen Lauterscheinungen ist auch diese nicht konsequent bezeichnet, und Schreibungen wie pflueg, perg, veind, moned (Monat) stehen neben den vorerwähnten. Seltener ist die Verhärtung im Ausl. erster Kompositionsglieder zu beobachten wie etwa in hantwenden; jungkprunn u. dergl., wie sie im Obd. noch im 16., teilweise sogar noch im 17. Jh. in der Literatur begegnet. Die Aussprache des ausl. g als Affrikata ist heute in Nordtirol in einigen Seitentälern des Inntals noch üblich und in diesen Ma., die auch sonst viel Altertümliches bewahrt haben, mit ausl. k zusammengefallen. Auf die ehemals weitere Verbreitung dieser Aussprache hat Schatz (a. a. O. S. 17) aufmerksam gemacht. Diese Eigentümlichkeit ist jedoch auch in der Sprache der kaiserl. Kanzlei häufig vorzufinden.

Was den Vokalismus betrifft, so ist der Charakter der Mischsprache hier ebenso ausgeprägt. Die Diphthongierung von î, û und iu ist in den Tonsilben konsequent durchgeführt, und zwar durch die Schreibungen ei, ey bzw. au, aw und aẅ, ew, eu, aü wiedergegeben. Die Schreibung ei, ey für î entspricht nicht den tatsächlichen Sprachverhältnissen im Bair., sie ist sekundär zur Scheidung des neuen vom alten ei durchgeführt, wie dies zum Teil schon unter Ludwig d. B. nachzuweisen ist. Das alte ei wird durchweg ai oder ay geschrieben, nur in wenigen Fällen, die insgesamt Formen des unbest. Art. sind, kommt daneben auch die Schreibung ei vor. Auch in zusammengesetzten Wörtern, in denen beide ei erscheinen, ist die Unterscheidung durchgeführt, z. B. weyshait, laydvertreib usw. Dâs Kontraktions-ei wird wie das alte ei behandelt, z. B. mayde, tayding, nur einmal erscheint, jedenfalls unter fremdem Einfluß, die

Schreibung aftertäding. Die Diphthongierung von î ist auch in Fremdwörtern eingetreten, z. B. paradeys, rubein, aber unterblieben in erdtrich, indruck; neben pyn (Biene) erscheint einmal die bair. Form peinstokh. î der Nebensilben ist mit Ausnahme des Dim.-Suffixes -lein nicht diphthongiert, der Diphthong in hurnein sewfrid ist im Eigennamen anders zu beurteilen.

Der obd. Diphthong mhd. uo wird meist ue geschrieben, der Umlaut dazu üe. Nach dem in der habsburgischen Kanzlei üblichen Verfahren sind aber vielfach unmittelbar daneben die einfachen Vokale u, ü nicht selten, die Bezeichnung des Umlautes ist sehr unregelmäßig. Anders verhält es sich bei mhd. ie, wofür fast ausnahmslos der Diphthong ie geschrieben wird. Die Ausnahmen werden wohl als Schreibfehler anzusehen sein. Im Anlaut dagegen kommen die Schreibungen ye neben y in yeglichen, yder usw. nebeneinander vor. Auch dies entspricht dem Gebrauch der kaiserl. Kanzlei.

Ahd. â erscheint nur in wenigen Fällen als o, z. B. worhait, worhaftiger, vnterlos, mon, moned, daneben stehen aber auch Formen mit a, in der Sprache war im Bair. die Verdumpfung schon längst eingetreten. Die bair. Form stram für mhd. strôm, stroum, die schon mhd. auch mit â erscheint, ist zweimal verwendet.

Mhd. ou hat entsprechend mhd. ei die Bezeichnung au oder aw, der Umlaut dazu ew, ist also mit der Schreibung für mhd. iu zusammengefallen. Daneben erscheint jedoch in eyglwaid, eyglein die Entrundung, die bei den übrigen Vokalen nur vereinzelt Ausdruck gefunden hat, z. B. wirdenlos, allerwirdigister, betriegnüs, leben (Löwen); ausreytten (ausreuten) usw. Eine Konsequenz ist jedoch auch hier nicht vorhanden, doch weisen diese Fälle immerhin auf bair. Gebiet.

i und u sind vor Nas. gewöhnlich nach obd. Weise erhalten in sunn, wunn, sunst, kunig, frumm, bringen, prinnt (brennt) usw., wo das Md. im allgem. e und o aufweist. Eigenartig und zweifellos nicht bair. Herkunft ist die Form scheff (Schiff).

Der Umlaut von u und o ist durchaus unregelmäßig bezeichnet, der von a und a wird durch ä und e wiedergegeben, aber auch für ë wird häufig ä geschrieben.

Von der Apokope des ausl. e ist in weitem Umfange Gebrauch gemacht, was der Sprache eine starke obd. Färbung gibt, der ausl. Vokal ist nur selten erhalten. Aber gegen den obd. Gebrauch ist die Synkope des e in den Präfixen be- und ge- nur verhältnismäßig selten durchgeführt. Es wird auch in bezug auf diese Erscheinung Einfluß der kaiserl. Kanzlei anzunehmen sein. Kontraktionen von Wortformen nach Synkope eines e wie z. B. ratt (ratet), wert (werdet), redten usw. sind überaus häufig. Auffällig ist dagegen, daß mhd. iu in der starken Adjektivendung im Sg. Fem.

einigemal als ew erscheint, z. B. schäntlichew, andrew mär, allew usf. Dieses iu hat sich besonders im Obd. lange in voller Form erhalten.

In der Verbalflexion ist im st. Prät. der Ablaut fast ganz beseitigt, nur in wenigen Beispielen der ersten Kl. zeigt der Sg. noch ai bzw. ay, in einigen der dritten Kl. der Plural u. Auch Spuren des gramm. Wechsels sind noch zu belegen in den Formen auszoch, gezigen, häufig in was: waren; der Rückumlaut ist nur durch die Form gesatzt vertreten.

Das i der 1. Ps. Sg. Päs. Ind. der st. Vba. 2.—5. Kl. ist wie auch im Imp. nach obd. Weise bewahrt, z. B. ich wig, siech, gerich usw., ebenso die iu-Formen der Verba 2. Kl., z. B. verzeuch, zewcht, vmbsleust usf. Die Endung der 3. Ps. Pl. Präs. lautet meist -en, vereinzelt -ent. Im Bair. ist -en seit dem 13. Jh. nachweisbar, doch hält sich -ent noch bis ins 15. Jh.; dem entspricht auch das Verhältnis in unserer Hs., die kaiserl. Kanzlei verwendet -en. Als Endung des Ptc. Präs. kommt einigemal wie nach Bernt S. 97 -und vor, z. B. vallunden, büetund u. dergl. Diese Bildung, die dem Bair. eigentümlich ist, hat auch in die kaiserl. Kanzleisprache Aufnahme gefunden.

Aus der böhm. Kanzlei stammt wohl die Verwendung der Präfixformen zu-, zw- für zer-, wie sie hier in zurissen, zuestieben usw. erscheinen, der kaiserl. Kanzlei entspricht die Verwendung des Superlativsuffixes -ist und des Suff. -nus, -nüs. Für stehen finden sich nur zwei Beispiele mit a-Formen, für gehen nur e-Formen. Die Ma. dringt hervor in den häufigen Formen nit, die neben nicht erscheinen, ebenso in der bair. Form tengk für link, die nur in der Innsbrucker Hs. vorkommt, wie auch in der Form krumpen für krummen mit unterbliebener Assimilation des lab. Verschlußlautes.

Im großen und ganzen zeigt also die Sprache den Charakter der kaiserlichen Kanzleisprache unter Friedrich III. Die wenigen dialektischen Erscheinungen, unter denen naturgemäß jene besonderes Gewicht haben, die nur der Innsbrucker Hs. eigentümlich sind, deuten auf die Entstehung der Hs. im bair. Gebiete hin, und hier kommt wiederum am wahrscheinlichsten Südbayern oder Nordtirol in Betracht. Wie die Eigenfehler, die Q mit b gemeinsam hat, werden auch verschiedene sprachliche Eigentümlichkeiten, die beiden Bearbeitungen zukommen, auf die Vorlage *y zurückzuführen sein, deren Sprachcharakter auch bairisch gewesen sein wird. Es kann nicht entschieden werden, ob nicht auch einige sprachliche Erscheinungen, die Q nach Bernts Zusammenstellung S. 97 mit a gemeinsam hat, wie etwa antwurten, das neben antworten erscheint, und vielleicht auch das e in scheff, über *y auf die fränkische Fassung *x zurückzuführen sein werden. Jedenfalls lassen sich diese Möglichkeiten sowie die sprachliche Eigenart von Q zwanglos mit meinem oben angeführten Verwandschaftsschema von a, b und

Q vereinbaren. Der enge Zusammenhang von Q und b einerseits und anderseits der Abstand beider von a wird auch durch die Sprachbetrachtung deutlich erwiesen.

Es war vorauszusehen, daß eine sprachliche Untersuchung des Textes für eine genauere Datierung der Entstehung der Hs., als sie der ehemalige Besitzer in der Notiz auf dem Vorsteckblatte gab, keinen Anhaltspunkt bringen werde. Man wird indessen nicht weit fehlen, wenn man sie ungefähr in die Zeit der beiden Drucke a und b, also in den Anfang der sechziger Jahre des 15. Jahrhunderts verlegt. Es wird kaum anzunehmen sein, daß Christoph Rüether die Sammelhs. eigens zum Zwecke eines Geschenkes für das Kloster Maria Thal anfertigen ließ, wenn auch diese Möglichkeit natürlich nicht zurückgewiesen werden kann. Auf jeden Fall ist aber diese Hs. ein neuer Beweis für die außerordentliche Beliebtheit, deren sich die Dichtung im bair. und alem. Gebiete erfreute.

Innsbruck. L. Jutz.

Richard Tuke, 'The Soul's Warfare' — ein Endglied der Moralitätenentwicklung (1672).

Otto Francke in Weimar, das verdienstvolle Vorstandsmitglied der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, erkannte zuerst die Bedeutung dieses Stückes, das die Nachschlagewerke der englischen Literatur übergehen, und nahm davon in Oxford eine Abschrift, die mir durch A. Brandl zugänglich wurde. Die Gattung der Moralität, im England des 15. Jh.s reich vertreten, vegetierte noch in der Zeit Shakespeares als comedia vetus fort und erlebte, wie sich u. a. aus vorliegendem Stück ergibt, eine gewisse Nachblüte gegen Ende der Stuartzeit, als die Allegorie noch einmal durch Bunyan mächtig in den Dienst der Ethik gestellt wurde. Dann verstummte sie, um erst 1866 durch Kardinal Newman wieder erweckt zu werden, der im 'Dream of Gerontius' das Hintreten der abgeschiedenen Seele vor den Richterstuhl Gottes schilderte. Diese Dichtung, an sich schon ergreifend, wurde den Engländern noch besonders in den Lichtkreis der Aufmerksamkeit gerückt, als sich ein Exemplar davon in der Tasche des umgebrachten Gordon zu Khartum fand (1885). Bald darauf erlebte die stoffverwandte alte Moralität von 'Everyman' auf eigens hierzu geschaffener Volksbühne eine Auferstehung; ihr überraschender und dauernder Erfolg griff weithin auf das Festland über. Das Werk von Tuke bildet in dieser Entwicklungsreihe ein Zwischenglied, das nach mehr als einer Hinsicht Beachtung verdient.

Zwei Exemplare davon liegen in Oxford, das eine mit dem obengenannten Titel in der Sammlung Mal(one) 166; das andere mit der Überschrift 'The Devine Comedian' trägt die Bezeichnung Mal. 76. Beide Ausgaben sind im übrigen identisch, stammen aus demselben Jahr und demselben Verlag und unterscheiden sich nur dadurch, daß in der zweiten der Verfasser genannt ist, von dessen Namen man in der ersten nur die Anfangsbuchstaben am Schluß der Widmung findet. Zu London im Britischen Museum liegen auch zwei Exemplare, aber beide nur von der erstgenannten Ausgabe. Das Stück ist danach seinerzeit doch mehrfach verlangt worden.

Den Namen des Dichters sucht man im DNB vergebens. Glücklicherweise deutet seine Widmung einiges über sein Leben an. Sie wendet sich an Mary Rich, Gräfin von Warwick (1625—78), die eine sehr religiöse Dame war und ein Tagebuch hinterließ, voll Mystik und frommer Seelenerlebnisse (Ms. Addit. 27351—8), dessen umfängliche Bände ich mit Enttäuschung durchblätterte, weil sie über Tuke und dessen Werk nichts enthalten. Neben ihr nennt der

Dichter noch ihren Bruder mit besonderer Hochachtung, und dieser, Robert Boyle (1627—91), ist interessanter. Er war Naturforscher, Mediziner und Theologe und gewann durch seine Veröffentlichung 'New experiments physico-mechanical' 1660 so viel Ansehen, daß man ihn ernstlich zum Präsidenten der Royal Society kandidierte; nur weil er Gewissensbedenken gegen den hierzu erforderlichen Eid hatte, wählte man ihn bloß zum Vorstandsmitglied. Obwohl überzeugter Experimentalforscher, betrieb er zugleich Bibelstudien, wozu er Hebräisch, Chaldäisch und Syrisch erlernte, und verfaßte ernste moralische Essays. Der Schatten dieser Persönlichkeit hauptsächlich liegt auf Tukes dramatischem Versuch.

Gegenstand der Darstellung ist die mehrmalige Versuchung der menschlichen Seele durch Profit und Pleasure; Caro und Reason; die fünf Sinne; Slander, Poverty und Sickness; dann ihr Übertritt ins Jenseits. Dies klingt sehr theologisch, besonders weil Reason als Versucher sich betätigt; aber der Name der Seele ist Empirea, was zu Boyles naturwissenschaftlicher Richtung stimmt. Unterstützt wird die Seele zunächst nur durch Faith; erst gegen Ende stellen sich auch Hope und Charity an ihre Seite, und letztere Gestalt, die Vertreterin der guten Werke, folgt ihr auch als einzige Begleiterin hinüber. Faith und Hope bleiben zurück, um andere zu stärken. Die Verwandtschaft mit den älteren Moralitäten ist dabei nur eine allgemeine; Tuke hält sich weder an den Typ des 'Prudentius' mit der zweimaligen gelungenen Versuchung, zuerst in der Jugend und dann im Alter, noch an den von 'Mankind' (Brandl, Quellen d. weltl. Dr.) mit der zuerst abgewiesenen und dann siegreichen Versuchung, mit soviel Genauigkeit, daß man ihn mit einer bestimmten Vorlage in Verwandtschaft setzen könnte. Ebensowenig verbinden ihn konkrete Motive mit dem Typ vom sterbenden Sünder. Aber der Kampf um die Seele, der auf der einen Seite böse Mächte und auf der anderen gute Mächte zusetzen, ist doch derart ausgeprägt, daß man die Zugehörigkeit seines Werkes zur Moralitätengattung nicht bezweifeln wird.

Der philosophische Kern der Dichtung ist am deutlichsten in den Reden von und an Reason zu entdecken. Die Vernunft erhebt den Menschen über das Tier, vermag aber nur so weit zu führen, bis die Grenze der geistlichen Wahrheiten beginnt. Wenn die Vernunft überhaupt uns führen könnte, so hätte sie uns den Sündenfall ersparen müssen; indem sie dabei versagte, hat sie sich selbst zur zweiten Rolle verurteilt. Die Offenbarung ist ihr in allen theologischen Dingen überlegen; daher hat auch der Naturforscher an Hölle und Himmel nicht zu zweifeln. Diese Gedanken zu verbreiten und nachdrücklich zu verfechten war deutlich die Absicht des Dichters; von der Form der Moralität hat er nur so viel beibehalten, daß sein Traktat eine künstlerische Belebung gewann.

The Souls Warfare.

Comically digested into Scenes acted between the Soul and Her Enemies,

Wherein she cometh off Victrix with an Angelical Plaudit[1].

For we wrestle not against Flesh and Bloud, but against principalities, against Powers, etc. Ephes. 6. 12.
Quomodo fabula sic vita, non quam diu sed quam bene acta sit refert, — tantum bonam Clausulam impone. Seneca Epist. 78.

London.
Printed by S. G. for Allen Bancks, at the Signe of St. Peter, at the West end of St. Pauls 1672.

To
The Right Honourable and no less vertuous
MARY
Countess of Warwick

Madam,

I Am sensible, that it is a great presumption in me, being an Obscure Person, and altogether unknown to your Honour, to prefix that illustrious Name of yours to this mean undertaking which has been already celebrated to the world, in the workes of your Honourable Brother, whose Learned Pen can give an immortality to anything it mentions. But to render my attempt herein, if not warrantable, yet the more excusable; I must say that my chief design herein, was an Essay of gratitude towards your Honour, as a poor acknowledgment of your favours, towards some, the nearness of whose relation to me hath reflected a great part of the Obligation, upon myself, and rendred me your Debtor. And under this Character, I am bold to offer these fancies to your Honours Patronage, as a Testimony to the World, of that real Esteem and reverence the Author of them bears to your admired vertues. The following lines were the unripe fruits of a youthfull fancy, and the divertisements of idle houres. They are innocent and harmless, And that's the best I will say of them. Recommending them to your Honours gracious acceptance from

Madam
Your Obliged Servant and Honourer, R. T.

Dramatis Personae.

Empirea, the Soul.
Cosmus, the World.
Profit, Pleasure } her two Minions.
Satan,
Lust,
Caro, the Flesh.
Reason, Privy Cousellor (sic!) to Empirea, but disloyal.
Scandal, Poverty, Sickness } Castigators.
Faith, Hope, Charity } the three Theological graces, and Attendants to the Queen Empirea.
Visus, Auditus, Olfactus, Tactus, Gustus } the five Senses.

---

[1] Bis hierher lautet der Titel in der Fassung Mal. 76 wie folgt: 'The Divine Comedian or the Right Use of Plays improved in a Sacred Tragy-Comœdy. By Rich. Tuke.' — Alles übrige wie in Mal. 166 und in den Londoner Exemplaren.

PROLOGUE.

The Life of Man's, a Tragi Comedie,
Varied with Scenes of sorrow and delight,
The World's the Scene and we the Actors be,
Angels Spectators, that behold the sight.

The prologue to it, is an Infant's Cry
(S'our first Scene beginneth Tragical,)
The Epilogue unto this Tragedie,
A dying grone, Tears, and a passing Bell.

The Comick part thereof, a Scene or two,
Of Mirth and Laughter, in our frolick Youth,
Attend still with far more Scenes of Woe,
And sadness; those are fictions, these are truth.

Heav'n gives the Plaudit, when the Act is done,
Or else explodes it if 'tis done amiss,
Or Life, or Death, Damnation, or a Crown
Of Glory the reward of acting is:
He acts his part unto the Life indeed,
To whom Heavn's Plaudit, shall his Act succeed.

The Souls Warfare.

Actus primus Scena prima.

Empirea, Cosmus, Profit, Pleasure,
drest like pages

Cosmus[1]: HAil fairest Queene!
Empirea: who's there, the World?
Cosmus: Tis I,
Madam your humblest servant, that am come
out of that Love and Duty that I beare
unto your Sacred Person, to present
Two of my faithfull Servants, to attend 5
and wait upon your Highness:
Empirea: Pretty Lads,
What call you them?
Cosmus: This in the Sarcenet suite
of divers Colours, and a swelling Plume
of Ectritch-Feathers dancing on his Beaver,
is called Pleasure; that same other in 10
a Robe thick laid with Gold, whose shining lustre
outvies the Prince of Day in all his glory,
is Profit; t'one a merry wag, and will
defend you from the mind-afflicting Charmes
of Melancholy, that same Peevish Fiend, 15
Hee'l strew your ways with Roses, you shall ly
on beds of Violets, and shall surfet too
on Aromatick sweets: boths Heaven and Earth
Shall yeild their daynties up, the Stars shall serve
to make you Jelly; and the Pearly dew 20
perfumed with the choice attracting spirits
Of Flora's Officine, shall every Morn
be for your morning drink; then shall he run

[1] Die ausgesetzten Personennamen sind im Original gekürzt.

into the Indies, and thence load himself
With richest spices to perfume the Air 25
When you shall walk abroad; Each morning he
shall wait upon you with a Heav'nly Noise
of rarest Musique, whose sweet harmony
shall pass that of the Spheres, and fill you full
of joyfull extacies; Green shades bestrew'd 30
with Natures verdant Plush, and thickly lac'd
with various colour'd flowers: shall please your eyes
and bless your smelling too: then will he lead
you on your gentle Palfrey to the Park,
Where you shall follow brave Acteons mates 35
over the flowery Lawnes, and Christal springs
after the light-foot Deer, till they shall fall
down Captive at your feet: then against your
returnrn (sic!), shall he new dress him in a Banquet
or when you would be private, he shall read 40
sweet Amorous Sonnets to you; such as are
Great O v i d s bucksome Elegies: and then,
when as the Sun has in his Western Bed
shrouded himself and left his guard of Stars
to watch the slumbers of the universe: 45
he'l lead your sences into Pleasant Dreams,
With the sweet lullaby of pleasant songs
from fairest Virgins such as H e l l e n was
or rather such as that same Quintessence
A p e l l e s drew, and who shall likewise mix 50
their amorous songs, With honyed balm of Kisses,
prest on the Cherrys of their yeilding lips;
so shall he entertain you all the night
Feasting your Grace with pastime and delight.
This other Youth, whose Visage altogether 55
is not so pleasing, but does seem to look
with a severer, with a graver aspect,
With eyes cast down upon his Mother Earth,
Born in A m e r i c a , where in the Mines
he sometimes dwelt, but since the western World 60
has fetc'd him thence, and now he flourishes
in the most splendent Courts and Pallaces
of A s i a n and Europian Monarchies, he
now with his pleasing Arms intwining round
Great C a e s a r s B r o w e s , and makes his Majestie 65
look with a greater Grace; than they of old
did with their Lawrel Boughs. He is
a Counsellor to Kings; who will not dare
to enter upon anything, till they
have first consulted him, Tis he must raise 70
their legions for them, and the mettal is
that makes their Souldiers fight, and does inflame
their courages more than Drum, or Trumpet can;
He makes their Navies (like a S i l v a would
conquer the Ocean) cloud the unruly Main, 75
and spread themselves into these forreign Soiles,
that Fame her selfe nere knew, subduing all
the way they go, till all the World should stand
amaz'd at them, He alone it is,

that is the strength and sinews of the Land, 80
and does extend his divine influence,
into the darkest Corners of the Weal:
He tis that makes the great ones like to Suns,
each in his place, admired and adored;
That blazens forth their honourable Crests, 85
and decks their Names with reverence and esteem:
He is a comfort to afflicted ones:
and those afflicted persons, that have left
no Freinds nor comforts, he can in a trice
create them both: when they are deeply plung'd 90
in want or misery he helps them out,
When sad, he chears them, when imprison'd frees them,
When sick, he cures them, when in pains doth ease 'em.
'Tis for these glorious properties the World
adores him: People placing him in shrines 95
of well tan'd leather, built him temples of
hard Adamantine, time out-wearing mettal;
Worshiping him as God, of whom they find,
so much of good to Body and to Mind.
And now *(Great Princess!)* see this Glorious wight 100
that rules the hearts of them that over-rule
Great Monarchies here ready stand to beg
to be your Slave, daign him a Pages place,
Illustrious Queen! and in your Privy Chambe (sic!)
But let him wait, you'l find him diligent 105
and trusty. He shall fetch the Indian Mines
into your Coffers, fill your Cabinets
with Pearls, more rich than Cleopatra's draught
Priz'd at a kingdom, ——— this can Gold and more ——

Empirea: Nay, her's enough;
Base Sycophant, I do not like your wooing; 110
thinks't thou to trap a pure immortal Soul,
with such inferiour trifles? World, dost know
who 'tis I am? Is not my Royal Father
the Great Creator of the Universe,
and King of thee, and all the World beside? 115
Is not my Country Heav'n, of which I am
an heir, and where I have laid up a Crown?
Are not the Angels, whose pure beings are
Exempt from dross and grosser qualities,
Mighty and glorious, my attendants, and 120
shall I admit of Drudges, base born Slaves
to be about me? No, they are too foul,
too earthly, too impure: Thy worldlings may
think them welfavored, but I can discern
no fairness in them: as for Pleasure let 125
him go serve Swine, or tend the bearded Crew
that climb the Mountains; whose bruit natures may
require those kind offices that you
have profer'd to me, but an heir of Heaven
slights them as Dirt and Trash: let profit go 130
again for me, into those durty holes
from whence he came, or to such Earth-worm's fly,
as love like Swine to wallow in their Mire;
But let not dirty clay, burnished ore,

dare to appear before a Heaven-born-Soul 135
pure as the Stars: I will not be defil'd
with such base rubbish; my Choice faculties
will not away with their society,
Nor do I care they should then bear them hence,
I care not for their sight:

Cosmus: Madam you are 140
Ignorant of their worth, you do not know
what comforts they will prove, when you shall be
afflicted, or with pains, or loss of Friends,
or any other maladie, you'l find
no such hearty Cordials as Sir Gold 145
can then administer; But let me know
upon what ground is your displeasure founded.

Empirea: I need no Servitors, I have enough:

Cosmus: Store is no sore,

Empirea: But they'l prove sores to me,

Cosmus: Your reason for't,

Empirea: To tel you plain they are 150
too like their owner they'r too like to you.

Cosmus: Madam is that your thought?

Empirea: It is,

Cosmus: you may
Please to remember, I have not deserv'd
such usage at your hands, I did not think
you could be so ingratefull (parden me) 155
I say ungratefull, thus at last with scorn,
back to repay me those indulgencies,
whereby I have preserv'd you ever since
you were created; tell me, have not I
upheld thy being by my Elements, 160
have not I fed thee, cloth'd thee, hous'd thee, kept thee;
and more — but I forbear — you can't but know
how the whole Microcosm depends on me,
and yet thus to abuse my love and kindness — tis

Empirea: What is it?

Cosmus: High ingratitude. 165

Empirea: Thou art deceived, vain wretch, did ever I
receive such kindness at thy poisned hands?
Did I e're tast thy bounty? who a spirit,
am made unable ought to entertain
but what is likewise spiritual, these 170
Corporeal Elements, in me can no
reception find, my food is from above:
Coelestial *Manna*, food from heav'n, from whence I had
this being given, never to decay,
but by the same almighty power that did 175
Create me without other adjument
I live a life that never shall have end.
Then *Cosmus* cease to twit
me with those courtesies I nere receiv'd
and so farewell, I've other business 180
to mind, then your impertinencies.

Cosmus: Nay Lady:

Empirea: Sweet *World* forbear, indeed I cannot stay
I must to Court and you'l obstruct my way.

Scena Secunda.
Satan, Lust.

Satan: Great Founder of our Hellish Monarchie!
that by thy power could'st bright Lucifer
unhinge from his imperial Station,
spoil the great universe, and overthrow
the Lord of this fair Frame, with all the rest 5
of his Star — vying Issue; and thereby
inlarg'd the Confines of the infernal Crown.
There is great Potentate, a Beauteous thing
We call a Soul, of noble Progenie,
here boarding for a while upon this Earth, 10
and then bound for the Stars: now, we that are
Griped with envy, when we any see
but reaching thither at that glorious Crown,
that we have lost by our rebellion;
have left a while the other great affairs 15
of this our kingdom, and to feed revenge
have pre-ordained her a sacrifice,
unto the boyling anger of our breast:
and you Great Sir!
That of our Victor are become our Friend 20
and jointly labour with us to maintain
and hold up the joint-interest of our Realm
we must implore your aid — Shee's young as yet
and newly kindled and her bosom soft,
tis Virgin wax: and that will easily yield 25
to whatso'ere impression, let it bear
a Catalogue of thy infernal waiters,
let it be sullied, that what e're is good
may not be legible and then diffuse
thy Secret Poison into her, that may 30
spread into every Veyn and Arterie,
and make her foul to him that doth so much
desire to win her; nor meanwhile will I
be idle, but will dayly study how
to farther this our great design. 35

Lust: Illustrious Friend
Ere since the time thou gavest me a being,
and th'Universe had cause to spend a curse
in my behalf, and since the time that we
brought down great Anthropos to that estate 40
whereto a while before, Nemesis had
condemned you: we have made it our design
to inlarge the limits of our newfound kingdom:
Witness, those Millions of Souls, that ly
In Chains of Horror in dark Acheron; 45
All which by force or cunning, we have won
from him that poles the Region of the Stars:
And shall we let this single animal,
go simple forward in her way to Heaven,
and have no pul-backs for her, frauds, nor slights 50
to insnare her with, no Cloudie mists or fogs
to cast before her eyes? no Pitfalls laid
to interrupt her feet? could we have power

by the strength only of one single Sin
to pull down Angels from their sacred Thrones, 55
into this Pit of Sulphure? and cannot
the like do by this clay-informing fire?
half ours already, by that leprous stain
of hereditary corruption,
where with at first I poysoned her; whose guilt 60
washt of by Baptism and her Saviours Bloud
yet habits still remains; her faculties
(Royal attendants to this Heaven-born Queen
already w'have corrupted, and made swear
Fealty to our service), Knowledge first 65
her great intelligencer, President
too of her privy-Council, and the Star
whose light should guide her to port of bliss,
we have robbed of its heavenly notions
darkned its lustre and instead thereof 70
planted dim notions and deceitful lights
that spread their rayes on nothing but what is
Earthly and filthy; the affections
seem to stand neuter yet, so does the Will,
t'one we haved bribed with some gaudy trifles 75
as honours, pleasures, riches and the like;
the Will seems to be governed by them,
but now and then drawes back as though it smelt
some treachery, but that which most availes
is, we have gotten *Reason* in to be 80
a privy-Councellour, who will no doubt
carry our work on well; the Passions
have mixt themselves with the affections,
disordering and making them unruly:
ayming at nothing but at tirany, 85
which all the other powers must obey.
And sith we know and pollicy informs
us, how the way to conquer first must be
by strengthening our selves by potent allyes;
we have got the World to be on our Side too, 90
who yesterday attended with a pair
of wily Lads (that can insinuate
into your bosome, and then cut your throats)
offered them to be pages to the *Queen*
Empirea. But she in a sullen fit, 95
I wish (It be not policy) refus'd
them both, but stay, here Cosmus comes himself.

— *Enter Cosmos with a dejected look, and muttering somewhat to himself.* —

Let him relate his embassy at large;
now Mischief! what a Vengeance ailes thy looks
to be so crabbed? don't thy Pitfalls take? 100
Do men grow wise and 'scape them? or return
thy favours as they would commodities
where they suspect a Cheat? has some sick Nun
whose Queazy stomack could not well digest
thy fooleries, having but lately took 105
thereby a surfeit, shut thee out of doores,
and in some Abby anchorized her self,

and vow'd defiance against thee? this would make
Cosmus to frown indeed — — but waving this
prithee how cam'st thou off the other day 110
with thy two Bastards? did the Queen except
thy courtesie?
Cosmus: — No Sir, nor hardly would indure their sight,
though I us'd all the Rettorick I could,
to set them off, and yet me thought at first,
somewhat She did incline, but now and then 115
She'd turn her head aside, and look as though
some one were whispering somewhat in her ear
and then She'd sigh, and by and by would blush:
But yet no Creature all this while I see
till having finished my Oration, 120
(which shee exploded as a little smoke,)
She with a Stiff denial turn'd about
and left me.
Lust: Bafled! Sure this Soul is monstruous wise,
thus to outwit thee *(World)* what had'st thou ne're
a Rattle in thy hand (which honour some 125
will call) to gingle in her Ears, nor yet
some curious painted bubbles, such as boyes
raise out of Nutshels, to allure her with?
These will do feats with others that declare
by such fond choices, what their Judgments are: 130
But wisemen with an inconcerned look
can see thy Apes scrambling for Nuts, and toyes,
that thou in sport do'st cast among them, and
laugh at both them and thee —
Satan: What says Caro
Pleads She not ought in their behalf?
Cosmus: Poor Wretch! 135
Shee seems to long more than a Bridegroom doth
for the approaching nuptial night; t'enjoy
their company, She says her Lady has
made her keep Lent this twelve month, and hath pined
her with base cankring abstinence so long, 140
that She is almost ready to forsake
her Service, and return to Earth her Mother:
Lust: Intollerable wrongs! as long as flesh
is thus kept under by her Tirannie,
We fight against the wind; but can there be 145
no way invented for to set her free?
Cannot we get her to rebel, and turn
to us? Such treason cannot but delight,
and pleasing seem to mortifyed flesh,
cannot we promise her for hardned floors 150
to sink in softer down, for darkned rooms
and solitary haunts, the pleasant walkes
of Tempe and Ida; promise Elizium
and all the Joyes o'th'Alcoran — but tush
She knows thee well enough — no need of Bush, 155
But *Cosmus*, what do'st think on't—prethee speak:
Cosmus: The Italian in his hottest Jealousie
pries not more narrowly into the ways
and actions of his new espoused wife,

though a *Venetian*, and not past eighteen, 160
then doth *Empirea* watch th'inslaved flesh,
forbiding her whatever liberty
Reason might seem t'allow — who dares not stir
once out of doores, but like a Recluse hid,
to all the world dark—Lanthorn'd as it were, 165
Nor dare once cast a glance aside, but streight
'tis check'd, lust charged with deceit and flesh,
be surely penanc't for't

Satan: O Cruel, Cruel, as our self, what hope
have we as long as our friend *Flesh* is kept 170
thus in subjection to that stubborn dame?
yet we must help her, *Reason* is you say,
our friend:

Lust: He is,

Satan: May not we try,
If with his Oyly language he perhaps
may with *Empirea* prevail to let 175
her have more liberty.

Lust: We may, and 'tis
good policy, *Flesh* shall begin to rail,
and clamour, So wee'l have the Plot, and then
Reason shall come and help her,

Satan: Very good;
And if that need require, our self will there 180
be present, and with *Reason* will aloud
rail in *Empireas* Ears, till we shall fright
her into better thoughts,

Lust: 'tis done, and we
will go about it:

Satan: Fate auspicious be. Exeunt.

Chorus of Angels:

Angel I: Thus is our Heav'n born sister, fain 185
to croud her way through grief and pain,
Ere she can come with us to raign.

Angel II: Thus do her cursed foes that were
(Once our collegues) seek to insnare,
her Heav'n—bound feet and keep her there. 190

Chorus: But She shall overtop them all
And come to us when Heav'n shall call.

Angel I: Mean while, while she thus struggles out
Her passage thorough fear and doubt,
Let's go and camp our selves about 195

Angel II: her sacred shrine and keep her from
Whatever ill may chance to come
Unto her until she come home.

Chorus: When she shall overtop them all
And live with us when heav'n shall call. 200

Angel I: And let our gratious Soveraign grant
Whatever succours she may want,
Or Comforts when her Joyes are Scant.

Angel II: That she may never seem to be
A prey left to the Enemy, 205
But still be Crown'd with Victory:

Chorus: Till she shall overtop them all
And come to us when Heav'n shall call.

Actus Secundus. Scena Prima.
Empirea, Caro, Reason.

Empirea: Flesh, pray keep in to day, we must to Court
and you must not be gadding as you use,
When we should thither take the milky way.
Pray stay at home and dress us, we must fast
to day; nay whine not Flesh, it must be so; 5
I'le tame your stubbornness, and bring you low,
What's that you say?
Caro: I cannot fast,
Empirea: How's that you cannot?
Caro: No,
Most cruel Mistress, do but see how I
am skelton'd and marcerated by 10
your fastings, almost quintessenc'd
to skin and bones: see but my Brawn-fal'n-limbs
how lank their skin hangs like to leather baggs;
shall I be martyr'd that from day to day?
I will not, nay I cannot, it is not 15
the way to have a servant of me long,
to use me thus, and pine me unto death,
against all reason —
Enter Reason, Satan.
Reason: Good morrow Lady, what's your waiting maid
and you fal'n out? 20
Empirea: It seems so Sir, and't may be 'tis from you
we are, for even just but now she had
your name up.
Reason: Mine, good Madam?
Empirea: Yes, your's, good Madam,
you think it may be, we are ignorant 25
of your devices, and your tricks, to allure
her from our service.
Reason: Madam we that are
great moderatour of all humane things,
that hold the golden Scale wherein are weigh'd
all humane Actions, and chief Counsellour 30
to truth, hold this as a disparagement
to our high office, that have hitherto
been a Peace-maker: no, we never come
where there is brawling, 'xcept it be to end
the strife, and you do wrong us to suspect 35
what never yet occasion offered
to your hard thoughts. —
Empirea: *Reason,* we honour thee, Mortals indeed
have cause to bless thee, and adore thy light,
whom the grave-Magi of all times have courted; 40
and in all civil Bodies hast a place:
Yea, we our selves are stiled rational,
and this above the rest of animals:
Thy lustre sets a goodly gloss upon
these wordly strifes, but in heav'nly things, 45

th'art wholy blind, thy wisdome, folly, and
thy light but darkness, these are spiritual
that we're about, and you must leave us here.
They are above you, they'r too high, too secret
for all your scrutiny. 50

Reason: How's that, too secret for us, we that are
Nature's Physician, have imbowel'd her
to all her woers; and by several clues
have winded every mistique maze within
the Universal labyrinth of the World 55
and trac'd their causes to their entities,
and then proceeding, find them all in one,
comprised and centred in perfection
Can more be known to any one then this?

Empirea: Yes, Faith knowes more, and tells us misteries: 60
not to be fathom'd by the utmost line
of all thy cunning, of the Trinity,
and that same Hypostatique union
of the two Natures, Humane and Divine
in one, The-anthropos, and of the great 65
Change at the final dissolution.
those thou art ignorant of.

Satan: Reason 'ile help thee or thou are ore'thrown
what madness has possest the Soul to throw
durt in the face of him to whom she owes 70
her exlencie, since to be rational
gives her th'advantage of that nobler state
whereby she gloryeth over all the rest
of animals, if Reason lotted were
by the great Soveraign of beings, to 75
be Judge and President in chief o're all
thy family of faculties, how durst
thou thus abuse her great authority,
and call her powers in question to, set up
some new usurping Fancies of thy own, 80
bred in the breasts of melancholy folk,
and vented by tradition through the World.
If thou unthron'st thy reason thus, what wilt
thou be surviving her authority?
irrational, a stile that levels thee 85
But equal to the taste of bruits and beasts.

Empirea: Base feind thy bolt is shot, thy gin is laid,
I know thy wiles thy malices and thy spleen,
in tempting thus our faculties away
from their allegiance to their Soveraign, 90
who is not Reason, but that God that gave
her for a friend and helper to the Soul.
By whose authority she rul'd and raign'd
and did dispose as pleas'd her best to do.
But when perverted, by the envious wiles 95
in Paradice she turned Rebel to
her God, shee lost her self in tyrannie,
by which o're swaid, we hitherto obeyed,
and followed her dictates, running on
thereby unto our own destruction: 100
But since in mercy it hath pleased God

(in order to that great Redemption
his Son by dying purchased for us)
to renovate our lapsed Natures by
secret infusions of diviner grace, 105
we find our selves lost to our selves, and not
able by any power of our own
to gain again that Innocence and peace
we lost. Reason has lost her power whereby
she would conduct us through those armed wayes 110
that lead to happiness;
On this account do we disclaim her trust
yeilding our selves unto a Surer guide,
yet hereupon we merrit not to be
stiled irrational, we own her powers 115
where she is able and deserves to rule
in civil matters or in moral things.
But in Divinity we sore too high
for her to follow with those lamer wings,
the fall has left her, nor do we decline 120
her principles but rather would sublime
them to superior perfections;
no way divesting her but seeking to
invest her with more noble energies;
rendring ourselves no wayes irrational 125
but rather truely Metaphysical:
in seeking to regain that glorious state,
which others that would wise ones counted be,
and chiefest Friends to reason-slighting, and
instead thereof, choosing a moments space 130
of Pleasures, ending in eternal pains
before those sure and never-dying joyes
shew themselves most irrational of all,
and such art thou thy self, O *Lucifer*,
sinc breaking thy allegiance to thy God 135
thou of an Angel art become a Fiend
Condemn'd to torments that shall have no end.
But now our reason is grown impotent
we readily submit her to the Will
of him, whose sole commands sufficient are 140
as they'r revealed in his sacred word
to claim obedience to th'autority,
of him who our Creator is and Lord:

Reason: But does that word that thou pretend'st to be
such an observour of exact such hard 145
and cruel usage as thy flesh sustains?
He is the God of soul and body both,
both alike tendred by his care,
whose gracious disposition doth prefer
Mercy before the goodliest sacrifice: 150
Nor would these bodies, that he lent unto
their Angel guests, should be abused thereby,
nor yet the Temples of his spirit be
defac'd or spoil'd by cruel usages,
you are mistaken, God requires no such 155
things at your hands —

Empirea: *Reason* thy talk is vain,

Thy counsels frivolous, who does not know
the great concerns of an immortal soul,
were this our handmaid, such a friend to us
as she was first ordain'd to be, we should 160
use her accordingly, but being now
turn'd our professed Enemy, wee'l strive
to keep her under, as we solemnly
have vow'd in our Baptismal Covenant
And those rebellious members that are still 165
unruly under that same easie Yoke,
Our Saviour hath bequeathed unto us
shall by constraint be made obedient to
the Dictates of the heav'n aspiring mind.
Thus we hereby an Enmie shall subdue, 170
and hereby win that great and glorious Crown,
wherewith our labours shall rewarded be
in heav'n with other of those blessed ones
that trampling on their clay'ic Cottages,
did thence ascend into their several thrones 175
And thus St. Paul, we find to conflict with
more eagerness against these home-bred-foes,
then e're he did with Beasts at Ephesus;
keeping his body under, and by force,
subjecting it, lest by its fraud or strength, 180
he should his hope and glory lose at length.
What if these Tabernacles may be said
to be the Temples of the living God,
if he will daign to dwell in Tents of Clay
shall we not strive to make it an abode, 185
fit for his Majesty? wee'l sweep it clean,
although the scratchings make it bleed again.
Then hence you treacherous enemies of ours,
our ear hence-forward shall be deaf unto
your cunning whispers that persue our ruin, 190
avoid our presence that intend to be
reserv'd a while unto imployments, which
our purely aim'd devotion calls us to. **Exeunt.**

Manet Empirea. *Sola.*

Can a soul be alone and free from thoughts?
that like Court-flatt'rers dog us every where, 195
and with unwelcome noises still molest,
the peaceful Calmness of an holy mind.
Those busie Fiends continually attend
our walks, our motions, and retirements, when
we should be private, none but God and we, 200
then steal these enemies upon us, and
disturb the flights of our devotion,
by whispering unto our senses base,
unworthy things, that call aside our hearts
from its pursuits in meditation 205
of heav'nly things. But though we know their force
to be more potent every way then ours,
yet in his strength for whose sake thus we strive,
we dare oppose our force, and faith sayes yet
We shall come of a more then conquerour. 210

In the name then of him, whose name we bear,
And unto whom we did Allegiance swear
In entring first this military state,
defying those three enemies of his,
W o r l d , F l e s h , and D e v i l , I conjure you all 215
my Sences, and my nobler faculties,
to summon all your strengths, and with me joyn,
against this three-fold Enemy of ours,
whose force so great, and pollicy so deep,
requires the utmost of our power and skill, 220
to deal with; And my Sences, you that have
the greatest trust about us, (for by you
all objects are transmitted unto our
Superiour faculties) have you a care,
of this your charge; our state depends on you: 225
If you prove false, by base confed'racy,
with those our Enemies (that still will by
their sly insinuations labour to
withdraw you from allegiance to your God)
you ruine us to all Eternity: 230
listen not to their Sirens songs, they will
easily tempt you to Intemperance;
but heed them not, however pleasantly
they look; if you imbrace them, I'me undone!
and in my health, you only can be safe. 235
There are reserved better joyes than these,
to feast you with, when this frail life is done.
These pleasures you delight in, can afford
no true contentment to a Death-less soul,
whose vaster appetites still thirst t'obtain 240
more solid joyes, that know nor date nor bounds,
freed from all interruptions of loss,
or casualty; our boundless aims can be
satisfyed no ways, with inferior things,
which loose themselves ev'n in fruition, 245
and are at best but perishing, and vain.
Those muddy pleasures that continually
allure our sensual appetites, disturb
the pleasures of the Soul, who is design'd
for nobler joyes, and by the grosser fumes 250
that rise from thence, so cloud our faculties,
that we cannot discern those pure delights,
that in Reversion we expect to have,
after this life; when the remembrance
of earthly pleasures will but torture us, 255
when we shall see them gliding all away,
and leave us nothing but the stinging thoughts
of an afflicted Conscience, to reflect
upon the wofull bargain we have made,
in changing an eternity of joyes 260
for momentany dross — my Sences then
injoy the pleasures of this world, as they
were first design'd, as your *viaticum*,
as the repasts our gracious father has
assign'd us for our journey; let them be 265
accepted as the tokens of his Love,

Witnesses of his bounty, and the means
t'inable us in this our tott'ring shed,
t'imploy our strength in serving of our God.
Who when you shall have no more need of them, 270
nor we of you, shall recompence our trust
with the rewards of never-dying joyes,
and we for ever then shall sing his praise. Exit.

Scena Secunda.

Satan.

Satan: What preaching still (thou Enemy of our)
still plotting counter-workes to overthrow
our pollicies? then *Satan* thou art fool'd,
gull'd by a simple animal, and sham'd
thou art but *Beelzebub,* the God of flies, 5
not he that's stil'd the Soveraign of the Air,
and this worlds prince, these are but mockeries,
and scofs, the sacred Oracles of Truth,
have put upon thee, and our power is but
a Trifle, while we thus grapple with her 10
that has victorious *Jesus* on her side
But can th'experience of so many years
serve us no better now instead, then thus
though crowned with so many victories?
has our employment been e're since the worlds 15
first ruine, daily to invent new wiles,
and stratagems, whereby to overthrow
the numerous issue of that woful Sire,
that we at first unhing'd from his free State
and brought into this captive State of ours? 20
have we so long been conversant with hearts
and known their shifts, their inclinations,
and tendencies, have been so long a spie
into the secret motions of their minds,
which we by the last word or action 25
can easily discover and then suit
temptations accordingly, to bring
about our great designes, and fail we now?
then the old serpent is a novice too,
we may lie down and fret our envious breast 30
to see victorious salvation,
befool our policies, and curb our powers;
yet not contented with an idle hate
though we are conquer'd we must shew our Spleen,
It is the fate our angry Soveraign, 35
that fastned to our malice that it should
make his almighty power more glorious
by those defeats it suffereth thereby:
what? she is young, her loves are yet new fledg'd,
her resolutions not confirmed by 40
yet settled habits, and her enemy,
the flesh (blooming with youth) importunate,
for fuel to suffice its vagrant fires:
she may be tempted yet for all her nice
and strict behaviour though her squeamish maw 45

can't away with the worlds delicates,
though sugred ne're so finely, but prefers
a mortifying abstinence before
those fuller meals that others do as much
long to repast on, she may soon be tir'd 50
with dragging on through such thorny ways
of abstinence, while her impatient flesh,
makes exclamations of her cruelty.
Or if this fails and she victoriously
persists in her renewed purposes, 55
we have another stratagem to act,
What our allurements can't prevail to do,
Reproach and Scandal shall inforce her to.
We want not instruments that eas'ly can,
bring this about whose tongues first kindled by 60
our fires, will dare to scandalize that faith
Themselves pretend to, and by mocks and jeers
blemish the purity of those, whom they
care not to imitate — — Happy the times
for me, when goodness pass with men for crimes 65
nor while our agents thus we shall imploy,
will be slack unto the utmost linck
of our controuling Chain, we will attend
her Closet, and be ready with the soyl
of Vain and Idle thoughts, to mix the fumes 70
of the pure incense of her holy prayers;
to slay her comforts with her doubts and fears,
and turn her consolations into tears.
Thus any way shall serve to wreak our spight,
Weel hurt and wound her though we lose the fight. — 75

Scena Tertia

The Scene, a Garden in which walking Empirea, *the* Sences *attendant,* Faith.

Empirea: O what a glorious subject have we here
to raise us into contemplation,
of our Creators Glory! while we see
in every thing, the footsteps of his power,
and wisdome manifested; O how great! 5
how rich and glorious, must the fountain be,
where these fair streams their flow and being have!
How great that wisedom that so orderly,
in the conjuncture of this goodly frame
of nature hath dispos'd its several parts! 10
How great that power whose onely fiat could
speak them all out of nothing into these
their several beings! And then give them Lawes
for conservation by a constant chime,
of never ceasing generation, 15
by which I see the Plants that lately were
intomb'd within the Bowels of the Earth,
now to regain a Resurrection,
and lifting up their heads again to heav'n,
as 'twere, in thankfulness unto that power, 20
that so redeem'd them from their Winter sleep.

How beautiful, and lovely nature seems!
like to a Bride upon her nuptial day,
How gay the flowr's, with what variety!
of colours, tinctur'd by the artful hand 25
of their Creator, while their sweetness strives
in emulation for preheminence?
How rich a Sallad does the feilds afford,
as food for them, that then are food for us?
How wonderfully hath his providence 30
inrich't the paths, on which we heedless walk,
with these innumerable plants, indued
each with its several property and use,
whose various knowledge he has granted to
the mind of man, to suit them to his ends 35
of Health, or Pleasure: 'mongst the branches see,
how chearfully the birds express their joyes,
for this sweet season by their merry notes,
sporting themselves in the light region;
and then descending to the Earth for food, 40
or to the purling streams, to wet their throats,
when dry with chirping, and then lift their heads
unto the skies; in thankfulness as 'twere
for their Creators bounty! Pretty things,
how brisk they are, that lately hung the head, 45
opprest with hardship of the Winter past,
yet then our heav'nly father's providence
provided for them, not a Sparrow but
was the peculiar object of his care?
And how much more shall we partake thereof, 50
that have so great interest in his love,
we are more dear than sparrowes, so sayes he
that bought us; we were deer to him indeed!
then let distrust, or fretfull care, no more
oppress our Spirits: while we have a God, 55
that careth for us, we will rest on him.
And now my eyes, that have the priviledge
of other things; by a vestringent nerve,
to have your sight inabled to ascend
into superior objects, that we might 60
so comprehend the whole Creation,
and therein contemplate your Makers Glory;
look to that glorious place, that's pav'd with Stars,
where those great Worlds of light, the Sun and Moon;
perform their courses, and give lawes thereby, 65
unto our times and seasons, while the rest,
within their several Orbs do variously
point out such knowledge to the mind of Man,
whereby he see's how lower bodies are
govern'd, by their higher influence, 70
And yet this goodly spangled covering,
and Roof of this inferior Ball, whereon
we sojourn, but the outside i of those
same glorious dwellings of the Soveraign
of all, where he, compast with numerous hosts 75
of Angels, raigns in everlasting bliss.
There, there's our center, thither we aspire,

and long to leave this our imprisoning Earth;
that thither we might mount unto those joyes,
that there attend our coming, purchased, 80
and then prepared by our gracious Lord;
Who keeping there possession for us, we
ev'n long to meet with; he alone it is,
that is our Hope, our Life, our Crown, our bliss.

Visus: What goodly creature's that in yonder walk? 85
Some Angel sure in mortal habit, that
comes to invade us with astonishment
How well those brave attires become her neat,
proportion'd limbs — But what a Syrens face,
Crowns all their lustre, tempting smooth and fresh 90
enough to make the bloud dance in the veins
of the most frozen-hearted Anchorite.

Empirea: Whence this surprise? How came that amorous glance
stoln from the serious contemplation,
of Natures far more innocent delights? 95
Thus treach'rous still, forbear, too well we know
the danger in those secret glances ly,
we have an Enemy within our breast,
to whom these objects first transmitted by
your treacherous conveyance will imbrace 100
them with the heats of base and lustfull fires,
so you betray that holy purity,
of our intentions to a brutish Fiend.
Thus holy David by a wanton glance,
was foil'd, and cast into the snares of Lust, 105
which made him when recovered to pray,
to have his eyes with-held from Vanity.
Thus patient Job, that knew the danger too
of the same Spies, bound them by Covenant,
never too look or gaze upon a Maid, 110
O strange deceits of these or Sences, how,
alas how oft have we betrayed bin
by these adultrous glances? When our eyes
have set our heart on fire, with flames of Lust,
lew'd looks, and images that have conveyed 115
wanton imaginations into us,
And stain'd the purity of our best thoughts,
O never may we see those dayes again!
What are these creatures, we so dote upon,
fine polish't dust that soon will cheat the hopes 120
of those that most desire them, with a quick
return to wrincles and deformity,
Beautie's a fading flow'r that soon decayes,
and ends at last in rotteness and stench,
And so my senses all you dote upon, 125
Will take their farewell in Corruption.

Faith: But I discerne incorruptible joyes,
suitable objects for a deathless Soul,
that when these temporary pleasures, shall
languish into their Sepulchres of dust, 130
shall bless them with an endless Vision
of the Creators Glory, whom thou then
shal't see no more by the reflection,

of these same outward things, but face to face
there shall we see with ravishment of Joy, 135
Our Saviour cloth'd with that precious flesh,
in which he suffered, glorifyed with all
the Royalties of his great Deity,
there shall we see in a full Vision,
all the great Counsels of our God reveal'd, 140
in Order unto our Redemption.
And all the secret causes of these things,
that here our understandings, blunted by
our fall, are impotent, in peircing through,
Whereby the Soul in Extasies of wonder, 145
rapt, shall behold her great Creators Glory,
and Joy therein for ever, these are sights
blessing the mind, with pure and true delights.

Auditus: But what a voice was there, when now she sung
the Spheres did nere afford such harmony, 150
so ravishing as were those melting airs,
that in delicious quavers flowed from
the pretty lips of that same lovely Dame.

Faith: Is there such Musick then in mortal breath,
that's scattered with the wind decayes and dyes: 155
what ravishment, and raptures must there then
needs 'tend the Ecch's of heav'ns londer (sic!) joyes?
when in triumphant songs, those glorious hosts
of Saints and Angels, Halelu-jah's chant,
to their Creators Glory —

Tactus: O how soft, 160
and delicate are those plump lips of her's
how would they melt in lushious Vapours to
the close impression of an amorous kiss.

Faith: O folly of a Youthfull fancy thus
to tempt a Soul unto such sensual thoughts: 165
those amorous touches and imbraces may
please you a while, but when your Idle Clay,
shall moulder into rottenness and dirt,
where will the pleasure of those touches be?
T'will not be long, ere the imprison'd Soul, 170
be loosed from this corruptible frame,
which she must render to her heav'nly Spouse
as a pure Vessel Sanctifyed and free
from all the stains of Lusts impurity:
meanwhile let the ungovern'd youth but think 175
upon the stripes and wounds of him, that dyed
to ransome him, whose martyr'd flesh was free,
from all Indulgencies of ease and sloth,
but us'd to labours, watchings, toils and smart:
Did then our head indure such miserie, 180
and shall the members snort in luxurie?

Olfactus: Never the India's with their numerous stores,
of spices, could perfume the ambient Air,
with such a fragour as ev'n now there came
from her rich-sented garments as she past. 185

Faith: Yet is the incense of a holy prayer
perfum'd by faith, more choice and sweet than they,
more sweet the Spikenard of the Church, when she

perfum'd the Table of her King therewith.
Gustus: Whatever pleasures, yet the senses have 190
admired in that goodly Paragon,
I count as nothing to the lushious sweets,
that in a well prepared Banquet, I
have feasted on, stor'd with the chiefest Wines
that France, or the Canaries could afford, 195
with rich Conserves and Viands intermixt.
Empirea: Such are the thoughts of foolish Epicures,
that think no Pleasure comparable to
the gratifying of their Appetites,
with dainty morsels, or delicious wines, 200
but let those Enemies to Temperance,
but weigh the uses of these things aright,
for which they were intended, and they may
see their abuse to make them worse than Beasts!
whose need's the same with ours, yet use their food, 205
but to sustain their natures, not to excess,
and their Feild-salads serves their turn as well
as all our Arts of Cookerie can ours:
what are these meats and drinks, that we do so
abuse but dayly reparations of 210
these our decaying cottages, that yet
will fail at length and both together be
turn'd to Corruption, he that daintier feeds,
at length makes but the fatter feast for worms,
Beasts feed on grass, and Man on Beasts, and Worms 215
devour the Man; All is corruption.
Faith: Labour not for the meat that perisheth,
for ther's incorruptible food for Souls;
the hidden Manna, and the Bread of Life.
Man liveth not by Bread alone, but by 220
the sacred Word of the Eternal God.
That word, that was more sweet to Davids tast,
than Marrow, or the sweetest Honeycomb.
By this the Soul is nourished unto
Eternal Life, the other ends in Death. 225
Let not your Tables then become your Snare,
but use your comforts to those sober ends
they were intended, not for surfeiting,
or pampering of your unruly flesh,
but with such moderation, as you may 280
thereby be fitted better to go through
the Labours of this Life, in serving him,
whose bounty you partake of, and return
Praise, Love, and Duty to him for the same.

Actus Tertius. Scena Prima.

Cosmus: But what a peevish thing is this same Soul,
that thus disdains whatever kindness we
profess unto her, slighting all our gifts,
pretending falsness in them, that they are
but fair-fac't Monsters, with a stinging taile, 5
frights all her senses from imbraceing us,
soothing them up with hopes of fairer Joyes.
Faith is the spie that brings her messages,

of Rich Reversions, in a promis'd land:
a fair, and glorious inheritance, 10
the interest of which, now with the hopes,
of the Reversion, seems the only stock
on which she lives; she speaks of inward Joyes,
and secret raptures, that do out-vy
the greatest pleasures that my Monarchs can 15
possess and thus she Vilifies and Sligths
our state, and tramples on our best delights:
But yet wee'l be revenged, and soon turn
the Courtship of my smiles, into a frown.
My proffers into pains, and make her know, 20
The world can punish where she cannot woo. Exit.

Scena Secunda.

Empirea, Slander, Poverty, Sickness, Faith, Hope, *and* Charity

Slander: O what a goodly Puritan is here,
squeazing out tears, and snotting of his Walls,
as though Religion only did consist,
in such a specious Piety as this:
to hunt a Conventicle, and then look, 5
demurly on it, with a starched face,
to say forsooth, and yea, and tell no lyes
and swear no Oaths, though to decide a right,
or keep a law; what a fair Pharisee
is this; a cunning Fox i'le warrant ye, 10
that makes the world believe him honest, and
yet dares not be so for his ears, for fear
he should not then be rich, let him alone,
and you will shortly have him preaching out
of some old Prison-Grates or other, where 15
for his deceits, the Lawyer should center him,
And then his faigned Piety shall be
Reveal'd, the misterie of Iniquity:
Empirea: Rave on mad World, and spend your censures still,
we know your malice, and the object with (sic!) 20
it allwayes aym'd at; Holiness could nere
find other entertainments yet then scoffs
and mockings, slanders and reproaches;
but it was my Saviours lot to find the same,
among those Jews, that would Blasphemously 25
'ford him no better stile then Beelzebub.
And may not we as well indure to be
Nick't-nam'd and scoft at? Did not he foretell
what we should look for? let the World mock on,
henceforth ile take it as my portion. 30
But is it my preciser living, that
gives the offence, if that be Scandal I'le
offend them more, and yet be Viler still
Let us be branded with Hypocrisie,
God knowes our heart and that's enough for me. 35
The time will come, when they shall come to die,
That they'l be found the Hipocrites, not I.
Faith: The time will come when all the World shall stand,
at Gods Tribunal, to receive their Doom.

That these same Enemies of his, and thine, 40
shall see that Innocence, that here was fain
to seek out corners, to avoid the Rage
of their malicious Enemies, shall be made
the subject of thy Praise, and of his glory:
while they mean while shall for their malice be 45
Cast into gulphs of endless miserie,
Charity: Yet let their malice, be requited with
sweater returns from thee, let them obtain
thy pardon, and thy prayers.
Empirea: So they shall.
Poverty: Come Soul, do'st know me, in this ragged garb? 50
I am no Courtier, thou may'st well perceive.
Thy house is like to be no Pallace, while
I stay in't, thou must be content with poor
and naked Walls, my Dyet too is spare,
my lodging hard, my Bolster stuft with cares, 55
My Physick Labour, and my sauce is sweat:
with which I toyl for whatsoe're I eat.
Thus have I told you of my quality,
And further, I am called Poverty.
Empirea: Poverty, welcom; here sit down by me, 60
upon this Dunghill, thou wert once a Friend
to Job, his faithfull Steward, did'st improve
then his estate to good advantage, and
perhaps thou mayest do mine so, I have long
Expected thee, yet net [sic!] never did invite 65
thy company by any loose or vain
courses of spending or neglect to get
by lawfull wayes. Thou comest freely, sent
by the Almighty; welcome, though it be
to strip me of my best injoyments, and 70
leave me as naked as at first I came
into the World, it is my God that gave
them to me and now he requires them back.
I freely render them to him again,
I know his goodness will not let me want 75
that which he gives to Sparrows and to flow'rs;
He is my God still, that's enough, and I
have better treasures stor'd in him than these.
— — — have I not Faith?
Faith: Dear Soul thou hast, and his
Bosom is thy Exchequer, whence thou mayst 80
Exhaust rich mines of Comfort; there's a Crown
and Kingdome for thee too; in Heav'n thou hast
Treasures laid up that thou canst never be
bereaved of by any Casualty.
Empirea: Blessed be God: and having such a store 85
henceforth my self I'le never reckon poor.
But what art thou, that look'st so pale and grim?
scarefull as death.
Sickness: A Pursevant to him:
his Messenger, that come to warn thy hast
toward a Dissolution.
Empirea: Welcome last 90
of all, yet welcom'st dearest Sickness, come

and lead we gently to my fathers home,
I'me weary of this World, and long to be
dissolv'd, that with my Saviour I may be;
I long to have possession of those joyes, 95
that I have waited for, and have my Eyes
wipt from those tears, that in this World find springs
still to add moysture to them and to sing
my Halelu-jahs;

Satan: Soft a while you run
Too swift thin'kst thou thy work is fully done? 100
where are those evidences that should give
thee title to those Joyes? thou mayest believe amiss.

Empirea: Yet Satan, this same word is sure
whereon I build my hopes and shall indure
to confirm this my faith, when thou and thy 105
accusing fiends shall be condemn'd thereby.

Satan: But thou may'st be mistaken in the ground,
of this thy Faith; it may be sandy found;
Thy faith may be presumption, and the rest
of all thy graces, seeming, but at best. 110

Empirea: No Satan, 'tis not as thou dost suggest
I've built upon a Rock, that Rock is Christ.
Whose faithfull servant I have been, and find,
The same suggested likewise to my mind.
By him that is the spirit of truth, whom I 115
Believing must return to thee the ly.
Then hence malicious fiend, and tempt no more,
or if thou darest (as I look to find,
thy malice greatest now, when it has least
time for to act in) yet O Satan, know 120
that ever conquering Enemy of thine,
with whom I now a going am to Raign,
that has protected me against thy spight
so long, will not now leave me, but will keep
me to the last, untill my warfare's done, 125
Then Death shall give me Victory, and a Crown.
And now vain World farewell; false Enemy,
Let these bones rest, and thou shall not hurt me,
No more henceforth, need I to fear thy spight,
For I have conquered and won the fight. 130
My Crown is ready and I only stay,
For my great Captains word, to call away.
Farewell, my flesh no more a shed to me,
But Feasts for worms, and yet how loth are we
To part that have so long been partners here, 135
Yet we must part, thou to thy dust and there,
Rest for a while, and I to heav'n, where I
Shall shortly too expect thy company.
When we shall re-united be again,
With Christ our head, for ever more to raign. 140
Farewell my Hopes, you blessed spies that have
still chear'd us amidst our weary steps,
with sweet relations of that promis'd Land,
that we are now agoing to possess.
No more we need your help, but leave you for 145
a guide to those that follow us: and Faith.

Triumphant Faith, thou glorious instrument
of this so great acquired Victory,
The substance of our hopes, and evidence
of things before not seen, but now to be 150
discover'd in full Vision, Farewell.
But Charity, greater than all the rest,
thou must go with us, and recieve the Crown.
thou must go with us, and receive the Crown.
perfection in that place of happiness, 155
where thou united to the breast of him,
that is the fountain of all Charity,
shall thence flow back again in joyes to me.

I have fought a good fight, I have finished my Course,
I have kept the faith, henceforth there is laid up for me,
a Crown of Righteousness. (Lc. 2. Tim. 4, 7. 8.)
Cuius Ovantis Animae faelicis status nullus.

Finis.

EPILOGUE

And now Death gives the Exit to our Scene,
and Heav'n the Plaudit; Angels clap their hands
For Joy, and sing their To Poeans to
This glorious conquest, as they did at first,
When the first fatal blow was struck between 5
Empirea and her Ghostly Enemies:
Let men and Angels now cry victory
And praise to him through whom it is obtained
And whose assistance let us now implore,
That have this victory to perfect yet, 10
And Enemies, yet hot and powerfull,
To deal with: Let us look unto that prize,
That is to crown our following Victories,
We fight not for a corruptible Crown,
Nor Laurels to be set upon our Graves, 15
To keep our names fresh to Posterity.
As Alexander Conquerer of the World
Yet we must conquer worlds as well as he;
Our conquests are more difficult, and Crowns
More glorious: Dearest Jesus, grant us first 20
Thy aid, then let our Enemies do their worst,
Stand thou by us, and do thou but own us.
And we shall overcome, and thou shalt crown us.

FINIS.

Berlin. Margarete Meyerfeldt.

Kulturkunde durch Stilistik.

Seit Voßlers Buch 'Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung' ist es Mode geworden, die Charakterzüge eines Volkes auf seine Sprache zu übertragen oder umgekehrt den Schein zu erwecken, als könnte man aus typischen Erscheinungen grammatischer oder stilistischer Art in einer Sprache den 'Wesenskern', wie man heute etwa statt 'Psyche' zu sagen pflegt, der Sprachgemeinschaft herausschälen.

Ganz so modern ist das Verfahren nicht. Man lese z. B. die von der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift des Berliner Predigers O. Jenisch (Berlin, Friedrich Maurer, 1796), auf die ich durch Jespersen, Language, hingewiesen worden bin. Die Aufgabe hieß: 'Das Ideal einer vollkommenen Sprache zu entwerfen: die berühmtesten älteren und neueren Sprachen Europens diesem Ideal gemäß zu prüfen und zu zeigen, welche dieser Sprachen sich demselben am meisten nähern?'

Man wird erstaunt sein, wie treffend und feinsinnig Jenisch das Französische, natürlich das klassische, literarische, schildert. Er spricht von den festen Regeln der Syntax, von der sklavischen Gebundenheit des Franzosen an eine starre Wortstellung, 'die aber so überaus vorteilhaft ist für die stufenmäßige Entwicklung der Ideen'. Er rühmt die 'Gewandtheit' der französischen Sprache, d. h. 'die leichte Handhabung der Ideen in der wörtlichen Darstellung' und sieht den Grund dafür in der 'Allgemeinheit und Einförmigkeit ihrer Begriffs- und Darstellungsart'. Diese 'bewundernswerte Rundung und Gewandtheit der Sprache des Galliers' habe sie zur Gemeinsprache Europens werden lassen. Viel Neues und Besseres ist seitdem in dieser Beziehung nicht gesagt worden. Aber trotz seinem Lobhymnus auf die französische Sprache erklärt Jenisch in einer Anmerkung zu S. 381: 'Wenn aber der Franzose zu dem deutschen Brodt, welches er oft mit so viel Gemächlichkeit in unserem Vaterlande ißt, sich nur selten auch eine deutsche Zunge (Kenntnis unserer Muttersprache) verschaffet; so muß man ihm dieß um desto eher verzeihen, da Genie, Charakter, Lebensweise und Sprache des Galliers und des Deutschen ebenso abstechend verschieden sind, als (um mit voller Energie zu reden) Feuer und Wasser.' So sah 'Kulturkunde' vor 130 Jahren aus.

Außer Voßler wird für das Französische in erster Linie immer Strohmeyer, 'Der Stil der französischen Sprache' als Schöpfquelle benutzt. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis läßt bereits die Tendenz des Buches erkennen. Da wird das 'Nüchterne' und 'Verstandesmäßige', der 'Realismus' der Sprache als ihre hauptsächlichen Züge unter verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet, da

werden gewisse syntaktische Erscheinungen als Ausfluß der 'Lebensfülle', 'Lebenshast', 'Lebensintensität' des französischen Menschen gedeutet; mit einem Wort: die sprachliche Betrachtung soll aus ihrer Erdgebundenheit stofflicher Analyse in die lichten Höhen 'kulturkundlicher' Wesensschau oder Synthese erhoben werden.

Am Schluß eines Aufsatzes: 'Zwei Jahre Kampf um Kulturkunde' in dem 9. Heft des 2. Jahrgangs von 'Schule und Wissenschaft', Juni 1928, sagt einer der Herausgeber, Dr. Paul Hartig: 'So lassen praktischer Unterricht, theoretische Pädagogik wie auch romanistische und anglistische Wissenschaft erkennen, daß die Kulturkunde in den letzten zwei Jahren bedeutsame Wandlungen erfahren hat, daß sie noch im Wandel begriffen ist. Wurde ihr auch gelegentlich immer wieder von Unberufenen das Sterbeglöckchen geläutet, sie lebt und wird weiter leben. An uns ist es, uns mit unseren Kräften so einzusetzen, daß sie innerhalb ihrer Grenzen das ihr eigene Höchstmaß bildender Wirkung erreichen kann.'

Ich möchte nicht gern, wie wohl so mancher auch, zu diesen 'Unberufenen' gehören, und das einzige Mittel, den 'berufenen' Führern folgen zu können, sehe ich in dem ehrlichen Bemühen, weiter zu lernen. Dazu dürfte sich das Strohmeyersche Buch besonders eignen, namentlich in der '2. vermehrten und verbesserten Auflage' (Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1924), an der vor allem Bally durch seine eingehende Besprechung im 'Archiv' (128), zum geistigen Mitarbeiter geworden ist.

Nicht also aus Freude am Kritisieren, nicht aus überheblichem Besserwissenwollen, sondern um der bewährten Bedeutung des Buches gerecht zu werden, habe ich es wiederum sorgfältig gelesen und schreibe diese Zeilen, weil ich glaube, damit der Sache dienen zu können.

Zur bequemeren Kontrolle folge ich dabei den Seiten des Werkes.

Nach der Vorrede, S. VII, will Str. ein 'geschlossenes Bild der Sprache' entwerfen. Dies soll sich aus der Gegenüberstellung der Wendungen und Ausdrücke ergeben, die die eine oder die andere Sprache in jedem besonderen Fall 'sichtlich vorzieht' (S. IX).

Dieses methodische Vorgehen zeigt gleich die damit verbundenen Schranken und Gefahren. Das Urteil, ob das Französische eine Wendung 'sichtlich vorzieht', hängt ganz von dem Beobachtungsfeld und von verschiedenen Qualitäten des Beobachters ab; außerdem wird der nicht zu einer Sprachgemeinschaft Gehörige, der naturgemäß mehr an die Sprachmaterie gebunden ist, stets verleitet sein, einen historisch bedingten, konventionellen, von einem gewissen Stimmungsgehalt erfüllten und in einer bestimmten Intonation verlaufenden Einheitsausdruck verstandesmäßig in lexikalische Atome zu zergliedern. Man kann aber auch in den gegenteiligen Fehler verfallen. So meint Str., daß *il ordonne* und *le roi*

ordonne nicht parallele Ausdrücke seien. *Il ordonne* soll wie *imperavit* ein einziger Begriff, *le roi ordonne* sollen zwei Begriffe sein. Eine auch für Philologen sehr beachtenswerte Äußerung findet sich hierüber bei Bergson, L'âme et le corps. Er fordert auf, aus den Einzelvorstellungen den Gedanken 'la chaleur se produit dans la balle' zu rekonstruieren: 'Vous verrez que c'est impossible, que la pensée était un mouvement indivisible, et que les idées correspondant à chacun des mots sont simplement les représentations qui surgiraient dans l'esprit à chaque instant du mouvement de la pensée, *si* la pensée s'arrêtait — mais elle ne s'arrête pas. Laissez donc de côté les reconstructions artificielles de la pensée; considérez la pensée même ...' Er vergleicht die Kunst des Schriftstellers mit der Musik. Sie bestehe darin, die Worte vergessen zu lassen, durch den Rhythmus der Rede den Rhythmus des Gedankens wiederzuerzeugen. Trefflicher können die Schwierigkeiten einer stilistischen Betrachtung, namentlich für den Sprachfremden, nicht umrissen werden. Auf das Strohmeyersche Beispiel angewandt, muß man doch die Berechtigung einer solchen Scheidung von *il ordonne* und *le roi ordonne* als ein- resp. zweigliedrig sehr bezweifeln. *imperavit* kann nicht mehr zerrissen werden, wohl aber kann sich doch zwischen *il* und das Verbum ein anderes Satzelement (*ne, le* etc.) schieben! Das an sich tonlose Pronomen kann durch einen Satzakzent herausgehoben werden (etwa: *il ou elle ordonne?*, wenn man nicht verstanden hat oder mit scherzhafter Ironie). *il* kann in der musikalischen Komposition an eine gute Taktstelle treten und kann musikalisch starkwertig sein (vgl. z. B. in Il pleut, il pleut, bergère im 2. Vers, il roule en approchant)[1]. Diese und andere Gründe erwecken doch wohl Zweifel an der Berechtigung, in dem *il* 'nur eine Art Flexionsform des Verbums' zu sehen!

Auf S. 124 f. kommt Str. darauf zurück und sagt, daß 'ich komme' aus Subjekt und Prädikat bestehe, daß aber 'französisch *je viens*, ebenso wie das lateinische *venio*, Aussage zu einem unausgesprochenen Subjekt des Begriffes 'ich' sei. Nein! Man kann oft hören: *Je* ..., also zunächst Bezeichnung der Person, die Stellung nehmen will, dann Suchen nach dem angemessenen Ausdruck und schließlich etwa: *précise* oder ähnl. Darin malt sich doch ein anderer Vorstellungsverlauf als bei *venio*!

Liest man die Einleitung, die kurz die Ergebnisse der Arbeit als 'Charakterzüge des Französischen' zusammenfaßt, so wird man von vornherein auf dieselben Widersprüche stoßen, die sich später bei der Vorführung des Beweismaterials im einzelnen ergeben, und es kommen einem sofort allerlei Bedenken und Einwendungen. So

---

[1] Vgl. Verf. in Zeitschr. für Schulmusik I, 4, 1928: 'Musikunterricht und Neuere Sprachen.'



ist S. 3 von 'einer verhältnismäßig geringen Anzahl an bildlichen Wendungen' die Rede. Das kann sich doch nur auf das akademische Französisch beziehen, das auch Jenisch allein im Auge hatte! Es ist also mehr eine soziale Tatsache, es handelt sich um eine Klassenliteratur, die diesen Charakter zeigt. Ganz anders wird das Bild, sobald man die neueren Schriftsteller berücksichtigt, die auch in Frankreich üppig gediehene 'Heimatkunst' oder Regionalliteratur, das zu größerer literarischer Geltung gelangte Argot, wo fast alles Bild ist, wo primär oder sekundär die Phantasie des Volkes den Wortschatz prägt. Vgl. darüber z. B. die hübschen Beispiele (*noire merle, ormerle* u. a.), die Gamillscheg in seinem eben erschienenen Bändchen: Die Sprachgeographie und ihre Ergebnisse für die allgemeine Sprachwissenschaft (Neuphilologische Handbibliothek, Velhagen & Klasing, 1928) gibt.

S. 4 hört man von der 'Wortkargheit, Wortsparsamkeit' des Französischen; S. 7 zeigt seine 'Wortarmut' und mangelnde Beweglichkeit in der Wortableitung, so daß man statt: 'die dortigen Menschen': *les hommes qui se trouvaient là,* statt 'die diesjährige Sommerhitze': *les chaleurs qu'il a fait cet été* sagen muß. S. 9 vergleicht: 'Diese Bahn wird noch nicht befahren' und: '*ce chemin de fer n'a pas encore été mis à la disposition du public*'. Wer würde sich französisch oder deutsch wirklich so ausdrücken? Freilich 'befahren' ist im Französischen nicht vorhanden. Aber Str. gibt selbst noch eine andere Übersetzung: *cette ligne n'est pas encore ouverte*'. Dem entspräche doch deutsch einfach: 'diese Strecke ist noch nicht eröffnet', und das Natürlichste deckte sich!

S. 14 sollen einige Beispiele die Neigung des Französischen zeigen, den Satz mit dem Subjekt zu beginnen, während das Deutsche lieber eine adverbiale Bestimmung oder anderes an die Spitze stellt. Darauf ist oft als stilistische Konvention hingewiesen worden. Aber doch verlangt jeder Fall Sonderprüfung. So meint Str.: '*Nous entendions en nous éloignant quelques-uns de nos camarades former des vœux* ... (und nicht, wie man so leicht hätte erwarten können: *En nous éloignant, nous entendions* ...).' Ist letzteres nicht ebenso gutes Französisch? Es ist nur ein anderer Vorstellungsverlauf. Oder: 'Endlich war der junge Prinz an der Waldlisiere aufgetaucht: *le jeune prince avait enfin paru à la lisière des bois*. Wie oft leitet gerade das *enfin* einen französischen Satz ein! Auch deutsch wäre ebenso gut: 'der junge Prinz war schließlich an der Waldlisiere aufgetaucht'. Alle Beispiele mit adverbialer Bestimmung, präpositionalem Objekt, Dativ- oder Genitivobjekt an der Spitze erklären sich sofort, wenn man in ihnen das psychologische Subjekt erkennt. Daher verfällt der von Str. als Kronzeuge herangezogene Übersetzer ganz naturgemäß darauf, aus diesen Satzteilen eben das Subjekt zu machen! Darum muß auch Str. selbst immer wieder

davor warnen, in solchen Beobachtungen 'Regeln' zu sehen, und versäumt nicht, hinzuzufügen, daß auch der gegenteilige Gebrauch sich unzählig oft findet. Es kann sich also nur darum handeln, 'den Rhythmus des Gedankens', wie Bergson sagt, zu erfühlen. Man darf vielleicht die Behauptung wagen, daß bei gleichem Vorstellungsverlauf, bei gleichem 'Rhythmus' alle 'Stilistik' zusammenbrechen würde. Nur müßte man natürlich, was Str. auch nicht verabsäumt hat, nicht nur gleiche Stilgattungen untersuchen (historische Darstellung, Novelle usw.), man müßte, soweit dies überhaupt möglich ist, gleichartige Temperamente unter den Verfassern aussuchen; also nicht etwa Guizot oder auch Thiers mit Treitschke, Michelet mit Ranke u. ä. vergleichen. Zu was für anderen Ergebnissen würde man dann gelangen!

Sehr vorsichtig sollte man mit der Beurteilung einer fremden Sprache nach dem 'Wohlklang' sein. Wir müssen uns oft ehrlich eingestehen, daß wir kein Organ haben, um den Zauber zu erfassen, den eine bestimmte Lautfolge in einem Verse auf den Franzosen ausübt. Nur der Klang der Muttersprache weckt da ein unmittelbares Echo in der Seele. Wir werden uns unserer Ohnmacht in dieser Beziehung häufig bewußt, wenn wir französische Kritiken über heimische Dichtung lesen. Zu einer solchen Selbstprüfung gibt uns auch z. B. öfters die Correspondance von Flaubert Gelegenheit. Man sehe seinen Brief an Louis Bouilhet vom 10. Febr. 1851, an Mme X... II, 114, an Maupassant IV, 378 usf.! Wenn also Str. zu dem Satz: *Quand est-ce que je le reverrai?* anmerkt: 'Diese Umschreibung dient nur dem Wohlklang' (S. 28), so möchte ich das billig bezweifeln. Auf S. 92 führt er selbst — zu anderem Zweck — eine Stelle an, wo ein junges Mädchen sich fragt: *Dans l'avenir, que regretterai-je?* Sollte hier der Schriftsteller den 'Wohlklang' haben vermeiden wollen? Gebraucht doch Racine sogar Formen wie *veillé-je*!

S. 28 f. meint Str., daß für uns Deutsche der Befehl im Futurum (Du wirst schreiben!) stets um eine Nuance schärfer sei als der im Imperativ. Für das Französische gelte gerade das Umgekehrte. Ich kann seinen Ausführungen nicht ohne weiteres zustimmen. Mir scheint schon eine Gleichsetzung von Imperativ und Futurum wegen ihres ganz verschiedenen Stimmungsgehaltes bedenklich. 'Du wirst schreiben!' als Befehl ist nicht das Natürlichste. Andererseits ist uns als autoritative Anordnung aus der Bibel bekannt: *Tes père et mère honoreras*; in der protestantischen Fassung: *Honore ton père et ta mère.* Der Chef gibt seinem Angestellten Anweisungen für die Abfassung eines Briefes: *Vous direz à ces MM. que ...; vous leur enverrez ...*, etc. Damit kann man die bekannten Wendungen vergleichen: *ce que vous voudrez; quand vous voudrez* u. ä., wobei man wohl nebeneinander findet: *comme vous voudrez* und

comme vous voulez, aber ein *quand vous pourrez* dem Sinn natürlich besser gerecht wird, während bei einem *comme vous voulez* bereits das Vorhandensein eines Wollens vorausgesetzt wird, bei *comme vous voudrez* die Wahl erst getroffen werden soll. Also z. B. Evreïnoff, La Comédie du Bonheur II, 1: — Vous ne croyez pas, Annette, que la religion c'est la superstition? — Annette. — Comme vous voudrez. Und bald darauf: Non décidément, je ne dois pas vous révéler ... C'est un secret ... très grand secret ... — Annette. — Comme vous voulez (hier liegt eben der Wille schon vor!). Von diesen Wendungen fällt ein klares Licht auf den Imperativ oder das Futurum, mit denen sie sich gewöhnlich verbinden; z. B.: — Elle m'a dit: 'Mon petit coco, tu t'achèteras ce que tu voudras.' Et elle m'a donné un gros billet ... Géraldy, Les noces d'argent I, 7 — Venez toutes les fois que vous pourrez, ib. III, 3. Bei der ganz verschiedenen Natur dieser Formen scheint mir also eine Bestimmung des Grades imperativischer Wirkung in Écris la lettre und Tu écriras la lettre mit gleichzeitiger Vergleichung der entsprechenden deutschen Übertragungen nicht angebracht. Die Hauptsache ist auch bei diesen Formen der 'Ton', den Str. zwar ebenfalls berücksichtigt, aber zu Unrecht nicht als das Entscheidende betrachtet.

Das Rückgrat des Strohmeyerschen Buches ist der umfängliche Teil, der sich mit 'Satzton und Wortstellung' beschäftigt. Es wäre dazu manches zu sagen, ich will aber hier darauf verzichten. Str. hat dafür die Hauptergebnisse einer Studie verwendet, über die ich vor langen Jahren in der 'Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen' (vgl. 'Archiv' 128, S. 153) einen Vortrag gehalten habe. Ich war damals von dem Beispiel aus Hernani: *Je vous tue et me tue,* das auch Str. bringt, ausgegangen, weil es für mich ein besonderes Erlebnis bildete. Ich hatte zur Zeit aus bestimmten Gründen verabsäumt, die Arbeit in extenso drucken zu lassen. Sie wird jetzt in erweiterter Form als Bändchen der Neuphilologischen Handbibliothek bei Velhagen & Klasing erscheinen. Wenn auch das damals von mir aufgestellte Prinzip, nach dem der französische Satz streng die Folge: psychologisches Subjekt — psychologisches Prädikat innehält, inzwischen Allgemeingut geworden ist, so hoffe ich, durch die Veröffentlichung der Arbeit doch noch manches zur Klärung der wichtigsten Frage aus dem Gebiete der französischen Syntax beitragen zu können.

So beschränke ich mich hier darauf, über den zweiten Hauptteil des Strohmeyerschen Buches, der den Obertitel 'Der Fluß der französischen Rede' führt, nur kurz folgendes zu sagen: er gibt eine Fülle wertvoller Anregungen, wie bestimmte Ausdrucksweisen sinngemäß zu übersetzen sind, und schärft das Auge für die verschiedenen Ausdrucksmittel, die der Sprache zur Verfügung stehen,

um einen Gedanken zu variieren. Zwar stammen das Wichtigste des Materials und die wesentlichsten Deutungen aus anderer Quelle, allen voran aus Tobler, aber es ist jedenfalls sehr verdienstlich, den vielfach zerstreuten und nicht immer so bequem zugänglichen, auch nicht so ganz mühelos zu erwerbenden Stoff unter demselben Gesichtspunkt, und einem breiteren Verständnis angepaßt, in dem Rahmen dieses Buches vereinigt zu haben. In vielen Einzelheiten wird man natürlich anderer Meinung sein können. Dafür sei nur ein Beispiel angeführt. S. 104: Ein geängstigter Vater sagt, als er einen Schrei hört: *J'ai cru entendre Berthe* (sein Töchterchen). *On n'a pas crié: 'Papa?'* Str. übersetzt: 'hat da nicht jemand "Papa" gerufen?'. Ich glaube, ein Vater, der bereits die Stimme seines Kindes erkannt zu haben glaubt, wird von ihm nicht als 'jemand' sprechen. Ich würde übersetzen: 'Hat's nicht Papa gerufen?' (Vgl. on sonne, es klingelt).

Der nächste Abschnitt handelt von der 'Genauigkeit und Klarheit der französischen Ausdrucksweise'. Von hier ab begibt sich der Grammatiker mehr auf ein ästhetisches Gebiet, da wird der Boden schwankend, und wir werden reichlicheren Anlaß zu Bedenken haben.

S. 137 ff. Str. vergleicht *agriculture* 'das Hohe' mit *labourage* 'die harte Arbeit'. Um das 'Verächtliche' auszudrücken, müßte man also in: '(die Gallier) überließen den Ackerbau den Weibern und Kindern' *labourage* und nicht *agriculture* wählen. Sehr richtig, nur würde ich deutsch dann 'Feldarbeit' sagen, und das Beispiel wird für die besondere 'Genauigkeit' des Französischen unbrauchbar.

Für die Methode wichtig ist auch der nächste Punkt: Wir werfen 'leihen' und 'borgen' durcheinander. Der Franzose scheidet sorgfältig zwischen *emprunter* und *prêter*; also ist das Französische genauer! Recht betrachtet, ist dies kein Verdienst des Französischen. Afz. wird *emprunter* auch für *prêter* gebraucht (Karlsreise: dous escuz ... m'empruntez ... 594). Aber wichtiger noch: die Dialekte gebrauchen heute noch *prunter* statt *prêter*! Hier liegt der Fall also genau so wie für 'leihen' und 'borgen'. Ein natürliches etymologisches Empfinden läßt den Franzosen nun in *prêter* ein 'bereit oder zur Verfügung stellen', in *emprunter* (etwa nach *emporter, enlever* usw.) ein 'entnehmen' sehen. Gehen wir von diesen Grundbedeutungen aus, so ist eine Verwechslung auf beiden Seiten unmöglich. 'Ich habe der Kasse 5 Mark entnommen' macht das Deutsche ebenso 'genau' wie eine entsprechende französische Wendung mit emprunter!

Ähnlich verhält es sich mit *assister* und *secourir,* die nur bei gemeinsamer Wiedergabe durch 'helfen' für den Deutschen eine synonymische Schwierigkeit bedeuten, dagegen schon weniger bei der eingeschränkteren Übersetzung des ersteren durch 'beistehen'.

Str. führt die Ballysche Warnung vor der Etymologie bei dem Gebrauch einer lebenden Sprache an. Ich finde zwar Ballys Standpunkt, wie es auch die eben erörterten Fälle zeigen, nur bedingt gerechtfertigt, aber beherzigenswert ist der Rat eines so feinsinnigen Sprachphilosophen immer. Und Str. liefert dafür gleich selbst ein Beispiel. Er erklärt etymologisch das frz. Adverb auf *-ment* und deutet *comment* als 'auf welche Art und Weise', ebenfalls unter dem Gesichtspunkt der 'Genauigkeit'! Wenn wir nun auch dafür meist 'wie' sagen, könne es 'der Franzose da nicht verwenden, wo ein deutsches 'wie' nicht jene Bedeutung habe. 'Niemals wird man den Satz: *il était heureux* in eine Frage verwandeln können: *Comment était-il?*' (S. 140).

Ich glaube, Bally würde hier gerade von einem durch unberechtigte Etymologisierung konstruierten Dogma reden. Ich nehme auch ohne weiteres an, daß Str. darüber Franzosen befragt hat. Aber erfahrungsgemäß liegt dann immer die Gefahr vor, daß nicht natürliches, spontanes Sprachgefühl zur Geltung kommt. Ich will mich nicht vermessen, mein eigenes Sprachgefühl entscheiden zu lassen. Ich schlage daher ein beliebiges französisches Schulbuch auf: Devinat, Livre de morale. Zu einem Gedicht 'Le fuseau de la grand'-mère' sind 'Devoirs' in Frageform gefügt: *comment elle est — ce qu'elle fait* usw. Aber ich will anerkannte französische Pädagogen und Philologen befragen. In dem Unterrichtswerk von L. Sudre, E. Ozenfant, Cours préparatoire wird nach dem Attribut (Prädikatsnomen) mit '*quoi? ou comment?*' gefragt. Als Beispiel wird S. 15 gegeben: '*Paul est laborieux.*' (*Paul est quoi? comment? — laborieux*). Später (S. 58) wird als Aufgabe des Adjektivs erklärt: '*pour indiquer comment sont les personnes.*' Beispiel: *bon père, chien fidèle, pierre dure* (*Bon, fidèle, dure indiquent comment sont le père, le chien, la pierre*). Und — last, not least — Brunot, der Vorkämpfer grammatischer Genauigkeit und eines verständigen Sprachbetriebs in den französischen Schulen. In der von ihm in Gemeinschaft mit Bony verfaßten Méthode de langue française, premiere livre, p. 32 stehen Fragen zu einem Stück: Le petit lapin (*C'est qu'il était si beau mon lapin, avec son nez rose* ...). Die dritte Frage lautet: *Comment était le nez du lapin?* — Hinter den Sprachen steht der Menschengeist, und der überflutet oft den toten Sprachstoff. Daher manchmal ein überraschendes Zusammenklingen wesensfremder Idiome.

Plattner (IV, 203) sagt, daß die Verwechslung von *dès* mit *depuis*, die sich in einem folgenden à oder jusqu'à zeigt, für einen wirklichen Franzosen unmöglich' sei. Die Bedeutung 'schon bei, schon an' ist für Str. ein Beweis, 'daß der Begriff des "von ... an" noch nicht in dem Worte liegt.' Darin sieht er den 'natürlichen Grund', warum man wohl sagen kann *de ... à, depuis ... jusqu'à,*

aber niemals *dès ... jusqu'à*. Warum hat man aber früher so gesagt? Brunot, La Pensée et la langue, p. 442 führt an: *Dès l'enfance jusques à l'aage plus avancé*. Es sei erst zur Zeit Malherbes dem *depuis* gewichen. Also ist doch, wie in unzähligen ähnlichen Fällen, diese Sprachtatsache anders zu beurteilen, und man kann hier nur wieder Bally recht geben, der, etwa wie Bergson, in der Sprache einen 'élan vital' als das Entscheidende annimmt.

S. 143. Empfindet etwa der Franzose die Grundbedeutung der Wörter schärfer als der Deutsche? Str. gibt ja selbst Fälle wie *il venait de mourir, il va falloir* + inf. an, wo die Grundbedeutung ganz verschwunden ist. Das kompliziert sich natürlich, wenn man einen häufigen bequemen Ersatz in einer fremden Sprache für eine Vokabel mit dieser selbst vergleicht. Jedes Wort ist ein Kristallisationskern, eine Lichtquelle. Nie darf man eine der Assoziationen, die sich darum in der einen Sprache gruppieren oder von ihr ausstrahlen, mit der 'Grundbedeutung' in der anderen Sprache vergleichen und daraus Schlüsse für die größere oder geringere 'Genauigkeit' ziehen. Zu 'Mut in der Brust' bemerkt Str.: 'Der Franzose empfindet die Wörter schärfer und sinnlicher in ihrer Grundbedeutung als wir.' Darum könne er bei *poitrine* 'von dem Begriff der fleischlichen Brust schwerer los'. Und für uns solle *cœur* mehr 'Sitz der Gefühle sein als für den Franzosen'. Deuten denn aber wirklich Wendungen wie *avoir du cœur, homme sans cœur* oder gar *de l'estomac*, die übertragene Bedeutung von *entrailles* u. ä. auf schärfere sinnliche Empfindung der Grundbedeutung? Das ganze Kapitel krankt eben an der bekannten Tatsache, daß eigentlich nicht ein Wort durch ein anderes in einer fremden Sprache ersetzt werden kann. 'Tisch' gibt es nicht im Französischen. Man kann nur fragen: 'Wie nennt der Franzose dieses in Rede stehende oder gegenwärtige Möbelstück?' Und dann ist es eben nicht *table*, sondern etwa '*guéridon*'; oder man muß fragen: 'Wie sagt der Franzose in diesem Zusammenhang für diesen oder jenen Begriff? usf. Da ergeben sich manchmal Übereinstimmungen, meist Verschiedenheiten, manchmal fehlt ein Bild in der einen Sprache, manchmal in der anderen. Daß wiederum die Sprachsphäre dabei eine große Rolle spielt, war bereits erwähnt. So darf man in dem Sonderfall: 'die Götter gewinnen' nicht, wie es Str. tut, 'Götter' durch 'Gott' ersetzen, um zu schließen, daß, da *gagner* ebenso wie 'gewinnen' sich eigentlich nur auf eine Sache beziehen kann, die Person aber in dieser Verbindung 'streng genommen, degradiert' wird, und der Franzose auch in diesem Fall wieder die Grundbedeutung schärfer als wir empfindet, dem französischen Volksempfinden 'Gott' zu hoch steht, 'um ihn zur Sache zu machen'. Das gibt Str. als 'psychologisch interessanten' Zug! Von der unberechtigten Textänderung abgesehen, meine ich, daß wir auch

deutsch kaum sagen würden: 'Gott gewinnen!' Damit scheidet der 'psychologisch interessante' Fall wieder aus.

Die Besprechung würde ein dickeres Buch werden als das Original, wenn ich auf jede Einzelheit eingehen wollte. Zusammenfassend ist meine Überzeugung, daß das in diesem Abschnitt vorgeführte Material keineswegs die Verallgemeinerung rechtfertigt, daß das Französische die Grundbedeutung der Wörter stärker festhält. Das widerspricht dem Vorgehen einer lebenden Kultursprache. Daß gerade auf der Verdunkelung der Lautbilder und ihrer Übertragungsmöglichkeit die Brauchbarkeit, Beweglichkeit und der Reichtum einer Sprache beruhen, das hat schon Gerber so schön ausgeführt, und das Französische macht in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Damit soll nicht gesagt sein, daß für einen gewissen Bestand von sprachlichem Alltagshausrat die Strohmeyerschen Winke sehr nützlich und lehrreich sind, nur darf eine für den Einzelfall bequeme Übersetzungshilfe nicht zu einem generellen Charaktermerkmal der Sprache erhoben werden.

S. 147. Eine Bestätigung unserer Vorbehalte kann man darin sehen, daß Str. in einem besonderen Abschnitt von Wörtern handelt, die so vieldeutig sind, daß 'Vorsicht im Gebrauch des Wortes' erforderlich ist. Natürlich kann man nicht überall für 'Knabe' *garçon* sagen, aber wenn Str. bemerkt, daß diese Bedeutung 'der etwas verächtlichen Grundbedeutung des Wortes am fernsten liegt', so ist das unzutreffend. Das gilt höchstens für einen mittelalterlichen Abschnitt im Leben dieses Wortes. Vgl. Littré s. v., vgl. Voltaire, Dict. phil.: 'garçon, courtisan, coureur, sont des mots honhêtes, garce, courtisane, coureuse, sont des injures'. (Nach Nyrop IV, 101.) Wie zärtlich kann *mon gars, mon garçon* sein! Immer wieder ist die Sprachsphäre zu berücksichtigen, die ja gerade für das deutsche 'Knabe' eine sehr enge ist! Eine lehrreiche Stelle entnehme ich der Illustration vom 15. Nov. 1924. Im Anschluß an das Schicksal von '*fille*', das von einer Adelsbezeichnung im 17. Jh. zu einem Ausdruck der Verachtung und des Ekels herabgesunken sei, heißt es weiter: *Or, pendant ce temps, le mot 'garçon' n'a cessé de s'élever sur l'échelle des valeurs morales. Les épithètes sympathiques lui vont comme un gant. On dit: un bon garçon, un brave garçon, un joyeux garçon. Et depuis l'américanisation de nos mœurs et le progrès des sports, l'expression 'garçon' ou 'nos garçons' représente la plus affectueuse apostrophe que puisse imaginer un chef.*

S. 148. '*Temps*' heißt 'Zeit' und 'Wetter'. Daher (!) fragt man in bezug auf das Wetter selten: *Quel temps fera-t-il?* sondern besser: '*Fera-t-il bon temps? Fera-t-il mauvais temps?*' Dazu eine Fußnote: 'Wie ich in Frankreich bei Fragen meinerseits wiederholt belehrt wurde.'

Ich würde die Frage: *Quel temps fera-t-il?* höchstens an einen Barometer richten. Weiter sehe ich nicht, was die Bedeutung 'Zeit' mit der Wendung *il fait beau* (*bon* ist kaum üblich) *temps* zu tun haben soll. Obige Frage kann man höchstens aus schulmeisterlicher Neugier im Anschluß an das alte Sprichwort stellen: *Quand j'irai le voir, il fera beau temps.* Dann hätte aber auch kein Franzose verbessert.

S. 155. Wieder ein Etikett: Genauigkeit des Französischen in der Verknüpfung von Attributen mit zusammengesetzten Begriffen. Aber das muß Str. dann selbst fürs Französische wie fürs Deutsche einschränken und die formale Verschiedenheit der beiden Sprachen, analytisches und synthetisches Verfahren, berücksichtigen, so daß von dem Leitsatz und dem Werturteil nichts mehr übrigbleibt. Vgl. S. 158!

S. 156. Wenn *Mais l'expédition n'était pas facile* durch 'doch das war keine leichte Tat' übersetzt wird, so sind daraus fast so viele stilistische Regeln abzuleiten, wie Wörter verwendet sind. Aber die beiden Ausdrucksformen sind, streng genommen, unvergleichlich, da sie sich nicht decken.

S. 149 ff. lernt man, daß das Französische gern einen allgemeinen Ausdruck durch einen spezielleren ersetzt. Nach S. 186 bevorzugt das Deutsche den speziellen Ausdruck, das Französische den allgemeinen. Die Fußnote derselben Seite verweist auf die frühere Darlegung, nach der das Deutsche 'sich nicht scheut, auch hier und da einmal einen allgemeineren Ausdruck als das Französische zu verwenden'. Derartige Widersprüche, die sich ständig wiederholen, zeigen, daß auf diesem Wege das Problem nicht zu lösen ist. Kennzeichnend dafür S. 192: *Alors nous vîmes disparaître le navire* 'versinken'. Anmerkung: 'Kurz vorher steht freilich ... das speziellere: *s'engloutir*'!

S. 221 ff. Zwar macht Str. bei dem ausführlichen Kapitel über die Bilder allerlei Vorbehalte, aber auch in den Fällen, wo er die Unnachahmbarkeit von Bildern der einen Sprache durch ein gleichwertiges Bild der anderen feststellt, kann man nicht immer zustimmen. Es ist eben unmöglich, zu entscheiden, was noch als Bild empfunden und was als erstarrte Phrase gebraucht wird. Der Reiz literarischer oder dichterischer Verwendung der Sprache besteht ja gerade darin, daß auch den verblaßten Bildern neues Leben verliehen wird. Aus den S. 348 ff. gegenübergestellten Texten von etwa gleichem Umfang und gleicher — so meint Str.! — Stilgattung errechnet er 20 französische gegenüber von 39 deutschen Bildern. Das Deutsche wäre also fast um das Doppelte bildhafter! Nur zwei französische Bilder wären deutsch unnachahmbar: *ressaisir leurs traces*, wofür wir nur 'wieder auffinden' hätten, und *il conduisait son maître*, wofür wir nur 'er fuhr seinen Herrn'

sagen könnten. *ressaisir une trace* ist nicht die übliche Phrase. Sie scheint mir auch nicht gerade glücklich. Hätte Thiers 'bildhaft' empfunden, so hätte er sich wohl anders ausgedrückt. Man vgl. übrigens dazu das vernichtende Urteil Lansons in seiner Literaturgeschichte über den Schriftsteller Thiers! Übersetzen wir etwa: 'ihrer Spur oder Fährte wieder habhaft werden,' auch schon 'ihre Fährte wieder aufspüren', ja sogar das einfachste: 'ihre Spur wieder aufnehmen,' so scheidet auch dieses Beispiel noch aus. Und ich bezweifle sehr, ob der Franzose ein Bild empfindet, wenn er zu einem Kutscher sagt: *Conduisez-moi à la gare!* Dann wären also die 20 Bilder des französischen Textes auch deutsch bildhaft wiederzugeben. Anderseits sollen 18 deutsche Bilder dem Franzosen unnachahmbar sein. Gegen die Methode, die zu diesem Schluß führt, habe ich prinzipielle Bedenken. Jedes Wort, jede Wendung, jedes Bild einer Sprache hat doch seine eigene Geschichte, und es erscheint mir falsch, von der Grundbedeutung ausgehend zu sagen: dies Bild kann nicht wörtlich übertragen werden, dafür pflegt man sich einfach so und so auszudrücken, also ergibt sich daraus ein Mangel an Bildhaftigkeit auf der einen Seite. Str. ist ein vorzüglicher Kenner des Französischen. Aber für die Zwecke seines Buches reicht weder sein philologisch geschultes Übersetzergeschick aus, noch die von ihm zu Rate gezogenen Übertragungen deutscher Klassiker. Die Gründe, warum es so wenig gute Übersetzungen gibt, liegen auf der Hand. Jeder weiß aber auch, daß zum Gelingen einer Übersetzung manchmal größere Phantasie und geistige Beweglichkeit gehören als zum freien literarischen Gestalten. Die zweisprachigen Wörterbücher enthalten neben dem konventionellen Alltagshausrat, den Gemeinplätzen, gelegentlich Glücksfunde solcher Übertragungen. Aber oft dienen diese nur dem Einzelfall und sind darüber hinaus nicht verwendbar. Hinzu kommt, daß ein solches Wörterbuch, eben gedruckt, bereits anfängt zu veralten. Für die Zwecke des Strohmeyerschen Buches müßte man etwa so verfahren wie in einem Meisteratelier, in dem ein Motiv zur malerischen oder plastischen Behandlung gegeben wird. Aus der individuellen, oft auch national bedingten Gestaltung lassen sich dann wohl gewisse Schlüsse ziehen. So hätte Str. erst alle die Bilder, die er für das Französische als unnachahmbar bezeichnet, als Motive guten französischen Schriftstellern oder Dichtern zum Nachschaffen geben müssen. Ich glaube, er wäre doch zu ganz anderen Ergebnissen gekommen. Aber statt diesen gewiß nicht einfachen Weg des Experiments zu gehen, kann uns ja umsichtige literarische Beobachtung helfen. Nur muß man — immer im Hinblick auf die Zwecke des Buches! — nicht von der zufälligen Sprachform, sondern von der Situation ausgehen und sich fragen, wie in dem bestimmten Fall der Franzose sehen, empfinden und sich ausdrücken

würde. Ein Beispiel: Zwei jungverheiratete Freundinnen sprechen von ihren Hochzeitsgeschenken. Die eine erzählt, sie habe ein hübsches Tischservice für 12 Personen erhalten, die andere, um sie im Scherz zu übertrumpfen, ihr sei eine prächtige Zuckerzange sogar für 24 Personen beschert worden. Und als die erstere ernsthaft fragt: Für 24?, da jubelt der Schelm: Reingefallen! Reingefallen! — Man prüfe, ob nicht die üblichen Nachschlagewerke versagen. Die Lösung finde ich in einer Komödie von P. Géraldy, Les noces d'argent IV, 1: *Ah! elle a marché! Elle a marché!* — Oder ein anderes Beispiel: Seitdem wir staatsmännischer Weisheit den Beamtenabbau verdanken, ist 'abbauen' zu einer alltäglichen Vokabel geworden. Auch das Französische hat sein 'réduire le personnel', ist also nicht so 'bildhaft' wie das Deutsche: In der eben erwähnten Komödie (III, 4) klagt eine Frau: *Ah! qu'on est vieux!* — Ihr liebevoller und galanter Gatte antwortet darauf: *Nous? Vieux! ... Tu es encore une toute jeune femme, au contraire! On te fend l'oreille dix ans trop tôt* ... 'fendre l'oreille à un fonctionnaire' ist eine bekannte Wendung für das unbildliche 'le mettre à la retraite'. Obwohl, wie immer in solchen Fällen, eine Gedankenschattierung bleibt, dürfte damit doch ein annehmbarer Ersatz für 'abbauen' gefunden sein.

Auf diesem Wege würde sich ergeben, daß für die gleiche Situation dem nachschaffenden Wortkünstler sehr wohl ähnliche oder gleichwertige Bilder in der anderen Sprache zur Verfügung stehen. Nach Str. soll 'Wellen des Bodens' unübersetzbar sein, weil *onde, ondulé, ondulation* sich nicht eignen. Freilich denkt der Franzose hier zunächst wohl an *sinuosité*, hat aber dafür doch das Bild '*les plis du terrain*'! — Ist nicht ein sehr übliches Bild für 'ganze Reihen wurden niedergerissen': *faucher, balayer*? Ist nicht *rompre une ligne, un bataillon* usw. ebenso 'bildhaft' wie 'auseinandersprengen'?

Zu einem klareren Urteil kommt man aber noch, wenn man im Zusammenhang die Originaldarstellungen gleicher Verhältnisse berücksichtigt. Nach Str. ist 'das Fußvolk brach hervor' ein unnachahmbares Bild. Dem Franzosen stellt sich dafür wohl ein '*s'élancer de* ...' ein, oder Le Vicomte de Noé, Les Chasseurs d'Afrique (Velh. & Klas. 189, p. 60) sagt: *La cavalerie ... attendant l'heure de fondre sur l'ennemi comme l'ouragan* (auch *fondre comme l'éclair* ist sehr üblich); und ib.: ... *les chasseurs ... se précipitèrent hors du carré comme une avalanche. — déboucher* dient auch derselben Anschauung!

'Die Generale ... verfolgten mit gespannten Blicken den Gang der Schlacht' sollen gleichfalls zwei unübersetzbare deutsche Bilder sein. Was sagt der Franzose in dieser Situation? Zola läßt z. B. König Wilhelm den Gang der Schlacht beobachten: *ayant devant*

lui la vallée de la Meuse, le déroulement sans bornes du cham p de bataille.

Oder Cuny, Souv. d'un Caval. (V. & Kl. 203, p. 40) sagt: *Nos jumelles en main, nous étions les spectateurs frémissants du drame à la fois terrible et magnifique qui se déroulait sous nos yeux. Notre vie était comme suspendue à ces flux et reflux alternatifs des lignes françaises ...*

Endlich nehme man aufs Geratewohl eine Stelle bei P. et V. Margueritte (V. & Kl. 189, p. 70); jeder Satz ist ein Bild: *Les visages des officiers qui entouraient le colonel trahirent une vive anxiété. Sur son ordre, deux compagnies du 135ᵉ se déployèrent pour recueillir les paquets d'hommes débandés. Mais, maintenant, du Bourget refluait un désarroi compact, précipité; des chapelets de fuyards s'égrenaient dans la plaine. Alors la grosse voix des forts s'éleva, et de Noisy, de Romainville, d'Aubervilliers, une canonnade à toute volée tomba en pluie d'obus sur le village, écrasant pêle-mêle Prussiens et Français.*

Natürlich wird das Verhältnis noch ganz anders, wenn es sich um lyrisch gestimmte dichterische Beschreibungen handelt. Man nehme z. B. die Stelle aus E. Jaloux, O Soleils disparus ..., wo die hereinbrechende Nacht geschildert wird: *Une bande d'argent citron se lève à l'horizon, fend comme une flèche cette charnière d'ombre qui fait l'articulation de la terre noire et du ciel gris. C'est une fermentation de lumière dans cet épaississement des choses terrestres. L'herbe grelotte et crie grâce. Ambassadrices des ténèbres soumises, une chauve-souris entre en jeu, portée sur ses ailes d'opium.*

Wie individuell jede Übersetzung ist, kann man durch ein einfaches Experiment feststellen. Man gebe einer Reihe von Franzosen dieselbe Stelle zur Übertragung. Sofern der Text nicht konventionelle Wendungen enthält, die uns durch Lexikon und schulmäßigen Ubersetzungsbetrieb als übliche Entsprechungen geläufig sind, werden ebenso viele Fassungen herauskommen, als Personen beteiligt sind. Ich habe diesen Versuch angestellt und darüber unlängst in unserer 'Gesellschaft' einen Vortrag gehalten. Er wird in kurzem gedruckt werden. Man kann sich auch leicht überzeugen, wie unmöglich es ist, bei dem einfachsten Zitat, das man in einer Übersetzung kennenlernt, mit Sicherheit auf die Originalform zu raten. So lese ich z. B. bei Jaloux a. a. O. XXXIII: *Une pensée de Nietzsche lui revint à l'esprit: 'Tout ce qui est bon est léger, tout ce qui est divin court sur des pieds délicats.'* Hier liegt doch keinerlei Schwierigkeit nach Form oder Inhalt vor. Wie hat Nietzsche gesagt? Ich babe die Stelle nicht aufspüren können[1]. Übersetze ich:

[1] Auch nicht durch Anfrage im Nietzsche-Archiv in Weimar, trotz freundlicher Bemühung des dortigen Archivars, Herrn Oehler.

'Das Gute ist leichtbeschwingt, das Göttliche schreitet auf zarten Sohlen,' so wäre das Wasser auf die Mühle Strohmeyers! Hat Nietzsche so oder ähnlich gesagt, so würde ich aber dem Franzosen den Vorwurf machen, er wäre der Poesie des Ausspruchs nicht gerecht geworden und hätte ihn banalisiert. Auch derartige Beobachtungen scheinen mir dem Strohmeyerschen Versuch den Boden zu entziehen.

Was will es demgegenüber bedeuten, daß Carmen Sylva in die Pêcheur-Übersetzung gelegentlich Bilder einflicht, die keineswegs durch das Französische gerechtfertigt sind! daß sie z. B. *leur table massive* mit 'schwerfälliger Tisch' übersetzt, was mir nicht gelungen erscheint. In Verbindung mit 'Strahl' soll 'fallen' ein Bild, 'arriver' keins sein! Nach welcher Skala soll die größere oder geringere Bildhaftigkeit gemessen werden? Außerdem müßte diese Prüfung noch nach chronologischen Gesichtspunkten erfolgen; denn ursprünglich birgt doch 'arriver' das stärkere Bild! Was will es bedeuten, wenn der französische Übersetzer auf 5 Seiten einer Wildenbruch-Novelle 13 Bilder nicht wiedergeben kann oder sie vermeidet, namentlich wenn der Dichter von einem 'frühlingsrauschenden Besen' spricht! Oder wenn er den Satz 'Büsche und Bäume standen regungslos in der schwülen, brütenden Mittagssonne' so wiedergibt: *Pas une feuille ne bougeait, l'atmosphère était lourde.* Erst wenn etwa Leconte de Lisle versagt hätte, trotz seines Midi (z. B. *La lointaine forêt ... Dort là-bas, immobile, en un pesant repos* u. ä.) könnten sich vielleicht Unterschiede in der größeren oder geringeren Bildhaftigkeit der verglichenen Sprachen ergeben[1].

Zu der 'Wortarmut' und 'Nüchternheit' trete nun 'Geradlinigkeit' und 'Zielsicherheit'. 'Wir haben das Werden, der Franzose das Ziel im Auge.' Daher gebe er 'Knall, Schuß, Rascheln, Rasseln, Knarren, Knattern, Sausen, Brausen' usw. durch ein einfaches 'bruit' wieder. Ist das richtig? Gehören zu dem gewöhnlichsten Wortbestand des Franzosen nicht auch: *murmure, chuchotement, bruissement, frou-frou, bourdonnement, ronron, gémissement, grognement, grondement, souffle, plainte, clapotement, clapotis, clapotage, craquement, claquement, crépitation, crépitement, cliquetis, glouglou, tintement, crissement, clappement, grincement,*

[1] In der Anm. zu *coupeur de cheveux* fragt Str. (S. 219), ob es vielleicht eine Nachahmung des Deutschen sei, da 'Haarschneider' eigentlich sinnlos sei und auch kein Bild für den in kleinlichste Grübeleien sich Vertiefenden sein kann? 'Haarschneider' ist freilich sinnlos, aber die Wendung heißt: *couper* oder *fendre un cheveu en quatre!* Sie ist schon alt. Im Dict. comique von Le Roux, 1750 steht s. v. *cheveu*: Couper un cheveu en quatre. Pour dire subtiliser ou chicaner trop. Ou pousser le ménage jusqu'à l'avarice. In der letzteren Bedeutung allein hat es das Dict. de bas-langage, Paris 1808: Il couperoit un cheveu en quatre. Se dit d'un homme ménagé et parcimonieux jusqu'à l'avarice. So beleuchtet, scheint mir das Bild völlig klar.

sifflement, fracas, éclat, détonation, explosion, pétarade u. a. m. (Vgl. Rouaix, Dict. des idées suggérées par les mots, s. v. bruit)!

Und ist wirklich in: 'Nun war Deutschland überrannt' 'die Handlung, das Werden', in: '*C'était l'Allemagne envahie*' das 'fertige Bild' ausgedrückt? Ist nicht vielmehr in 'war' und 'était' gleichmäßig der Zustand, in 'überrannt' und 'envahie' ebenso die vollzogene Handlung bezeichnet?

S. 228. Gewiß ist es richtig, in einer stilistischen Belehrung einen Grundsatz zu betonen, den schon Logau so gefaßt hat: 'Wo's mit einem Worte ist getan, da wende niemals zweie an.' Gewiß ist weiter richtig, zur Vorsicht in der Wiedergabe der sogenannten 'Flickwörter' (vgl. die bekannte Arbeit von Hosch und die Toblersche Besprechung in den Verm. Beitr.) anzuleiten. Aber Str. verallgemeinert wieder die Zufallsübersetzung einer einzelnen Stelle in Wesensmerkmale der beiden Sprachen. Sein erstes Beispiel ist aus anderem Grunde nicht glücklich. Er sagt: 'sich wieder mit jem. versöhnen' ist einfach: 'se réconcilier'. Ist 'wieder' denn nicht im Präfix *re-* ausgedrückt? Anderseits macht das Französische das überflüssige 'wieder' durch den häufigen Zusatz von 'ensemble' wett: *je les ai réconciliés ensemble.*

Aus dem zweiten Beispiel soll man lernen, daß 'alle erdenklichen Mittel' einfach durch 'tous les moyens' wiederzugeben ist, weil sich bei einem der Hauptgewährsmänner Str.s, dem Verfasser eines Schulgeschichtswerks, A. Grégoire, die Stelle findet: '... les nobles eurent recours à tous les moyens'. Demgegenüber kann man sich aus Littré, Ac., Dict. gén. usw. überzeugen, wie üblich in solchen Fällen auch bei den besten Schriftstellern der Zusatz von *possible* oder *imaginable* ist (tous les efforts imaginables, usw.). Wie weit übrigens die oft überraschende Übereinstimmung des Französischen und Deutschen in der Verwendung der 'Flickwörter' geht, habe ich in meiner Arbeit über den Infinitiv (Ideal. Jahrb., 4. Heft) berührt (z. B.: Was wollte ich Ihnen doch noch sagen? *Qu'est-ce que je voulais donc encore vous dire?* u. a.).

Ebenso richtig ist, daß wir in ungezählten Fällen das geistige Band zwischen zwei Sätzen durch ein 'aber' ausdrücken, während das Französische sich mit der Parataxe begnügt. Aber diese ist aus einem primitiven Sprachzustand zu einem bewußten Kunstmittel geworden, das bei der breiteren literarischen Konvention leicht als ein Wesensmerkmal des Französischen erscheinen mag. Daher empfinde ich bei einem großen Teil der Beispiele, die Str. in diesem Abschnitt gibt, die deutsche Übersetzung als eine stilistische Verflachung des Originals, die ich unter Hinweis auf den angeführten Logauschen Sinnspruch veredeln würde. Anderseits kann gerade umgekehrt als auffälliges Merkmal für das Französische die affektische Betonung des Gegensatzes durch ständige Wiederholung

eines 'mais' verzeichnet werden: *Rien qu'à le voir, on reconnaissait immédiatement le prêtre défroqué. Sur ses joues, toujours rasées, une épaisse barbe noire avait poussé, mais les cheveux, coupés ras sur le front et qui couvraient mal la tonsure, conservaient un pli ecclésiastique; mais la forme des mains dans lesquelles le pouce un peu recourbé semblait attaché à l'index; mais le geste par lequel il ajustait mieux ses lunettes sur son nez; mais l'autre geste involontaire par lequel il passait deux doigts dans son col, comme pour élargir le rabat absent; mais sa manière de regarder en faisant tomber le regard de haut* usf. Bei einem anderen Teil der Übersetzungen vermißt man den affektischen Gehalt, den Temperaturgrad der Rede. So soll z. B. nach deutschem Empfinden in: *Tu te ferais charretier — je ne dirais rien encore* (ungenau!) ein 'wenn' fehlen (S. 233). In höchster Aufregung sagt eine Witwe zu ihrem letzten Jungen, der auch wieder Fischer werden will: *Tu te ferais charretier, que c'est un métier de galérien — je ne dirais encore rien! Mais monter sur une barque! aller sur mer! ... Comme si je n'avais pas assez de misère avec ton père et tous mes garçons qui sont morts! ...* Wäre nicht der leidenschaftliche volkstümliche Ton eher getroffen, wenn man übersetzte: 'Du würdest Fuhrknecht werden, das, wo doch ein Gewerbe für Zuchthäusler ist — ich würde noch nichts sagen! Aber aufs Boot steigen! Aufs Meer gehen! usf. (Zu *je ne dirais encore rien* vgl. oben das über das Zusammenstimmen der Sprachen Gesagte!) Freilich entscheidet gerade in solcher Sprachsphäre ganz die Stimmung des Augenblicks, individueller Geschmack, Einfühlungsvermögen und glückliche Nachgestaltung. Um so weniger gehört ein solches Beispiel in die kühle Atmosphäre eines von grammatischer Logik bestimmten Schemas. Wieder anders verhält es sich mit dem S. 234 erörterten Satz: *L'enthousiasme des habitants de Vaucouleurs décida enfin Beaudricourt et Jeanne put partir avec une petite troupe de dix hommes seulement* (freilich nur mit einer kleinen Schar ...'). Str. meint, daß 'Johanna konnte ...' ohne 'freilich' die geringe Zahl der bewilligten Krieger mit der Umstimmung B.s in ursächlichen Zusammenhang bringen würde. Vergessen ist dabei nur, daß die Intonation über den Sinn entscheidet!

S. 238. Irreführend ist wieder die Verallgemeinerung: 'daß der Franzose bei Eigenschaftsgradvergleichungen nicht wie wir den Grad der Eigenschaft durch ein 'so' angibt, sondern die Eigenschaft ganz allgemein in Vergleich stellt'. Das scheint mir auch sachlich nicht ganz richtig. Str. verallgemeinert nämlich nur die bekannte Erscheinung, daß nach *rien* das Verglichene mit *comme* eingeführt wird: *Je ne trouve rien d'admirable comme les soleils couchants ...* Das ist eben ein Sonderfall, wo von 'Geradlinigkeit' gar nicht die

Rede sein kann. Daß die ältere Sprache *si com* sagte, kommt natürlich nicht in Betracht. Ebensowenig das heutige Argot: *aussi pire comme un enfant* (Bauche, Le lg. pop., s. v. *comme*). Dagegen darf nicht außer acht gelassen werden, daß im höheren Stil eindrucksvoller auf das durch *comme* Verglichene mit einem *aussi, ainsi* hingewiesen wird. Es erübrigt sich, Beispiele zu geben. Seit den ältesten Zeiten haben sich in der Sprache unzählige Vergleiche als starre Formeln nach dem Muster *blanc comme* (*la*) *neige* festgesetzt. Die Verwendbarkeit dieses Vergleichs für alles andere wird mit *rien n'est* ... oder *il n'y a rien de* ... verneint!

Handelt es sich dagegen um einen Vergleich im Hinblick auf den Grad der Eigenschaft, so kann auch das Französische bekanntlich nicht ein *aussi, si* entbehren, nur daß dann die Vergleichspartikel *que* gewählt wird. Die beiden Formen sind also ganz verschiedenen Sinns.

Nach meiner Auffassung wird auch sofort ein anderer auffälliger Gebrauch verständlich. Es kann etwas sein: '*haut comme un homme*'. Die damit bezeichnete Größe kann mehrfach genommen werden. Wenn wir sagen: 'viermal so hoch als ein Mensch' heißt es z. B.: *C'était une statue haute quatre fois comme un homme* ..., Malin, Un Coll. de Paris en 1870, p. 186.

Endlich wäre noch in Betracht zu ziehen, daß *comme* überhaupt eine Sonderentwicklung durchgemacht hat. Es dient ja als Adverb im Sinne von *quasi*, gleichsam: *De longues nattes de cheveux châtains lui formaient comme un turban autour de la tête.* Colomba 43; *elle s'arrêta* ... *comme interdite:* ib. 44; *Le collier* ... *était devenu pour moi comme un remords,* ib. 74. In diesen Fällen scheidet ja auch im Deutschen ein 'so' ganz aus!

Einen Schritt weiter ist die Entwicklung gegangen in: *Le ravin, de là-haut, paraissait tout petit, arrondi presque régulièrement en hémicycle avec comme de vagues linéaments d'architecture* ..., Pouvillon, Chante-Pleure 139.

Und schließlich kommt es zu der bekannten Wendung: *C'est tout comme* = *c'est la même chose* oder *cela revient au même: je vous ai dit que je n'avais plus de mains, c'est de doigts que j'ai voulu dire; ils sont tous tombés, ainsi c'est tout comme.* Mém. du Serg. Bourgogne 265.

Aus diesem Sachverhalt ergibt sich wiederum, wie vorsichtig man bei der Ausdeutung von sprachlichen Tatsachen für 'kulturkundliche' Zwecke sein muß. In dem Kapitel 'Realismus', S. 244 ff., wird an erster Stelle 'die Scheu des Französischen vor Nebensätzen' behandelt. Unbedingt richtig ist, daß dem Französischen — man kann es auf das Romanische erweitern — in Partizipium, Gerundium, Infinitiv Mittel zu Gebote stehen, um eine der Hauptaussage untergeordnete Begleiterscheinung knapper zum Ausdruck

zu bringen, als es durch einen deutschen Nebensatz geschieht. Aber es ist doch nicht zu vergessen, daß wir durch den schulmäßigen Übersetzungsbetrieb häufig an mechanische Anwendung von Konstruktionen gewöhnt sind, die keineswegs immer die glücklichste Lösung darstellen. So gibt Str. als Übersetzung von: *Il n'avait pas de quoi vivre* 'Er hatte nichts, wovon er leben konnte'. Wir könnten sehr wohl sagen: 'Er hat nichts, um zu leben'; ist aber nicht viel natürlicher: 'Er hat nicht zu leben'? Str. gibt für: '*Nous nous aimons trop* ... *pour* ...' die langweilige Konstruktion mit 'als daß wir ...' an. Ist nicht auch deutsch in solchem Fall der Infinitiv mit 'um zu ...' glatter? Unleidlich wäre mir eine Übersetzung von *Il lui répondit en menaçant* durch 'indem er drohte', wie Str. verlangt, statt des einfachen 'drohend'! Unangemessen erscheint mir auch die Übersetzung der beliebten Konstruktion mit *tant* z. B. in: '... *elle n'eut pas le temps de s'attendrir, tant elle se trouva accablée de besogne*' durch: 'weil sie zu sehr mit Arbeit überladen war'; oder: '*Mazarin n'avait pas le puissant génie de Richelieu* ... *il était souple, patient* ...' durch: 'Wenn auch Mazarin nicht ... besaß, so war er dafür ...'. Auf diese Weise wird das Konto 'Nebensätze' für das Deutsche allerdings ganz unberechtigt belastet.

Immerhin ist die Mühe, die sich Str. gegeben hat, um in Prozenten die Verwendung der Nebensätze in den beiden verglichenen Sprachen zur Anschauung zu bringen sehr verdienstlich. Ich bedaure nur, daß eine Nachprüfung seine Ergebnisse wieder sehr in Frage stellt. Er übernimmt von Ulbrich, Franke u. a. einige sehr zutreffende Beobachtungen, übertreibt sie aber zum Zwecke einer allgemeinen Charakterisierung des Französischen im Gegensatz zum Deutschen, so daß das Individuelle, zum Typischen erhoben, ein falsches Bild ergibt, oder es müssen von ihm selbst so viel Einschränkungen gemacht werden, daß das lange Kapitel, wie oft, in ein 'non liquet' ausmündet. (Vgl. S. 276.)

Ich habe zur Nachprüfung zwei kleine Erzählungen gewählt, die, soweit das möglich ist, einigermaßen als 'stilgleich' betrachtet werden können: Maupassant, Le Père, und Wildenbruch, Das Orakel. Für 'daß-Sätze' gibt Str. frz. 5,16 %, dtsch. 6,88 % an. Ich fand, abgerundet, frz. 6,4%, dtsch. 7%. Der Unterschied ist also nach keiner Seite hin wesentlich.

Für den Relativsatz stellt Str. eine besondere Beliebtheit im Französischen fest. Er zählt frz. 17,76%, dtsch. 14,36%. Ob bei solcher Statistik 3% berechtigen, von 'besonderer Beliebtheit' zu sprechen, erscheint zweifelhaft. Merkwürdigerweise ergibt aber meine Probe für frz. 9,4%, für dtsch. 18,5%! Also das Doppelte! Trotzdem würde ich nicht einen generalisierenden Schluß wagen!

Für andere Nebensätze errechnet Str. frz. 6,08%, dtsch. 13,96%.

Nach meinen Beobachtungsobjekten stellen sich die Zahlen so: frz. 12%, dtsch. 16,5%! Also wieder ein so abweichendes Ergebnis, daß sein positiver Wert höchstens in der Verneinung liegt!

S. 265: les *Tuileries furent envahies; la garde suisse massacrées*, etc. ist keineswegs, wie es Str. will, 'Beschreibung eines Zustandes', antwortet nicht auf die Frage: 'Wie sah es in Paris aus?' Am Schluß dieser Ausführungen über das Passiv wiederlegt sich Str. selbst, indem er, wie bereits mehrfach, schließlich sein natürliches Sprachempfinden sprechen läßt und hinzufügt: 'infolge dieses Tempus (d. h. des historischen Perfekts!) unterscheidet sich hier das frz. *furent envahies* kaum noch von dem dtsch. 'wurden erstürmt'!

S. 266 beruft sich Str. auf Meyer-Lübke, um 'die Neigung des Frz. zu transitiver Ausdrucksweise' festzustellen. Ich schlage nach und finde III, § 352: 'Allein eine scharfe Grenze zwischen den zwei Klassen, die man als Objektivverba und Subjektivverba bezeichnen kann, ist nicht möglich, da fortwährende Verschiebungen stattfinden, so daß gewissermaßen jedes einzelne Verbum seine besondere Geschichte hat.' Daraus vermag ich nicht zu lesen, was Str. behauptet.

S. 258 spricht Str. von der 'Scheu vor indirekter Rede' im Französischen: es sei nicht wie unsere Sprache imstande, 'indirekte Rede in Form von konjunktionslosen Sätzen zu geben.' Das ist falsch. In Paul et Virginie 66, 5 heißt es: *Ceci, disait-elle, était bon pour les meubles.* Aber auch ohne Hinweis durch ein Verbum des Sagens ib. 100: '*L'idée du retour prochain de Virginie allumant l'imagination de ce jeune homme, toutes ses inquiétudes s'évanouissaient. Virginie n'avait point écrit, parce qu'elle allait arriver. Il fallait si peu de temps pour venir d'Europe avec un bon vent! ... Le vaisseau où elle s'était embarquée n'en mettrait pas plus de deux (mois): les constructeurs étaient aujourd'hui si savants, et les marins si habiles!* — Oder Unterredung des Herzogs v. Gramont mit dem preußischen Gesandten v. Werther (Pierre de la Gorge, V. & Kl. 194, p. 101): *Sans aucune âpreté de forme, mais sur le ton d'une plainte très vive, le duc récapitula ses griefs: le roi avait autorisé la canditature Hohenzollern sans aucune entente préalable avec le gouvernement impérial, et par cet acte avait blessé la France: le procédé avait été d'autant plus ressenti que, dans les questions politiques, la cour des Tuileries avait toujours observé vis-à-vis du cabinet de Berlin les plus grands égards.* — Das ist vielleicht die bedauerlichste Lücke in dem sonst so umsichtigen Buch. Sie ist um so befremdlicher, als sie Bally schon im Jahre 1912 (G. R. M. p. 549) gerügt hatte. Bally hat wohl als erster uns die Augen für diese wichtige Erscheinung geöffnet. 1914 handelte an derselben Stelle davon Lorck,

und Brunot, La Pensée et la Lg. widmet ihr ebenfalls ein Kapitel (p. 342 ff.). Man vergesse dabei nie die 'kulturkundlichen' Folgen: 'die indirekte Rede bringt Unwirkliches zur Darstellung.' Ihr Fehlen deutet also auf Abneigung vor dem Unwirklichen, auf 'Realismus'!

S. 280. Die bekannte verbale Verknüpfung zweier Substantiva, für die uns die Präposition genügt, deutet Str. als 'Freude am Verbum' (z. B. 'da saßen sie, in der Hand den Elfenbeinstab': *ils s'étaient assis ... ayant à la main le bâton d'ivoire)*. Ich sehe darin vielleicht in erster Linie eine Tugend, die man aus der Not gemacht hat, nämlich dem Fehlen der Kasusflexion! Natürlich treten dazu noch lexikalische und stilistische Gründe; z. B. 'Brot aus Maismehl': *du pain fait avec de la farine de maïs* (statt *du pain de farine de maïs!*). Darum vermeidet man auch wegen der Vieldeutigkeit einer Form wie *que* eine zunächst irreführende Anknüpfung: *dans la confiance qu'il ne pouvait* ..., sondern sagt — pour réparer des ans l'irréparable outrage! —: *dans la confiance où l'on était qu'il ne pouvait arriver de ce côté que Grouchy lui-même, aucune précaution n'avait été prise* ..., Thiers, V. & Kl. 36, p. 74.

Einige Seiten später (S. 299) werden solche Verknüpfungen ohne Verb *(le chapeau sur la tête)* gerade wieder als 'erfreuliche Knappheit' bezeichnet, ihr Fehlen im Deutschen sei zu bedauern und, wenn sie sich finden, seien es nur Nachahmungen des Französischen. Das ist noch nicht so ausgemacht! Neben 'Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand' haben wir 'Ein Sträußchen am Hute, den Stab in der Hand'. Dies hat zwar ein Gymnasiallehrer gedichtet (vgl. Max Friedländer, Anm. zum Volksliederbuch), aber es ist doch so volkstümlich geworden, daß das Kommersbuch keinen Namen verzeichnet! Auch würde ich nicht mit Str. Nachahmungen von Wendungen wie *'chargé d'une mission secrète; se dirigeant vers la ville'* u. ä. bedingungslos als 'undeutsch' brandmarken (S. 289). Wildenbruch schildert z. B. die starke Phantasie einer schlaflosen Nacht: 'Wir erinnern uns. Aber nicht denkend wie am Tage, sondern sehend, fühlend, schmeckend, riechend, mit allen Organen und allen Sinnen, wie begabt mit dem zweiten Gesicht.'

S. 301, Anm. 22. Man kann nicht sagen, daß *crainte de* statt *de crainte de* 'veraltet' sei. Es ist nur familiärer als *dans la crainte* oder *de crainte de*. Vgl. z. B. Fabre, Souv. entomol. I, 115: ... *m'éveillant en sursaut la nuit crainte de manquer le moment; — J'insiste avec tous les ménagements possibles, crainte de compromettre des organes si tendres*, ib. IV, 234 und so öfters; *je n'ai pas osé le décharger crainte de retard.* Boissonnas, Une Famille ... 62; so auch in den Mém. du Serg. Bourgogne: *Crainte d'accident, je déchire un morceau de ma chemise,* p. 145; *Crainte de surprise, je me mis sur mes gardes,* ib. 147 usf.

S. 304 ff. Gewiß besitzt das Französische einen großen Schatz 'gedrungener Wendungen'. Aber steht das Deutsche gegenüber von *être veuf, être orphelin de père, je ne sais quoi de* mit seinem 'verwitwet, verwaist, etwas' ihm nach? Wohl gebrauchen wir statt *long* (*Je tâcherai de ne pas être longue*) höchstens 'weitschweifig'; dafür haben wir wieder: 'Sei kurz!', und die 'Knappheit' ist auf unserer Seite! Zum Teil entstammt solche Wertung dem etymologischen Bewußtsein des Sprachfremden. Dazu kommt, wie in anderem Zusammenhange erwähnt, daß die genauen Entsprechungen in den beiden Sprachen nicht dieselbe Entwicklung durchgemacht haben. Unser 'bis auf' hat den Sinn von 'außer', *jusqu'à* den von 'sogar' entwickelt. Natürlich kann sich dann auch nicht, wie mit *jusqu'à,* ein Infinitiv verbinden. Aber wenn wir *Il mentait, jusqu'à nier effrontément, étant pris sur le fait* übersetzen: 'Er log, ja leugnete frech ...', kann dann noch von größerer frz. Knappheit die Rede sein?

S. 312. Fraglich ist, ob der Gebrauch des Futurums für etwas, was vom Standpunkt der Vergangenheit als zukünftig zu denken ist, einer größeren 'Lebhaftigkeit' des Franzosen entspringt (*il est rare, dira plus tard le grand Frédéric, que* ... u. ä.) oder ob darin nicht mehr eine über der Sache stehende kühle Logik zu sehen ist. Jedenfalls gehört die Erscheinung nur der gebildeten und literarischen Rede an. Aber so oder so gedeutet, kann beides falsch sein. Kulturkundliche Betrachtung der Sprache spiegelt mehr die Seele des Beschauers als die Seele der Sprachgemeinschaft wider.

Auch den lediglich von den Grammatikern oktroyierten Gebrauch des sogenannten expletiven *ne* sollte man nicht als 'Lebenshast' oder dergl. deuten. Dagegen spricht das lange Schwanken der Sprache, die natürliche Empfindung volkstümlicher Rede und der nicht selten, selbst bei Gebildeten, zu beobachtende Verstoß gegen die 'Regel'. Wie so oft, bringt Str. auch in diesem Falle genügend Beispiele aus dem Deutschen, die zeigen, daß es sich um keine, nur französische Wesensart erklärende Erscheinung handelt.

Vergißt man alle Überschriften und 'kulturkundlichen' Aus- oder Unterlegungen, so wird man auch auf den folgenden Seiten (341 ff.) wertvolle Winke für das Verständnis charakteristischer Wendungen wie *Je le vois qui vient,* etc. finden, die für Lektüre und schriftliche Arbeiten in der Schule unentbehrlich sind. Aber es ist Zeit abzubrechen. Im Anschluß daran möchte ich zusammenfassend sagen: Trotz der vielen hier gemachten Ausstellungen möchte ich nicht den Eindruck erwecken, als ob ich nicht den Wert des Strohmeyerschen Buches voll anerkennte, als ob ich nicht den großen Fleiß, mit dem das umfassende Material zusammengetragen, den klaren philologischen Blick, mit dem es gesichtet, gruppiert und namentlich in syntaktischer Beziehung, von unserem Meister Tobler

geleitet und geschult, beleuchtet ist, rückhaltlos würdigte. Wer sich die Mühe nimmt, das Buch durchzuarbeiten, wird reichen Gewinn haben, wird darin für Hinundher-Übersetzungen willkommene Hilfen finden, wird zu einer genaueren Interpretation mancher Textstelle bei der Lektüre angeregt werden. Aber als Charakterbild der französischen Sprache betrachtet und darüber hinaus als ein 'kulturkundliches' Mittel, wie es heute von den 'Berufenen' geschieht, auf Grund dieser so gezeichneten Wesensmerkmale der Sprache die Wesensmerkmale des französischen Menschen zu bestimmen, muß hinter die Methode des Buches und die durch sie gefundenen Erkenntnisse mehr als ein Fragezeichen gesetzt werden. Voßler bezeichnete neulich in einem Vortrag auf dem Hamburger Neuphilologentage als das Grundwesen der Sprache: Dichtung. Kulturkunde durch Stilistik ist auch eine Art Dichtung.

Berlin-Steglitz. Max Kuttner.

Zwei Bücher vom vergotteten Menschen.

Dem diesseits gerichteten Menschen will es scheinen, als müßten alle dem Goethewort folgen:

> Er stehe fest und sehe hier sich um:
> Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm.

Mitten im Kampf um Brot, Genuß oder Ruhm, bleibt da überhaupt Zeit, an Lebensrätsel zu rühren? Ist das nicht Sache eines verhältnismäßig kleinen Kreises? Oder werden Weltanschauungsfragen nicht bloß ins politische, also äußere Leben hineingezerrt, siehe Reichsschulgesetz? War es nicht stets so, siehe Inquisition, siehe Dreißigjährigen Krieg?

Die Erfahrung gibt diesen Einwürfen gegen die Macht religiösen Sehnens nicht recht. Man braucht nur beispielsweise in ein Diakonissinnenheim zu blicken, um zu erkennen, wie vielen die Religion Halt und Stütze gewährt, oder die Ankündigungen von Versammlungen der verschiedensten Gemeinschaften in den Tageszeitungen zu lesen, um zu wissen, daß immer und immer viele in irgendeiner Form dem Übersinnlichen nachstreben.

Und erst die Fülle der Schriften, die Wert und Wesen der Religion oder der Religionen zum Ausdruck bringen! Das ist in allen Ländern gleich, das ist nicht allein heute so in dem von Krieg und Revolution zermürbten Deutschland. Nur daß in Zeiten des starken wirtschaftlichen Kampfes die Wellen des Gefühls als Gegenwehr in vielen — ich betone: nicht in allen — heftiger wogen.

Lockender als theoretische Auseinandersetzungen oder Bekenntnisse ist für den Dichter die Darstellung eines Menschen, in dem das Feuer der Religion glüht, lockender um der psychologischen Einfühlung willen, zudem lohnender, weil auch der Außenstehende durch solch eine Dichtung in den Interessenkreis gezogen wird.

Ein Werk dieser Art hat 1910 Gerhart Hauptmann in seinem 'Emanuel Quint' geschaffen. Und ähnlich und doch von anderer Nation und anderem Bekenntnis bedingt, kann sich ihm das einige Jahre später erschienene Buch von Ricardo León 'El Amor de los Amores' an die Seite stellen.

Ein uneheliches Kind, Sohn eines Priesters, von der Mutter und dem rohen Stiefvater, einem Tischler, in Armut aufgezogen, inmitten der Umwelt Schlesiens, wo allerlei Sektierer ihr Wesen treiben, ist von früh an zu religiöser Schwärmerei geneigt. Diese geht so weit, daß Emanuel glaubt, Christus selbst sei in ihm erstanden. So wird sein Leben zu einer Passion. Von den einen als Heiland gepriesen, von den anderen verlacht, bald einflußreich in kleinem Kreise, bald verfolgt, gefangen, tausendfach gequält, so durchirrt er das Land, lebt

nur nach dem Grundsatz der Menschenliebe, führt die Worte der Bibel im Munde, wenngleich er das heilige Buch als solches verwirft, denn man soll das Christentum 'leben'. Im Eis der Alpengletscher stirbt Emanuel einen einsamen Tod, er, der letzten Endes ein 'Narr' in Christo war.

Don Fernando de Villalez ist ein Edelmann, ein vornehmer Herr der Gesellschaft. In Madrid genießt er alle Ehren und Freuden. Da tritt ein Verhängnis ein: er erblindet plötzlich. Die ärztliche Kunst versagt, der Unglückliche zieht sich auf seinen Landsitz zurück, er ergibt sich in sein Schicksal, ohne Bitterkeit, weiht seine Tage stillem Nachdenken, sucht Trost in der Liebe seiner Gattin und in der Religion. Doch ihn umlauert das Leid. Ein heruntergekommener Abenteurer, der trotz Häßlichkeit und Roheit über Frauen eine dämonische Macht hat, lockt Juanita vom Pfade ehelicher Treue. Sie gebiert ein Kind, und Don Fernando, der an seine Vaterschaft glaubt, ist so erfüllt von diesem lange versagten Glück und von so starker Dankbarkeit gegen Gott, das er in ekstatischer Gebetstunde das Augenlicht wieder erhält. Ihm zum Unheil. Die sehenden Augen erkennen die Lüge, von der er in den letzten Monaten umfangen war. Die Frau wird entlarvt und entflieht mit dem Geliebten, das Kind — nicht Fernando zu eigen und doch, wenn er es auch im ersten Schmerz verflucht, von ihm mit verzweifelter Liebe gehegt — stirbt. Nichts als ein großes Sühnebedürfnis ist in Fernando. Nicht daß er die Gattin sucht, um ihr seine und somit die Verzeihung Gottes zu bringen; nein, er stößt die Zurückkehrende von sich, versagt ihr sogar den Anblick des sterbenden Kindes. Er selbst wird dann zum Büßer, entäußert sich seiner Güter, durchquert das spanische Land, predigend, helfend mit Wort und, soweit möglich, mit Tat; er verarmt völlig, bald wird er verehrt und gepriesen, bald verfolgt von Gegnern und Obrigkeit. Als er die Kunde von dem bußfertigen Tod Juanitas erhält, tritt er in ein Kloster ein; und als Mönch in Sevilla lebt er nun, nur heiligen Werken, den Werken der Nächstenliebe hingegeben. Er vergibt der Frau, er vergibt dem Räuber seines Glückes und seiner Ehre, den ein Zufall als Todkranken ins Kloster geführt hat. Fernando der 'Heilige' geht nach Indien als Missionar.

Beide, Emanuel und Fernando, verzichten auf jedes irdische Gut. Sie fristen ihr Leben von dem, was eine milde Hand bietet, aber nie nehmen sie Geld an. Nur Lumpen bedecken ihren Körper, den Ärmsten und Elendesten gesellen sie sich zu, um ihnen zu helfen, sie aufzurichten. Jedes persönliche Liebesbedürfnis ist ihnen fremd. Allen Menschen gehört ihr Herz, und die tiefste Sehnsucht gilt Gott, dem sie auch die Menschenbrüder zuführen wollen.

Ihre Liebe sucht den Nächsten: 'Ein Hunger nach Menschenseele überkam ihn wie nie zuvor. Es brach eine schmerzhafte Liebe und Sehnsucht zu Menschen in ihm auf... Die Menschenliebe

nagte an ihm... Er vergaß sich ganz, d. h. er vergaß seine eigenen früheren Freuden und Leiden. Er glaubte, erkannt zu haben, daß die Menschheit die Wohnung der Gottheit ist. (Hauptmann, Emanuel Quint S. 79.)

'Lo malo no es poner el corazón en todas las cosas, sino hacerlo esclavo de una sola... tan pequeña, por ejemplo, como la hermosura de una mujer. El toque está en amarlo todo, pero no con amor egoísta, sino con deseo entrañable de sacrificio y de humildad. Es menester que el alma, erguida enfrente del mundo sensible y de las criaturas mortales, se recoja primero en si misma para tomar fuerzas y brios; pero se extienda después anchamente sobre todas las cosas y las penetre, las haya suyas y esclavas del espíritu, y dándose a ellas las posea, las vivifique y convierta en instrumentos de amor...' (León, El Amor de los Amores, Madrid 1920, S. 32.)

Das bekennt Fernando Villalez schon, als noch äußeres Glück ihm gehört, aber seine Seele innig religiösen Idealen nachstrebt. Und als weltflüchtiger Pilger hat er ein Ziel: die barmherzige Menschenliebe: 'No salía por aquellos campos a remediar necesidades de ociosos, vagabundos y pordioseros, a semejanza de la estéril beneficencia del siglo; pero, le guiaban móviles más puros y heróicos. Iba en derechura de las almas, a ejercer la más alta caridad que en los pechos de los hombres cabe: la caridad de amor.' (El Amor de los Amores S. 253.)

Die Sinne werden von beiden zum Schweigen gebracht. Als Quint einmal am Bett eines kranken Weibes sitzt, wird er 'doch von einer Empfindung gestreift, die bewirkt, daß er soviel wie möglich vermied sie anzublicken. Aber er wird Herr darüber: ... wie im Raum eines Schiffes die Waren voneinander getrennt liegen, die es über die Meere trägt, in besonderen Räumen, durch Wände geschieden, und wie sie bei Sturm zuweilen durch die Wände, eins ins Bereich des anderen durchbrechen, so trat auch jetzt in der Seele Quints etwas Ahnliches ein. Nämlich wenn wir mit anderen Menschen die Unterscheidung zwischen himmlischer und göttlicher Liebe machen, so müssen wir sagen, daß die irdische Liebe des Narren heimlich in das rein getrennte Gebiet der himmlischen brach, wenngleich es ihm schien, als wäre dadurch diese himmlische erst recht zu ihren Himmeln gesteigert worden.' (Emanuel Quint S. 90 f.) So bleibt es mit Quint allen Frauen gegenüber, die seinen Weg kreuzen.

Fernando hat Liebesglück genossen, doch als er die Welt einmal verlassen hat, fällt auch jegliche Sinnlichkeit von ihm ab. Eine Frau, die ihn beherbergt und in Begehrlichkeit zu ihm entbrennt, weist er gleich einem zürnenden Priester zurück: 'Tembló de espanto Villalez ante la impúdica mujer, tan semejante a aquella que le quitó la honra, y con grande fuerza y espíritu la apostrofó,

trayéndola a que viese lo feo de su pecado.' (El Amor de los Amores, S. 270.)

Viele strömen den wandernden Predigern zu. An Quint schließen sich die Talbrüder, ein vornehmes frommes Fräulein nimmt sich seiner an. Er findet Freunde, Jünger, andere Gottsucher, die mit ihm disputieren. Kinder lauschen ihm.

Ähnlich weckt Fernando schlafende Seelen, lehrt die Kinder, wird vielen ein Trost.

Aber sollten sich nicht gegen beide die 'Kinder der Welt' wenden? Achselzuckend erklären die einen sie als Schwärmer, ängstlich fürchten andre, daß der religiöse Überschwang Schaden anrichte. Auch zünftige Priester stellen sich gegen sie, und beider bemächtigt sich schließlich die hohe Obrigkeit, weil durch ihr Treiben äußere Ordnung gestört wird.

Als Vagabund und Kurpfuscher wird Quint mit einigen Genossen gefangen, vom Gendarmen mit Schimpf und Schande in Gewahrsam und dann in seine Heimat geführt. Er duldet rohe Reden, Spott und Hohn, die Wut des Stiefvaters. Nie wehrt er sich.

Schwersten Verbrechens, eines Lustmordes angeklagt, steht er lange Zeit später vor dem Richter und... er schweigt. Als seine Unschuld ans Licht kommt, treibt er den Willen zum Martyrium so weit, sich nun des Verbrechens zu bezichtigen.

Auch Fernando wird als Vagabund verfolgt und zum Verhör vor einen Bürgermeister gebracht. Er gibt Antworten, die denen eines Quint gleichen, er sei Bruder Firmin, seinen wirklichen Namen sagt er nicht. Und auf die Frage, ob er Angehörige habe, erwidert er: 'Mein Vater ist Gott... Meine Brüder sind die Menschen.' Er wird ins Gefängnis gebracht, duldet klaglos, und Visionen trösten ihn. Als ihm die Freiheit verkündet wird, zeigt er keine Freude. 'Alzó la frente el peregrino, y respondió con voz dulcísima: ¿Que más da, hermano mio? Todo en la tierra es carcel.' (El Amor de los Amores S. 279.)

Menschen, die als religiöse Schwärmer sich abseits vom gewöhnlichen Getriebe stellen, fordern die Untersuchung und Beurteilung durch den Arzt heraus. Der Mediziner, dem Quint vorgestellt wird, bezeichnet den jungen Mann als einen degenerierten Menschen von hektischer Konstitution, der reichlich Nahrung und gesunde Beschäftigung brauche. (Emanuel Quint S. 440 f.)

Als Fernando von seiner Blindheit geheilt wird und der Priester von einem Wunder redet, stellt der Arzt den Vorgang als eine Amaurose durch Hysterie dar. Dieser entsprechend habe er plötzlich das Gesicht verloren und nach starker Erregung wiedergewonnen.

Soweit Übereinstimmung zwischen dem deutschen und dem spanischen Vergotteten. Bei Hauptmann und León der gleiche Wunsch, den religiösen Ausnahmemenschen lebendig zu machen. Doch daneben

eine Fülle der Unterschiede, die für den religiösen und nationalen Standpunkt der Dichter bezeichnend sind.

Emanuel ist von Anfang bis Ende derselbe. Eine Entwicklung macht er nicht oder doch kaum durch, seine — sprechen wir mit dem Arzt — Hysterie ist gegeben und richtet sich von Kindheit an auf religiöse Dinge. Er ist ein ungebildeter Mensch, in ärmlicher Umwelt erwachsen.

Die hysterische Anlage ist auch bei Villalez vorhanden, aber er stammt aus vornehmem Haus, führt ein Leben großen Stils, lernt höchste geistige Kultur kennen. Da bedarf es, um aus diesem adeligen Herrn den religiösen Weltflüchtling herauszuschälen, eines Bruches, der durch sein äußeres Leben geht. Nicht ohne Kampf erfolgt dieser Bruch. Rachegefühle erfüllen ihn, als die Frau ihn so schändlich betrogen hat; doch es folgt die Erkenntnis: 'La venganza hiere al reo, pero no borra la culpa.' (El Amor de los Amores S. 216.) Erst nach und nach löst er sich völlig von dem, was das äußere Leben ihm einst geboten hat. Im Gespräch mit dem sterbenden ehebrecherischen Felipe bekennt er: 'Fué mi voluntad abrazarme con todo lo triste y amargo de la vida y sondear el fondo de la tragedia humana y escrudiñar los misterios del pecado y del dolor, guiado por una luz de los cielos que no me abandona nunca ... Yo he visto lo que se esconde bajo esas lindas apariencias de la alegría, y he alzado los velos de la felicidad, y me he estremecido de lástima y de horror ante la podredumbre y el cieno. Mas siempre en el abismo de las almas y de las cosas, he hallado un reflejo divino, una lucecilla, una chispa de sol ...' (S. 310).

Hier spricht ein Mann, der genießend, leidend, prüfend, wägend endlich in der Religion den Frieden gefunden hat.

Emanuel Quint steht im bewußten Gegensatz zur Landeskirche, zur protestantischen und zur katholischen. Das geht so weit, daß er die Kirchen und 'sogenannten Gotteshäuser', sowohl die protestantischen als die katholischen, insgesamt als das wahre Golgatha Jesu Christi bezeichnet (S. 387), ja, daß er in einer Kirche tobt und das Standkreuz des Hauptaltars herunterschlägt (S. 431).

Dahin würde ein Fernando Villalez sich nie verirren. Wohl sucht der Erzbischof ihn von seiner *santa locura* abzubringen, aber Villalez überzeugt den Geistlichen von der Notwendigkeit, seine Mission zu erfüllen (S. 241 ff.), wohl greift auf seinen Wanderfahrten ein Priester ihn an, weil er ohne Weihen und Verordnung lehrt (S. 273), aber nie fordert der Vergottete solchen Widerstand bewußt heraus. Er steht selbst fest auf dem Boden seiner Kirche, und all sein Sehnen ist, den großen Heiligen dieser Kirche zu folgen: Ignacio de Loyola, San Juan de la Cruz, Santa Teresa. Ja, diesen muß er folgen, nicht freiwillig, sondern er fühlt sich berufen (S. 244). Darum besucht er die durch Teresa geheiligten Stätten von Ávila (S. 251).

Seine Sünden will er büßen, wie jene Begnadeten es taten, und wo findet er die Erfüllung seines Lebens? Im Kloster als verordneter Bruder und endlich als Missionar der Kirche, der er mit Inbrust angehört.

Bei Villalez trotz Weitsteckung der Ziele, und obwohl er ein Mensch ist, der die feinsten und geheimsten Dinge menschlichen Fühlens ergründet hat (S. 10), ein Unterordnen unter Gegebenes, bei Quint ein irregeleitetes Streben ohne Möglichkeit, zur Harmonie zu gelangen, ein vermessener Glaube, Christus selbst sei in ihm erstanden. Katholizismus—Protestantismus, könnte man zunächst kurz sagen. Hie Prüfung der eigenen Seele, Zerknirschung, Auseinandersetzung mit den Mächten der Welt, aber nie ein Zweifel an den Dogmen, an der Tradition; dort hemmungsloses Streben nach Gestaltung und Betätigung der eigenen Persönlichkeit, keine Anerkennung des Überlieferten, irgendwelcher Grenzen.

Zur Erhärtung dieser Behauptung darf wohl der Blick zu Fogazarros 'Santo' oder zu dem vor kurzem erst erschienenen 'Sankt Sebastian vom Wedding' herüberschweifen, Werke, in denen katholische Gottsucher ihren ihnen gemäßen Pfad gehen und doch die Kirche, deren Glieder sie sind, nie ganz verlassen.

Doch noch ein anderes: Der Gegensatz Romane — Germane schlechthin hält nicht stand, denn Franz Herwig ist ein Deutscher, wohl aber der: Germane — Spanier. 'El Amor de los Amores' ist ein typisch spanisches Buch, das die Sonderstellung der Iberer innerhalb der romanischen Nationen deutlich spüren läßt. Neben der tiefsten religiösen Ergriffenheit herrscht in Leóns Helden das stärkste Nationalbewußtsein und der eigentümliche spanische Ehrbegriff. (Vgl. zu dieser Frage: Emil Lucka, Inbrunst und Düsternis, Deutsche Verlagsanstalt 1927.)

Ganz als Spanier fühlt sich Fernando: 'Sentía el peregrino conforme caminaba, una inmensa efusión: la grande historia de la patría, el perdurable recuerdo de la España sagrada y caballeresca, lo venía a las mientes, mezclado y confundido con las sensaciones del paisaje y el ardor perenne de los pensamientos religiosos. Era el pecho de Villalez como un ardentísimo crisol donde se fundían y refinaban todos los amores, los del cielo, y de la tierra; cuanto más se desasía de las cosas del mundo, con más roja y viva lumbre se le encendían en el alma sus sentimientos de español y castellano' (S. 254).

Fernandos Wandel gleicht sich bewußt dem des großen spanischen von Cervantes geschaffenen Typus an: '¡Hombres sandios y egoístas, romped la costra del sentido común y seguid conmigo las huellas de Don Quijote! La fe, locura engendradora de todos los hechos inmortales; el heroísmo, exaltación gloriosa del principio divino del alma ¿que son sino rayos y lumbres del eterno conocimiento? (S. 268).

Von Gott kann man den Begriff der Ehre nicht trennen. 'La

justicia es más fuerte que el dolor ... y la honra está por encima de la piedad ... Después de Dios, la honra! (S. 234).

Der Schmerz um die treulose Gattin gilt mehr der verlorenen Ehre als der verratenen Liebe, mehr der Verletzung des göttlichen Gebots, das eben die Ehre aufrechterhält.

Gottsucher in allen Landen, diesseits und jenseits der Pyrenäen: Heilige, die als Märtyrer und doch in sich beruhigt den Idealen ihrer Glaubensgenossenschaft und ihres Volkes nachleben, arme Verirrte, die auf gelockertem Boden dem freien Forschen, das ihre Glaubensgemeinschaft gewährt und ihre Rasse bedingt, nicht gewachsen sind, so daß ein Fragezeichen am Ende ihrer Laufbahn steht. International die Sehnsucht, das Schweifen über unsere arme Erde hinaus in Welten, die wir nur ahnen, national und historisch bedingt der vergottete Mensch. Dafür sind der Heilige und der Narr, Fernando Villalez und Emanuel Quint inmitten so mancher Brüder typische Vertreter.

Berlin. Ella Spiero.

Kleinere Mitteilungen.

Ein germanistischer Brief von August Wilhelm Schlegel.

A. W. Schlegels intensive Beschäftigung mit der altdeutschen Dichtung, mit dem großen nationalen Heldenepos zumal, ist dargestellt in meiner Jugendschrift 'Nibelungenforschungen der deutschen Romantik' (Leipzig 1911; = NFR); die ergänzenden Ergebnisse seitheriger Studien und Funde faßt eine Abhandlung im letzten Heft von Ilbergs 'Neuen Jahrbüchern' (1928, S. 74 ff. knapp zusammen. Dort ist auch der brieflichen Propaganda Erwähnung getan, durch die Schlegel dem alten Liede neue Freunde zu gewinnen bemüht war. Mit Erfolg. 'Mein missionarisches Predigen, man soll dies urdeutsche Heldengedicht, wie bei den Griechen den Homer, in den Schulen erklären', schreibt er am 22. Oktober 1811 dem Züricher Professor J. J. Horner (Zürcher Taschenbuch auf 1891, S. 5), 'scheint hier und da einigen Eingang zu finden. Ich habe darüber dem Erzieher im Fellenbergischen Institut meine Gedanken mitgeteilt.' — Der ungenannte Erzieher ist Friedrich Konrad Griepenkerl (1782—1849), der Vater des Dramatikers Robert Griepenkerl; an ihn hat Schlegel das nachfolgende Schreiben * gerichtet, in dem er über Art, Absicht und Ziel seiner Nibelungenstudien ausführlich Bescheid gibt.

August Wilhelm Schlegel an Friedrich Konrad Griepenkerl.

Coppet, den 26sten Nov. 1811

Hochgeehrtester Herr!

Es ist mir ungemein schmeichelhaft und erfreulich, daß Ew. Wohlgeb. auf meine flüchtigen Mittheilungen einigen Werth legen wollen. Ich kann Ihnen dieß nicht besser beweisen, als indem ich fortfahre auf Ihre Fragen nach bestem Vermögen zu antworten.

Zuerst vom Altdeutschen. Nach allem was seit Goldast[1] in diesem Fache geschehen, also seit zweyhundert Jahren, durch Leibniz,[2] Eccard,[3] Pez,[4] Schilter,[5] Scherz,[6] und in neueren Zeiten durch Eschenburg,[7] Bodmer, Lessing und andere, ist noch gewaltig darin aufzuräumen, und man kann keinesweges sagen, daß der Zugang zu diesem Studium so leicht gemacht wäre, als geschehen könnte, wenn eine sorgfältigere Auslegungskunst und Kritik daran gewandt würde.

Eine Grammatik des Altdeutschen aus dem 9ten Jahrhundert oder des Fränkischen hat ein Engländer geliefert, Hickes[8] in dem Thesaurus linguarum septentrionalium. Aber diese kann uns bey den Schriften des 13ten Jahrhunderts wenig helfen. Hr. Docen[9] hat eine Sprachlehre des Deutschen aus diesem Zeitraum versprochen.

Wörterbücher giebt es genug, aber sie sind alle voller Mängel: eins von Schilter und Scherz für die carolingische Periode, in Schilteri Thesauro Antiquitatum Germanicarum,[10] das Glossar von Pez am Schlusse seiner Scriptores rerum Austriacarum, Wachters Glossarium Germanicum,[11] in etymologischer Hinsicht vortrefflich; besonders aber Scherzii Glossarium, ver-

* Das Original (im Besitz der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden) zeigt die Adresse: 'An / Herrn Griepenkerl / Wohlgeb / zu / Hofwyl / bey Bern' und folgende Echtheitserklärung: 'An meinen seligen Vater gerichtet. der Lehrer am Fellenbergschen Institutt in Hofwyl war. Robert Griepenkerl. Für Herrn Baron Fr. v. Reden.'

mehrt und herausgegeben von Oberlin ist für unsern Zweck das wichtigste: es erstreckt sich auf die schwäbische und spätere Zeit.

Alle diese Werke sind jedoch weitläuftig und kostbar, es ist dem Erzieher keinesweges zuzumuthen, sich darein zu verlieren, auch werden sie für die Nibelungen ganz entbehrlich seyn, sobald eine vollständige Wort- und Sach-erklärende Ausgabe davon vorhanden ist. Dieses Gedicht soll an das heitre Licht des Lebens herausgeführt werden, man muß es den Schülern und Lehrern so leicht machen, daß sie die besiegten Schwierigkeiten kaum noch spüren.

Diesen Zweck habe ich mir schon viel Zeit und Geld kosten lassen, aber zu dessen Erreichung noch wenig geleistet. Ein Stück aus meiner historischen Untersuchung über die Nibelungen wird in der Zeitschrift: Vaterländisches Museum herausgegeben von Fr. Schlegel in Wien,[12] mit Anfang des nächsten Jahres erscheinen.

Mit dem Vorschlage, dieses einheimische Heldengedicht in den Schulen zu lesen, ist mir jetzt schon ein Hr. Zimmermann (in dem Taschenbuch Urania 1812 S. 24) zuvorgekommen. Hr. Niederer,[13] der von meinen Bemühungen gehört, äußert sich ebenfalls bereitwillig zu einem Versuch. Die Sache wird von so vielen Seiten angeregt, daß sie hoffentlich bald allgemeinen Eingang finden wird.[14]

Mir ist die Erneuerung und volksmäßige Belebung dieser nordischen Ilias eine wahre Angelegenheit.[15] Es wäre mein höchster Ehrgeiz nach besten Kräften mit andern gleichgesinnten Zeitgenossen eben das daran zu leisten, was Solon und Pisistratus für den Homer thaten.[16] Das Beyspiel ist aufmunternd, denn als Solon die homerischen Rhapsodieen nach ihrer Ordnung öffentlich abzusingen befahl, waren sie im europäischen Griechenland schon ganz verschollen und veraltet. Er hatte ohne Zweifel einen politischen Zweck dabey. Die Ionier waren schon von den Lydischen und Persischen Königen unterjocht, Griechenland war mit dem gleichen Loose bedroht. Die Ilias sollte die europäischen Griechen lehren, daß sie, vereinigt, stark genug wären, einen mächtigen asiatischen Monarchen in seinem Reiche anzugreifen, daß aber innere Zwietracht diesem die Oberhand über sie gebe.[17]

In Ermangelung einer für den Unterricht tauglichen Ausgabe der Nibelungen muß man die beyden Hagenschen zusammen nehmen.[18] Die frühere ist willkührlich modernisirt, aber sie enthält in dem beygefügten Glossar die nothwendigsten Worterklärungen, und in der Einleitung manches für den Lehrer nutzbare. Die zweyte ist ziemlich genau in kritischer Hinsicht, wiewohl keinesweges vollständig, und der Herausgeber hat die alte Schreibung beybehalten, was die Lesung unnöthig erschwert. Diese Schwierigkeit kann nur durch belebtes Vorlesen gehoben werden,[19] die alte Sprache wird bey den Schülern weit leichter durch das Ohr als durch das Auge Eingang finden. Dieß würde Ihnen klar werden, wenn ich das Vergnügen haben könnte, Ihnen nur eine einzige Rhapsodie auf meine Weise vorzutragen. Die deutsche Sprache hat sich im Lauf der Jahrhunderte weit weniger verändert als man gemeinhin glaubt,[20] und die der Nibelungen steht der heutigen vielleicht näher als die homerische Mundart der attischen Prosa zur Zeit des Perikles.

Mit der Aussprache haben wir uns keine Gewalt anzuthun. Die, welche die Handschriften uns darstellen, ist eigentlich weder alt noch neu, sondern provinziell: es ist eben die ehemals allgemeine Oberdeutsche, welche sich in der Schweiz am unverändertsten erhalten hat. Ein Bauer des Oberlandes wird das Gedicht in der alten Schreibung ganz natürlich weglesen. Indessen,

wiewohl die Oberdeutsche Mundart vorwaltet, kann man eben so wohl wie vom Homer sagen, alle Mundarten seyen darin vermischt, und jede Provinz wird zu leichterem Verständniß etwas aus der noch üblichen Volkssprache herbeyschaffen können.[21]

Für die historische Erklärung ist außer Johannes Müllers kurzer und hier und da mangelhafter Deutung noch wenig geschehen. Die weitere Entwickelung war mein Hauptzweck bey der noch nicht vollendeten Schrift.[22]

Es ist keine Vermuthung, daß Attila in dem Gedichte vorkommt, sondern die ausgemachteste Gewißheit. Etzel oder Ethel war Attila's wahrer Name, und die letzte Form bloß eine römische Umbildung. Dieß bezeugen sowohl die byzantinischen als die ältesten ungarischen Geschichtschreiber. Man hat es damit in Verbindung gesetzt, daß der Don und die Wolga in tartarischer Sprache ebenfalls diesen Namen sichern. An diesen Flüssen war der ursprüngliche Sitz des Hunnenreichs: der Eroberer wurde vielleicht nach ihnen oder sie nach ihm benannt. Noch im vierzehnten Jahrhundert nannten die in Ungarn wohnenden Deutschen die Hauptstadt Buda die Etzelburg, wie der Anonymus Belae und Thwrócz dieß vielfältig bezeugen.

Die zweyte Hauptperson des Gedichtes, die deutsche Gemahlin Attila's Chrimhilde, wird gleichfalls von den Ungarischen Überlieferungen anerkannt.

Historisch ist ferner das älteste Burgundische Reich am Mittel-Rhein und dessen Sitz Worms. Gegen Ende des 5ten Jahrhunderts wurden die Burgunder an den Jura versetzt. In ihrem lateinischen Gesetzbuch, welches in eben diesen Gegenden wo ich schreibe abgefaßt worden, werden zwey von den Helden unsers Gedichtes, Günther und Giselher, als burgundische Fürsten genannt. Der Name des dritten ist verändert.

Historisch ist auch die Katastrophe, nämlich die Niederlage der Burgunder im hunnischen Hoflager. Zwar geben sie die dürftigen Chronisten der damaligen Zeit unter dem Jahre 435 oder 436 nur sehr kurz an: 'Den Burgundischen König Gundicarius (Günther) haben die Hunnen samt seinem Volk und Geschlechte vertilgt.' Mascov[23] hat dieß misverstanden und es auf einen Feldzug Attilas an den Rhein gedeutet, wovon die Geschichte um diese Zeit schweigt. Unser Gedicht giebt erst den wahren Aufschluß darüber.

Dieterich von Bern ist der große Theodorich, Amelungen-Land ist das Reich der Ostgothen, von dem herrschenden Geschlechte der Amaler so benannt. Allein es ist ein Anachronismus, den Theodorich zum Zeitgenossen Attila's zu machen, und hier ist eine Verwechselung oder vielmehr Verschmelzung mehrerer Personen vorgegangen, denn wir sehen in der Geschichte daß Ardarich oder Hardrich, König der Gepiden, eines Gothischen Volkes, an dem Hofe des Attila gerade dieselbe Rolle spielte, die dem Dieterich in den Nibelungen zugeschrieben wird. Die ungarischen Sagen stimmen mit den unsrigen überein, und nennen diesen Helden Detréh halhatátla, Dietrich den unsterblichen oder vielmehr untödtbaren.[24]

Was Siegfrieden und die Brunhilde betrifft, scheint mehr fabelhaft zu seyn, und hierüber muß man die nordischen Sagen vergleichen, namentlich die Wolsunga-Saga, welche nichts anders ist als unser Gedicht, in die Sinnesart der nordischen Skalden übertragen.

Unser Text ist aus dem Anfange des 13ten Jahrhunderts, wie sich auf das strengste beweisen läßt. Der Dichter lebte in Österreich, vermuthlich am Hofe eines babenbergischen Fürsten. Daß aber das Gedicht schon früher in einer andern Gestalt vorhanden war, davon finden sich die mannichfaltigsten

Spuren, und die Sache spricht für sich. Denn es offenbart sich darin eine Kenntniß der Geschichte, die nur aus ununterbrochnen Überlieferungen von den Zeiten der Völkerwanderung her, geschöpft seyn konnte,[25] weil die römischen und griechischen Geschichtschreiber damals nicht zugänglich waren. Der einzige unter diesen, der den Attila von Angesicht zu Angesicht bey einer Gesandtschaft gesehen, Priscus, giebt eine Schilderung von dessen Hofe, die bis in die kleinsten Züge mit der in den Nibelungen übereinstimmt.

Dieß ist nur eine leichte Andeutung von den historischen Forschungen, die mich beschäftigt haben, und die ich dem Publicum mitzutheilen gedenke, so bald sie reif sind.

Doch damit dieser Brief nicht ein Buch werde, muß ich hier schließen, und die übrigen Gegenstände, die Sie berühren, auf das nächstemal versparen.

Haben Sie die Güte, mich Herrn Fellenberg[26] auf das angelegentlichste zu empfehlen. Wenn ich versäumt habe, ihn in Hofwyl zu besuchen, so war daran zuerst das Bedenken Schuld, das ich trug, die Zudringlichkeiten so vieler Fremden, die seine berühmten Anlagen zu sehen wünschen, durch die meinige zu vermehren; und nach seiner gütigen Einladung verhinderten mich bloß zufällige Umstände. Gewiß werde ich bey der ersten Gelegenheit nachhohlen, was ich hiedurch eingebüßt.

Empfangen Sie die Versicherung ausgezeichneter Hochachtung von Ihrem ergebnen

A. W. Schlegel.

Anmerkungen.

[1] Melchior Goldast (1576—1635) hat sich als einer der ersten mit althochdeutschen Sprachdenkmälern beschäftigt.

[2] Der Philosoph G. W. Leibniz (1646—1716) nahm zeitlebens eifrigen Anteil an sprachlichen, besonders an etymologischen Untersuchungen; vgl. seine Schriften 'Unvorgreifliche Gedanken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache', 'De origine Germanorum' u. a.

[3] Johann Georg Eckhardt (1674—1730), Leibniz nahestehend, machte sich durch etymologische Studien sowie durch die Herausgabe althochdeutscher Sprachdenkmäler (Hildebrandslied, Otfrid, Notker) verdient.

[4] Der Melker Benediktiner Hieronymus Pez gab 1745 'Scriptores rerum Austriacarum' heraus, darin Ottokars österreichische Reimchronik.

[5] Johannes Schilter (1632—1705) hat die Herausgabe seines Lebenswerkes 'Thesaurus antiquitatum Teutonicarum' (1726/8) nicht mehr erlebt; sein Schüler

[6] Johann Georg Scherz (1678—1754) gab dem Thesaurus durch eigene Zusätze erst den rechten Wert und arbeitete selber jahrelang an einem 'Glossarium Germanicum medii aevi', das erst lange nach seinem Tode (1781) von dem Straßburger Jeremias Jakob Oberlin (1735—1806) veröffentlicht wurde.

[7] Johann Joachim Eschenburg (1743—1820) gab heraus: 'Denkmäler altdeutscher Dichtkunst' (Bremen 1799).

[8] George Hickes (1642—1715), einer der verdienstvollsten Germanisten vor dem Auftreten der deutschen Romantiker, verfaßte u. a. 'Linguarum veterum septentrionalium Thesaurus grammatico-criticus et archaeologicus' (1705).

[9] Bernhard Joseph Docen (1782—1828), Bibliothekar in München, fleißiger Herausgeber altdeutscher Dichtungen, ist die versprochene mittelhochdeutsche Grammatik schuldig geblieben. Vgl. was Schlegel 1815 in den Heidelbergischen Jahrbüchern (= Böcking XII, S. 405) schrieb: 'Es wäre ein sehr erwünschtes Geschenk für alle Freunde unserer alten Dichter, wenn ein gründlicher Gelehrter, wie Benecke, eine deutsche Sprachlehre des 13. Jahrhunderts



liefern wollte. Man kann es nicht genug wiederholen, die Beschäftigung mit den alten einheimischen Schriften kann nur durch Auslegungskunst und Kritik gedeihen; und wie sind diese möglich ohne genaue grammatische Kenntnis?'

[10] Der dritte Band von Schilters Thesaurus enthält ein 'Glossarium Teutonicum'.

[11] Johann Georg Wachter (1673—1757) veröffentlichte 1737 sein großes 'Glossarium Germanicum, continens origines et antiquitates totius linguae Germanicae'.

[12] Friedrich Schlegels 'Deutsches Museum' setzte das 'Vaterländische Museum' von F. Perthes unmittelbar fort; vgl. 'Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel', hg. von J. Körner (Berlin 1926), S. 139, 507.

[13] Dr. Johannes Niederer (1779—1843), Mitarbeiter Pestalozzis in Yverdon; vgl. Züricher Taschenbuch auf 1891, S. 5.

[14] A. W. Schlegel im 'Deutschen Museum' I, S. 20: 'Dies Heldengedicht muß in allen Schulen, die sich nicht kümmerlich auf den notdürftigsten Unterricht einschränken, gelesen und erklärt werden.' Diese Forderung, die übrigens mehrere Jahre vorher schon von A. v. Arnim (Sämtliche Werke XIII, S. 459*) erhoben worden war, hatte den vollen Beifall Schellings (Werke VII, S. 530; Euphorion XXIV, S. 389). Das Stuttgarter 'Morgenblatt' vom 20. August 1812 (S. 800) zitiert aus der 'sechsten Nachricht von dem Fortgange der Kantonsschule in Aarau' interessante Stellen über die durchgeführte Schullektüre des Nibelungenliedes.

[15] A. W. Schlegel im 'Deutschen Museum' I, S. 14 f.: 'In der Schweizergeschichte äußerte sich Johann von Müller ..., das Lied der Nibelungen könne eine nordische Ilias werden ... Mit jener Hoffnung sind wir vollkommen einverstanden, und zu deren Erfüllung nach besten Kräften mitzuwirken, ist der Zweck dieser Schrift.'

[16] Übereinstimmend in dem handschriftlich gebliebenen Teil des Nibelungen-Aufsatzes S. 22: 'Was mit den Gesängen Homers zur Zeit des Solon und Pisistratus vorgegangen, ist eine ganz ähnliche Erfahrung, die meine Hoffnung bestätigt.'

[17] Vgl. 'Deutsches Museum' I, S. 32: 'Der wesentliche Vorteil, den die Annahme unseres Vorschlags gewähren würde, das Lied der Nibelungen zu einem Hauptbuche der Erziehung zu machen, es gründlich in den Schulen zu erklären und dem Gedächtnisse der Jugend einzuprägen, wäre der, den Geschichten unsers Volkes einen dichterischen Hintergrund zu geben ... Von dieser Seite kann dies Werk für uns eben das werden, was Homer den Griechen war.'

[18] a) Der Nibelungen Lied, hg. durch F. H. von der Hagen (Berlin 1807); vgl. NFR S. 71/5, 107 ff. b) Der Nibelungen Lied in der Ursprache mit den Lesarten der verschiedenen Handschriften, hg. durch F. H. von der Hagen. Zu Vorlesungen (Berlin 1809); vgl. NFR S. 126 ff. — In dem handschriftlichen Teil der Abhandlung urteilt Schlegel: 'Seine erste ... Ausgabe hat scharfen und, wie uns dünkt, etwas übertriebnen Tadel erfahren. Der Herausgeber hatte den glücklichen Gedanken, die alte Schreibung der Wörter in die heutige umzuändern. Dies Mittel der leichteren Verständlichkeit möchten wir nicht nur verstatten, sondern für alle Denkmale der deutschen Sprache aus diesem Zeitalter zum Grundsatze erheben.'

[19] 'Deutsches Museum' I, S. 19: 'Ein sehr wirksames Mittel, das Veraltete unmittelbar durch den Zusammenhang verständlich zu machen, ist ein beseelter mündlicher Vortrag.'

[20] A. W. Schlegel in der Anzeige von Hagen-Büschings 'Buch der Liebe' (Heidelbergische Jahrbücher 1810, 3. Heft = Böcking XII, S. 228): 'Die deutsche Sprache hat sich ... im ganzen weit weniger verändert, als man zu glauben geneigt ist.'

[21] 'Deutsches Museum' II, S. 5: 'Daß die Sprache der Nibelungen unter allen heutigen deutschen Mundarten am meisten mit der schweizerischen übereinstimmt, ist allerdings gegründet. Zwar könnte man sagen, dies Lied sei, wie die homerischen Rhapsodien, in einer Mischung aller Mundarten geschrieben, und aus demselben Grunde: nämlich weil die Mundarten damals noch nicht so strenge geschieden waren, und weil sich in jeder Landschaft einiges, immer aber etwas anderes erhalten hat, was im übrigen Deutschlande aus dem Gebrauch gekommen ... Indessen ist die Mundart entschieden oberdeutsch und insbesondre der schweizerischen so ähnlich ..., daß man das Buch ganz unverändert Landleuten der Schweiz in die Hand geben und versichert sein könnte, sie würden es nach geringer Übung ziemlich fertig weglesen.'

[22] 'Deutsches Museum' I, S. 30 f.: 'Die Eigenschaft, worauf ich hier den größten Nachdruck legen möchte, derentwegen das Lied der Nibelungen vor allem verdient, ein allgelesenes Hauptbuch der Deutschen zu werden, ist seine Urkundlichkeit und daß es einen so festen geschichtlichen Boden unter sich hat.' — Zur historischen Deutung vgl. DLD 147, S. 98 ff.

[23] Johann Jakob Mascov (1689—1761), Jurist und Historiker, Professor in Leipzig.

[24] Zur Erklärung des madjarischen Namens vgl. Böcking XII, S. 414 und J. Bleyer in Paul und Braunes 'Beiträgen' XXXI, S. 489 f.

[25] A. W. Schlegel an G. Favre (Mélanges d'histoire littéraire par Guillaume Favre avec des lettres inédites d'A.-G. Schlegel etc. p. p. J. Adert, Genève 1856, p. CX): 'Mon but principal est de montrer que la base de ce poème, quoique le texte actuel ne soit que du onzième siècle est de la plus haute antiquité, et a été communiquée par une tradition orale non interrompue depuis les temps d'Attila même.'

[26] Philipp Emanuel Fellenberg (1771—1844) hatte, von Pestalozzi angeregt, im Jahre 1808 auf seinem Gute Hofwyl eine Erziehungsanstalt für Söhne höherer Stände errichtet.

Prag. **Josef Körner.**

Murray's Oxford-Dictionary vollendet — und Grimm?

So bedeutsam erscheint den Engländern der gelungene Abschluß ihres vollständigen und zugleich etymologischen Wörterbuches, daß man das Ereignis mit einem Festessen beging, bei dem der Premierminister die Hauptrede hielt[1]. Baldwin betonte den nationalen Charakter eines solchen Werkes, das alle Prosa und Poesie eines Volkes, seine Arbeit und Andacht, sein Spiel, seinen Stolz und auch seine Vorurteile, sozusagen 'the soul of England' in sich faßt. Er hob den Umfang dieser fünfzigjährigen Leistung hervor, die 400000 Wörter und 2 Millionen Zitate in sich birgt und wissenschaftlich bucht, wobei er den Eindruck solcher Zusammenfassung auf Amerika und die Kolonien nicht einmal erwähnte. Er nannte es 'the greatest enterprise of its kind in history' und knüpfte daran ein Lob der englischen Sprache als 'the most efficient instrument that has ever been used by man'. Auch vergaß er nicht, den Wörterbuch-Bearbeitern für ihre vaterländische Hingebung zu danken und den Wagemut Oxfords — diese Universität hat doch noch Eigenmittel! — und der Oxford Press unter dem Verleger Humphrey Milner zu rühmen; denn welche Finanzkraft erforderlich war, verrät die Tat-

[1] The Oxford English Dictionary 1884—1928. An Address delivered in Goldsmiths' Hall, 6 June 1928, by the Rt. Hon. Stanley Baldwin. Price: 1 sh. Oxford, Clarendon Press; London, Humphrey Milner. 13 S.



sache, daß die Londoner Goldschmiedzunft bloß für den 6. Band — 12 Bände waren herzustellen und zu drucken — eine Beisteuer von 5000 Pf. spendete. Wohl mag man dem geistigen England zu solchem Gelingen Glück wünschen und bei dieser Gelegenheit auch den deutschen Abnehmern empfehlen, ihre Exemplare rechtzeitig zu vervollständigen, denn vergriffene Bände wird man nicht so leicht nachdrucken können.

Aber wo bleibt unser Grimm, dessen erster Band die Jahreszahl 1854 trägt und dessen Anlage, wie ich aus enger Fühlung mit Murray und Sweet um 1879 weiß, den Planern des Oxford Dictionary als Muster vorschwebte? Kaum zwei Drittel sind davon vollendet, und doch ist die Durchführung eines solchen Unternehmens eine nationale Aufgabe, für die auch ein verarmtes Volk noch Geist, Organisation und nicht zu bänglich bemessene Mittel aufbringen sollte.

Berlin. A. Brandl.

'Widder' und 'Schaf' als Krankheitsnamen.

In polnischen Gegenden sagt man von einem Fieberkranken: *Der Widder schüttelt ihn.* Der mythische Charakter dieser Redensart wird verständlich durch folgenden Brauch in denselben Gegenden, den Drechsler[1] berichtet: In polnischen Gegenden geht der Fieberkranke vor Sonnenaufgang mit einer Handvoll Stroh, einem Stückchen Brot und einem Stock auf den dritten oder fünften Feldrain und spricht: 'Da hast du, schwarzer Widder, Stroh zur Unterlage, Brot zum Frühstück, Stock zum Stützen.' Es ist klar, daß man den Krankheitsdämon durch diese Gaben zu versöhnen sucht, in der Hoffnung, er werde von seinem Opfer ablassen.

Merkwürdigerweise finden sich mythische Beziehungen des Widders zu Krankheit und Tod auch bei den Hottentotten. Liebrecht[2] berichtet hierüber folgendes: Um zu sehen, ob ein Kranker an seiner Krankheit sterben oder davon genesen wird, nehmen die Hottentotten einen Widder oder ein weibliches Schaf, ziehen dem Tiere bei lebendigem Leibe die Haut ab und lassen es dann frei. Rührt es sich nicht, so ist dies ein Zeichen, daß der Kranke an seinem Übel sterben wird; sie überlassen ihn seinem Schicksal, geben ihm kein Heilmittel, sondern lassen ihn nach Herzenslust essen und trinken. Wenn aber der geschundene Widder sich in Bewegung setzt, so ist es ein gutes Zeichen (Analogiezauber). Wenn Rochholz[3] berichtet, es werden in den Ställen als Abwehr gegen böse Geister Widder gehalten, so sind mit diesen 'Geistern' Krankheitsdämonen gemeint, häufiger verwendet man jedoch als hygienisches Abwehrmittel den Bock.

Erscheint hier der Widder allenthalben als dämonisches Wesen, so gibt sich in der Auffassung des weiblichen Schafes ein gewisser Dualismus kund. Bald gilt das Schaf als harmlose Kreatur[4], bald als dämonisches Tier. Als Beispiele für die Auffassung des Schafes in bonam partem seien folgende Volksmeinungen angeführt: die slawische *Mora* (= Alpdruck) kann sich weder in ein Schaf noch in eine Biene verwandeln[5]. So kann auch nach einem

[1] Sitte, Brauch und Volksglauben in Schlesien II, S. 304.
[2] Zur Volkskunde S. 354.
[3] Schweizersagen aus dem Aargau S. 391.
[4] Vgl. deutsch *Schafblattern* = ungefährliche Blattern.
[5] Krauß, Slawische Volksforschung S. 82.

norddeutschen Aberglauben die Hexe die Gestalt mancherlei Tiere, nicht aber die des Schafes annehmen[1]. (Im Gegenteil gilt im französischen Volksglauben das Schaf als Teufelsepiphanie[2].) Nach allgemein deutschem Aberglauben bedeutet eine begegnende Schafherde Glück[3].

Zahlreicher sind die Fälle von Aberglauben in malam partem: In England (Somerset) heißen die Schulterknochen eines Schafes *hagbones* 'Hexenknochen', weil man früher meinte, daß Hexen auf ihnen ritten[4]. Das Klageweibl läßt sich als Schaf mit drei Beinen sehen. Weinend wie ein kleines Kind verkündet es den Tod. (F. Schönwerth, Aus der Pfalz I, 268[5].) Hier verrät sich der dämonische Charakter des Tieres in der Dreibeinigkeit. — Träumt man von Schafen, so geschieht ein Unglück[6]. Wirft ein Schaf drei schwarze Lämmer, so muß nach oldenburgischem Aberglauben jemand im Hause sterben[7]. (Hier ist natürlich der Hauptton auf das Wort 'schwarz' zu legen.) Schließlich spielt das Schaf auch im romanischen Werwolfaberglauben (Frankreich, Italien) eine unheilvolle Rolle. Neben dem *loup-garou* (d. i. ein in einen Wolf verwandelter Mensch) gibt es einen *loup-berou*[8]. So heißt der Zauberer, der die Gestalt eines Schafes annimmt. Dem franz. *loup-berou* entspricht der italienische *lupo-mannaro*[9], der für uns eine besondere Bedeutung hat, da dieses Wort auch die Epilepsie bezeichnet. Hierbei werden wir uns daran erinnern, daß die mittelalterliche Werwolfskrankheit epileptische Symptome aufwies.

Nach alledem wäre man beinahe geneigt, die Bezeichnung der Ohrspeicheldrüsenentzündung (Mumps): dän. *fare-syge* 'Schafkrankheit', istr. *male del molton*[10], wörtl.: 'Übel des Widders' mythisch zu deuten. Doch weist wohl die Erklärung von *Ziegenpeter*, einer mundartlichen Bezeichnung derselben Krankheit, den richtigen Weg. Nach Hoops (Reallexikon) heißt nämlich die Krankheit deswegen so, weil sie bei Ziegen häufig vorkommt. Vermutlich leiden auch die Schafe daran.

Schließlich sei noch als Bezeichnung der Grippe ital. *mal (di) castrone* 'Hammelkrankheit' erwähnt. Ob nach der von B. Croce in seinem Kommentar zu Basiles Pentamerone (I, 214) gegebenen Erklärung: influenza ovvero febbre catarrale die Übersetzung 'Schafhusten'[11] richtig ist, bleibe dahingestellt.

Klagenfurt. R. Riegler.

---

[1] L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus Oldenburg II, 142.

[2] Sébillot, Folk-Lore de France III, 119 f.

[3] Wuttke-Meyer, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 3. Aufl., § 272.

[4] E. M. Wright, Rustic speech and folk-lore S. 211.

[5] Zitiert bei H. Bertsch, Weltanschauung, Volkssage und Volksbrauch S. 391 f.

[6] K. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg II, 154. 314. (Vgl. auch Bertsch, a. a. O.)

[7] Wuttke-Meyer, a. a. O.

[8] Hiervon zahlreiche Dialektformen bei Sainéan, Zeitschr. für rom. Phil., Beiheft X, 71.

[9] Sainéan a. a. O.; id., Etymologie française I, 267.

[10] E. Rosman, Vocabolarietto veneto-giuliano S. 76.

[11] Rigutini-Bulle, Ital.-deutsches Wb.

Afrz. adj. *pous*.

Bei Méon, Nouv. rec. de fabl. et contes II, 297, liest man in der Dichtung 'De celui, qui espousa l'ymage en pierre' V. 124 ff.:

> Et cil qui n'ot pas le cuer *pous* (: t'espous),
> ainz ot bone alaine et fu forz
> mist tant de poine et tant d'efforz
> que desoz lui celui gita
> au premier tor qu'a lui luita.

Ein afrz. Adjektiv *pous*[1] finde ich nirgend verzeichnet und möchte deshalb nicht verfehlen, hier auf das Wort besonders aufmerksam zu machen. Nach dem Zusammenhang zu urteilen, muß es den Sinn haben, den afrz. *poussif*[2] hatte. Letzteres belegt Godefroy X, 397a mehrfach aus dem 13. Jh. und nach Littré und Sachs wird es noch heute von einem Menschen gesagt, der leicht außer Atem kommt. Zu beachten ist noch, daß an unserer Stelle *pous* in Verbindung mit *cuer* erscheint, während *poussif*[3] immer von Pferden oder Menschen selbst ausgesagt wird und nur in Jehan et Blonde 2440 die nähere Bestimmung *d'alaine* (*poussieus d'alaine*) bei sich hat.

Wie hat man sich ein Adjektiv *pous* zu erklären? Eine Rückbildung aus *poussif* anzunehmen ist wohl ausgeschlossen, da eine solche ohne Parallele wäre, aber auch die Vermutung, es liege ein deverbales Adjektiv vor, wie wir ja deren eine Anzahl in der alten und neuen Sprache haben (vgl. Meyer-Lübke, Rom. Gram. II § 333, 402 und Romania 39, 403) stößt schon wegen der Bedeutung auf Schwierigkeiten, während natürlich afrz. *pousse* 'Herzschlächtigkeit' (von Pferden) ein Deverbale ist. Da unser Wort sonst nicht belegt erscheint, so mag es sein, daß wir es mit einer dem Autor eigentümlichen Bildung, also einer Individualbildung zu tun haben, aber damit wird freilich noch nicht erklärt, auf welchem Wege er zu ihr gekommen ist.

Schließlich ist es merkwürdig zu sehen, wie noch ein Wort existiert, das ebenfalls 'herzschlächtig' (von Pferden) bedeutet, aprov. *bols*, ital. *bolso*, das Diez, Et. W. 358 noch von *pulsus* herleitete, das aber von *vulsus* kommt (REW. 9465[4]), und wie dieses dem unsrigen lautlich so nahe steht, daß fast

[1] An der Richtigkeit der Lesung ist nicht zu zweifeln. Kollege Ott, der die Pariser Hs. B. N. Richelieu fr. 23111 freundlichst für mich verglichen hat — Méon scheint aus einer anderen Sammlung der 'Vies des pères' geschöpft zu haben — stellt fest, daß auch dort f. 77 v° col. 2 *pous* steht.

[2] Schon Littré bringt Beispiele aus der alten Zeit, die God. nicht aufweist, und wir haben hier wieder einen der Fälle, daß God. die Belegstellen bei Littré gar nicht berücksichtigt.

[3] Wenn übrigens Gamillscheg, Etym. Wörterb., sagt, daß *poussif* 'mit Suffixwechsel für älteres *pousseïz* (< **pulcaticius*) eingetreten sei, so beruht das auf einem Versehen, schon weil afrz. *pousseïz* ein Substantiv ist. Es kann sich nur fragen, ob eine Ableitung vom Verbum (Nyrop, Gram. hist. III § 253) oder vom Substantiv (RSW. 6839) vorliegt. Dies zu erörtern, ist hier nicht meine Aufgabe, nur möchte ich bei dieser Gelegenheit fragen, wo Meyer-Lübke ein afrz. *espoussir*, das er a. a. O. aufführt und das 'den Atem verlieren' heißen soll, belegt gefunden hat.

[4] In diese Ziffer ist die unter Nr. 6839 am Schluß gegebene Verweiszahl 9420 zu bessern. Im Register entbehrt *bolso* des Verweises, während prov. *bols* überhaupt fehlt.

der Gedanke rege werden kann, es läge bei *pous* ein Überlieferungsfehler vor und es wäre *vous* zu schreiben.

Jena. O. Schultz-Gora.

Oarystis.

Kalepkys Berichtigung von Nobilings Verlaine-Übersetzung (Arch. 153, 110) wäre folgendes hinzuzufügen: *Oarystis* gehört keineswegs zum Gemeingut des französischen Sprachschatzes. Das Wort ist bei Hatzfeld-Darmesteter und im Petit Larousse nicht verzeichnet, natürlich auch im Dictionnaire de l'Académie nicht; Littré und Larousse führen es bloß an als den Titel der ersten Idylle Chéniers. Doch ist das Wort bei Verlaine kein hapax legomenon. Das vergessene 'Petit Glossaire pour servir à l'intelligence des auteurs décadents et symbolistes', von Jacques Plowert (Vanier, Paris 1888), welches beim Lesen der Symbolisten noch immer gute Dienste leisten kann, erläutert *oarystis* mit *colloque amoureux* und führt S. 70 dazu den folgenden Beleg aus Verlaine (Hommes d'aujourd'hui no. 243) an:

Ardent oarystis dont le dénouement chaste est plus brûlant que tout autre imaginable.

Hommes d'Aujourd'hui (no. 243).
Paul Verlaine.

Milwaukee, Wis. Arpad Steiner.

Zu 'oaristys' Arch. 152, 65 und 153, 10.

Th. Kalepkys Berichtigung zu Nobilings Übersetzung des Verlaineschen Gedichts *Ah! les oaristys! les premières maîtresses!* muß noch dahin ergänzt werden, daß das Wort *oaristys* 'Liebesgespräch' der Titel der ersten dem Theokrit nachgebildeten Idylle von *André Chénier* ist. Das Wort begegnet auch nach einer Mitteilung von Schultz-Gora bei A. Jeanroy in seinen 'Origines de la poésie lyrique en France' (1. Aufl. 1889, S. 14 u. 15): 'Cela était d'autant plus naturel que le sujet était tout voisin de celui de l'*oaristys* pure et simple'. Dazu die Anmerkung: 'Faute d'en trouver un meilleur, nous choisissons ce terme dont la pièce de Théocrite a suffisamment précisé le sens.' Dann hat auch G. Paris das Wort aufgenommen in seiner Besprechung im 'Journal des Savants' 1891, S. 16 u. 28 des S.-A. Paul Souday gebraucht im 'Temps' vom 4. März 1926 die Wendung *'filer l'oaristys'* 'ein Liebesgespräch anknüpfen' *Miss J. P. file l'oaristys avec le chauffeur),* setzt also wohl voraus, daß der Ausdruck den Lesern des 'Temps' vertraut ist. Indessen wird mir von mehreren gebildeten Franzosen versichert, daß ihnen und dem großen Publikum das Wort nicht bekannt ist. Der Schriftsteller Paul Dubray schreibt mir: 'Le gros du public ne comprendra pas cette expression... Il est évident que ce barbouillage de grec chez Verlaine nous le devons à son passage par le Parnasse et à l'influence de Leconte de Lisle qui voyait tout en — faux grec. Sait-on du reste jamais ce qu'un beau mot ramassé par un poète et peut-être pas toujours exactement compris, a pu lui procurer de joies musicales?'

Berlin-Friedenau. M. Fuchs.

Sitzungsberichte

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für die Jahre 1926 und 1927.

Sitzung vom 12. Januar 1926.

Herr Brandl begrüßt als Gäste die Herren Siebs, Neckel und den Vortragenden.

Darauf spricht Herr S. B. Liljegren (Lund) über das Thema: *Ein englischer Utopist und das Schicksal seiner Theorien.* Unter den politischen Schriftstellern der englischen Revolution nimmt James Harrington (1611 bis 1677) eine besondere Stelle ein. In seinem sogenannten utopistischen Buche Oceana (1656) hat er die Einrichtung eines Idealstaates bis in die praktischen Einzelheiten hinein dargestellt. Die Hauptgedanken dieses Systems sind eine demokratische agrarische Reform, geheime Abstimmung und die Verteilung der politischen Gewalt auf eine beratende und eine beschließende Kammer. Oceana war auf dem Wege, die englische Konstitutionsbildung gegen das Ende des Protektorates praktisch zu beeinflussen, hat aber später auf das theoretische politische Denken in England Einfluß geübt. Grotes (1794—1871) Wahlreform, die erst 1872 die Einführung von geheimer Abstimmung bewirkt hat, dürfte aus seinem Studium von Oceana, das tatsächlich bezeugt ist, entstanden sein. In Amerika zog man Harringtons Ideen bei der Abfassung von verschiedenen Konstitutionen der Kolonien in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts heran. Man hat ihn aber erst recht zur Zeit der amerikanischen Revolution studiert, wie besonders aus den Werken John Adams ersichtlich ist, sowie aus den amerikanischen Verfassungen dieser Epoche. Von hier aus kamen Harringtons Theorien aufs neue nach Frankreich, wo sie sonst schon lange bekannt waren. — Montesquieu kannte Harrington teils direkt, teils durch Thomas Gordon und andere — und die Männer der großen französischen Revolution haben Oceana ausgebeutet. Das gilt besonders von Sieyès, dessen 'Konstitutionelles Schwurgericht' aus Harringtons Werken stammen dürfte. Ein Konstitutionsplan, der beinahe wörtlich Oceana entnommen war, wurde im September 1792 dem Nationalkonvent eingereicht. Sieyès konstitutionelle Gedanken, die der Verfassung von 1800 zur Grundlage dienten, stammten der Hauptsache nach aus Oceana.

Herr Brandl und Herr Meißner machen ein paar Bemerkungen zu dem Vortrage.

Zur Aufnahme vorgeschlagen werden die Herren Lohnert, Moor, Velhagen. Es treten wieder in der Gesellschaft ein die Herren Knörk und Hausknecht.

Sitzung vom 26. Januar 1926.

Herr Brandl widmet dem verstorbenen Professor Dr. Felix Liebermann einen Nachruf, der im Archiv Bd. 150, 1—5, abgedruckt ist.

Darauf spricht er über *'Das Schaffen des Dichters nach Walter Scott'*. Der Vortrag erscheint in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften.

Herr Wolff bemerkt zu dem Vortrage, daß viele von den ästhetischen Gedanken Scotts sich schon bei Aristoteles finden und bereits durch die italienischen Ästhetiker der Renaissance wieder aufgenommen wurden. Er bestreitet ferner, daß man in dem Historismus des Dichters mit den heutigen Anschauungen vom Kunstwerk noch einen Vorzug sehen könne.

Herr Dibelius bemerkt, daß die Äußerungen des Dichters über sein eigenes Werk stets wertvoll sind, jedoch nur als Material, das eingehender Kritik unterworfen sein muß. Der Dichter ist sich gewöhnlich über sein eigenes Schaffen im unklaren; was er selbst sagt, spiegelt Wünsche wider, in welcher Richtung der Dichter selbst arbeiten möchte, und diese Richtung wird ihm oft durch Schlagworte einer vorhergehenden Zeit geliefert, die er selbst ganz naiv uminterpretiert. Das letzte Wort in diesen Dingen hat nicht der Dichter, sondern der Literarhistoriker. Man kann keinen Unterschied machen zwischen einem Dichtwerk, das aus der freien dichterischen Schöpfertätigkeit entstanden ist, und einem Dichtwerk, dem irgendwie ein äußerer Zwang (Auftrag, Notwendigkeit eine Existenz zu schaffen, usw.) zugrunde liegt. Im allgemeinen pflegen sich beide Entstehungsweisen zu vereinigen und zu ergänzen. Aus Stimmung, Grübeln über eine Idee usw. pflegen wohl lyrische Gedichte, epische Skizzen und kleinere Werke zu entstehen. Ein großes Werk jedenfalls, das immer wieder vorgenommen und dessen Fortgang gegen allerhand innere Hemmungen durchgesetzt werden muß, pflegt bei den meisten Naturen nur zustande zu kommen, wenn irgendein leichterer oder stärkerer Zwang dahinter steht. Goethe ist nach dieser Richtung hin keineswegs der Regelfall, sondern die Ausnahme.

Herr Ludwig zieht Poe heran, und zum Schluß bittet Herr Brandl, ihm alle Selbstzeugnisse von Dichtern über ihr Schaffen mitteilen zu wollen.

Die Herren Lohnert, Moor und Velhagen werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Zur Aufnahme in die Gesellschaft werden vorgeschlagen die Herren Herbst, Hillig, Reichel, Sandig.

Sitzung vom 9. Februar 1926.

Herr Aronstein spricht über *Samuel Butler den Jüngeren.* Der Vortrag ist in der Germanisch-Romanischen Monatsschrift XIV, 1926, S. 184—201, 284—295 erschienen.

Die Herren Herbst, Hillig, Reichel und Sandig werden in die Gesellschaft aufgenommen, Herr Hans Strohmeyer tritt wieder in die Gesellschaft ein.

Sitzung vom 23. Februar 1926.

Herr Marcus spricht über *Literatur und Erziehung im modernen Irland.* Nach einer kurzen Definition des Begriffes der modernen angloirischen Literatur gibt er einen Überblick über kulturwissenschaftlich wertvolle Romanschriftsteller, die nicht nur für die Unterhaltung eines internationalen Publikums schreiben. Er nennt an älteren Poeten: Maria Edgeworth, Michael Banim, Gerald Griffin; aus der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts Charles Kickham, George Moore, Canon Patrick Sheehan. Als oberflächlich und weniger wertvoll stehen abseits: William Carleton, Charles Lever, Emily Lawless, Jane Barlow, George Birmingham und Somerville-Ross. Es wird dann auf den großen nationalen Aufschwung der neuirischen Literatur seit der Gründung des Freistaates hingewiesen. Würdige Vertreter sind: Daniel Corkery, Seumas O'Kelly, Padraic Colum; sie besingen das Land, während James Joyce und James Stephens Dublin verherrlichen. Sterne zweiter Größe sind: Shan Bullock, Shan Leslie und Lennox Robinson. — Shaw, Yeats und Synge werden absichtlich beiseite gelassen. — Der Vortragende gibt dann einen Bericht über seine Besuche bei irischen Dichtern: Daniel Corkery in Cork, Lady Gregory in Gort, dem Jugendlande Oliver Goldsmiths (Auburn, Pallas, Forgney) und bei George Russel in Dublin. Genaueres darüber soll im 'Archiv' demnächst erscheinen. — Im zweiten Teile seines Vortrages spricht

Herr Marcus über einige Fragen der modernen irischen Erziehung, die er auf Grund amtlichen Materials vorträgt..

Der Freistaat, der doppelt so groß wie Pommern ist, hat etwa 6000 Volksschulen, d. h. dreimal soviel wie Schottland. Die Zahl von 14 000 Lehrern stellt eine Inflationsziffer dar. Es gibt vier katholische und ein protestantisches Training College, auf denen die Lehrer eine zweijährige Ausbildungszeit durchmachen. Die neue Schulreform sieht sechs 'Preparatory Colleges' nach deutschem Muster vor. Da bisher nur 75% Kinder zur Schule geschickt werden, soll der Schulzwang demnächst eingeführt werden. Prüfungsfächer an Lehrerseminaren sind: Irisch, Englisch (oder dafür Französisch, Deutsch, Italienisch oder Spanisch), Mathematik, Pädagogik, Geschichte, Erdkunde, Zeichnen, Elementenkunde, Landwirtschaftslehre (für Frauen: Handarbeits- und Hauswirtschaftslehre), Musik und Turnen. — Es gibt zwei fakultative Fortbildungsschulen in Dublin. — Die Schulaufsichtsbehörde besteht aus 10 Schulräten für höhere Schulen, 10 für technische und 100 für Volksschulen. — Höhere Schulen: an großen Anstalten kommt auf 20 Schüler ein Lehrer, an kleinen 15 Schüler auf einen Lehrer. Es gibt 98 Prüfungspapers, und zwar für Griechisch, Latein, Irisch, Englisch, Französisch, Deutsch, Spanisch, Italienisch, Geschichte, Erdkunde, Mathematik, Naturwissenschaft, Physik, Chemie, Botanik, Physiologie, Hygiene, Hauswirtschaft, Landwirtschaft, Musik, Handel, Zeichnen. — 1922 lernten: Deutsch 26 Knaben, 236 Mädchen; Französisch: 1882 Knaben, 3396 Mädchen; Latein: 4129 Knaben, 426 Mädchen. — Lehrerbesoldung: Staatliches Grundgehalt: 12 £ (Lehrerinnen: 10 £). Dazu Zuschuß vom Unterhaltsträger: 200 £ (Lehrerinnen: 180 £).

Darauf spricht Herr Heidrich über Reiseeindrücke aus Irland unter Darbietung zahlreicher Lichtbilder.

In der sich an die beiden Vorträge anschließenden lebhaften Debatte erwähnt Herr Kuttner, daß er 1895 mit irischen Ärzten in London zusammengekommen sei und mit ihnen über irische Schriftwerke und Wörtersammlungen gesprochen habe. Herr Fuchs erinnert an James Joyce und sein Werk Ulysses, das jetzt so viel Aufsehen errege. Herr Marcus erwidert, daß er als national nichttypischer Ire von ihm nicht erwähnt sei. Herr Becker fragt nach dem Fortschritt der irischen Sprache. Es habe vor dem Kriege nur 1/4 Millon einsprachiger Iren gegeben. Herr Marcus weist darauf hin, daß man oft Wegweiser mit nur irischer Aufschrift antreffe, daß das Keltische seine bodenständige Kraft im Westen erhalten werde, wo im Norden wie im Süden in manchen Kirchen nur irisch gepredigt würde. Das Abzeichen der Irischen Liga sei ein kleiner goldener Ring, der über dem linken Knopfloch getragen werde. Herr Dibelius freut sich, daß Deutsche nach Irland gehen, es studieren und so die Beziehungen beider Länder stärken. Aber er warnt aufs nachdrücklichste, kritiklos Angaben der Eingeborenen hinzunehmen. Bei jeder Behauptung der Iren müsse man viel abstreichen. Die letzten Vorfragen seien noch ganz ungeklärt. Wer ist ein Ire? Die Ulsterleute gehören dazu, von denen die Hälfte katholisch ist. Es mögen alle Sünden Englands zugegeben sein. Cromwells Unterdrückung, 1798; seit 1840 hat eine große Hebungspolitik begonnen. Im übrigen sei jedes bedeutende Kunstwerk von Engländern gebaut, alles Große finde man in protestantischen Kirchen, in den katholischen nur Kitsch. Irland ist ganz frei, es wird von Dublin aus regiert, aber wirtschaftlich ist es von England abhängig.

Sitzung vom 9. März 1926.

Herr Kuttner spricht über *Anglomanie im heutigen Französischen.* Der Vortrag ist in der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur XLVIII, 1926, S. 446—465 erschienen.

Herr Schwedtke wird zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 23. März 1926.

Herr Millêquant spricht über *Verhaeren et les peintres de la Renaissance flamande.*
Herr Schwedtke wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 13. April 1926.

Herr Kartzke spricht über *Eindrücke aus Amerika 1923—25.* Der Vortragende ging aus von der veränderten Stellung des Deutschen im Lehrplan der höheren Schulen und Colleges, wo zwar eine langsame und stetige Besserung zu bemerken sei, der Vorkriegsstand aber kaum wieder erreicht werden wird, eine Parallele zu der Einschätzung der deutschen Wissenschaft, die heute als Gleiche unter Gleichen sich einreihen muß, und wo die Ansprüche eines 'Weltreiches des deutschen Geistes' nicht mehr aufrechterhalten werden können. Der wirksamste Helfer wird hoffentlich das deutsche Buch werden, das sich durch unerhört hohe Preise zum größten Teile selbst ausgeschaltet hat. Die beiden Ausstellungen in Chicago und in Neuyork bilden da hoffentlich einen Wendepunkt. Der Vortragende bemüht sich dann, an dem landläufigen Bilde des amerikanischen Erziehungswesens einige Korrekturen anzubringen. Er behandelt die nach englischem Muster eingerichtete teure und exklusive Privatschule des Ostens, die einen großen Teil der zukünftigen Führer Amerikas stellt. Besonders zu beachten sind dann die ständig zunehmenden katholischen Schulen, die heute bereits zwei Millionen Kinder, also zehn Prozent der Kinder überhaupt, unterrichten. In Massachusetts und Illinois gehen ein Sechstel aller Kinder in Privatschulen, in Rhode Island über ein Fünftel. Er weist dann hin auf die große Ungleichheit, die an sich, in einem Lande so groß wie Europa, wohl zu erwarten ist. Wohl bilden die ausgezeichneten Staatssysteme wie Neuyork, Boston, die großen Städte mit ihren palastartigen Bauten ein großes Ziel, doch sind in kleineren Städten und auf dem Lande die Verhältnisse noch außerordentlich primitiv. 60% der Landschulen sind sogenannte 'one room schools'. Der Durchschnitt der Schultage im Süden ist von 78 auf 86 Tage gestiegen. In vier Staaten sind 60, in fünf Staaten 80, in elf sind 120 und nur in einem einzigen 200 Tage vorgeschrieben. Die Gehälter der Lehrerinnen in 'one room schools' sind so gering, 50 Dollar monatlich, daß ein ständiger Wechsel des Lehrerpersonals stattfindet. Die Anzahl der Analphabeten gibt, seit der Aushebung im Weltkriege, den Erziehern viel zu denken. Seit jener Aushebung ist auch die mangelhafte Körperverfassung den Erziehern zum Bewußtsein gekommen, so daß man jetzt in allen führenden Anstalten von dem Gladiatorensystem zu einer allgemeinen Erfassung der Schüler in Spiel und Sport gelangen will. Die Neueinteilung des Lehrstoffes, weg von einer wahllosen Wahlfreiheit, und die Lehrerbildung stehen im Mittelpunkt des Interesses. Damit hängt auch die neue Einteilung des Bildungsganges zusammen. Während früher der Aufbau: Elementary School acht Jahre, High School vier Jahre, College vier Jahre, Postgraduate Department war, ist der neuere Aufbau: Elementary School sechs, Junior High School vier und Junior College zwei Jahre; die restierenden zwei Jahre altes College werden schon dem Postgraduate-Studium gleichgestellt. Johns Hopkins hat das College als 'elementar' überhaupt abgeschafft.

Ob, wie viele deutsche Beobachter meinen, durch Nachahmung amerikanischer Einrichtungen das schöne, nicht genug zu preisende Verhältnis von Mensch zu Mensch auch bei uns nach Deutschland verpflanzt werden kann, ob jene, niemals zu sehr gerühmte Eigenschaft Amerikas nicht vielmehr ein Gottesgeschenk des weiten und reichen Landes ist und unserer Enge versagt ist, läßt der Vortragende dahingestellt. Wenn das gelänge, wäre



nach seiner Meinung die Preisgabe eines großen Teiles unseres Wissens nicht zu teuer erkauft.

Herr Brunner wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 27. April 1926.

Herr Ludwig spricht *Zum Gedächtnis Adolf Müllers*, des am ersten Osterfeiertag im Alter von 79 Jahren verstorbenen Ehrenmitgliedes und ehemaligen Ersten Vorsitzenden der Gesellschaft. Geboren am 6. August 1847 zu Marienburg, besuchte er Schola latina (Bürgerschule) und Gymnasium seiner Vaterstadt, bezog nach bestandener Reifeprüfung, noch nicht ganz 17 Jahre alt, die Universität Berlin und studierte klassische Philologie. Nach dem Staatsexamen nahm er eine Stelle an einer englischen Schule an und unterrichtete dann in Italien in einer englischen Familie bis 1870 die Urenkel von William Wordsworth. Nach Berlin zurückgekehrt trat er in den Schuldienst, erwarb die Lehrbefähigung für Französisch und Englisch, promovierte in Jena (1873) mit einer Arbeit über die Quellen des *Timon* von Athen und wurde am Dorotheenstädtischen Realgymnasium angestellt. 1876 nahm er eine Stelle an der Elisabethschule an, an der er bis zu seinem Ausscheiden (1912) blieb. Der Redner zeichnet nach der Schilderung des Lebensganges ein Bild der Persönlichkeit Müllers als Mensch und Lehrer; er würdigt seine Tätigkeit als Herausgeber (vor allem der Freytagschen Sammlung) und als Rezensent (im *Archiv*), er charakterisiert seine Stellung zur Gesellschaft, seine Teilnahme an ihren Arbeiten, seine Verdienste, die er um sie sich gerade in schwerster Zeit erworben hat und die unvergessen bleiben sollen.

Nachdem die Anwesenden sich zu Ehren des Dahingeschiedenen von ihren Plätzen erhoben haben, spricht im zweiten Teil der Sitzung derselbe Vortragende über *Shakespeare auf der deutschen Bühne im 18. Jahrhundert*. Der Vortrag wird in Band 21/22 der von Max J. Wolff im Wegweiser-Verlag veranstalteten Shakespeare-Ausgabe im Druck erscheinen.

Herr Brunner wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 11. Mai 1926.

Herr Gamillscheg spricht über *Germanisches im Französischen*. Der Vortrag ist in der Festschrift der Wiener Staatsbibliothek, 1926, abgedruckt.

Im Anschluß daran bringt Herr Risop die Schicksale des lat. *altus* in Nordgallien zur Sprache. Er lehnt die seit Diez allgemein geläufig gewordene Anschauung, daß die Sippe *altus* das aspirierte *h* aus altfränkischem *hauh* bezogen habe, entschieden ab, zunächst weil ihm eine Kreuzung eines dem volkstümlichen Intellekt so ungemein geläufigen Begriffes mit einem germanischen Typus ausgeschlossen zu sein scheint. Es handelt sich vielmehr lediglich um eine Trennung (und damit lautliche Wiederherstellung) des bestimmten Artikels von dem ganz regelrecht vokalisch anlautenden Worte (und zwar noch in der Gestalt *halt*), nach dem Muster der anderen konsonantisch anlautenden Dimensionen bezeichnenden Typen, daher dann *la haltece* neben *la bassesse* Sermons S. Bernhard T 314 und öfter. Herr Risop erinnert daran, daß er bereits in Zeitschr. f. roman. Phil. Bd. 41, 108 und vorher von der Sache, auch hinsichtlich des Eintretens des nur graphischen *(?) h* gehandelt habe, und vergleicht andere Fälle solcher 'Reihenbildung', wie er sie im Archiv Bd. 95, 117—120 näher beleuchtet hat.

Sitzung vom 21. September 1926.

Herr Schade spricht über seine Reise nach Frankreich im Sommer 1926. Der Vortragende schildert zunächst seine Reise über Köln, Aachen, Lüttich, Maubeuge, St.-Quentin nach Paris, wobei er einen großen Teil des

einst zerstörten Gebietes berührte: man konnte wahrnehmen, daß der Wiederaufbau große Fortschritte gemacht hatte, daß man aber so billig und nüchtern wie nur irgend möglich gebaut hatte; ein Versuch, reizvolle, einheitlich geplante Stadtbilder zu schaffen, wie wir es in Ostpreußen getan haben, war nirgends unternommen. In den ersten zehn Tagen des Juni erneuerte der Vortr. seine Bekanntschaft mit Paris, wo er sich schon im Jahre 1913 ein Vierteljahr aufgehalten hatte. Er fand den Charakter der Stadt unter dem Einfluß der Nachwirkungen des Krieges und der Inflationserscheinungen recht verändert; besser hat sich das alte, uns so liebe Paris auf dem linken Seine-Ufer erhalten, wo dicht neben den Hauptadern des Verkehrs noch immer die entzückendsten Kleinstadtbilder zu finden sind. — Das Theater muß in der Auswahl der Stücke und in ihrer Art der Darbietung recht altmodisch wirken; das Gesellschaftsdrama im Stile des Dumas fils und das leichte Konversationslustspiel in der Art Paillerons beherrscht die Bühne; die Théâtres d'avant-garde, z. B. das Théâtre des Arts, haben mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen und kommen für das große Publikum nicht in Frage. — Fortschrittlicher ist das Konzertwesen; die beiden Opern, die vorzügliche Aufführungen bieten, spielen noch immer eine vor allem gesellschaftliche Rolle und müssen auf den Geschmack des Publikums viel Rücksicht nehmen. — Vorlesungen der Sorbonne besuchte der Vortr. nicht, nur eine Eröffnungssitzung der Société Littéraire de la France unter dem Vorsitz des greisen Lanson mit Vorträgen Paul Valérys und des Proust-Biographen Pierre Quint ist ihm in angenehmster Erinnerung. — Durch die Liebenswürdigkeit von M. Maurice Martin du Gard, des Redakteurs der Nouvelles Littéraires, war es möglich, wertvolle Beziehungen zu dem Direktor François Mauriac, dessen Werke der Vortr. charakterisierte, und zu dem Professor des Deutschen am Lycée Janson-Sailly, Félix Bertaux, anzuknüpfen.

Mitte Juni siedelte der Vortr. nach dem kleinen Städtchen Clermont im Dép. Oise, halbwegs zwischen Paris und Amiens, über, wo er in einer befreundeten Familie sechs Wochen verlebte. Ein Monatsabonnement ermöglichte häufige Besuche der Hauptstadt. Die Umgebung von Cl. bot Gelegenheit zu einer Fülle interessanter Ausflüge: Chantilly, Beauvais, Compiègne mit seinem großen Forste waren leicht erreichbar. Einmal wurde auch ein Abstecher in das alte Kriegsgebiet zwischen Lille und Ypern unternommen: viel Aufbauarbeit ist da geleistet; aber noch liegen einst blühende Ortschaften in Trümmern; die deutschen Soldatenfriedhöfe wurden überall in liebevoller Obhut gefunden. — Ende Juli begab sich der Vortr. in das Tal der Loire und besichtigte die bedeutendsten Schlösser zwischen Blois und Tours, was jetzt durch die vorzüglich organisierten Autotouren sehr erleichtert ist. Dann ging es in die Bretagne; in Trégastel im Dép. Côtes-du-Nord, unweit Lannion, ließ sich der Vortr. noch einige Zeit nieder und hatte hier und in der näheren und weiteren Umgebung Gelegenheit, die eigenartigen Verhältnisse der Provinz kennen zu lernen. Der Bekanntschaft mit einem Lehrer, einem eingeborenen Bretonen, verdankte er auch wertvolle Aufschlüsse über den augenblicklichen Zustand der bretonischen Sprachbewegung. Über St. Malo, den Mont St.-Michel wurde dann die Rückreise nach Paris angetreten. Die Heimreise nach Deutschland führte über das Barockjuwel Nancy und Straßburg.

Darauf sprach Herr Artzt über seine Studienreise nach Frankreich März—April 1926.

Erste Anknüpfung boten eine Reisebekanntschaft mit einem deutschen Mitglied der Dotation Carnegie, der seine Beziehungen zu Prof. Henri Lichtenberger zur Verfügung stellte, sowie eine persönliche Empfehlung an einen Pariser Gymnasialprofessor. Dieser bot freundliche Aufnahme in seinem Heim. Seine politische Vorurteilslosigkeit fiel angenehm auf.

Von dem angeblich aussichtslosen Plan, höhere Schulen zu besuchen, riet er dringend ab. In literarischen Gesprächen trat die auch sonst vielfach begegnende Abneigung gegen Romain Rolland und gegen übernationale Gesichtspunkte deutlich hervor. Mehrere Schüler der Ecole Normale Supérieure, die bereitwillig allerlei Führerdienste, besonders durch Schulen und Universität, leisteten, fielen durch hervorragende Kenntnis der deutschen Literatur, besonders der Romantik, sowie durch ihre Schulung in der Diskussion auf. In der Sorbonne und im Collège de France bot sich Gelegenheit, Vorlesungen bei Mornet, Bédier, Brunot, Andler und Lichtenberger zu hören. von denen die beiden Letztgenannten in persönlicher Unterhaltung viel Liebenswürdigkeiten zeigten, besonders Prof. Lichtenberger, der ihm von seiner Verehrung für Prof. Voßler und Korff sprach. Um seine Meinung über die künftigen französisch-deutschen Beziehungen befragt, vertrat er mit vorsichtigem Optimismus den Glauben an stetige Weiterentwicklung des Versöhnungsgedankens. Er gab interessante Hinweise auf einige Pariser Theater. die neue künstlerische Formen, z. T. expressionistischer Prägung, zeigen. Seine Versuche, die Erlaubnis zum Besuch einer höheren Schule zu erwirken, führten wegen der nahe bevorstehenden Ferien nicht zum Ziele. Jedoch war es möglich, in vier Unterrichtsstunden an verschiedenen Pariser Volksschulen zu hospitieren. Zwei Naturgeschichtsstunden unter Zuhilfenahme eines Lehrfilms schienen stark vorbereitet zu sein, die Lehrmethode zeigte den alten Stil des Frage- und Antwortspiels. Eine der Stunden erteilte der begleitende Schulinspektor selbst, indem er über Experimentalphonetik sprach, wobei die Schüler sichtlich Mühe hatten, seinen Worten zu folgen. In einem an die letzte Stunde sich anschließenden Gespräch über die Zukunft der Einheitsschule zeigte der Direktor der Schule eine abweisende Stellungnahme. — Im Palais de Justice fiel die große Zahl weiblicher Rechtsanwälte auf, im Hôtel des Invalides eine Anzahl ziemlich objektiv gehaltener Kriegsbilder neben manchen chauvinistisch verzerrten Darstellungen. Im Musée pédagogique fand er durch Herrn Lebrun liebenswürdige Aufnahme; das Musée scheint an Reichhaltigkeit der Sammlung hinter dem Berliner Zentralinstitut bedeutend zurückzustehen. Unter den täglichen Theaterbesuchen verdienen Heraushebung: Reynals 'Tombeau sous l'arc de triomphe' in der Comédie française, wo im Publikum deutlich das Ringen einer nationalistischen und einer pazifistischen Strömung festzustellen war; ferner die Théâtres d'avant-garde, besonders das Théâtre des Arts, wo Ludmilla Pitoeff als 'Heilige Johanna' an schauspielerischer Leistung ihren Gatten weit übertraf. Die Aufführung zeigte glänzende Synthese von moderner Ironie und geschichtlicher Echtheit. Etwa den Berliner Kammerspielen entspricht das Studio des Champs Elysées, das aber über sein Vorbild hinausstreben will. Das gutgebaute Gesellschaftsstück ohne seelische Vertiefung wird in vielen Theatern von bühnenkundigen Verfassern und routinierten Schauspielern gepflegt, besonders im Gymnase, Athénée und Renaissancetheater. Ein überraschend primitives Rührstück (Les flambeaux v. H. Bataille) bot das Th. de la Porte Saint-Martin, mit ältester Theatertechnik provinzlerisch gespielt und hingebend beweint. Rauschender Beifall belohnte die Dramatisierung von Vautels 'Mon curé chez les riches'. Amüsante Verarbeitung der politischen Tagesgespräche im Kabarett, Häufung von Geschmacklosigkeiten in der Revue. Der äußere Theaterbetrieb zeigte noch immer die bekannten, oft erheiternden Unzulänglichkeiten (Unpünktlichkeit auf beiden Seiten, endlose Pausen usw.). — Im öffentlichen Verkehr war von Abneigung gegen Ausländer wenig zu merken. Besonders freundlich war die Aufnahme im ehemaligen Kampfgebiet an der Aisne. Durch Vermittlung von Prof. Duméril in Nantes trat der Vortr. in Beziehungen zum Kreis der Jeune République und fand gute Aufnahme beim Secrétaire général der Démocratie, Georges Hoog, der ihm seine durch die Jeune République bekannten Ideen

entwickelte. — Eine mehrtägige Autorundfahrt zu den Schlössern an der Loire beendigte den Studienaufenthalt und kann als billig und bequem empfohlen werden.

Zur Aufnahme in die Gesellschaft werden vorgeschlagen die Herren Wiener, Wollmann, Salewsky.

Sitzung vom 12. Oktober 1926.

Herr Nobiling berichtet über die 1925 im Verlage Paul Cassirer erschienene Verlaine-Übersetzung von Alfred Wolfenstein, die den Titel trägt: Armer Lelian. Gedichte der Schwermut, der Leidenschaft und der Liebe von Paul Verlaine. Es werden die Übertragungen zuerst dem Inhalt nach geprüft und dabei festgestellt, daß viele nicht den Anforderungen genügen, die man an eine Übersetzung stellen muß, ja, daß nicht zu selten dem Übersetzer ein völliges Nicht-Verstehen des Urtextes vorgeworfen werden muß. Darauf wendet sich der Vortragende zur Prüfung der Frage, inwieweit Wolfenstein die Form der Verlaineschen Gedichte gewahrt hat. Es ergibt sich, daß der Übersetzer offenkundig das Bestreben gehabt hat, in dieser Beziehung dem Original gegenüber Treue zu bewahren, daß er aber nur in seltenen Fällen diese seine Arbeit hat durchführen können. Zum Schluß werden mehrere Wolfensteinsche Übersetzungen in extenso verlesen und ihnen Übertragungen des Vortragenden gegenübergestellt. Um den Zuhörern die Möglichkeit zu geben, die Übertragungen an dem Urtext zu messen, verliest Herr Dubray vor einem jeden der Gedichte den französischen Text Verlaines.

Die Herren Wiener, Wollmann und Salewsky werden in die Gesellschaft aufgenommen. Zur Aufnahme vorgeschlagen werden die Herren Schellberg und Dubray.

Sitzung vom 26. Oktober 1926.

Herr Kuttner spricht über *Einige Zeitfragen aus dem Zettelkasten.* Der Vortragende behandelte zuerst das Problem 'Kulturkunde' und 'kulturelle Einstellung'. Er ging auf die Schwierigkeiten ein, im Schul'arbeitsunterricht' etwa eine Volkspsyche herauszupräparieren, wies auf die eifrige psychologische Selbstanalyse der Franzosen hin, deren Ergebnisse wir nicht immer als objektive Feststellung hinnehmen könnten, und griff dann ein Beispiel heraus: La légèreté française, bei dem er an einem Artikel von François Porché und einer Szene aus der Fliegerapotheose L'Archange von Maurice Rostand zeigte, wie die Franzosen es verstehen, auch eine Schwäche, die ihnen als keltisches Erbe allgemein seit Caesar zugeschrieben wird, in eine Stärke und eine Tugend umzubiegen.

Als zweiten Punkt behandelte der Vortragende das Problem der 'Einheitsschule'. Er zeigte an jüngsten Veröffentlichungen, wie die Frage jetzt gerade auch die Geister in Frankreich beschäftigt und wie dort, als ein Zeichen für die Verwachsenheit unserer kulturellen Verhältnisse, genau mit denselben Argumenten für und wider gestritten wird.

Als drittes Thema war die Frage gewählt, ob von einer wirklichen Sinnesänderung in Frankreich gesprochen werden kann. In den Schulen, was amtlich zugelassene oder vorgeschriebene Lehrbücher beweisen, und gar in militärischen Kreisen oder unter den Intellektuellen, soweit sie z. B. von der Leserschaft der Revue des deux mondes oder der Illustration vertreten würden, sei von einem neuen Geiste nicht viel zu spüren. Bedeutsam sei es aber doch, daß Stücke wie Les Marchands de Gloire von Marcel Pagnol und Paul Nivoix und La Viveuse et le moribond von François de Curel in Paris gespielt werden könnten. Der Vortragende las zwei besonders bedeutsame Szenen aus diesen Stücken vor.

Allerdings warnte der Vortragende vor einer allzu schnellen Verallgemeinerung; denn in die Töne reiner, edler Menschlichkeit mische sich doch auch die natürliche Abneigung, einen Krieg weiter zu verherrlichen, dessen Greuel noch in der Erinnerung so vieler untilgbare Spuren hinterlassen haben, und vor allem auch die Enttäuschung über die allzu teuer bezahlten Ergebnisse des Sieges. Ein Dogma bleibt für Frankreich auch bei den Vertretern einer uns sonst erfreulichen Geistesrichtung unerschütterlich bestehen: die Ahnungslosen, Friedfertigen wurden von den kalten Rechnern überfallen — die Formel der alleinigen Kriegsschuld im Versailler Vertrag. Der Vortragende erging sich nicht in persönlichen Vermutungen, sondern belegte seine Schlußfolgerung durch verschiedene Zeugnisse aus der Tagesliteratur. Wegen der vorgerückten Zeit brach der Vortragende hier ab.

Herr Ludwig spricht über das Thema *Aus der Geschichte der Herrigschen Gesellschaft*. Er geht zunächst auf die Zusammensetzung der Gesellschaft in den ersten Zeiten ihres Bestehens ein und charakterisiert die verschiedenen Kreise, die sich in ihr zusammenfanden, nach Vertretern der Literatur, der Politik, der Wissenschaft. Er bespricht sodann die Arbeit der Gesellschaft nach den gehaltenen Vorträgen, die sich weit über den engeren Kreis der neueren Philologie erstrecken; er zeigt an den Themen, wie sich die Entwicklung unserer Wissenschaft im Leben der Gesellschaft widerspiegelt. Er spricht zum Schluß die Hoffnung aus, daß der in jahrzehntelangem Wachsen erreichte wissenschaftliche Stand gewahrt werden, zugleich aber auch an früheren Brauch (Berichte über Neuerscheinungen, kürzere Mitteilungen aus dem Studiengebiet des einzelnen (wieder angeknüpft werden möge.

Herr Schellberg und Herr Dubray werden in die Gesellschaft aufgenommen. Zur Aufnahme werden vorgeschlagen die Herren Paul und Roloff.

Sitzung vom 9. November 1926.

Herr Dibelius spricht über *Australische Probleme*.

Sie lassen sich eigentlich sämtlich in die eine Tatsache zusammenfassen, daß Australien eine Bevölkerung von sechs Millionen hat und damit unmöglich einen Kontinent beherrschen kann, auf den auch andere Völker ein begehrliches Auge richten.

Die Unterbevölkerung von Australien ist nur zum Teil die Folge von geographischen Bedingungen. Zwar ist das Innere Wüste. Aber durch intensive Ausnutzung ließe sich doch ein Vielfaches der bisherigen Besiedelung erzielen, wie die Entwicklung in den analogen Gegenden des amerikanischen Westens gezeigt hat. Die Unterbevölkerung ist die Folge erstens der verfehlten Landpolitik während des ersten Jahrhunderts australischer Geschichte und zweitens der Politik der Arbeiterpartei, die zum großen Teil auch wiederum mit der verfehlten Bodenpolitik zusammenhängt.

In den neuen australischen Kolonien hat man zur Zeit der Deportationen und noch später das Land einfach verschleudert. Nur in wenigen Gegenden sorgte man für intensive Besiedelung, überwiegend verkaufte man Weiderechte über das Land, die sich auf ungeheure Flächen erstreckten. Hier erlebte die australische Wollschafzucht ihre gewaltige Blüte. Die Weiderechte gaben kein Anrecht auf Landbesitz. Es ließ sich aber nicht vermeiden, daß allmählich ein Recht auf Landbesitz daraus wurde, als dann nach der Entdeckung von Gold ungeheure Massen von Goldgräbern nach Australien drängten. Nach der Erschöpfung der Oberflächenschicht, die nicht mehr individuellen Gewinn für den Kleinarbeiter versprach, sondern nur noch kapitalistisch betrieben werden konnte, war es zu spät, einen neuen Bauernstand anzusiedeln, die große Masse des Grund und Bodens war bereits vergeben. (In Südaustralien, wo man schon um 1830 die Gefahren des Verschleuderns des Grund und Bodens erkannt hatte, lagen die

Dinge weniger schlimm.) Seit der Jahrhundertwende ist man nun bestrebt, mit ungeheuren Kämpfen und Aufwendung gewaltiger Mittel die Latifundien zu zerschlagen, wozu die Steuergesetzgebung wesentlich hilft. Das Vorbild zu dieser Gesetzgebung lieferte Neuseeland, wo gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein ehemaliger Gouverneur, der der englischen Aristokratie entstammte, Sir George Grey, sich an die Spitze einer ausgesprochen antikapitalistischen, radikalen Kleinbürgerpartei stellte, die versuchte, die Ideen von John Stuart Mill in Wirklichkeit umzusetzen und den Wertzuwachs des Landes für die Allgemeinheit zu retten.

Das Zerschlagen der Latifundien war jetzt im wesentlichen von der Arbeiterpartei durchgesetzt. Sie schaffte auch neue Siedlungsmöglichkeiten, ist aber auf anderen Gebieten genau so sehr ein Hindernis für die Entwicklung des Landes wie das Großkapital. Sie hat in gewaltigen Streiks gegen Ende des 19. Jahrhunderts dem Kapital die Macht gezeigt und betreibt eine ausgesprochen antikapitalistische Wohlfahrtspolitik, deren leitender Gesichtspunkt es ist, glückliche Menschen zu schaffen, und nicht, Gewerbezweigen zur Blüte zu verhelfen. Ihr Glückseligkeitsbegriff ist dabei grob-materialistisch im Sinne von Bentham und Marx. Sie hat die Einwanderung möglichst gehindert, um die Löhne hochzuhalten, sie hat es durchgesetzt, daß in Australien die kürzeste Arbeitszeit, der höchste Lohn und das leichteste Arbeitstempo herrschen. Sie hat einen neuen halbsozialistischen Staat gegründet, in dem alle Fragen des Arbeitsverhältnisses durch eine weitverzweigte und in alle Gebiete des menschlichen Lebens eingreifende Schiedsgerichtsgesetzgebung geregelt werden. Der in Australien neu aufkommende Typus des juristisch und nationalökonomisch ausgebildeten hohen Richters beginnt der Herrschertypus des 5. Erdteils zu werden.

Unzweifelhaft ist das australische Experiment für Europa außerordentlich lehrreich. Es hat den Streik zwar nicht aus der Welt geschafft, aber seltener gemacht. Es hat mit den wirtschaftlichen Grundsätzen des Kapitalismus radikal gebrochen, daß Arbeiterwohlfahrt nur so weit zulässig ist, als sie mit den wirtschaftlichen Interessen des Kapitalismus vereinbar ist. Allerdings ist das eigentliche Problem dieser neuen Wirtschaftsgrundsätze den Australiern noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Es ist in Australien bisher möglich gewesen, sehr hochgespannte Lohn- und Wohlfahrtsforderungen der Arbeiter durchzusetzen, ohne daß die Industrie dauernd litt, denn diese ist durch eine immer höher ansteigende Zollmauer gegen fremden Wettbewerb ausreichend geschützt. Die Vorzugszölle werden nur auf den Gebieten gewahrt, wo Australien die fremde Einfuhr noch braucht und wo es natürlich die Waren des Mutterlandes ohne eigenen Nachteil zu günstigeren Bedingungen hineinlassen kann als deutsche und amerikanische.

Die Arbeiterpartei fängt an einzusehen, daß ohne eine stärkere Einwanderung Australien sich niemals entwickeln kann, und da sie durch Zerschlagen der Latifundien eine starke Ansiedelungsmöglichkeit schafft, werden die hauptsächlichen Hindernisse gegen eine intensivere Besiedelung allmählich verringert. Die große Frage ist nur, ob England, das gerade jetzt darangeht, sich einen neuen Bauernstand zu schaffen, und außerdem für Kanada und Südafrika gewaltige Massen von Ansiedlern stellen soll, noch das nötige Menschenmaterial hierfür liefern kann.

Die Herren Paul und Roloff werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 23. November 1926.

Herr Meißner behandelt das Thema: *Der Wandel des englischen Bildungsideals seit der Renaissance.*

Das Bildungsideal der Renaissance hat einmal einen humanistischen Grundcharakter (Ascham, Elyot), wobei allerdings die Antike weniger im

kulturell-ästhetischen Sinne gewertet wird, vielmehr in erster Linie formales Bildungsprinzip ist. Auf der anderen Seite beobachten wir aber eine deutliche Neigung zum Realismus (Mulcaster, Humphrey Gilbert) als Ausdrucksform des neuen Renaissancemenschen an der plötzlich so weit gewordenen Welt. In der Folgezeit gewinnt diese realistische Linie die Führung, wobei Francis Bacon den philosophischen und Comenius den pädagogischen Hintergrund bilden. Milton bildet den Übergang. Für ihn hat die Klassik zwar einen bedeutsamen Bildungswert, daneben ist aber eine möglichste Vielseitigkeit realer Kenntnisse wichtige Bildungsforderung, nicht ohne daß dabei puritanische Gedankengänge (Diesseitswertung) eine entscheidende Rolle spielen.

Der Realismus wird bei Locke zum Siege geführt (rationalistisches Bildungsideal), gleichzeitig aber die Entwicklung der Persönlichkeit zum wesentlichen Bildungsfaktor gemacht. Das Persönlichkeitsideal, auf das engste mit dem Gentlemanbegriff und seiner ethischen Vertiefung verbunden, besitzt zwar bei Locke noch nicht die sittliche Fassung Shaftesburys, bedeutet aber trotz aller Gesellschaftsgebundenheit einen entscheidenden Wendepunkt. Die intellektuelle Bildung tritt an Wert fortan immer mehr in die zweite Reihe. Bei Defoe ist sie bereits zu einem bloßen Nützlichkeitswissen geworden, das sich dann durch die moralischen Wochenschriften bis hin zu Bentham erstreckt.

Mit Rousseau beginnt die große Gegenwirkung. Sein Bildungsideal, dessen Wesenskern in der negativen Erziehung besteht, hat England in doppeltem Sinne beeinflußt, da sich sowohl diejenigen auf ihn berufen, die Vertreter einer im engsten Anschluß an die Natur sich vollziehenden Erziehung sind (Henry Brooke, Thomas Day), als auch die Verkünder einer sozial gerichteten Pädagogik (Lancaster, Bell, Owen). Rousseau plus Bentham steht auch hinter Spencers Erziehungslehre, die allerdings in ihrer restlosen Bezogenheit auf den biologischen Menschen eine große Einseitigkeit bedeutet.

Das 19. Jahrhundert erhält aber auch von ihm nicht das alleinige Gepräge, sondern höchst bedeutsam wird der an Shaftesbury anknüpfende Neuhumanismus, der zunächst in dem ästhetischen Enthusiasmus Ruskins seinen allerdings einseitigen Ausdruck findet. Die neuhumanistische Linie geht weiter über Matthew Arnold, der den Nurhellenismus als Kultur- und Bildungsideal ablehnt, ihn vielmehr durch die christliche Ethik vertieft wissen möchte. Im Mittelpunkt steht aber immer die Ausbildung der Persönlichkeit, auch in dem 'Christian Platonism' des Dean Inge.

Das Persönlichkeitsideal ist auch einer der wesentlichsten Züge des gegenwärtigen Bildungsideals, das im übrigen ein feiner Eklektizismus der verschiedensten Strömungen der Vergangenheit ist. Die Fragestellung geht dabei wesentlich von der Jugend und ihrer Forderung 'To live our life' aus. In diesen Zusammenhang gehören die Tendenzen des 'freedom in education', dahin ist der Dalton-Plan zu rechnen, und auch die zahlreichen jugendpsychologischen Untersuchungen zielen in die Richtung, das Jugendalter als eigene Lebensperiode mit persönlicher Prägung zu werten. Hand in Hand mit dem Persönlichkeitsideal geht der Gemeinschaftsgedanke, wie er als eine Seite des von Thomas Arnold besonders gepflegten 'Public School'-Geistes seit dem 19. Jahrhundert bereits lebendig ist und wie er in der Gegenwart namentlich mit dem Aufkommen der Jugendbewegung (Boy Scouts, Order of the Woodcraft Chivalry, Kibbo Kift) wesentlicher Bildungsausdruck der Zeit geworden ist. Das individuelle Ideal des 'Gentleman' ist auf diese Weise in immer weiterem Maße durch das Kollektivideal der 'Citizen' vertieft worden.

Herr Gade weist auf das 1923 erschienene Buch The Coming Renaissance (Ldn, Kegan Paul, Trench, Trubner & Co.) hin, in dem eine Reihe von hervorragenden und einflußreichen Schriftstellern, Gelehrten und geistlichen

Würdenträgern versuchen, den Weg zu zeigen, der aus der Sackgasse der auf der Renaissance des 16. Jahrhunderts aufgebauten Kultur heraus- und zu neuen Idealen hinanführt. Die Wegweiser der Coming Renaissance fordern eine einheitliche christliche Kirche, Synthese der geistes- und naturwissenschaftlichen Forschung, ein einheitliches Erziehungsideal auf christlicher Grundlage und endlich bewußte Veredlung der weißen Rasse.

Den deutschen Leser des Buches mag es eigenartig berühren, daß in dem einleitenden Aufsatz der bekannte Verfasser von England after War, C. F. G. Masterman, der Verwirklichungsmöglichkeit der neuen Renaissance-Ideen skeptisch gegenübersteht.

Herr Fritz Krüger wird zur Aufnahme vorgeschlagen.

Darauf übernimmt Herr Risop zur Erledigung der Wahl des Vorstandes den Vorsitz. Auf seinen Vorschlag wird der bisherige Vorstand durch Zuruf wiedergewählt.

Sitzung vom 14. Dezember 1926.

Herr Vasmer spricht über *Die ältesten Wohnsitze der Slawen.*

Nach einem kurzen Überblick über die Verwandtschaftsverhältnisse der slawischen Sprachen versuchte der Vortragende eine Bestimmung der slawischen Urheimat auf Grund der Lehnwörter, der Ortsnamen und der Pflanzengeographie. Die urslawische Zeit setzt er etwa zwischen 400 v. Chr. und 400 n. Chr. mit dem Vorbehalt, daß diese Zeit auch noch weiter zurückliegen kann und daß nach dem 4. christl. Jahrhundert noch eine Periode anzusetzen ist, in der eine Verbindung zwischen den einzelnen slawischen Stämmen bestand, aber auch schon einzelsprachliche Neuerungen aufkommen konnten. Diese Zeit nennt er 'gemeinslawisch'.

Die *Lehnwörterverhältnisse* des Slawischen erweisen eine alte Nachbarschaft mit den Germanen, etwa seit dem 5.—4. vorchristl. Jahrhundert, dann eine solche mit baltischen Stämmen, die im Westen gleichfalls mit Germanen benachbart waren und von diesen z. B. den Gotennamen entlehnt haben. Außerdem berührten sich die Slawen mit Iraniern und Balten. Von den Finnen waren sie durch baltische Stämme getrennt. Diese Balten reichten im Osten bis zum Gouv. Smolensk, und ihr Einfluß erstreckt sich bis zu den Mordwinen. Die Finnen waren im Südosten auch mit Iraniern benachbart; besonders lange berührten sich die permischen Völker und die Mordwinen mit einem iranischen Stamm, der den heute im Kaukasus ansässigen Osseten nahegestanden hat.

Die Romanen waren von den Slawen durch die Germanen getrennt, die Griechen durch die Iranier. Keltische Einflüsse sind im Slawischen vereinzelt gleichfalls vorhanden.

Auf Grund dieser Lehnwörterverhältnisse muß die Urheimat der Slawen an einem der ins Schwarze Meer mündenden Flüsse gelegen haben. Das bestätigen auch die Ortsnamen.

Der Vortragende verfolgt nun die iranischen Ortsnamen in Südrußland, die nördlich etwa bis Kursk-Orel reichen und im Westen bis zur Donau. Daran schließen sich westlich die Thraker an von Bulgarien bis zu den Karpathen im Norden, westlich ungefähr auf der Linie Belgrad-Saloniki an die bis ans Adriatische Meer ausgebreiteten Illyrier angrenzend.

Die ältesten Ortsnamen in Böhmen sind keltisch. Keltische Spuren finden sich auch auf illyrischem und thrakischem Gebiet, im Osten bis Kamenetz-Podolsk (Karrsdunon). Finnische Ortsnamen findet der Vortragende im Norden Rußlands bis Kaluga-Tula im Süden, baltische Ortsnamen von Wilna über Witebsk, Minsk bis Smolensk und den westlichen Teilen des Gouv. Moskau. Als echt slawisches Ortsnamengebiet bezeichnet er die Gegend von Pinsk bis

Kiew. Wieweit Polen und Galizien einbegriffen werden müssen, läßt sich noch nicht entscheiden.

Germanische Ortsnamen finden sich schon westlich der Weichsel.

Auch auf Grund historischer Zeugnisse ist bis zum 5. Jahrhundert westlich der Weichsel und südlich der Karpathen kein Platz für die Slawen, da hier ganz anders sprechende Bevölkerung gut bezeugt ist. Die Wanderungssage der Langobarden kennt im 4.—5. Jahrhundert n. Chr. in Ostdeutschland keine Slawenspuren. Diese Slawenheimat etwa zwischen Pinsk und Kiew stimmt auch zu den Ergebnissen der Pflanzengeographie, wie an den Namen der Rot- und Weißbuche, der Eibe, des Bergahorns u. a. Pflanzen gezeigt wird. In ausführlicher Fassung ist der Vortrag erschienen bei W. Volz, Der ostdeutsche Volksboden. 2. Auflage, Leipzig 1926, S. 118—143.

An der lebhaften Diskussion, die der Vortrag auslöst, beteiligen sich die Herren Kuttner, Becker, Möllig, Dibelius und Gamillscheg. Letzterer stellt fest, daß ein großer Teil der germanischen Wörter, die ins Russische eingedrungen sind, auch im Romanischen als Lehnwörter auftreten.

Herr Krüger wird in die Gesellschaft aufgenommen. Die Herren Pender, Lane und Petrone werden zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 11. Januar 1927.

Herr Wolff spricht über *Utopische Dichtung in Vergangenheit und Gegenwart*. Nach einem Versuch, die utopische Dichtung begrifflich von ähnlichen literarischen Erscheinungen abzugrenzen, behandelt der Vortragende Platos *Politeia* und zeigt, wie ihre kommunistischen Ideen in der späteren utopistischen Literatur durch die christliche Lehre, durch die Feindschaft gegen die Kultur und durch den Sozialismus verändert und ausgebaut werden, während die neuesten Schriften dieser Art wieder als eine Rückkehr zum Individualismus und ein Versuch, die Persönlichkeit und die Familie zu retten, betrachtet werden können.

An der Diskussion beteiligen sich die Herren Aronstein, Herzfeld, Meißner, Brandl.

Darauf spricht Herr Kuttner über den *Infinitiv im heutigen Französischen*. Er ging von dessen affektischer Funktion aus, die eine allgemeinsprachliche Tatsache ist. Es wurde dann zunächst der Infinitiv mit *de* und *à* behandelt und gezeigt, wie trotz der Bedeutungserweiterung und -schattierung, namentlich des *de*, die Grundbedeutung der Präposition die zahlreichen Einzelfälle doch zu einer klaren Ordnung und Einheit zusammenschließt.

Weiter wurde gezeigt, wie ein Infinitiv mit kausaler, d. h. ursprünglich lokaler Funktion in einen einfachen Subjektsinfinitiv übergehen kann, was z. T. auch die Verdunkelung des *de* und seinen Gebrauch vor dem Subjektsinfinitiv begreiflich macht.

Trotzdem zeigt ein Vergleich der Beispiele, daß Subjektsinfinitiv mit *de* und ohne Präposition nicht ganz gleichwertig sind. Der Infinitiv mit *de* hat auch bei dieser Verwendung immer mehr affektischen Gehalt; das *de*, als grammatischer Exponent, kühlt ihn gewissermaßen etwas vernunftentsprechend ab.

Auch bei dem Wechsel von *de* und *à* darf man nicht einfach 'Verdunkelung' als Tatsache setzen. Ausgangspunkt ist die Übertragung und Verblassung der Bilder, die zu Analogien und Konstruktionskreuzungen führen. Aber etwas schwingt doch immer noch im lebendigen Sprachbewußtsein von der Grundfunktion der Präposition mit.

Zum Schluß wurde die Entwicklung des 'historischen Infinitivs' nicht etwa als eines lateinischen Erbes, sondern als romanischer Neuschöpfung behandelt. Es wurde u. a. an einer längeren Periode aus Rabelais der Übergang von abhängigem präpositionalem Infinitiv zu scheinbar selbständigem reinem Infinitiv als Prädikatsform gezeigt. Es wurde der angebliche historische Infinitiv nach *se mettre à, voilà, de là, à* ... abgelehnt, da sich dieser Infinitiv ausreichend aus der Präposition als Zielangabe erklärt. Es wurde auf die unzulängliche bisherige Begriffsbestimmung und Gebrauchsfestsetzung dieser Aussageform hingewiesen und an Beispielen gezeigt, wie sie in neuerer Zeit auch im Nachsatz, zur Einführung des Sprechenden bei direkter Rede und mit Präsensbedeutung verwendet wird.

Die Herren Pender, Lane, Petrone werden in die Gesellschaft aufgenommen. Zur Aufnahme vorgeschlagen werden die Herren Schönemann und Junge.

Sitzung vom 25. Januar 1927.

Herr Brandl spricht über *Byron über sein dichterisches Schaffen.* Der Vortrag erscheint in den Sitzungsberichten der Preußischen Akademie der Wissenschaften.

Herr Wolff bezweifelt, daß der Dichter unter allen Umständen der beste Interpret seines Schaffens ist, und weist auf das subjektive Moment bei Byron hin.

Herr Kuttner ist skeptisch solchen Zeugnissen der Dichter gegenüber, soweit ihr eigenes Schaffen in Betracht kommt. Auch für sie gelten die Ergebnisse der Psychologie der Aussage. Er erinnert an hierhergehörige Ausführungen von Flaubert oder Proust. Die literarische Gestaltung der Leidenschaftszustände ist eben wieder schon unter Distanz 'Literatur'. Auch 'Psychoanalyse' kann nicht des subjektiven Elementes der Ausdeutung durch den Betrachtenden entbehren, und dieses ausdeutende Subjekt ist bei dieser Selbstpsychoanalyse eben der Dichter.

Herr Dibelius betont die große Wichtigkeit, Zeugnisse der Dichter über ihr eigenes Schaffen zu sammeln. Er hält es aber für unmöglich, in solchen Zeugnissen ohne weiteres den Bericht eines objektiven Tatbestandes zu sehen. Bei Byron z. B. ist es ganz deutlich, wie er alle seine dichterischen Erzeugnisse als Produkte stärkster Leidenschaft hinstellt, während doch gerade Byron nicht nur Dichter der Leidenschaft, sondern auch gleichzeitig Dichter feinster idyllischer Szenen ist, die doch nur aus einer idyllischen und zarten Stimmung entstanden sein können. Hier liegt der Fall vor, wo Selbstzeugnisse des Dichters einseitig sind, neben Richtigem auch Stilisiertes enthalten, offenbar also ein aus der literarischen Mode der Zeit erwachsenes Wunschbild vom Dichter, wie er sein soll, in die Wirklichkeit umzustilisieren versuchen. Schwerlich wird dieser Fall der einzige sein. Deshalb ist es so wichtig, möglichst viel Material aus verschiedenen Zeiten und Völkern zusammenzuhalten, um dem wirklich dichterischen Prozeß auf den Grund zu kommen.

Herr Schönemann und Herr Junge werden in die Gesellschaft aufgenommen, Herr Vollert wird zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 8. Februar 1927.

Herr Fiedler spricht über *Das Zweisprachenproblem im Irischen Freistaat.* Die Schwierigkeiten der Irischen Regierung bei der Wiedereinführung des Irischen als Nationalsprache (als solche im Artikel 4 der Verfassung anerkannt) beleuchtet der 1926 erschienene *'Report'* der von der Regierung

ernannten *'Coimisiún na Gaeltachta'*. Ausgehend von der 1911 (von der Engl. Regierung) vorgenommenen Volkszählung stellt die Kommission fest, daß das Irische heute noch in den Grafschaften Donegal, Mayo, Galway, Clare, Kerry, Cork und Waterford, sowie in Teilen von Sligo, Roscommon, Limerick und Tipperary als heimisches Idiom lebt. Diese Gebiete — Gaeltacht genannt — umfassen 'irische Sprachbezirke' mit 80% oder mehr und 'teilweise irische Sprachbezirke' mit 25 bis 79% Irisch sprechender Bevölkerung, d. h. derer, die — ein sehr dehnbarer Begriff — eine *'ordinary conversational knowledge of Irish'* haben; als 'nicht irische Sprachbezirke' zählen die, in denen der Prozentsatz geringer als 25 ist.

1925 betrug die Zahl der *'Irish Speakers'* in den irischen Sprachbezirken 146 821 = 89,1% (gegen 79% im Jahre 1911) der ansässigen Bevölkerung, 110 585 = 37,5% (gegen 48,3% im Jahre 1911) in den teilweise irischen Sprachbezirken und nur 41 843 = 8,1% in den übrigen Gebieten. Im allgemeinen sinkt die Zahl der *'Irish Speakers'* schnell. In den angeführten 14 Jahren war der Gesamtverlust an *'Irish Speakers'* 137 509 = 31,5%, d. h. auf zehn Jahre berechnet 98 221 = 22,5%. Für die einzelnen Gebiete ergibt sich (auf zehn Jahre berechnet) folgendes Verlustbild: in irischen Sprachbezirken 2040 = 1,4%, in teilweise irischen Sprachbezirken 39 459 = 23,8%, in den übrigen 56 722 = 46,8%. Dazu kommt, daß es keinen Bezirk mehr gibt, in den das Englische noch nicht eingedrungen ist und nunmehr zu überwuchern droht; ferner daß die Bevölkerung auch heute noch unter der Nachwirkung der englischen Feindherrschaft in dem Irischen die Sprache der Rückständigkeit und Armut erblickt.

Abhilfe erstrebt die Kommission auf drei Wegen: Unterricht, Verwaltung, Wirtschaft.

Für das Irisch sprechende Kind besteht gegenwärtig nur Elementarschulunterricht, der günstigstenfalls auf irisch erteilt wird, aber von Lehrern, die in völlig englischer Umgebung vorgebildet sind. Höhere Schulbildung setzt Beherrschung des Englischen voraus. Englisch sprechende Kinder genießen finanzielle Vorteile. £ 1,100,000 sind 1924/25 für die Ausbildung von Lehrern, Ärzten, Ingenieuren, höheren Beamten usw. verausgabt worden, für die Weiterbildung von Kindern irischer Zunge nichts.

Heute wird in allen irischen Schulen Irisch als obligatorisches Schulfach gelehrt. Die englische Schulaufsichtsbehörde ließ erst 1879 Irisch als Extrafach außerhalb der Schulstunden zu. Zahlenbild:

	Gesamtzahl der Schulen	durchschnittl. Schülerzahl	Meldung zur Prüfung im Irischen: Schulen	Schüler	bestanden
1895	8557	519515	63	1176	737
1898	8651	518799	83	1377	1030

Seit 1900 durfte Irisch auch als fakultatives Fach während der Schulstunden gelehrt werden. Dies war wegen der Behinderung des Stundenplans praktisch undurchführbar. 1906/07 trat die Zweisprachen-Schulordung in Kraft, die sich auf nur 36 Schulen erstreckte und selbst 1921/22 für nicht mehr als 239 Anstalten galt, d. h. 55% der Schulen in irischen Sprachbezirken oder 20 % aller Schulen im Gaeltacht; ihre Wirkung kam der Verbreitung des Englischen auf Kosten des Irischen zugute.

Das Hauptübel war und ist das Fehlen geeigneter Lehrkräfte. In den irischen Sprachbezirken können z. Zt. 304 Lehrer (= 36% der Gesamtzahl), in den teilweise irischen Sprachbezirken 1172 Lehrer (= 70,2% der Gesamtzahl) nicht auf irisch unterrichten. Daher ist Lehrerersatz die Grundbedingung. Diesem Zwecke sollen dienen: Sonderkurse, die Lehrerseminare (durch Einstellung auf die neuen Ziele), mindestens 16jährige

Knaben und Mädchen irischer Zunge aus dem Gaeltacht als Nachwuchs, besondere Gehaltszulagen (5 bis 10%), vorläufiges Beibehalten über 60 Jahre alter Lehrer, die das Irische beherrschen, und Bewährungsfrist von 3 bis 5 Jahren für solche, die Beherrschung des Irischen erstreben. Außerdem müßten Schulbücher und -gebäude eine wesentliche Verbesserung erfahren.

Eine höhere Schule für Irisch sprechende Schüler besteht trotz der für 1924/25 vom *'Department of Education'* herausgegebenen Übergangsbestimmungen noch nicht. Solche Schüler können also nicht einmal als mittlere Beamte im *'Civil Service'* oder sonst in öffentlichen Stellen unterkommen, weil dafür das *'intermediate certificate'* verlangt wird, d. h. mindestens zweijähriger Besuch einer höheren Schule nach Abschluß der Elementarbildung. Deshalb denkt man an *'Day secondary schools'*, wo Irisch sprechende Schüler das *intermediate certificate* und Übergang an Schulen mit dem 'leaving certificate' erreichen können. Selbst der Übergang an die Universität ist für solche Schüler vorgesehen.

Ähnliche Regelung empfiehlt die Kommission für Landwirtschafts- und technische Schulen sowie für die Universitäten, an denen das Irische als Unterrichtssprache (neben dem Englischen) gefordert wird.

In der Verwaltung ist das Beamtenheer mit wenigen Ausnahmen das 1921 übernommene, also Englisch sprechend. Ausführungsbestimmungen für die Anwendung der Nationalsprache fehlen. Polizei und Post verwenden selbst in irischen Sprachbezirken dienstlich und außerdienstlich das Englisch. Änderung ist nur möglich durch Dienstvorschriften, die den Beamten zur Anwendung des Irischen im Verkehr mit Publikum und Vorgesetzten zwingen, und durch Beamtenersatz und -nachwuchs nach gleichen Gesichtspunkten wie bei den Lehrkräften. Post, Polizei, Altersversorgung und Landwirtschaftsdepartement bieten keine Schwierigkeiten, wohl aber die Rechtspflege, der sogar irische Gesetzbücher fehlen. Hier kämen neben Versetzung, Gehaltszuschlägen, Bewährungsfrist usw. auch Prüfungen im Irischen in Betracht und Nichtbestätigung solcher Beamten, die das Irische nicht beherrschen.

Auf wirtschaftlichem Gebiet soll das Problem der Übervölkerung, namentlich in den irischen Sprachbezirken, unter Anwendung des Landesgesetzes von 1923 durch Landesbesiedlung und Bevölkerungsverschiebung gelöst werden, um so die heimischen Sprachbestände zu sichern und als Quellen neuen Lebens dienstbar zu machen.

Zur Erreichung des nationalen Zieles bedarf es der Zusammenarbeit von vier Klassen: Geistlichkeit, akademischen Berufen (Juristen, Mediziner, Ingenieure usw.), Presse und Leitern von Handels- und Industrieinstituten. Diese wäre zu erreichen durch staatliche Hinweise, bzw. Anordnungen.

Die Finanzierung der Vorschläge denkt die Kommission in der Hauptsache aus den wirtschaftlichen Maßnahmen zu gewinnen, die eine dauernde Besserung produktiver Art bedeuten.

Die Kommission glaubt zuversichtlich an die Wiederherstellung der Nationalsprache im ganzen Lande (neben dem Englischen); wir Deutsche haben alle Veranlassung, ihren Bestrebungen vollsten Erfolg zu wünschen.

Herr Ludwig erinnert daran, daß die Hauptfrage ist, welche Sprache die irischen Mütter ihre Kinder lehren — vorläufig sei das zu allermeist Englisch. Bei den Tschechen war es selbst in der Zeit, als noch niemand an Sprachenkampf dachte, anders. Wenn auch das Bürgertum Deutsch sprach, das deutsche Theater besuchte, so gab es doch schon in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts an den Sonntagnachmittagen in Prag für das Volk tschechische Vorstellungen.

Herr Kuttner weist auf die irisch-patriotische Bewegung hin, die bereits gegen Ende des vorigen Jahrhunderts durch Veröffentlichung sprach-



licher und literarischer Hilfsmittel der Ausbreitung des Irischen etwa im Sinne der südfranzösischen Félibres dienen wollte.

Herr Markus zeigt an einzelnen Beispielen, daß die gewünschte Irisierung Irlands auf schwere Widerstände stößt. Er weist darauf hin, daß die Educational Company of Ireland in dankenswerter Weise versucht, den national irischen Gedanken durch bilinguale Drucke in das heranwachsende Geschlecht zu tragen.

Herr Meißner weist darauf hin, daß die von dem Referenten erwähnte Volksschule in Dublin, in der der ganze Unterricht in der irischen Sprache geführt werde, weniger auf eine größere Verbreitung des Irischen schließen lasse, als vielmehr den Versuch darstelle, kurz vor den Wahlen im Sommer, bei denen die Frage der zwangsweisen Einführung der irischen Sprache ohne Zweifel eine große Rolle spielen wird, noch einen möglichst großen Einfluß im Sinne des 'compulsory Irish' auszuüben.

Herr Dibelius macht aufmerksam auf die Schwierigkeiten, die der Wiederbelebung des Irischen im Wege stehen. Entscheidend für die Beurteilung der Frage, ob eine große Reserve von nur Irisch Sprechenden zur Verfügung steht, die in alle neugeschaffenen Bildungsmöglichkeiten in irischer Sprache erst hineinwachsen muß und dabei ihre natürliche Muttersprache beibehalten könnte. Diese Reserve der nur Irisch Sprechenden ist jedoch minimal. Die Muttersprache des Iren ist das Englische. Das Irische muß als Verkehrssprache erst geschaffen werden; es ist überaus zweifelhaft, ob der Staat in irgendeinem Lande mächtig genug ist, um im Gegensatz zum Elternhaus für nahezu die gesamte Bevölkerung eine neue Sprache zu schaffen. Wichtig ist auch, daß die Kirche in ihrer vatikanischen Oberleitung dem Gedanken der Wiederirisierung Irlands feindlich gegenübersteht, wenn auch der kleine Klerus schon bis zu einem gewissen Grade für den Gedanken gewonnen ist. Dem Vatikan liegt daran, Irland und die neue irische Universität zu einem Bollwerk des Katholizismus für die Englisch redende Welt zu machen, der katholischen Kirche liegt dagegen gar nichts daran, eine Irisch sprechende Insel von drei bis vier Millionen zu schaffen, die sich von der angelsächsischen Kulturwelt kulturell loskapselt. Die irische Bewegung hatte erhebliche Aussichten, — solange sie als Zeichen des irischen Patriotismus gewertet werden konnte. Da dieses Motiv jetzt weggefallen ist, wird die Bewegung im wesentlichen von der gebildeten Schicht getragen. Diese pflegt die Zweisprachigkeit, behält aber Englisch als eigentliche Muttersprache bei. Irischsprechen ist in Irland ein gewisses Bildungszeichen ebenso, wie in früheren Jahrhunderten das Französischsprechen Bildungszeichen in Deutschland war und das Deutschsprechen noch heute im ganzen Ost-Europa Bildungszeichen ist. Die Frage der Muttersprache wird jedoch dadurch nicht berührt, und es ist überaus unwahrscheinlich, daß Englisch als Muttersprache in Irland verschwinden wird.

Herr Langenfelt erwähnt, daß der Schriftsteller Yeats, der das Irische nicht beherrscht, doch ein Anhänger dieser Sprache ist, und zwar weil sie eine Schranke gegenüber der englisch-amerikanischen Standard-Literatur sei und so die einheimische Kultur besser bewahrt bleiben könne. Daß Douglas Hyde ein Anhänger der Bewegung sei, ist klar. Er ist ja der Stifter und Vorkämpfer der Gaelic League. Wenn man bedenkt, daß 1848 vor der Hungersnot die Hälfte der Bevölkerung Irisch sprach, bis 1861 noch ein Drittel und dann erst eine große Verschlechterung eintrat, so sind jetzt die Aussichten für das Irische in einigen Generationen nicht schlecht. — Herr Doegen teilt mit, daß seine Lautbibliothek von der Royal Irish Academy aufgefordert worden sei, irische Mundarten-Aufnahmen zu machen. Es werden Aufnahmen von 'nur Irisch Sprechenden' gemacht.

Herr Vollert wird in die Gesellschaft aufgenommen. — Zur Aufnahme gemeldet: Herr Hartig.

Sitzung vom 22. Februar 1927.

Herr Langenfelt spricht über das Thema: *Politisch-poetischer und sprachlicher Kampf in Irland.*

Darauf spricht Herr Kuttner im Anschluß an A. Gide, Incidence über Rainer Maria Rilkes Beurteilung der deutschen Sprache. Es handelt sich um das Fehlen eines angemessenen Ausdruckes für paume. Der Vortragende zeigt die Haltlosigkeit der Folgerungen, die daraus für deutsche Wesensart gezogen werden, und das vom philologischen Standtpunkte Falsche der Voraussetzungen. Diese Stellungnahme des deutschen Dichters müsse als ein Symptom angesehen werden; denn er ist geradezu zum französischen Dichter geworden und hat noch kurz vor seinem Tode in der Nouvelle Revue française einen Zyklus französisch niedergeschriebener Poesien veröffentlicht.

Herr Hartig wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 8. März 1927.

Herr Wolff spricht über den Humanismus in England. Der Vortrag wird im Druck erscheinen.

Herr Dibelius spricht über *Englands ägyptische Probleme.* Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts spielt Ägypten innerhalb der europäischen Großmachtsphäre kaum eine Rolle. Die Wendung beginnt 1798, als Napoleon Ägypten erobert als Offensivstellung gegen Indien. — Von der Zeit an hat England dauernd seine Aufmerksamkeit auf das Land gerichtet, das damals bei seinem großen Europäisierungsprozeß sehr unter französischer Leitung stand. Das gilt sowohl für die Nilstauungen als für die Erbauung des Suezkanals. Alles das bot Grund zum Eingreifen Englands, zumal da die Europäisierung des Landes auch einen weitgehenden europäischen Kapitalbedarf mit sich brachte. Unter dem Khediven Ismael kommt es zu einem wüsten Gründertaumel mit dem völligen Bankerott des Landes, einem Vorgang, der nach Ansicht des Historikers Hasenclever vom europäischen Kapital mit Absicht herbeigeführt worden ist.

1875 verkauft Ismael seine Aktien an England. Trotz starker Gegenströmungen greift England zu und zieht dadurch den Suezkanal in seinen Machtbereich, dessen Erbauung es vorher sehr energisch zu verhindern gesucht hatte. Ein weiterer Schritt zur Eroberung des Landes erfolgt 1879 durch Einsetzung der engl.-franz. Finanzkontrolle, der einige Jahre später — 1882 — ein großer Aufstand gegen die Europäer folgt, der England einen guten Vorwand zum Einschreiten gibt. Die Dinge liegen jedoch dabei nicht so, als habe England dauernd auf der Lauer gelegen, sondern die Tendenz ist zunächst noch durchaus international, wenn jetzt zu der internationalen Finanzkontrolle noch die internationale Okkupation kommen soll im Verband mit Frankreich und Italien. Da jedoch diese Mächte, wie auch die Türkei, ablehnen, blieb England nichts anderes übrig, als allein einzuschreiten. Somit war Ägypten eine legitime Kriegsbeute für England geworden. Aus Furcht vor Schwierigkeiten mit Frankreich zieht es jedoch nicht die Konsequenzen aus der Lage. Erst ganz allmählich tritt vielmehr die Anglisierung der Verwaltung ein, indem immer mehr an die entscheidenden Punkte Engländer gesetzt werden. Der eigentliche Beherrscher Ägyptens, Lord Cromer, war offiziell nur englischer Generalkonsul. Das Land selbst bleibt unter der Herrschaft des Khediven, auch das Ministerium besteht aus Ägyptern, aber in jedem Ministerium sitzt ein 'Adviser' als technischer Sachverständiger, der zunächst zwar dem ägyptischen Ministerium verantwortlich ist, dann aber auch Lord Cromer, der damit zum eigentlichen Herrn Ägyptens wird.

Auch die Militärverwaltung geriet immer mehr in englische Hand. Das ägyptische Heer stand unter einem englischen Oberbefehlshaber, der an alle entscheidenden Stellen Engländer setzte, die aus ägyptischen Steuern bezahlt wurden. Der englische Kommandierende war gleichzeitig Oberbefehlshaber der englischen Besatzungstruppen und der Sudanarmee.

So regierte England Ägypten bis zum Weltkrieg. Das ehemalige Versprechen, Ägypten zu räumen, war zweifellos in gutem Glauben gegeben, d. h. man wollte im wesentlichen das teure Heer entfernen, aber erst dann, wenn Ägypten vollständig von der englischen Politik beherrscht sein würde. Ganz ist dieser für England ideale Zustand nie eingetreten. Auf Kosten Ägyptens (mit Beihilfe von England und Indien) wurde dann die englische Macht allmählich in den Sudan vorgeschoben, den man 1886 unter dem Druck der Mahdirevolution geräumt hatte. Denn der Plan Englands ging ganz deutlich dahin, mit Hilfe des Sudans Ägypten zu beherrschen. Dieser Plan wurde ganz großzügig vorbereitet schon dadurch, daß man Frankreich und Italien daran hinderte, sich in Abessynien auszudehnen. Die Befreiung Emin Paschas durch Stanley (1889) dürfte in den gleichen Zusammenhang gehören. Emin, den niemand kannte und dem niemand traute, mußte für englische Pläne an den Nilquellen als Hindernis erscheinen. Das Ziel wird 1898 erreicht, nachdem der Nachfolger des Mahdi durch Kitchener niedergeschlagen war. Damit beherrscht England den Sudan. Staatsrechtlich ist das Verhältnis dieses Anglo-Egyptian Sudan zu England nie ganz geregelt worden. In Wahrheit ist es aber eine rein englische Kolonie am Oberlaufe des Nil und von ungeheurer politischer Bedeutung, da Ägypten ausschließlich vom Nil lebt, so daß die vom Sudan aus zu regelnde Verteilung des Nilwassers von größter Wichtigkeit sein kann. Überall hat England Staudämme angelegt, um das Nilwasser festzuhalten und es durch Pumpen weiterzuleiten; jeder kleine Fehler der Wasserbauverwaltung mag für den Oberlauf des Nil gleichgültig sein, für die weiter abwärts gelegenen Gegenden kann er von katastrophaler Bedeutung sein.

Dazu kommt die Baumwollfrage. Englands Bestreben ist es, sich vom amerikanischen Baumwollmarkt loszumachen. Möglichst jeder Hektar des Landes wurde daher seit der englischen Besatzung mit Baumwolle bestellt. Dadurch wurde Ägypten zwar finanziell saniert, aber auf diese Weise immer mehr von der Einfuhr von Getreide abhängig. Daraus erklärt sich die Bedeutung von Malta, Gibraltar und Cypern, jener von England beherrschten Stützpunkte, für Ägypten.

Die Dinge erhielten eine neue Wendung, als in Ägypten eine nationalistische Bewegung auf das leidenschaftlichste aufflammte, getragen von jenem Typ des Orientalen, wie er sich auch in Indien findet. Die Bewegung taucht 1898 auf, als Frankreich nach dem Zusammentreffen mit England bei Faschado begann, sich aus Ägypten zurückzuziehen, so daß seit 1904 England der unbestrittene Herr von Ägypten war. Sie entstand aus der Furcht, jetzt England ganz ausgeliefert zu sein, und hat England erhebliche Verlegenheiten bereitet. Der Weltkrieg bringt dann die Offensive Englands aus Arabien gegen die Türkei, er bringt die Beherrschung der heiligen Stätten des Islams durch England und damit die Umzingelung Ägyptens durch Arabien. Ägypten selbst ist zwar 1922 ein unabhängiges Königreich geworden, und England hat beschlossen, seine Truppen aus dem Lande zurückzuziehen, abgesehen von einer geringen Truppenmacht zum Schutz des Suezkanals. Ägypten soll dafür seinerseits seinen Anspruch auf den Sudan aufgeben, ohne daß es sich jedoch dazu bereit erklären konnte. Die Folge davon ist, daß die Verhandlungen nicht recht vorwärtskommen wollten. Indirekt beherrscht also England Ägypten auch weiterhin, was jedoch auch gewisse Einbußen für England bedeutet. Man wird sagen können, daß Ägypten von nun an, wirtschaftlich wenigstens, immer mehr sein

eigenes Leben wird führen können, während es politisch nach wie vor von England abhängig bleibt.

Zur Aufnahme in die Gesellschaft wird Herr Völker vorgeschlagen.

Sitzung vom 26. April 1927.

Herr Ludwig spricht über *Ruy Blas.* Der Vortrag wird in der Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht erscheinen.

Herr Völker wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 10. Mai 1927.

Herr Gamillscheg spricht über *Die Ladiner.* Der Vortrag ist im Auszug veröffentlicht in Staat und Volkstum, Bücher des Deutschtums, 2. Bd., 1926, S. 251 ff.

Sitzung vom 27. September 1927.

Herr Aronstein spricht über *Die englischen Knabentheater und ihr Drama.* Herr Ludwig weist auf ein Knabentheater hin, das Ende des 18. Jahrhunderts in Wien bestanden hat.

Sitzung vom 11. Oktober 1927.

Herr Risop beleuchtet das kontroverse Verhalten der Sprache hinsichtlich der Behandlung des hervorhebenden *c'est* sowie des sich anschließenden Relativ- oder *que*-Satzes nach *quoique, il semble, il faut, je ne crois pas* sowie nach den Zeitwörtern des Affektes. Mit Hinblick auf englisches *at each other* für älteres *each at other* und auf deutsches *miteinander* für *einer mit dem andern* werden die Ansätze der gleichen Entwicklung von franz. *l'un contre l'autre* und dergl. zu *contre l'un l'autre* besprochen, die seit dem 14. Jahrhundert und in modernen Mundarten auftauchen, und es wird gezeigt, daß im Italienischen seit dem 15. Jahrhundert und im Französischen seit dem 16. Jahrhundert dasselbe Streben nach untrennbarer Einheit der Gruppe *unus alterum* wahrnehmbar wird, indem die bei logischer Analyse zu fordernde Präposition vor *alterum* unterdrückt wird, so daß also *l'un l'autre* für *l'un à l'autre, l'uno l'altro* für *l'uno a l'altro* und zwar auf beiden Sprachgebieten bis in unsere Zeit hinein nachzuweisen ist, während im Altfranzösischen die Präposition *a* vor *l'autre* natürlich zu entbehren war. Der Vortragende hebt hervor, daß infolge der nach pluralischem Subjekt sich ereignenden Einschaltung von *ciascuno, chacun,* gerade wie im Altlateinischen schon durch *quisque,* das Prädikat in den Singularis tritt und zwar nicht nur in volkstümlicher Rede, sondern bei den besten Autoren alter und neuer Zeit, wobei die Verhältnisse des relativen Adverbiums *que,* für das (ähnlich wie im Spanischen und Italienischen) im 16. Jahrhundert auch *lequel* eintreten kann, gestreift werden. Der Vortragende schließt mit einem Blick auf die pejorative Entwicklung der anfangs kein Werturteil enthaltenden Indefinita *quiconque, quelconque,* ital. *qualunque* und vergleicht das entsprechende Verfahren im Englischen und Altgriechischen. Herr Risop betrachtet alle diese Erscheinungen als mehr oder minder handgreifliche Symptome eines unbekümmert um doktrinäre Vorschriften oder Verweise sich betätigenden sprachlichen Lebens.

In der sich anschließenden Debatte macht Herr Kuttner einige Bemerkungen zu dem Vortrage und erinnert an die merkwürdige Entwicklung von *soi-disant.* Er weist auch auf die lexikalische Bewegung in der französischen Sprache hin z. B. *polémiquer* zu *polémique* statt *polémiser.*

Herr Engwer geht in seinen Bemerkungen näher auf den Typus *moi et lui avons fait ce qu'il faut faire* ein.
Herr Lange wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 25. Oktober 1927.

Herr Kuttner macht im Anschluß an den Vortrag des Herrn Risop vom 11. Oktober noch einige Bemerkungen zu der Verwendung von *chacun.*
Herr Wolff spricht über *Aristophanes im modernen Urteil.* In der Diskussion bemerkt Herr Herzfeld, daß die Schule schuld daran sei, wenn im allgemeinen eine zu ideale Vorstellung von den Griechen herrsche.
Herr Kuttner spricht über die Denkschrift des Berliner Oberschulrates Heyn. Die Anschauungen der Gesellschaft werden wie folgt zusammengefaßt:
Besorgt um das Schicksal des Neusprachlichen Gymnasiums, das in den ministeriellen Richtlinien als eine der wertvollsten Neuschöpfungen festgelegt und durch die Planwirtschaft des Berliner Magistrats, soweit sie in den Vorschlägen des Dezernenten für das höhere Schulwesen zum Ausdruck kommt, in seiner Existenz bedroht ist, haben die Neusprachler in den in Berlin vorhandenen drei Vereinigungen:

1) der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen,
2) der Berliner Neuphilologischen Arbeitsgemeinschaft,
3) der Neuphilologischen Arbeitsgemeinschaft der südwestlichen Vororte,

die Angelegenheit eingehend besprochen.
Dabei sind in der Neuphilologischen Arbeitsgemeinschaft folgende Entschließungen einstimmig angenommen worden:
1) Die Berliner Neuphilologische Arbeitsgemeinschaft erklärt, daß sie in dem durch die Denkschrift des Ministeriums und durch die Richtlinien geschaffenen Typus des neusprachlichen Gymnasiums eine für unsere Zeit notwendige und ihr entsprechende Schulform sieht, die nicht in ihrem ersten Entwicklungsstadium wieder gestört werden darf, sondern in vollem Umfang erhalten werden muß.
2) Damit das Neusprachliche Gymnasium sein hochgestecktes Ziel erreichen kann, müssen auf ihm zwei neueren Sprachen Zeit und Raum in wirklich ausreichendem Maße gewährt werden. Wo die erste Fremdsprache eine neuere Sprache ist, darf daher der Unterricht in der zweiten neueren Sprache nicht später als in U III beginnen.
In den anderen beiden Vereinigungen wurden inhaltlich durchaus übereinstimmende Entschließungen einstimmig oder mit überwältigender Mehrheit (gegen eine Stimme) angenommen.
Herr Lange wird in die Gesellschaft aufgenommen. — Zur Aufnahme vorgeschlagen wird Herr Nitsche.

Sitzung vom 8. November 1927.

Herr Lewent spricht
1) über provenzalisch *plus,* das eine negative Aussage steigert (der Artikel erscheint in der Zeitschrift für romanische Philologie),
2) über provenzalisch *tan ... no* mit konzessivem Sinn und über einige andere Besonderheiten von *tan* (der Artikel erscheint im Archiv).
An der Diskussion beteiligen sich die Herren Fuchs, Kuttner, Herrmann, Gamillscheg, Tiktin, Engwer und Risop.
Darauf berichtet Herr Fuchs über seine Eindrücke vom Göttinger Philologentage.

Auf Vorschlag des Herrn Risop wird der bisherige Vorstand durch Zuruf wiedergewählt.

Herr Nitsche wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 22. November 1927.

Herr Herzfeld spricht über den Dichter *Arthur Hugh Clough,* seine religiöse Entwicklung, sein Dipsychus. Einleitend schildert er die Zustände in der englischen Kirche zu Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Die verschiedenen Religionsparteien, insbesondere die katholisierenden Tractarians in Oxford. Unter ihnen ragte John Henry Newmann hervor, der durch seine Leistungen als Prediger großen Einfluß gewann, freilich Liebe zur Wahrheit zu sehr vermissen ließ. Unter seinen Einfluß geriet auch der junge Clough (geb. 1819), als er von der Schule zu Rugby kommend die Universität bezog. Er hatte auf der Schule unter der Einwirkung eines so bedeutenden Mannes wie Dr. Arnold, des Reformators des englischen Schulwesens, gestanden. Durch den fortdauernden Umgang mit ihm und abgestoßen von der übermäßigen Betonung des Autoritätsprinzips durch die Tractarians fing er an, die Dogmen der Kirche anzuzweifeln. An einzelnen seiner Gedichte wurde nachgewiesen, wie der Prozeß seiner Lösung von der Kirche und ihren Glaubenssätzen fortschritt. Er gab deshalb seine Stelle als Fellow und Tutor am Oriel College auf, siedelte nach London, auf kurze Zeit auch nach Amerika über, um schließlich eine Stelle als Beamter im Unterrichtsministerium zu übernehmen. Er starb schon frühzeitig, 1861, auf einer Reise nach Florenz.

Clough ist kein Dichter ersten Ranges. Seine lyrischen Gedichte kranken oft an Unklarheit des Gedankens und Schwerfälligkeit des Ausdruckes. Am besten ist ihm ein idyllisches Epos The Bothie of Tober-na-Vuolich (1848) gelungen. Sein Dipsychus (1840), ein Drama in Dialogen, ist eine verunglückte Nachahmung von Goethes Faust, übrigens wie vieles von ihm nur als Bruchstück vorhanden. Um so höher ist sein Charakter zu schätzen, den er in den Stürmen des Lebens bewährt hat. Er ist der — nicht seltene — Typus des gebildeten Engländers, der sich im Suchen nach Wahrheit von der Kirche abwendet. Der Vortragende führt eine Reihe von solchen an, von Carlyle bis auf die jüngste Zeit.

Herr Radtke wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 13. Dezember 1927.

Herr Kuttner berichtet über den nächsten Philologentag, der in Hamburg stattfindet. Anmeldungen zu Vorträgen sind an Herrn Studienrat Dr. Lühr zu richten. Er macht ferner Mitteilung von einer Einladung der Dresdener Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen zur Feier ihres 50jährigen Bestehens. Es wird beschlossen, ein Glückwunschtelegramm zu senden.

Darauf hält Herr Hartig seinen Vortrag über *Rousseau-Probleme.* Gegenüber der herrschenden psychologischen Behandlung Rousseaus kam es ihm darauf an, die ideengeschichtliche Bedeutung Rousseaus durch die entschiedene Richtung auf sein geistiges Werk zu klären und damit zur Lösung der Rousseau-Probleme beizutragen. Ohne daß damit Rousseau zum Schöpfer eines philosophischen Systems gemacht wurde, wurde gezeigt, wie sich die Werke seiner Kampfzeit von 1750 bis 1761 aus seinem grundlegenden Erlebnis der Freiheit als ein einheitliches Ganzes begreifen lassen und wie in ihnen der Idealismus der sittlichen Freiheit nach verschiedenen Seiten zunächst in einer Kritik der bestehenden Kultur und dann in der Aufstellung und Verkündung eines neuen Kulturideals entwickelt wurde. Von der Idee der sittlichen Freiheit her wurde Rousseaus geistiges Werk als eine



große Einheit verständlich gemacht und von da aus seine ideengeschichtliche Stellung kurz bestimmt.

In der Diskussion bemerkt Herr Bürger, daß an Stelle der literaturgeschichtlichen Behandlung Rousseaus, wie sie früher ausschließlich geübt wurde, eine mehr geschichtliche im Sinne der Kulturkunde gerade bei diesem Denker am Platze sei. Er erinnert an die von juristischer Seite eingeleitete Untersuchung zu Rousseaus Staatstheorie und an die Einstellung von G. Sorel zum Urteil über ihn in seinem Buche Illusions du progrès.

Herr Kuttner meint, daß das Problem Rousseau psychologisch und rein menschlich doch zugänglicher erscheint, wenn man von der negierenden destruktiven Natur des Philosophen ausgeht. Das Primäre sei wohl eher die Auflehnung gegen die Not, den Druck, den Zwang, die ihm die unglückliche gesellschaftliche und wirtschaftliche Lage, die eigene Kindheit, die politischen Verhältnisse, die religiöse, philosophische, pädagogische, künstlerische Einstellung seiner Zeit auferlegen. Die Sehnsucht, die innere Notwendigkeit, sich diesen Bindungen zu entziehen, führt ihn zur Ablehnung alles Überkommenen und läßt ihm als natürliche Folge sein Freiheitsideal auf allen diesen Gebieten aufleuchten.

Dann erinnert Herr Kuttner an eine etwas ältere Parallelerscheinung, einen jungen Menschen aus ganz anderen Kreisen, mit ganz anderer Tradition, der aus ähnlicher innerer Not wesentliche Ideen, die gewöhnlich als Rousseau eigentümlich angesehen werden, etwa ein Menschenalter vorher in gleichem Sinne formuliert hat: Vauvenargues.

Herr Radtke wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

L. Sainéan, Les sources indigènes de l'étymologie française. Paris, Boccard, 1925. I: XII, 448 S.; II: 519 S.

Der Bericht über dieses Buch müßte eigentlich so lang sein wie das Buch selbst, wollte man auf alles eingehen, was es bietet. Der Leser, der es öffnet, wird abwechselnd von den verschiedensten Gemütserregungen erfaßt: Bewunderung, Staunen, Schrecken, Enttäuschung, Ärger bis zur Entrüstung. Ein Buch voll Phantasie und fruchtbarster Anregung, ein Buch voll schwerster Zumutungen an den Leser. Es gehört zu denen, die durch Überfülle verwirren und bedrücken. Gehört denn alles zu allem? Der an straffe Zucht gewöhnte Sprachforscher empfindet nicht selten einen Mangel an Kritik und an der Entsagung, eine Aufstellung zu streichen, auch wenn sie zunächst verlockend scheint, sobald sie verschiedenen anderen Anforderungen nicht entspricht, die wir an eine Etymologie stellen, wenn sie einwandfrei sein soll. Dadurch wird die Freude an dem Werk herabgemindert, das durch seinen Grundgedanken einen höchst bedeutenden Beitrag zur Sprachgeschichte darstellt.

S. geht nämlich von dem Grundsatz aus, daß die Geschichtschreiber des französischen Wortschatzes alles eher in Betracht ziehen als die Franzosen, und daß die Etymologie mit zu geringer Rücksichtnahme auf die Chronologie betrieben wird. Es ist sicher vollkommen richtig, daß ein beträchtlicher Teil des heutigen Wortschatzes erst auf französischem Boden, überhaupt erst im Verlauf der letzten Jahrhunderte entstanden sein muß. Es ist also sehr dankenswert, daß S. folgestreng nicht die Wörter behandeln will, die lateinischer oder germanischer oder sonst bekannter Herkunft sind, sondern nur die untersucht, die 'unbekannter Herkunft', auf alle Fälle erst später auftauchen. Wir haben es längst als einen Fehler erkannt, Wörter auf lateinische Grundformen zurückzuführen, die ihrem Wesen nach die Entstehung in nachrömischer Zeit an der Stirn tragen; z. B. Foerster im Wörterbuch zu Kristian '*ramantevoir* (< re ad mentem habere)', während doch *mente habere* zunächst in galloromanischer Zeit zu einem einheitlichen Zeitwort erwachsen mußte, ehe *amentevoir* und schließlich *ramentevoir* sproßte. (Besonders verletzend wirkt der Ansatz mentem habere!) Schon von diesem Gesichtspunkt aus ist Sainéans Buch ein warm zu begrüßender Beitrag. Das Arbeitsfeld, das in der Einleitung abgesteckt wird, soll umfassen: die Laufbahn der Wörter, nicht ihre Herkunft. Das ist nun freilich nicht eingehalten. Sainéan hat sich nicht begnügt, aus seinen umfassenden Sammlungen die Geschichte der Wörter darzustellen, er hat doch überall auch über ihre Herkunft gehandelt. Er hat also vielfach mehr und dann auch wieder weniger gegeben, als er sich vorsetzte. Denn zum Schluß haben wir statt einer bisher angenommenen oder angezweifelten Etymologie eine andere, die — es kann leider nicht ungesagt bleiben — unter Umständen mindestens so zweifelhaft ist wie die frühere. Damit ist Reichtum und Mangel des Buches schon gekennzeichnet. Es gibt oft mehr, als es verspricht, und überschüttet uns mit einer Fülle, die schier erdrückend ist. Und es fehlt überall etwas, weil eben dann doch allerorten dieselben Fragezeichen stehenbleiben, die schon früher dastanden, und weil — gerade durch das Übermaß von Stoffsammlung — schließlich der Wunsch nach Lückenlosigkeit geweckt wird, der doch kaum befriedigt werden kann.

Der Fehler ist unvermeidlich. Gleich in der Einleitung, in dem Musterbeispiel *goinfre*, zeigt es sich, daß es doch nicht geht, die Laufbahn zu

zeichnen, ohne die Gestaltung ins Auge zu fassen. Die Frage nach der 'ältesten Form' führt unwillkürlich zur 'Herkunft'. Entscheidend für die Beurteilung jeder einzelnen Untersuchung ist also nur der Umstand, ob das, was Sainéan ansetzt, besser und einleuchtender ist als das Bisherige. Solange die lautphysiologischen, lautpsychologischen Vorgänge, die sozialen Beziehungen der Sprechenden, die zufälligen Begleiterscheinungen bei Gesprächen nicht dokumentarisch beglaubigt vor uns liegen, wird es in diesem Punkte immer Meinungsverschiedenheiten geben. Wie will man 'einwandfrei' beweisen, daß ein sprachlicher Vorgang den oder den Weg genommen habe? Nun gibt es allerdings mancherlei Anhaltspunkte, die Sainéan willkürlich vernachlässigt. Seine Phantasie reißt ihn einfach hin; dann kommt der so gefährliche Sammlerteufel, die Widerstandskraft versagt vor der Versuchung, unendliche Ketten von Wörtern zusammenzuhängen, die bei kühlerer Kritik gar nichts miteinander zu tun haben. Ein — zufällig herausgegriffenes — Beispiel für viele:

Ein gefährlicher Boden in bezug auf das eben Gesagte ist die Lautnachahmung. Eines ihrer Kennzeichen ist der 'Ablaut': *bim-bam* usw. Damit ist die Hemmung bei der Zusammenstellung von Wortreihen einfach aufgehoben. Handelt es sich um Nachahmung eines Tierschreies, so sollte billig der 'Ablaut' nicht in solcher Ausdehnung angenommen, anders ausgedrückt: es sollten Reihen von Wörtern mit anderen Vokalen oder (und) mit anderen Konsonanten als nicht zugehörig ausgeschieden werden.

Sainéan stellt nun auf: Lautnachahmung *bec, mec* zur Bezeichnung der Ziege. Sicher einleuchtend. Daher also eine große Reihe von Wörtern für Ziege. Die Form *bique* geht noch einerseits, *mag-ot* andererseits. Man erinnert sich, daß sowohl *kikeriki* als *cocorico* mit voller Sicherheit festgestellt werden können — nur nicht an denselben Hähnen. Schwieriger ist es mit den dunklen Vokalen, wenn auch *bouc* und *boc* als Lautnachahmung aufgenommen werden. Wie steht es aber mit *marguet* (II S. 37) oder *biste* (II 38)? Hier ist doch selbstverständlich irgendein anderes Element im Spiel, wenn nicht überhaupt etwas anderes vorliegt.

Zu prov. *meco* 'Ziege' wird auch span. *mego*, ptg. *meigo* 'lind, lieblich' gestellt, ohne jede erklärende Beigabe sowohl über die lautliche als die begriffliche Entwicklung. Als Ablautform zu *mec* erscheint auch sav. *modze* u. a., mfrz. *moge* 'junge Kuh'. Also nicht nur die Lautform ist schon sehr weit entfernt, auch die Bedeutung. Es bleibe unentschieden, ob alle diese Formen samt bresc. *moǧ* 'junges Rind' u. a. nicht doch zu mulgere gehören (vgl. Meyer-Lübke, REW 5729), ohne Frage aber ganz zu streichen ist folgende große Gruppe *'Thème bed (bet)'*; das bearn. *betel (betet)* u. a. mit dem Wandel des vorakzentischen *be-* in *bo-*, *bœ-* u. a., mit Suffixwechsel: *bedon, bodon, bodin* u. a., mit Rückbildungen zu neuem Simplex *bède, boude* u. a. Es ist ja selbstverständlich, daß diese ganze Gruppe von Wörtern, die 'Kalb', 'junges Rind' u. ä. bedeuten, zu vitellu gehört, deren regelrechte Vertreter sie in dem weiten Gebiet von Loire-Inférieure den ganzen Westen hinab und im Süden bis Gard—Ardèche—Haute-Loire darstellen.

Ebenso sicher ist zu streichen champagn. *bézaine* = zweijähriges Schaf; Tarbé gibt champ. *bezague* 'Gerät mit zwei Schneiden', *bezoche* 'Grabscheit, Spaten', also ebenfalls mit zwei Schneiden. Ohne Frage ist *bezaine* = bis ann-ea.

Reinigt man die Gruppe von dem sicher nicht Zugehörigen — ich behaupte nicht, dies erschöpfend getan zu haben —, so bleibt folgende Entwicklung, die S. zwar nicht — wie es hier geschieht — pedantisch tabellarisch gibt, die sich aber herausschälen läßt.

I. Nachahmung des Ziegenlautes —> Name der Ziege.

II. Verbalableitung: *bequer, bequeter, beguer* u. a., *mecquer* u. a. = *meckern.*

III. Übertragung des 'Meckerns' auf das 'Stottern', daher *beguer* u. a 'stottern'. (Bei Walter v. Wartburg FEW: seit 13. Jahrh. belegt.)

IV. Deverbale Bildung zur Bezeichnung des Stotterers: *bègue* u. a.

Dieses ist also nicht eine unmittelbare Bedeutungsübertragung von dem ursprünglichen *begue* = Ziege, sondern eine weitläufige Entwicklung liegt dazwischen. Diese Bedeutungsentwicklung ist überzeugend, und zwar mehr als die v. Wartburgs, der ein mittelndl. **beggen* = 'plappern' ansetzt. Abgesehen davon, daß ein in der Natur vorhandener Laut eine bessere Grundlage ist als eine besternte Form, ist der Bedeutungsübergang von 'meckern' zu 'stottern' überzeugender, weil bildhafter als der von 'Plappern', weil ja das Plappern gerade eine ziemliche Zungengeläufigkeit und das Fehlen der fortwährenden 'coups de glotte' voraussetzt, die das Meckern kennzeichnen.

Von Ausdrücken für 'Stotterer' bringt v. Wartburg einige, die Sainéan entgangen und die gerade für die weitere Beurteilung seines Aufbaues wichtig sind: *begueur, begard, bégaud.* Das Hauptwort *begue* belegt v. Wartburg zuerst 1539.

Nun wird die Sache schwieriger. Eine andere Bedeutungsentwicklung vom Stamm *begu* = Ziege ist 'Dummkopf'. Da *chievre* dieselbe Verwendung gefunden hat, ist gegen diese Aufstellung nichts zu sagen. Die Darstellung S.s aber, die nun um jeden Preis von dumm —>'scheinheilig', 'Ketzer' kommen will — denn *beguin* und *bigot* ist nach ihm ja gleichbedeutend und *begard* dazu —, fordert im höchsten Grade den Widerspruch heraus.

Der erste Beleg für *beguin* 'töricht' ist im Girart de Rousillon. Wenn dann im 13. Jahrh. bei Rutebeuf die Beginen u. a. auch scheinheilig sind, so ist für S. der Bedeutungsübergang schon gegeben.

Für *begard* stellt er die Bedeutung 'töricht' als 'sens primordial dans l'ancienne langue' fest. Erster Beleg bei Greban (II 367)! Aber rund 225 Jahre früher gab es die geistliche Brüderschaft der *begards* in Löwen, die er (ebd. 366) für das Jahr 1220 belegt. S. stützt sich auf den Ausspruch Du Canges, daß *beguin* = *begard* = *begutta* sei. Und er schließt offenbar so: Sie bedeuten dasselbe, *beguin* = 'töricht' ist im 12. Jahrh. belegt, folglich ist auch für *begard* derselbe Bedeutungsgang sicher. Und er stellt ihn auch für *bigot* auf: Der älteste Beleg ist (I 71) als cognomen, 1096: *Rinvellono cognominato Bigot.* S. sagt *'sobriquet'.* Es ist aber gar nicht erwiesen, ob hier *Bigot* die Bedeutung 'Dummkopf' hat. Es spricht so manches dagegen. Der zweite Beleg: Im Girart de Roussillon kommt das Volk der Bigots vor. Das beweist natürlich gar nichts, weder für die Bedeutung 'dumm' noch für 'ketzerisch' oder 'scheinheilig'. Der Beleg im Roman de Rou III 4777 ist ein sicheres Schimpfwort: *Souvent lor dient reproviers et claiment bigoz et daschiers.* Die Zusammenstellung mit 'Treberfresser' legt die Bedeutung 'Vieh' näher als die 'Dummkopf'. Wenn nun S. (II S. 367) sagt, daß *bigot* seit dem 13. Jahrh. *'sobriquet donné à des hérétiques'* sei, so fehlt ganz einfach jede Stütze. Dagegen sind *Béguines* = 'fromme Frauen' vielfach seit dem 13. Jahrh. belegt, und gelegentlich auch in abfälliger Bedeutung: 'scheinfromm', 'überfromm'. Bei Godefroy heißt es übrigens, wie S. ja selbst zitiert: *beghardus beguinus* et *Begutta viri et mulieres tertii ordinis,* also geistliche Bruder- und Schwesterschaften, weder Ketzer noch Scheinfromme noch Dumme. S. verweist wechselweise auf die verschiedenen Stellen, an denen er die Wortgruppe behandelt, und setzt jede als Voraussetzung und Stütze der anderen. Die ganze Bedeutungsentwicklung von 'dumm' —> 'scheinheilig' —> 'ketzerisch' scheint mir überhaupt psychologisch verfehlt, denn 'Scheinheilige' sind ja schlau, und 'Ketzer' sind schlecht, aber nicht 'dumm'. Die ratio-

nalistische Zeit konnte eine Bedeutungsentwicklung fromm — überfromm — dumm zeitigen. Dem Mittelalter lag der umgekehrte Weg: 'dumm' —> 'fromm' ganz fern. Denn es handelt sich ja nicht um die fromme Einfalt.

Vielleicht liegt ein Fingerzeig für die richtige Beurteilung der Wortgruppe in der Behandlung v. Wartburgs. Er trennt, wie es nur richtig ist, die Bedeutung 'stottern' von der 'geistlich'. Ich möchte hier weiterbauen:

1. 'Stottern' gehört nicht zu 'plappern' (Wartburg), sondern zu 'meckern' (Sainéan).

2. 'Dumm' gehört zu 'Ziege' (Sainéan), also auch das bei Wartburg gegebene *beguer* = 'gaffen mit offenem Mund', *beguaud* = 'badaud', wovon weiter —> 'Holzstück' —> 'bearbeitetes Holzstück' (Leuchter).

3. 'Geistlich' gehört nicht zu 'dumm' (Sain.), aber auch nicht zu 'plappern' (Wartburg). Was ist **beggen*? Wenn **beggen*, das sonst keine Wurzel im mndl. Sprachleben hat, = 'plappern' steht, so ist es selbst lautnachahmend, aber es ist darum noch nicht in unmittelbarer Verbindung mit 'meckern'. Von 'Stottern' ist es ganz zu trennen. Es kann eine Neubildung für eine Schallwahrnehmung sein, die nicht mit der Ziege zusammenhängt, sondern eine neue Zeiterscheinung war: der Laienbruder, der als Bettler umzieht, sich sein Essen zu ergattern. Die Lippenbewegungen, die einförmigen Laute nicht beim 'Gebete plappern' (Wartburg), sondern beim Betteln, beim täglichen Rundgang durch Stadt oder Dorf, vor der Kirchentür, und überall. Daher *begard* und *beguin* und alle Nebenformen und Zusammenhang mit dem Englischen[1], wo *beggen* 1225 belegt ist (vgl. New Engl. Dict.). Murray macht besonders auf Britton I XXII § 15 aufmerksam: *Touz nos autres, qe gentz de religioum et autres gentz grevent ... par begger merrym ou fustz ou autre chose a eus*, wo als V. L. zu *begger beguigner* vorhanden ist. Bei Godefr. findet sich: Sym. de Hesdin 1380 *il n'y eust pas Tant de begars et de begardes qui mengassent leur pain en oiseuse.* Also offenbar Bettelmönche. Die erste Erwähnung des Wortes im Englischen (nach Murray) 1225 Ancr. R. 168 zeigt uns den Bettellaienbruder mit dem Bettelsack auf dem Rücken: *Hit is beggares* (V. L. *beggilde) rihte vorte beren bagge on bac.* Endlich sei auf die Stelle aus den Trierer Konz. Akten 1310 hingewiesen, wo wir von den Begarden hören: *laici qui sub praetexti cujusdam religionis fictae Begardos se appellant qui extra religionem approbatam validam mendicantes discurrunt.* Hier haben wir alle Elemente vereinigt: 1. den Laienbruder, Bettler, der 2. irgendeine religiöse Gesinnung vorschützt, also Scheinheiliger (weil er dadurch auf reichere Spenden hofft), der 3. außerhalb der gesetzlich geltenden Kirchengemeinschaft steht, also Ketzer.

Danach hätten wir also zwei Wurzeln *beg* — beide lautnachahmend, eine von der Ziege ausgehend, die andere vom Bettler an der Kirchentür. Danach hängt *begard* und *beguin* zusammen, sowohl in der einen als der anderen Bedeutung, da sie ja auch tatsächlich beide Male vom selben Stamm sind.

bigot kann erst durch besondere Schicksale zu seinen übertragenen Bedeutungen gekommen sein. Da ist z. B. *bigot, bigue* 'hinkend' (Sain. I 69), eine Bezeichnung, die oft genug auf den *begard* und den *beguin* gepaßt haben wird. Man kann lahmen vom allzuvielen mühseligen Wandern, aber auch zu lahmen ('eingeschlafenen') Beinen kommen vom allzulangen Hocken oder Knien, auf den Stufen der Tür oder des Altars. Und so könnte schon

[1] Es ist, wie Jesperson zuletzt sich äußert, noch nicht entschieden, ob *to beg* oder *beggar* die ältere Form. Beide kommen 1225 vor, vgl. oben. Daher die Frage, ob *begger* die ursprüngliche Form oder ob *beggare* < frz. *begar*.



ein Weg vom *begard, bigot* = 'hinkenden überfrommen Bettler' zu der Bedeutung führen, die *bigot* dann erhält.

Bigardie (Heuchelei) könnte eine Kreuzung aus *begard* und *bigot* sein. Sicher, daß Sainéan uns diesen Weg nicht gewiesen, vielmehr durch das Aufwerfen von zahllosen Wortklumpen, die uns zwischen die Füße rollen, das Wandern recht erschwert hat. S.s Werk benützen, heißt, sich einen Weg durch den Urwald bahnen, mit dem ganzen Reichtum, aber auch mit den Mühen und Gefahren der Wildnis. Wer nicht entsprechend ausgerüstet ist, wird sich in den Irrgängen verlieren, oder auch in verdeckte Sümpfe geraten. Die anderen werden sich zwar mit Hindernissen, aber nie ohne Nutzen und ungewöhnliche Anregung durcharbeiten.

Wien. Elise Richter.

Marcel Raymond, L'Influence de Ronsard sur la Poésie française (1550—1585), 2 vol. Paris 1927, Bibliothèque littéraire de le Renaissance. 398; 376 S. Ders., Bibliographie critique de Ronsard en France (1550—1585). Paris 1927. 150 S.

Das wissenschaftliche Interesse Frankreichs an der Persönlichkeit und dem Werke Ronsards ist in der Nachkriegszeit auffallend rege gewesen. Mag die Vierhundertjahrfeier im September 1924 die Aufmerksamkeit nicht nur des literarisch gebildeten Laien, sondern auch der Fachwelt auf den alten 'Brigadier' gelenkt haben, mag die von Laumonier in den Jahren 1914 bis 1919 besorgte Neuausgabe der Ronsardschen Werke zu neuen Erkenntnissen und zu kritischer Sichtung des alten Wissens angeregt haben, jedenfalls verging von 1919 an kein Jahr, ohne größere oder kleinere Abhandlungen über ihn und seine Zeit zu bringen[1].

Als neueste Publikation erscheint jetzt in der von Nolhac geleiteten 'Bibliothèque littéraire de la Renaissance' die obige groß angelegte 'Thèse'. Sie ist nicht denkbar ohne die trefflichen Vorarbeiten der letzten Jahre, aber sie hat auch einen nicht zu unterschätzenden Eigenwert. Er beruht auf der wirklich erschöpfenden Behandlung der Frage nach dem Einfluß, den Ronsard in den Jahren 1550—1585 auf seine Zeitgenossen übte. Man wußte zwar bisher sehr wohl, daß die Kunst des 'Prince des poëtes' schon zu seinen Lebzeiten eine große Schar von Nachahmern gefunden hatte, man hatte auch mancherlei Belege und Nachweisungen von direkter oder indirekter Beeinflussung beigebracht, aber zu einer systematischen Bearbeitung der Frage hatte sich bisher niemand entschlossen, so daß man doch mehr oder weniger auf Hypothesen und vorschnelle Urteile angewiesen war. Man hatte sich, seitdem Lanson in der 'Revue d'histoire littéraire' von 1896 auf die methodischen Schwierigkeiten hingewiesen hatte, denen eine kritische Untersuchung des Einflusses Ronsards auf seine Zeit begegnen mußte, damit abgefunden, Verzicht zu leisten auf eine klare Durchleuchtung dieser 'matière bouillante' der Poesie des 16. Jahrhunderts; und so findet man denn auch in der neuesten französischen Literaturgeschichte in deutscher Sprache, die sich mit diesem Zeitabschnitt beschäftigt, dem von Neubert gelieferten Beitrag zum 'Handbuch der Literaturwissenschaft', nichts über diesen heiklen Punkt. Um so bewundernswerter ist der Mut

---

[1] Ich erwähne nur: H. Chamard, Les origines de la poésie française de la Renaissance, Paris 1920; P. de Nolhac, Ronsard et l'Humanisme, Paris 1921; M. H. Franchet, Le poëte et son œuvre, d'après Ronsard, Paris 1922; G. Cohen, Ronsard, sa vie et son œuvre, Paris 1923; P. Laumonier, Ronsard poëte lyrique, Paris 1923²; P. Champion, Ronsard et son temps, Paris 1925.



des Verfassers, und man kann ihn beglückwünschen zu den Ergebnissen, die er vorlegt.

Es ist nicht möglich, die Fülle des Gebotenen in einer kurzen Besprechung auch nur annähernd zu umreißen; das darf aber nicht hindern, dem deutschen Leser wenigstens den roten Faden in die Hand zu legen der durch das fast 1000 Seiten starke Werk führt.

Das wichtigste Ereignis vor dem Eintritt ins 'Collège von Coqueret' ist für Ronsards dichterische Entwicklung die Bekanntschaft mit Jacques Peletier, der ihn zuerst auf Horaz hinwies und der, in seinen eigenen Dichtungen virgilsche Reminiszenzen mit selbsterlebten Natureindrücken des ländlichen Lebens mischend, nicht ohne Einfluß auf R.s 'odes champêtres' — besonders auf 'l'Epitre à Amboise de la Porte' und 'De l'Esté' — blieb. Selbst in einigen Stilmitteln, etwa in den onomatopoëtischen Versen der 'Alouette' (Nouv. Cont. des Amours, 1566) oder in dem schönen Vergleich desselben Gedichtes[1], geht er auf Peletier zurück. Dieser hat dagegen nur ganz geringe Einflüsse von R.s Kunst erfahren, denn gegen Ende seiner Dichterlaufbahn, wo er von R. hätte lernen können, entfernte er sich mehr und mehr von der literarischen Modeströmung seiner Zeit. Ebensowenig findet man in dem Werk des Mellin de Saint-Gelays, des Hauptvertreters der alten Schule, Ronsardsche Züge. Selbst als die 'Querelle du Louvre' beendet war und R. eine Versöhnungsode an den alten Gegner richtete, dachte Saint-Gelays nicht daran, mit den Dichtern der neuen Schule zu rivalisieren; er nahm keine der neuen Gattungen der Modernen auf, und es sind weder Oden noch Hymnen von ihm erhalten.

Die übrigen Anhänger der alten Schule und Jünger Marots waren weniger standhaft. Es fand ein 'ralliement des Marotiques' statt: Charbonnier dichtete im Stil R.s, Forcadel gab seine 1548 zum ersten Male erschienene Gedichtsammlung später unter dem Einfluß der Neueren zweimal überarbeitet und vermehrt heraus, *'l'ayant parée (sc. son œuvre) de quelques traits de couleur dont notre langue alloit chaque jour s'enrichissant'*, wie er selbst sagt; Bérenger de la Tour bekehrt sich ein Jahr vor seinem Tode, und wenn auch Charles Fontaine nicht unbedingt in das Lager der Plejade überschwenkt, so lobt er doch den Pindarischen Stil R.scher Poesie als *'autant haulte comme nouvelle à la douce oreille gallique'*. R. und seine Freunde triumphieren; aber es lebt doch noch in manchem Werk der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine Art latenten Marotismus weiter, und zwar einmal bei den Mitgliedern der Plejade und ihren Anhängern selbst, wo er als eine inferiore Art des Kunstschaffens angesehen wird, und zweitens bei der Schar von Provinzdichtern und konservativen Spießbürgern, die sich in Gelegenheitsgedichten und gereimten Spielereien ohne literarischen Wert gefallen. Auch die 'Rhétoriqueurs' haben in den 'Jeux Floraux' und 'Puys' der Provinz noch feste Stützpunkte, und es dauert lange, ehe im Versmaß, in der Wortwahl und in syntaktischen Eigenheiten sich hier eine Einwirkung der Plejade nachweisen läßt.

In Lyon, wo Maurice Scève eine literarische Tradition gegründet hatte, herrschte um 1550 der Einfluß des Pontus de Tyard, der unabhängig von Du Bellay und der Plejade 1549 einen Band Sonette erscheinen ließ, die, unter Scèves Stern stehend, eine Richtung des Petrarkismus vertreten, der mit seiner Resignation, seiner sehnsüchtigen Weichheit und sanften Preziosität eher Philippe Desportes ankündigt, als eine Verwandtschaft mit der 'fureur ronsardienne', den Ausbrüchen leidenschaftlicher Klage oder der Vorliebe für den gelehrten Apparat R.s zeigt. Aber schon Tyards zweites

[1] *Tu tombes comme une fusée*
Qu'une jeune pucelle au soir
De sa quenouille laisse choir...



Buch Sonette erleidet an einigen Stellen den Einfluß von R.s großen Oden, und von 1554 an folgt er der Plejade und ihrem Meister auf allen Pfaden, die sie einschlagen; er führt auch seinen Vetter Des Autels, der ursprünglich in Marots Manier dichtete, der neuen Schule zu. R. seinerseits verschmähte es nicht, den Freund nachzuahmen, dessen 'Elégie à Pierre de Ronsard' es ihm besonders angetan hatte. Bugnyon, gleichfalls zur Lyoner Schule gehörig, holte seine Gedanken und Rhythmen aus der Plejade und verdankte R. viel, indessen Louise Labé in ihren drei Elegien und 24 Sonetten ganz frei von R.s Einfluß blieb.

Von den Mitgliedern der Plejade selbst ist Du Bellay, besonders nach 1550, von dem hohen Kothurn der R.schen Oden beeinflußt, und zwar erstreckt sich diese Beeinflussung sowohl auf Gedanken- und Wortwahl, als auf stilistischen und rhythmischen Aufbau seiner pindarisierenden Gedichte. Später machte er sich aber von diesem falschen Wege der Nachahmung frei und entwickelte sein eigenes Gesetz vor allem in seinen Satiren und seiner ländlichen Poesie.

Obwohl sich R. mit seinem Studienfreund Baïf nicht immer vertrug, scheute er sich nicht, diesen gelegentlich nachzuahmen; so haben die bis ins einzelne gehenden Schilderungen der weiblichen Schönheit in den 'Amours de Meline' einen großen Eindruck auf ihn gemacht, und einzelne Gedichte daraus hat er geradezu plagiiert. Baïf seinerseits übernahm in seine Sonettensammlung 'Amours de Francine' manches aus den R.schen 'Sonnets à Cassandre'. Nicht immer gelingt es aber, die Priorität des einen vor dem anderen festzustellen.

Belleau ist nur selten ganz unabhängig von R.; mag er die Kleinkunst der 'Hymne-blason', das preziöse Sonett oder die 'chanson folâtre' pflegen, den Anakreon übersetzen oder sich im hohen lyrischen Schwung versuchen, immer hat er ein Auge auf den Meister, der seine Phantasie und seine Gedanken leitet. Wirklich originell ist er nur in der Naturschilderung: *'Quand il estoit question d'exprimer naïvement les choses,'* sagte schon Sainte-Marthe von ihm, *'ses beaux vers bucoliques le faisoient avec tant d'adresse et tant de grâce, qu'ils sembloient estre une vivante peinture des choses, ou plustost les choses mesmes.'*

Tahureau, der 28jährig starb, hat am Anfang seiner Dichterlaufbahn von allen Zeitgenossen R.s Lob am schönsten gesungen und am aufrichtigsten seine Abhängigkeit von den 'Odes' und den 'Folastries' gestanden, rückte aber von 1554 an etwas von dem 'Pindare français' ab, nicht zuletzt von Baïf dazu bewogen.

Bis herab zu den 'poètes mineurs' der Plejade hat R.s Stern geleuchtet, und selbst als Desportes um 1575 am Hofe eine neue Richtung des Petrarkismus begründete und seine Preziosität Mode wurde, blieb die Provinz dem Meister der Schule von 1550 treu. Daß der bejubelte Rivale Desportes mit geradezu raffiniertem Geschick die Schönheiten R.scher Poesie zu verwerten wußte und selbst vor regelrechtem Plagiat nicht zurückschreckte, mag ihm nicht zuletzt die Gunst seiner wenig kritischen Zeitgenossen verschafft haben. Aber *'toutes choses ont leur saison'*; gegen Ende des 16. Jahrhunderts tritt deutlich spürbar ein Verfall des ästhetischen Ideals von 1550 ein. Wenn auch kein einheitlicher Angriff gegen die von R. gegründete Tradition zustande kam, so versickerte doch der einst so mächtige Strom und ließ nur einzelne Inseln zurück. Um 1585 war es klar, daß eine Poesie im Anmarsch war, die nur eines Malherbe bedurfte, um in den Klassizismus des 17. Jahrhunderts zu münden.

Die Lektüre des überaus reizvollen und gründlichen Werkes läßt den Wunsch wach, Verf. möchte seinen ursprünglichen Plan, die Geschichte des Ruhmes und des Einflusses R.s bis ins 19. Jahrhundert herab zu zeichnen, nicht aufgeben; er würde nicht nur bei Sainte-Beuve und den Romantikern,

sondern auch in der Dichtung unserer Tage reiche Ernte halten können (Hérédia, Moréas und die Ecole romane, Pierre Camo, Tristan Klingsor usw.).

Ilmenau. Alfred Götze.

Maximilien Rudwin, Satan et le satanisme dans l'œuvre de Victor Hugo. Paris, Société d'édition Les belles lettres, 1926. XIV, 150 S.

Rudwins Studie wendet sich einer Seite in Hugos Werk zu, die bisher noch keine zusammenhängende Betrachtung gefunden hat. Es ist gewiß zuviel behauptet, wenn Rudwin in seiner *Introduction* schreibt: *Satan est le fil d'Ariane de l'œuvre de Victor Hugo,* aber es ist richtig, daß sich Satanmotive in den verschiedensten Prägungen und Abstufungen schließlich in seinem ganzen Werk finden, ohne daß diesen Motiven indessen eine überragende Stellung zukäme. Rudwin legt dar, wie sich Victor Hugo seine Auffassung vom Teufel aus den verschiedensten Quellen geholt hat, aus Dante, Tasso, Milton, Goethe (Mephisto), Hoffmann, Byron (Lucifer). In erster Zeit hat besonders noch Chateaubriand auf ihn eingewirkt. Aus Rudwins Untersuchungen sehen wir deutlicher, als es bisher möglich war, wie sich Hugo in der Welt des Übersinnlichen bewegt, wie er vieles in die Antithese zwischen Himmel und Hölle, zwischen *merveilleux chrétien* und *merveilleux satanien,* zwischen Lucifer und Satan einspannt. Die Natur bevölkert sich ihm mit Dämonen und Teufeln. Er zimmert sich eine eigene Vorstellung vom Teufel zurecht. *Le diable chrétien est un grand mélange d'éléments divers. Il est issu à la fois d'une souche juive, chrétienne, païenne et hérétique. Il a hérité sa figure grotesque de ses prédécesseurs helléniques, celtiques et germaniques: il est satyre, géant, lutin et elfe à la fois* (S. 35). Der *satanisme,* der Glaube an die Herrschaft des Teufels in der Welt, wird von Rudwin als eine Erscheinungsform des Pessimismus gefaßt, dem sich Hugo gerade wie andere Romantiker hingab. Bei ihm aber wird er auch zu einer Waffe im Kampfe gegen die katholische Kirche und gegen die monarchische Staatsordnung, denen er in gleicher Weise abhold ist. Teufel und Priester stehen im Bunde, die Priester sind die Agenten der Hölle. Die Hölle ist die Geburtsstätte der Tyrannen. Ihm, der in der Verabscheuung der Revolution aufgewachsen war, erschien die Revolution als ein Werk des Satans, bis ihn die Ereignisse des Jahres 1830 veranlaßten, diese Ansicht aufzugeben und in der Revolution eine Sendung des Himmels zu begrüßen (S. 71). Für Hugo stellt sich diese Wandlung dar als ein Niederschlag seines Glaubens an den Fortschritt der Menschheit. Unter dem Eindruck dieses Glaubens haben sich auch seine Ansichten über Satan und Satanismus im Sinne einer optimistischen Auslegung gewandelt. Auch in seiner *Fin de Satan* klingt mancherlei davon wider. Rudwins Studie galt mit dem Versuch, dieses unvollendete Werk dichterisch und gedanklich zu deuten. Rudwin selbst betrachtet seine Studie über die Fragen, welche sich an *Fin de Satan* knüpfen, noch nicht als abgeschlossen, und wenn wir auch sonst nichts aus seinem Buch lernten, so wissen wir nun wenigstens, was uns Rudwin (S. 113) verkündet und was uns vorher ganz unbekannt war: *Hugo le plus grand fils de France!*

Marburg i. H. Kurt Glaser.

Pierre Flottes, La pensée politique et sociale d'Alfred de Vigny. Publications de la faculté des lettres de l'université de Strasbourg. Fascicule 37. Paris, Société d'édition Les belles lettres, 1927. XVI, 360 S.

Es ist nicht das erstemal, daß sich Pierre Flottes mit Vigny beschäftigt. Schon 1925 hat er eine Darstellung von Vignys Werk gegeben, in der er

viele Inedita verwertet hat (*Alfred de Vigny: Nombreux documents inédits*), und im Jahre darauf ist sein Buch über Vignys Einfluß auf Leconte de Lisle erschienen (*L'influence d'Alfred de Vigny sur Leconte de Lisle*). Wie letzteres Buch, läßt auch das über Vignys politische und soziale Ideen eine eigene Art der Problemstellung und Gedankenführung erkennen. Flottes will Vigny nicht mehr allein oder hauptsächlich als Ausdruck eigenen seelischen Erlebens deuten, will ihn nicht mehr als einen Dichter fassen, der sich von der Welt und ihren Einflüssen zurückzog, sondern will ihn umgekehrt in das Leben hineinstellen und zeigen, wie die Geschehnisse der Zeit und die Geistesströmungen jener Tage auf ihn gewirkt haben. Der Versuch, Vigny auf seinen gedanklichen Gehalt hin zu prüfen und zu den Ideenrichtungen seiner Zeit in Beziehung zu setzen, geht in gewissem Sinne auf eine Bemerkung zurück, die Sainte-Beuve bald nach Vignys Tod in einem Artikel der *Revue des Deux Mondes* vom 15. April 1864 (S. 797) gelegentlich der *Destinées* Vignys schrieb: *il est un autre point de vue encore... Vigny a compris quelques-uns des grands problèmes de notre âge et se les est posés dans leur étendue*[1]. Sainte-Beuve gab — ohne es zu wissen — einen Gedanken wieder, den Vigny selbst also formuliert hat: *Tous les grands problèmes de l'humanité peuvent être discutés dans la forme des vers*[2]. Mit dem von Sainte-Beuve angedeuteten Standpunkt berührt sich unter den späteren Vigny-Biographen wohl am nächsten Dorison, der in seiner These von 1892 über *Alfred de Vigny, poète philosophe* Vigny den Soziologen des 19. Jahrhunderts naherückte und zwei Jahre später sein Buch *Un symbole social, Alfred de Vigny et la poésie politique* erscheinen ließ. Für die Kenntnis Vignys wurde bedeutungsvoll die Erschließung seines handschriftlichen Nachlasses. Bereits ein paar Jahre nach Vignys Tode hat L. Ratisbonne wichtige Bruchstücke daraus der Veröffentlichung übergeben (*Le journal d'un poète* 1867), auch Maurice Paléologue, der 1891 seine Vigny-Biographie zur Sammlung des *Grands écrivains français* beisteuerte (jetzt 4. Auflage 1914), hat viel ungedrucktes Material benutzt. Léon Séché konnte auf das Titelblatt seiner zweibändigen Vigny-Biographie die Worte *Documents inédits* setzen mit demselben Recht, mit dem Flottes dem Titel seiner ersten Vigny-Studie den Zusatz *Nombreux documents inédits* hinzufügte. Auch von anderen wurde mancherlei aus ungedruckten Vigny-Quellen ans Tageslicht gezogen und gedeutet, so von F. Baldensperger in der *Revue d'histoire littéraire* 24 (1917) S. 223 ff. Neuerdings hat Louis Barthou *Lettres inédites d'Alfred de Vigny à Victor Hugo* aus den Jahren 1820—1831 herausgegeben (1925).

Der Weg der Untersuchung, den sich Flottes in seinem Buch über die politischen und sozialen Gedanken Vignys gewählt hat, ist nicht gerade der gangbarste und reizvollste. Er führt uns in respektvoller Entfernung an vielem Schönen und dichterisch Großen vorbei, denn nicht das, was Vignys Werk seinen eigentümlichen Reiz und seinen vorherrschenden Charakter gibt, interessiert ihn. Er sucht vielmehr das Ineinandergreifen politisch-sozialer Gedanken und dichterischer Vorstellungen und Motive darzustellen. So lernen wir die Spiegelung, welche der ganze aristokratisch-politische Standpunkt, den Vigny seiner Zeit gegenüber einnimmt, in *Cinq-Mars* erfahren hat, in neuem Licht schauen; so werden die *Destinées*, die er im Entwurf auch *Inflexibles* betitelte und selbst eine Zeitlang (1851—53) mit Vorliebe *Poèmes philosophiques* nannte[3], in Beziehung zum Positivismus Comtes gerückt, so wird *Chatterton* mit dem Saint-Simonismus in Zu-

[1] Wiederabgedruckt in den *Nouveaux lundis* VI, S. 449.

[2] *Documents inédits* vom Oktober 1843, zitiert von Dorison, *Alfred de Vigny, poète philosophe* (1892), S. 326.

[3] Vgl. F. Baldensperger, *Mélanges Lanson* (1922) S. 337—345.

sammenhang gebracht. Eine Anspielung auf die letztere Schule, die Flottes entgangen ist, liegt den folgenden Versen des Gedichts *Paris* zugrunde:

Derrière eux s'est groupée une famille forte
Qui les ronge et du pied pile leur œuvre morte,
Ecrase les débris qu'a faits la Liberté,
Y roule le niveau qu'on nomme Egalité ...[1].

Der Versuch, die Entwicklung der politischen und sozialen Gedanken Vignys darzulegen und zu zeigen, wie sich der Dichter vom Offizier und Aristokraten zum *penseur social* gewandelt hat, führt zu einer Zusammenrückung einzelner Werke, wie sie bisher noch nicht in diesem Sinne vorgenommen worden ist. Von *Daphné*, dem erst 1912 von F. Gregh herausgegebenen Roman, werden wir zu *Maison du berger* geführt, und von da zu *Wanda* und weiter zu *Bouteille à la mer*[2]. Die letztere Dichtung (aber nicht bloß diese) interessiert Flottes weniger wegen ihrer dichterischen Bedeutung oder ihres gedanklich-symbolischen Gehalts als wegen der Art ihrer Entstehung. Sie wird für ihn eigentlich erst dadurch beachtenswert und wertvoll, daß er in ihr einen Niederschlag des Interesses entdeckt, welches die Zeit den Expeditionen von Wilkes und James Roß und den Reiseberichten von Dupetit-Thonars entgegenbrachte und das sich in der Genugtuung ausspricht, mit der die Wahl des Forschungsreisenden Du Percy in die Académie des sciences aufgenommen wurde (S. 271). Ein anderes Beispiel: In Vignys *Sauvage* wird von der Frau des *défricheur de forêts* gesagt, daß sie ein *sourire angélique* habe. Die Stelle lautet vollständig:

Et la maîtresse, assise au coin d'une embrasure,
D'un sourire angélique et d'un doigt gracieux,
Fait signe à ses enfants de baisser leurs beaux yeux[3].

Flottes bringt die Wendung *sourire angélique* in Zusammenhang mit Vignys Anschauungen über die Frauenfrage überhaupt und mit seinen Erfahrungen über die Stellung der Frau bei den Anglo-Amerikanern, die die Frau von jeder harten Arbeit befreien (S. 220). Seine gründliche und wohl dokumentierte Untersuchung, die in ihrer Art ihren Wert behält, verliert sich auf Schritt und Tritt in *rapprochements* ähnlicher Art. Es ist nicht zu verlangen, daß seine Deutungen überall restlos aufgehen, auch wenn sie mit noch so viel Gelehrsamkeit beschwert sind. So scheint mir denn, um nur dieses Beispiel zu wählen, vor allem die Auslegung, die er *Paris*, der neben den *Amants de Montmorency* einzig überlieferten Dichtung seiner *Elévations*, und *Stello* gibt, der zwingenden Beweiskraft zu entbehren. Sie treffen jedenfalls nicht den tiefen und eigentlichen Sinn dieser Werke. Die Beziehungen, die Flottes feststellt, sind zu wenig scharf gefaßt. Ein Satz wie der *Le type créé par Vigny lui ressemble, sans s'identifier complètement au personnage de l'auteur* (S. 91) ist letzten Endes nur eine Redensart, und Flottes muß, was *Stello* anlangt, an anderer Stelle (S. 126) selbst eingestehen: *Stello est la seule de ses œuvres où l'on s'arrête devant des obscurités impénétrables.* Der Mißerfolg oder Halberfolg seiner Untersuchung in manchen einzelnen Punkten liegt an dem Versagen seiner Methode. Dinge, die gefühlsmäßig erfaßt sein wollen, sollen um jeden Preis verstandesmäßig gedeutet werden. Man wird den Eindruck nicht los, daß zu viel rationalisiert wird, daß viele Themen und Motive in Gefahr geraten, als so etwas wie eine *profession de foi politique* umgewertet und

---

[1] *Œuvres complètes. Poésies. Edition définitive.* S. 170.

[2] Zur Datierung vgl. Dorison S. 129. Es ist mir nicht ersichtlich, worauf sich die *Edition définitive* gründet, wenn sie die Dichtung in das Jahr 1858 verlegt. Vgl. auch E. Dupuy, *Alfred de Vigny* (1913) S. 247.

[3] *Œuvres complètes. Poésies. Edition définitive.* S. 212.

ausgewertet zu werden, und ein solcher Standpunkt ist nicht einfach und selbstverständlich einem Dichter gegenüber, dessen Verhältnis zur Welt letzten Endes bestimmt wird durch den Grad inneren Erlebens und seine Richtung von Träumerei und Phantasie erhält. *Sa puissance de rêve se manifestait avec un caractère d'intensité continue, dont peu de poètes parmi les plus grands et les plus mystiques nous offrent l'exemple. En lui, la rêverie semblait ne prendre jamais fin... A force de vivre par l'imagination, il avait fini par croire à la réalité de son rêve*[1].

Marburg i. H. Kurt Glaser.

Georges Bonnard, Manuel de phonétique française. Théorie — Exercices — Lectures. Lausanne, Payot & Cie, 1927. 112 S. 8°; Anhang 38 S.

Das vorliegende Büchlein vermehrt wiederum um eins die Zahl jener kleineren Darstellungen der französischen Phonetik, an denen nachgerade kein Mangel ist. Es umfaßt 63 Seiten phonetische Theorie, 10 Seiten Anweisungen und Stoff für Artikulationsübungen und 28 Seiten phonetische Texte; ein beigehefteter, herausklappbarer Anhang bietet auf 36 Seiten die umschriebenen Stücke in der üblichen Rechtschreibung. Die veranschaulichenden Beigaben im Text beschränken sich auf Konsonantentafel und Vokalviereck. Leider fehlt ein Vorwort, aus dem man ersehen könnte, welchen Zwecken das Büchlein dienen will und für wen es bestimmt ist. Aus der ganzen Art der Darstellung möchte man fast schließen, daß es sich in erster Linie an Leser wendet, die das Französische als ihre Muttersprache sprechen und sich aus irgendwelchen Gründen mit den Grundtatsachen der französischen Phonetik vertraut machen wollen. So beschränken sich z. B. die Beschreibungen der einzelnen Laute im ersten Teil streng auf eine möglichst genaue Darlegung des lautphysiologischen Tatbestandes; die akustische Seite der Laute tritt vollständig zurück; auch werden die französischen Laute nicht zu denjenigen anderer Sprachen in Beziehung gesetzt. Erfahrungsgemäß vermag aber selbst der phonetisch geschulte Ausländer aus rein lautphysiologischen Darstellungen von Vokalen, mögen sie auch wie hier mit zahlenmäßigen, an einer Versuchsperson gewonnenen Angaben in Millimetern versehen sein, für die Erlernung der betreffenden Laute nur geringen Nutzen zu ziehen. Die Darstellung des Konsonantismus bietet kaum etwas Neues. Die mit Vorbehalt gemachte Angabe, daß die frz. p, t, k mit geschlossener Stimmritze gebildet würden, rührt an die nun annähernd 50 Jahre alte Streitfrage der Phonetik, in der das letzte Wort noch immer nicht gesprochen zu sein scheint (vgl. Klinghardt NSp XIV, Passy ebenda; Meyer NSp XXI, S. 160 ff.). In der bezüglich der Aspiration gemachten Feststellung vermißt man die Einschränkung, daß frz. p, t, k im absoluten Auslaut doch merklich behaucht sind. Für die Anordnung der Vokale verwendet der Verfasser eine vereinfachte, für die Unterrichtspraxis recht empfehlenswerte Form des Jonesschen Vokalvierecks, das er jedoch im Gegensatz zu Jones nicht in drei, sondern in vier horizontale Felder einteilt. Während man sich sonst für gewöhnlich mit der Unterscheidung von 16 frz. Vokalen begnügt, stellt der Verfasser deren 19 auf: Von [e] und [ɛ] scheidet er streng ein *e moyen*, für das er ein besonderes Lautzeichen einführt; ferner soll sowohl das [ɔ] in *homme, donne* von dem in *or, encore* als auch das [œ] in *heurter, neuf* von dem in *fleuve, cœur* nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ verschieden sein. Unglaublich will mir dabei erscheinen, daß, während das [œ] in *heurter, neuf* die Zungenhebung des

[1] M. Paléologue, *Alfred de Vigny* (4e éd. 1914), S. 70—75.

e moyen in *perte, étable* habe (§ 110), das [œ:] in *fleuve, cœur* mit der Zungenstellung des [a] in *car, femme* gesprochen werde (§ 109). In der Verteilung von [a] und [ɑ] weicht Bonnard vielfach von Passy ab; so gibt er z. B. *suédois, dira, verra, sortira* mit [ɑ], *âge, gâter, croire* mit [a].

Bei [j] (§ 97 f.) und [ɥ] (§ 115) hätte man gern Angaben darüber, in welchen Fällen diese Laute als wirkliche frikative Konsonanten, d. h. mit hörbarem Reibegeräusch, und in welchen sie als bloße vokalische Gleitlaute ohne solches gesprochen werden.

Der zweite Teil enthält Anweisungen zur Erlangung der Herrschaft über den Atem sowie über die Bewegungen der Stimmbänder, des Gaumensegels, der Zunge, des Unterkiefers und der Lippen; außerdem sind Übungen für die frz. Vokale und Konsonanten vorgesehen.

Die phonetischen Texte im dritten Teil sind teils in der üblichen Worttrennung, teils unter Aufgabe derselben in durch Spatien getrennten Sprechtakten gegeben. Neben der *Prononciation lente et soignée* und der *Prononciation moyenne* ist mit 3 Seiten auch die *Prononciation rapide et familière* vertreten. Die umschriebenen Texte setzen sich zusammen aus ausgewählten Prosastücken von Pascal (Pensées), Bossuet (Oraison funèbre), La Bruyère (Caractères), Molière (Bourgeois gentilhomme, Malade imaginaire), Voltaire (Charles XII), Stendhal (Le rouge et le noir), Flaubert (Madame Bovary), Chateaubriand (Génie du Christianisme), A. France (Livre de mon ami), Labiche (Voyage de M. Perrichon) sowie aus kürzeren poetischen Erzeugnissen von Charles d'Orléans, Molière, La Fontaine, V. Hugo, Baudelaire, Verlaine, Samain.

Unbegreiflicherweise hat es der Verfasser unterlassen, uns irgendwo darüber Aufschluß zu geben, welche Art des gesprochenen Französisch er wiedergibt. Wenn sich überall im Buche Umschriften finden wie *le temps* [l̥ t ã] (S. 36), *retourne-toi* [r̥turntwa] (S. 38), *ce que tu aimais* [səktɥɛme] (S. 53), *où est le curé* [wɛl k y r e] (S. 95) und überraschende Konsonantenhäufungen wie in *je finis par ne plus parler* [ʃfiniparnplyparle] (S. 69), *regarde ça* [rgardsa] (S. 68 f.), *à bord de pré* [abordpre] (S. 69), so helfen diese dem Ausländer wenig, solange nicht zu ersehen ist, wer so spricht. Was uns not tut, ist ein Buch, das im Gegensatz zu Passys Veröffentlichungen, die im großen und ganzen die Aussprache der heute lebenden älteren Generation wiedergeben, mit wissenschaftlicher Genauigkeit die tatsächliche Aussprache der heutigen jüngeren Generation der gebildeten Stände von Paris oder allgemeiner Nordfrankreichs darstellt. Der Befriedigung dieses Bedürfnisses wird das Büchlein in der vorliegenden Gestalt schwerlich dienen können.

London. Gerhard Dietrich.

Max Victor Depta, Lope de Vega. Breslau, Ostdeutsche Verlagsanstalt, 1927. IV, 343 S.

Dieses neue Buch Deptas ist wie sein *Calderón* (Leipzig 1925, Quelle & Meyer) angelegt und wendet sich gleichermaßen an Fachleute und weitere Kreise (s. meine Besprechung in dieser Zeitschrift Band 149, S. 151—52). In schlichter, gefälliger Sprache gibt es eine kritische Gesamtdarstellung des Theaters Lopes nach dessen besten Stücken. Davon werden 236 inhaltlich bald kürzer, bald ausführlicher gewissenhaft skizziert und zu jedem einzelnen in Vor- und Schlußbemerkungen Quelle und Weiterleben aufgezeigt (S. 14—308); Einleitung und Schlußbetrachtung zu Lopes Leben und Schaffen und Bedeutung finden sich S. 1—13, 309—16; Anhang, Literaturverzeichnis, Verzeichnis der besprochenen dramatischen Werke mit Angabe der ältesten Drucke schließen das Buch.

Depta beschränkt sich auf die Komödien Lopes, denn 'sie allein haben seinen Ruhm begründet', S. 14. Lyrik, Sonette, Romanzen und sein reifstes Werk, die Prosanovelle *Dorotea,* bleiben weg. Dies ist in gewissem Sinne ein Mangel am Gesamtbilde; andererseits wieder ein Vorzug für eine abgerundete Darstellung, die nur das bisher sicher kritisch Erarbeitete geben will. Immerhin hätten die Artikel von Montesinos und Voßler nutzbringend verwertet und verzeichnet werden sollen: Montesinos, zuletzt in *R. de F. E.* 1926, S. 139 f.: *Notas sobre algunas poesías de Lope de Vega;* Voßler vor allem in seiner glänzenden Abhandlung: *Spanischer Brief* in Festschrift für Hugo Hofmannsthal, Verlag der Bremer Presse 1924. C. Voßler behandelt hier Lopes Meisterwerk. Lope schrieb es als Siebzigjähriger und wußte darin all sein Können, Sinnen und Leben zusammenfassend und getreu darzustellen; es ist das einzige Werk vielleicht, das nicht improvisiert wurde. Voßler nennt die *Dorotea* eine 'Madame Bovary', S. 140. Außerdem wäre eine zweite Abhandlung Voßlers zu verzeichnen: *Realismus in der spanischen Dichtung der Blütezeit.* Festrede der B. Akad. der W., München 1926 — mit außerordentlich wichtigen Anmerkungen.

Was die Behandlung der Dramen Lopes durch Depta angeht, so hat wohl der Fachmann noch vielfach weitergehende Wünsche. Es sind z. B. die Bemerkungen über die Figur des *gracioso* im allgemeinen zu ergänzen wie auch hinsichtlich der Klassifizierung der Stücke vermittels dieser Figur. W. v. Wurzbach, der verdienstvolle Übersetzer Lopescher Dramen — Bd. 1—6 sind erschienen — , will den Angaben Lopes in der *Francesilla* ebensowenig Glauben schenken wie anderswo; sicher seien nur die Daten der Manuskripte und Erstdrucke und Schlüsse daraus, s. zuletzt in *L. G. R. Ph.* XLVIII, S. 429 bis 431. — Besonders erwünscht wären einige Textproben Lopescher Kunst, und vor allem lyrischer Partien aus den Dramen, in den ausgezeichneten Übersetzungen von Wurzbach und Altschul.

Zur Gesamteinstellung gegenüber Lopescher Dichtung gehört aber unbedingt die neueste Kritik über Lopes Musterbauern, die Depta nicht benutzt hat; sie fehlt im Verzeichnis. Américo Castro hat die Frage zuerst gestellt, und L. Pfandl hat sie in *L. G. R. Ph.* XLVIII, S. 52—53, bei Beurteilung der Ausgabe der *Corona merecida* Lopes durch Montesinos aufgegriffen. Nach ihm besteht eine tiefe Kluft zwischen trauriger Wirklichkeit und idealisierten Zuständen in Lopes Komödien. Die Musterbauern Lopes vom Schlage des *Villano en su rincón* sind sehr mit Vorsicht zu bewerten. Ich füge hinzu: meines Erachtens sind diese Bauern der Typus des freigeborenen, stolzen Spaniers, des Herrn; es ist der kastilische Bauer reingotischer, gutkatholischer Abstammung: *de limpio linaje.* Juden und Morisken steht Lope ablehnend gegenüber — wie ferner auch den Protestanten! Von einer Kluft zwischen Darstellung Lopes und Wirklichkeit sollte man, strenggenommen, nicht reden, sondern von verschiedener Stellungnahme gewisser Kreise im und zum Wandel der Zeit. Denn: Adel gewinnt man nach Auffassung Lopes und der literarisch maßgebenden Kreise seiner Zeit in Übereinstimmung zum Verhalten König Philipps II. durch Bewährung, die der Geburtsadel zu zeigen hat: *en las cosas de valor / muestra el señor ser señor / y el ruin hace como ruin* (Lope, *Ello dirá,* I), durch Verdienst in Krieg und Wissenschaft, in: *iglesia o casa real,* d. i. in *letras o armas,* und seit dem 17. Jh. auch schon durch Reichtum; doch ist dessen Bewertung noch schwankend. Die maßgebenden Dichter Lope, Calderón, Hurtado de Mendoza, Alarcón u. a. bleiben dabei, *que la nobleza está en la hidalguía* (Lope, *Servir a señor secreto,* I), aber die große Masse der Bevölkerung sieht das Geld zumindest als notwendige Zubuße an; sie kann nicht adlige Geburt und Besitz trennen, legt vielmehr Hauptgewicht auf das Geld, und Adel und Ehre werden käuflich! Vgl. Matos Fragoso, *El sabio en su retiro y villano en su rincón,* II: *Pues de la virtud y el oro / el noble compuesto*

se hace. — Dieses Stück hat das bekannte Lopesche zum Muster! — Rojas Zorilla, *Primero es la honra que el gusto,* I: *Si es necio don Juan, es rico, / Leonor, y en aqueste tiempo, / quien puede más, vale más, / porque los merecimientos / fallecen desanimados / si del oro a los reflejos / no se esfuerzan; el que es pobre, / no puede ser noble, puesto / que no lo puede ostentar, / que es lo mismo que no serlo.* — Calderón, *El alcalde de Zalamea,* I: *Dime por tu vida, ¿hay alquien / que no sepa que yo soy, / si bien de limpio linaje, / hombre llano? No por cierto. / ¿ Pues qué gano yo en comprarle / una ejecutoria al rey, / si no le compro la sangre? ... ¿que dirán? Que soy noble / por cinco o seis mil reales. / Y eso es dinero y no es honra, / que honra no la compra nadie.* Vgl. zu alledem M. Herrero-García: *Ideología española del siglo XVII* in Revista de Filología Esp. XIV, 1927, S. 33—58, 162—175.

Endlich vermisse ich in Deptas Buch ein Wort zur, sagen wir, philosophischen Einstellung des Dichters zum Leben, die am bestimmtesten bisher C. Voßler in den Sätzen ausgedrückt hat: 'Denn es ist spanische Art, im Leben zu stehen wie in einem Abenteuer: mannhaft, herrschaftlich, mutwillig, leichtsinnig und freudig, ohne sich darin zu verlieren'; *span. Brief,* S. 145. 'Die Selbstzersetzung der menschlichen Illusionen ist ein Lieblingsgedanke der Spanier, ein Gedanke, kraft dessen sie den Werken der italienischen Phantasie, dem Orlando des Boiardo und des Ariost, der Arcadia, dem Decameron usw. gegenüber die Stellung freundlicher Nachsicht und stiller Überlegenheit einnehmen konnten.' *Realismus,* S. 19. 'Die Wirklichkeit des Alltags wird mit steckbrieflicher Genauigkeit als ein von Grund aus suspektes Wesen abgespiegelt und verfolgt' (ebenda, S. 20). — Dies ist in der Tat Lopesche Denk- und Schaffensweise. L. urteilt als echter Spanier und Dichter über das Leben, als wäre es ein Spiel, das er in seinem tausendfachen Schillern wiedergibt, es ist ein Abenteuer, ein Pilgerweg zum Himmel; er selbst hat sich tief hineingestürzt, es ausgekostet und seziert es, zeichnet es nach, nicht lehrhaft bessernd, sondern nachsichtig, menschlich verstehend.

Wir begrüßen das Buch Deptas als eine fleißige Arbeit, die uns in einfacher, klarer und flüssiger Sprache die Stoffe einer großen Zahl der besten Lopeschen Dramen vorlegt und nach Herkunft, Wert und Wirkung kurz und sachlich beurteilt. Sie wird Fachleuten wie weiteren Kreisen ein Wegweiser in das gewaltige Schaffen Lopes und in die spanische Welt seiner Zeit sein können.

Breslau. W. Schulz.

Anthologie der geistigen Kultur auf der Pyrenäenhalbinsel (Mittelalter). Mit Erläuterungen und Glossar von Dr. Wilhelm Giese, Bibliothekar am Ibero-amerikan. Institut. Mit 9 zum Teil mehrfarbigen Tafeln und 1 Übersichtskarte. (Veröffentlichungen des ibero-amerikanischen Instituts, Bibliothek der ibero-amerikan. Auslandskunde, begründet von B. Schädel †, Herausg. R. Großmann. Reihe A: Handbücher.) Hamburg und Berlin, Hanseat. Verlagsanstalt, 1927. XVI + 376 S.

Alle Achtung verdient zunächst der Verleger, der den Mut aufgebracht hat, diesen Band in so schöner Ausstattung herauszubringen. Vielleicht gelingt es ihm, durch das angenehme Druckbild, durch die Faksimile-Beigaben und den geschmackvollen Einband ein weiteres Publikum zu erreichen, an dessen Gewinnung ihm wie dem ganzen Unternehmen, von dem Gieses Anthologie ein Glied ist, sicherlich besonders liegen wird.

Auch vom wissenschaftlichen Standpunkte ist dem Buche Daseinsberechtigung nicht abzusprechen. Neben den zahlreichen anderen, gerade eben erschienenen ähnlichen Werken wird es seinen Platz, wenn auch wegen des hohen Preises unter erschwerten Bedingungen, behaupten können. Seltene, zumeist schwer erreichbare kastilische, besonders aber auch katalanische und portugiesische Texte machen das spezielle Interesse des Bandes aus. Er beginnt mit dem frühen Mittelalter, mit der Eulaliahymne des Prudentius († 410) und führt bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. Giese hat sich, abgesehen von dem Zusammensuchen des Materials und den reichlichen bibliographischen Angaben, zu deren Sammlung ihn gerade seine beschauliche Stellung als Bibliothekar des Hamburger Ibero-amerikan. Instituts bequem in den Stand setzte, philologisch nicht weiter um die Texte bemüht. Aber er hat wenigstens sauberen Abdruck dessen geboten, was er in vorhandenen Ausgaben (oft genug so fragwürdigen wie denen der Bibl. Aut. Esp., auf die man freilich noch immer nicht ganz verzichten kann) vorfand. Die Inkonsequenzen, die dadurch entstehen, daß die einen der Herausgeber, denen er folgt, zurechtgemachte, kritische und akzentuierte, andere diplomatische, rohe und akzentlose Texte bieten usw., haben ihn nicht gestört.

Außer bibliographischen Angaben sind jedem ausgewählten Stücke — und es sind ihrer recht viele — einige Bemerkungen vorangestellt, die die communis opinio darüber knapp zusammenfassen. Sie hätten gespart werden können, da G. im Vorwort für die gleiche Sammlung eine historische Darstellung des mittelalterlichen Schrifttums der span. Halbinsel ankündigt. Daß neben der spanischen, portugiesischen und katalanischen Literatur auch die lateinische, arabische, hebräische und baskische — die arabische und hebräische nur in deutschen Proben — erscheinen, wird manchem willkommen sein. Das Poema de Juçuf wird (nach Morf) in arabischen Schriftzeichen gebracht, dazu in Transkription und nach Janers Ausgabe. Bernhard Schädel, dem das Buch gewidmet ist, hätte gewiß an seiner Fertigstellung Freude gehabt, besonders an dem enzyklopädischen Bestreben, die gesamte Kultur, außer Philosophie und belles lettres auch Historie, Naturwissenschaften, Medizin, Juristerei und Theologie ausgewählt zu Worte kommen zu lassen. Zur Schulung junger Philologen kommt das Buch besonders da in Betracht, wo der Unterricht in die Breite gelenkt werden soll. — Das 'Vorwort' und die 'Erläuterungen', in denen Gieses 'Waffen' (1925) oft in stolzem Wechsel mit Menéndez Pidal zitiert werden, zeugen von stark entwickeltem Selbstbewußtsein des Verfassers. Das Glossar ist als Supplementglossar zu verschiedenen im Vorwort erwähnten Werken angelegt.

Zu den Bibliograph. Nachträgen S. 346 wäre weiter für S. 80 (zu den Libros del saber de Astronomía) zu stellen O. J. Tallgren, Sur l'astronomie esp. d'Alfons X et son modèle arabe in Commentationes in honorem Knut Tallquist, für S. 139 (zu Arnau de Vilanova) Ramon d'Alos-Moner, Der kat. Text der Informatio Beguinorum vel lectio Narbonae im Finke-Festband (1927), für S. 232 (zu Pero Rodríguez de Lena) Passo honroso . . ., copilado de un libro de mano, Salamanca 1583, Faksimile-Ausgabe von Archer M. Huntington, Neuyork 1902, wonach auch besser zu drucken wäre. Crónica de D. Pero Niño und Paso honroso unter die gemeinsame Überschrift 'Ritterroman' zu setzen, scheint mir trotz allem unstatthaft.

Gelegentlich kann man in den Erläuterungen Nachträge zu Gieses 'Waffen' finden, so S. 350 unter *blocado* und *asta*. Ganz frei von unglücklichen oder unzutreffenden Bemerkungen sind Erläuterungen in einem Buche von so weitschichtiger Art wie das vorliegende kaum zu halten. Warum S. 25, Z. 32 *Regimen* des Gebissenen überhaupt? (Für gut deutsch *'Behandlungsweise bei Biß'* oder ähnlich.) S. 350 ist die Fassung: Maynet 'Name, den Karl der Große in Spanien erhält' infolge zu starker Kürze mißverständ-

lich. Wenn man es irgend kann, soll man aufs äußerste konzentrierte Bemerkungen biographischer Art meiden — gerade Vf. hätte es vermocht, wegen der breiteren Darstellung, die er ankündigt und in der er auf die Tatsachen und Daten kaum ganz wird verzichten können. So ist er nicht immer der Gefahr entronnen, bloße Worte oder Anekdoten die Oberhand gewinnen zu lassen, etwa S. 256 zu J. Alvarez Gato, und S. 257 zu Rodrigo Cota.

Danzig-Langfuhr. Werner Mulertt.

A. Hamilton, A study of Spanish manners (1750—1800) from the plays of Ramón de la Cruz. Univ. of Illinois. Studies in Lang. and Lit. XI, 3 (Aug. 1926).

Neben den Zeichnungen Goyas dürften die nahezu 500 Einakter des Ramón de la Cruz wohl die wichtigste, wenn nicht gar die einzige brauchbare Quelle für das Studium des Lebens in den mittleren und unteren Volksschichten der spanischen Hauptstadt in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bilden. Die 'sainetes' des R. de la Cruz bilden auch insofern eine wirksame Ergänzung zu den phantastischen Zeichnungen Goyas, in denen tiefer Pessimismus mit oft zynischem Sarkasmus sich vereinen, als es Cruz vermeidet, die Farben allzu dick aufzutragen und mit feiner Ironie die Lächerlichkeiten der Welt geißelt.

A. Hamilton hat in einer knappgehaltenen Studie von 70 Seiten etwa die Hälfte der Einakter des R. de la Cruz, soweit sie bisher veröffentlicht sind, einer Untersuchung unterzogen. In der Einleitung, die einen kurzgefaßten Überblick über die politische und wirtschaftliche Entwicklung Spaniens im 18. Jahrhundert gibt, hebt H. vor allem die Tatsache hervor, daß die Schaffenszeit des Dramatikers mit der Blütezeit des Landes unter dem aufgeklärten König Karl III. zusammenfällt. Ausführlich behandelt sodann H. das Bild des Mittelstandes, wie es Cruz in seinen Stücken gezeichnet hat. Besondere Beachtung findet die typische Gestalt der 'petimetra': Vorliebe für französische Kleidung, allerlei Modenarrheiten, eine erstaunliche Beschlagenheit in allen Etikettefragen und vor allem die recht fragwürdige Einrichtung des 'cortejo' oder Cicisbeo zeichnen die Dame des Mittelstandes aus. Als männliches Gegenstück erscheint der 'petimetre' oder der geistreiche, aber arme 'abbé', der für den nötigen Klatsch zu sorgen hat oder im Dienste einer angesehenen Modefirma in den Salons für die neuesten Modeartikelchen Reklame schlägt; dazu gesellen sich der an Molièrische Gestalten erinnernde Arzt, faulenzende Offiziere und langweilige Juristen, deren Hohlköpfigkeit durch einen Schwall lateinischer Phrasen bemäntelt wird. Die Lieblingsbeschäftigung des Mittelstandes bestand in Promenaden auf dem Prado, im Besuch der Maskentänze oder theatralischer und musikalischer Aufführungen, bei denen immer wieder der französische Geschmack triumphierte.

Das II. Kapitel ist dem Proletariat gewidmet, als dessen hervorragendste Vertreter der 'majo' und die 'maja' genannt werden. An zahlreichen Einzelbeispielen wird das Leben und Treiben dieser abenteuerlichen Gestalten illustriert, deren Geschicke Cruz wohl aus eigener Anschauung kannte. Mit einem Abschnitt über das Leben auf den Märkten und mit einer kurzen Skizze der Tätigkeit der französischen Modistinnen, die schon damals 'mannequins' verwendeten, leitet Hamilton auf das Schlußkapitel über, das in buntem Durcheinander Bemerkungen über den ausländischen Einfluß, über das Leben in den höchst primitiven Gasthöfen, über Dienerschaft, Wohnung, Nahrung, Theater, sowie die Einschätzung der Bauern und der Provinzler bringt.

So verdienstvoll diese Studie auch sein mag, muß man doch die allzu willkürliche Anordnung sowie die an manchen Stellen recht unangenehme Kürze tadeln. Auch wäre ein gelegentlicher Vergleich mit den Zuständen im 17. Jahrhundert von großem Vorteil gewesen. Den interessierten Leser möchte ich hierbei auf folgende neuere Arbeiten hinweisen: C. B. Bourland in Homenaje a Menéndez Pidal II, 331 ff. (über das häusliche Leben im 17. Jahrhundert), M. Herrero García in der RFE XIV (über die 'ideología' des 17. Jahrhunderts) und Deleito y Piñuelo in der Rev. de Bibl. Arch. y Mus. 1924—1928 (über das Madrider Leben zur Zeit Philipps IV.).

München. Ernst Werner.

Miguel Artigas, Menéndez y Pelayo. Madrid, Editorial Voluntad, 1927. 309 S. 8⁰.

Wer wüßte nicht, was Menéndez y Pelayo für das Spanien der gegenwärtigen und vergangenen Generation bedeutet? Von einer wahrhaft glühenden Vaterlandsliebe angetrieben, von einer ganz außergewöhnlichen Begabung für geistesgeschichtliche Studien beseelt, hat er in seinem Volke die längst gerissene Verbindung mit der alten Kulturtradition wiederhergestellt, hat er in seiner Art dem nationalen Niedergang einen geistigen Damm entgegengestellt; jenem Niedergang, der nach ihm darin bestand, daß das moderne Spanien seine Vergangenheit mißachtete, die Schatten seiner Vorfahren verhöhnte und sein reiches künstlerisches Erbe in alle Winde verstreute; jenem Niedergang, der nach seinen Worten den historischen Widersinn in sich barg, daß die entartete Nation sich eine geistige Kultur 'zu improvisieren' gedachte. Über Art und Umfang seines gigantischen Lebenswerkes, über seine Weltanschauung und seine wissenschaftliche Methode konnte man sich auch bisher schon in den trefflichen Abhandlungen von Farinelli und von Bonilla hinreichend informieren. Aber was immer noch fehlte, das war eine handliche und sachkundige Schilderung seines menschlichen Daseins in Verbindung mit seinem beruflichen Werdegang und seiner wissenschaftlichen Tätigkeit. Nun hat uns der Verwalter seines hinterlassenen Bücherbesitzes und seiner handschriftlichen Aufzeichnungen, Don Miguel Artigas, der als Direktor der Santanderiner Biblioteca Menéndez y Pelayo seit Jahren eine ganz hervorragend tüchtige Arbeit leistet und in Fachkreisen als der Verfasser der zurzeit besten Góngora-Monographie bekannt und geschätzt ist, dieses handliche Büchlein über den großen geistigen Führer geschrieben. Es zerfällt in zehn fesselnd gestaltete Kapitel, die uns Menéndez y Pelayo als Schulbüblein, als Studenten, als Universitätsprofessor, als Leiter der Nationalbibliothek, als Büchersammler und als Forscher nahebringen. Zahlreiche, zum Teil unveröffentlichte, zum Teil schwer zugängliche Originaltexte aus seiner Hand, Verse, Briefe, Gutachten, testamentarische Verfügungen und ähnliche Dokumente sind dabei im Wortlaut angeführt; 16 mit Geschmack ausgewählte und technisch vorzüglich gelungene Bilder, ihn selbst, seinen Vater, seine Lehrer, sein Elternhaus, die innere und äußere Ansicht der Santanderiner Bibliothek darstellend, geben dem Buch einen anheimelnden Reiz; eine gründlich durchgesehene und vervollständigte Bibliographie seiner Schriften macht es auch für Nachschlagezwecke praktisch verwendbar. Die große Gemeinde, die sich diesseits und jenseits des Weltmeeres um den Geist des toten Meisters schart, ist Don Miguel Artigas für die neue Gabe zu innigem Dank verpflichtet. Möchten durch dieses Buch über Menéndez y Pelayo recht viele, die ihn bisher wenig oder nicht kannten, den Weg zu ihm finden!

München. Ludwig Pfandl.



Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Minerva, Jahrbuch der gelehrten Welt. Hg. von G. Lüdtke. 29. Jg. 1928. Bd. I: A—L. Berlin, de Gruyter, 1928. 1456 S. [Der letzt vorhergehende Jg. erschien Ostern 1926; seitdem hat dies einzigartige Unternehmen, auf das der Deutsche um so eher stolz sein kann, als es nicht ein amtliches, sondern ein privates ist, an Ausdehnung mächtig gewonnen: aus einem dicken Bande sind drei von ebenso großem Umfang geworden, und der erste von ihnen, der bereits vorliegt, enthält die wissenschaftlichen Einrichtungen — nicht bloß die Universitäten! — der Erde in alphabetischer Reihenfolge bis einschließlich L. Der weltumspannende Charakter deutscher Wissenschaftsarbeit kommt dadurch sichtbar zum Ausdruck. Zugleich wird dabei fühlbar, was die Existenz eines großen Verlages für die Studien eines Volkes bedeutet. Der Universitätskalender von Großbritannien ist auch eine mächtige Leistung, beschränkt sich aber auf ein einziges Volk. Vergleicht man im einzelnen, so findet man z. B. London im genannten englischen Werke auf 70 S. behandelt und in der Minerva auf ungefähr ebenso vielen; da kann man schwerlich von deutscher Engherzigkeit reden. Und wie sind die wissenschaftlichen Betriebe in allen Weltteilen gewachsen! Wird es möglich sein, sie auf die Dauer so zu registrieren? Dank und Hochachtung den Männern, die solche Riesenarbeit derart leisten, daß von der gesamten Darstellung für das laufende Jahr bereits ein Drittel fertig gebunden zu Ostern erschien. Mögen Bd. II und III mit gleicher Magie bald folgen. Das letzte asiatische College ist darin zu finden, mit allen Lehrkräften, Seminaren, Instituten und gelehrten Gesellschaften, die es haben mag, und an ebenso vielen Orten wird dies Glanzstück der Firma de Gruyter auch nachgeschlagen werden. Dies muß sich vergegenwärtigen, wer die Bedeutung des Werkes vollauf erfassen will.]

The yearbook of the universities of the Empire 1928, published for the universities Bureau of the British Empire. London, Bell and Sons, 1928. 866 S. [Die Zahl der großbritannischen Hochschulen, die als Universitäten zählen, ist auf 70 gestiegen. Neuseeland ist mit vier vertreten, die untereinander verbunden sind; Südafrika mit acht, Indien mit 18, selbst Shantung, Neufundland, Westindien, Mauritius, Palästina, Malta, Singapore und Hongkong mit je einer. Das Jahrbuch bindet sie alle nach außen zusammen: das ist der höhere Sinn dieser Veröffentlichung. Als Besonderheit ist hervorzuheben, daß auch alle Aufnahme- und Prüfungsbedingungen hier mitgeteilt werden; alle Stipendien, sogar die Titel aller Doktorarbeiten; diese Schar britischer Hochschulen in allen Weltteilen macht den Eindruck einer einheitlicheren Organisation als die viel geringere Zahl der Universitäten in unserem kleinen Lande. Von nichtbritischen Universitäten enthält das Buch wenig: Deutschland ist mit zwei Zeilen bedacht, die einfach das Institut für Ausländer an der Universität Berlin erwähnen — ja doch, Minerva hat eine ehrenvolle Anmerkung bekommen; von den Vereinigten Staaten dagegen findet man die Hochschulen und 'Colleges' vollständig verzeichnet, die Behörden sogar mit Namen. Das ganze Buch ist äußerst lehrreich und sei nicht bloß jedem Anglisten zum Nachschlagen empfohlen, sondern auch allen Universitätsleitern.]

Language III, 4, Dec. 1927; IV, 1, March.

Speculum III, 1, Januar 1928 [Hervorzuheben: E. A. Lowe, An eighth-century list of books in a Bodleian MS from Würzburg and its probable relation to the Laudian 'Acts'. — R. S. Loomis, Geoffrey of Monmouth and Arthurian origins. — J. C. Russell, Master Henry of Avranches as an inter-

national poet. — M. H. Longhurst and C. R. Morey, The covers of the Lorsch gospels]. — 2, April [C. H. Haskins, Latin literature under Frederick II. — P. B. Whitehead, The acts of the council of 499 and the date of the prayers 'Communicantes' and 'Nobis quoque' in the canon of the mass. — E. C. Wright, Common law in the thirteenth-century English royal forest. — L. Thorndike, Sanitation, baths, and street-cleaning in the middle ages and renaissance. — F. P. Magoun, Jr. and S. H. Thomson, 'Kronika o Alexandru Velikém: A Czech prose translation of the 'Historia de Preliis (Recension J. 3). — R. P. Germán Prado, Mozarabic melodics].

Schule und Wissenschaft II, 7, April; 8, Mai; 9, Juni 1828.

E. Gamillscheg, Zur Methodik der etymologischen Forschung. (Zeitschr. f. frz. Spr. u. Lit. L, 4, 5, 6, S. 216—298). Jena, Gronau.

H. Hatzfeld, Leitfaden der vergleichenden Bedeutungslehre. Eine Zusammenstellung charakteristischen semasiologischen Beispielmaterials aus den bekanntesten Sprachen. II. vollst. umgearb. u. verm. Aufl. München, Hueber, 1928. X, 170 S.

Th. Kalepky, Neuaufbau der Grammatik. Als Grundlegung zu einem wissenschaftlichen System der Sprachbeschreibung. Leipzig, Teubner, 1928. VIII, 105 S. Geh. 3,20 M., geb. 4 M.

K. Schultze-Jahde, Zur Gegenstandsbestimmung von Philologie und Literaturwissenschaft. Ein methodologischer Versuch. Berlin, Ebering, 1928. 255 S.

G. von Below-Gedächtnisschrift: Aus Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Stuttgart, Kohlhammer, 1928. VI, 569 S. [Aus dem gediegenen Inhalt seien als für Neuphilologen beachtenswert hervorgehoben: M. Weinbaum, 'Londons Aldermänner und Warde im 12.—14. Jh.'; C. Brinkmann, 'Zwei sprachgeschichtliche Beiträge zur Entwicklung des Wirtschaftsrechts': Bönhase und Firma; Th. Mayer, 'Zur Geschichte der nationalen Verhältnisse in Prag'; E. Baasch, 'Der Kaufmann in der deutschen Romanliteratur des 18. Jh.s'; W. Tuckermann, 'Das Deutschtum in Kanada'. Letztgenannter Artikel zeigt in beweglicher Weise, wie viele unserer tüchtigen Landsleute hinüberkamen, zuerst in größerer Zahl als englisches Kanonenfutter verkauft von deutschen Potentaten, dann als geschätzte Landwirte und Bürger, im ganzen über eine halbe Million, und wie sie allmählich entdeutscht wurden. Noch während des Weltkrieges mußten es sich die Einwohner von Berlin, ihrer bedeutendsten Niederlassung, gefallen lassen, daß die Obrigkeit den Namen ihrer Stadt in Kitchener veränderte. Viele Deutsche gehörten zu den Mennoniten, deren es 1921 in Kanada 58800 gab. Sie haben jetzt beschlossen, nachdem ihre Versuche einer Auswanderung nach Mexiko fehlgeschlagen sind, in Paraguay sich anzusiedeln, wo sie Freiheit der Religion und vom Kriegsdienst erhoffen. Ob sich unsere Landsleute dort besser erhalten werden?]

Die Apokalypse des Golias, hg. von K. Strecker. (Schneiders Texte zur Kulturgeschichte des Mittelalters, 5.) Rom, Regenberg, 1928. 40 S. [Der Text ist sehr willkommen, obwohl man nicht begreift, warum Schneiders deutsche Sammlung gerade in Rom erscheinen muß. Nicht weniger als 68 Hss. hat Strecker zusammengebracht, und seine Anm. zeigen vielfach, wie notwendig bei solchen Gedichten von losem strophischem Bau die Varianten sind. Wer würde aus Str. 17, wenn er nur eine Hss.-Gruppe vor sich hat und da liest von den 'septem ecclesiis quae sunt in Anglia', nicht die Dichtung sicher nach England verlegen? Aber Strecker zweifelt und will nur die meisten Hss. in England entstanden wissen. Vielleicht ist diese Kritik zu streng, denn die sieben Kirchen können auf die ags. Heptarchie zurückgehen. Strecker zweifelt auch, ob die Anfangsstrophen des Gedichts mit ihrer Huldigung für Priscian, Cicero, Ptolemäus, Euklid, Pythagoras, Vergil, Ovid u. a. echt sind; sie könnten ja der bloßen Modevorliebe des Mittelalters für Listen von Schulautoren entsprungen sein. Aber der Kern der Dichtung, die die skandalöse Geistlosigkeit der gesunkenen Mönche geißelt, verlangt doch eine verherr-

lichende Gegenüberstellung der damals beliebtesten Humanistenpatrone. Aus den Reihen der begeisterten Klassikerfreunde unter den Weltgeistlichen ist offenbar der Dichter hervorgegangen: 'Est nullum monacho maius demonium,' Str. 100. Interessant ist noch in literarhistorischer Hinsicht die Hereinziehung des Tierepos: Löwe = 'Pontifex', Kalb = 'Presul', Adler = 'Archidiakon'. Das ist sicherlich die Zeit des Walter Map, als man am meisten im Kreise des Erzbischofs Thomas Becket die Mönche aufpeitschte zu Opferwilligkeit für die Theokratie. Wir brauchen mehr solcher vorzüglichen Ausgaben.]

K. Strecker, Kritisches zu mittellateinischen Texten. (Zs. f. dtsch. Altertum u. deutsche Literatur. S. 103—127.) Berlin, Weidmann, 1925.

E. Beutler, Forschungen und Texte zur frühhumanistischen Komödie. (Wahls Mitt. d. Hamburger Staats- u. Universitätsbibl. II.) Hamburg, Selbstverlag d. Staats- u. Universitätsbibl., 1927. 232 S. u. 2 Tafeln.

K. Burdach, Namen- und Sachregister zu Vorspiel I, 1. 2 und II. Halle, Niemeyer, 1927. 76 S. Geh. 5 M., kart. 6 M.

Deutsch-polnisches—polnisch-deutsches Militär-Wörterbuch. Berlin W 10, Verlag 'Offene Worte', 1928. IV, 286 S.

R. N. Albright, The Vedic declension of the type vṛkís, a contribution to the study of the feminine noun-declension in Indo-European. Diss. (Language dissertations publ. by the Ling. Soc. of America I, Dec. 1927.) Philadelphia, Ling. Soc. of Am., 1927. 24 S.

J. Pokorny, Das nicht-indogermanische Substrat im Irischen. (Zs. f. celt. Philol. XVI, S. 95—144 und S. 231—266.)

Phonetik.

P. Fouché, Etudes de phonétique générale. (Publ. de la faculté des lettres de l'université de Strasbourg, 39.) Paris, Société d'édition: Les belles lettres, 1927. 129 S. 20 frs.

Lautzeichen und ihre Anwendung in verschiedenen Sprachgebieten. Von Fachgelehrten zusammengestellt unter Schriftleitung von M. Heepe. Berlin, Reichsdruckerei, 1928. 116 S. [Durchblättert man diese Berichte und Proben phonetischer Umschriften in einer Reihe fremder Sprachen und auch deutscher Mundarten, so sieht man mit Verwirrung, wie nicht bloß jede Sprache, sondern fast jeder Forscher eigene Wege geht. Wer findet sich zurecht in dieser Fülle diakritischer Zeichen, wenn er sie schreiben, wenn er sie selber lesen soll; und wie vag sind noch unsere Vorstellungen über die Wesensart und die Bildung der durch sie markierten Laute! Der englische Arzt Bell hat schon vor 60 Jahren diese babylonische Verwirrung erkannt und sie durch ein auf die Hervorbringungsweise der Laute begründetes System der gesamten möglichen Laute zu beheben gesucht; sein Visible Speech (1867 neugedruckt von Sweet) hat leider keinen Anklang gefunden, weil er für die verschiedenen Artikulationsfaktoren keine Maße fand. Es ist zu zweifeln, ob solche Maße durch Röntgenphotographie zu gewinnen wären, denn die Zunge ist ein zu variables Organ, kann sich blitzschnell verändern und die Auslassung des einen Artikulationsfaktors zu leicht durch einen anderen kompensieren. Also kehrte man zu den historisch überlieferten 'Grundlauten' zurück, setzte zuerst fünf 'Grundvokale' fest, erweiterte sie dann zu acht, zu zehn, alles mit beliebiger Annahme, an jedem Orte anders, und vermochte auch durch die 'Association Phonétique' nicht einmal auf europäischem Gebiete eine künstliche Einheit zu diktieren; vollends gehen afrikanische und andere außereuropäische Sprachen, die hier in diesen Transkriptionsproben mannigfach vertreten sind, ins Wildwüchsige hinaus. Erneut suchte man diesem Übelstande zu begegnen durch die Zusammenrufung der Kopenhagener Konferenz im April 1925. Unter Führung des hervorragenden dänischen Linguisten Jespersen gab sie als Wegweiser dafür ein Schriftchen heraus: 'Phonetische Transkription und Transliteration,' Oxford 1926, 36 S., woraus

Heepe hier S. 28—30 das Wichtigste abdruckt; dabei macht er gleich selbst wieder einige Zusätze. Ist das Gebäude der A. P. fest genug, um einen Ausbau auch nur für englische und französische Sprachen, denen es zunächst auf den Leib geschnitten ist, zu vertragen? Offen gestanden, ich vermag nicht einmal von allen Grundvokalen, wie sie hier auf S. 21 zusammengestellt sind, festzustellen, wie ich sie sprechen soll. Von den auf S. 24 f. beigefügten Erklärungen scheinen mir manche noch sehr erklärungsbedürftig, z. B. die für offenes und geschlossenes *o*, die für den Vokal in deutsch *schön* und in engl. *cup*. Mit Bewunderung versenkt man sich in die hier aufgebotene Arbeit, und mit Verzweiflung versucht man auf diesen Wegen selber zu arbeiten. Gelingt es vielleicht genialen Physikern, uns von fixierter Rede, d. h. von Schallplatten so genaue Stimmkurven zu entwickeln, daß wir daraus sichere Maße für die vier Dinge, auf die es bei aller Artikulation ankommt, gewinnen, nämlich für Klangfarbe, Länge jeder Klangfarbe, Tonhöhe für jede Schwingungseinheit und Intensität? A. Brandl.]

A. Brandl, Lebendige Sprache (Sitzungsber. d. preuß. Akad. d. Wiss. 1928, V), S. 72—84 und 2 Tafeln. 1 M. [Jaberg hat kürzlich in der Zs. f. rom. Philol. 47 einen sehr interessanten Artikel veröffentlicht über 'Transkriptionsverfahren, Aussprache- und Gehörschwankungen'; die Veranlassung dazu legt er klar durch den Nebentitel 'Prolegomena zum Sprach- und Sachatlas Italiens und der Südschweiz', der in acht Bänden bei Ringier in Zofingen jetzt erscheinen soll. Darin unterscheidet Jaberg zwei Arten phonetischer Umschrift: die schematische, wie man sie bisher zu betreiben pflegte, basiert auf Wörter und gerichtet auf ein möglichst einheitliches Dialektbild; und die impressionistische, bei der man von Sätzen ausgeht und alle individuellen Schwankungen der Sprecher möglichst auseinanderlegt. Beim letzteren Vorgehen erhält man nicht eine sehr einheitliche Vorstellung von einem 'Dialekt', um so mehr aber eine verläßliche Wiedergabe der tatsächlichen Artikulationen. Gleichzeitig mit Jaberg bin ich zur letzteren Methode geraten, indem ich die von englischen Dialektsprechern in den Gefangenenlagern abgewonnenen Sätze herauszugeben begann. Diese Dialektsprecher waren sowohl mündlich als durch Schallplatten aufgenommen worden, und letztere ließen sich in der ruhigen geräumigen Lautabteilung der Berliner Staatsbibliothek aufs genaueste abhorchen. Es ergab sich eine große Mannigfaltigkeit der Lautung, nicht bloß an einem und demselben Dialektorte, sondern auch bei einem und demselben Sprecher. Es war sogar jedes noch so kurze Sätzchen, wenn es von demselben Sprecher nach einer halben Minute nochmals gesprochen wurde, etwas anders artikuliert. Diese große Mannigfaltigkeit, am größten bei wenig gebildeten Sprechern, erklärte sich nur zu einem geringen Teil aus individuellen Verschiedenheiten der Sprechorgane; sie spiegelte vielmehr deutlich die verschiedenen Wissensverhältnisse, Denkvorstellungen und Gefühlsveränderungen der Sprecher. Sie erwiesen sich daher als wesentlich bedingt durch eine geistige Tätigkeit, die zwischen dem mitzuteilenden Erlebnis und der wirklichen Artikulation waltet: der Ausdruck 'innere Sprache' mag dafür gelten. Wie wird es uns gelingen, die Wirkung dieser geistigen Zwischenschicht auf die Lautung abzumessen? Durch sie wird offenbar der Übergang von einem Lautgesetz der Sprache zu einem anderen bewerkstelligt; aber auch das Geniale in der Redeweise hervorragender Schauspieler, Redner, Befehlshaber. Meßbar ist nur die wirkliche Artikulation, wenn sie maschinenmäßig in ausgeprägten Stimmkurven vor das Auge gebracht wird. Eine Probe, wie man dies machen kann, war durch die Ingenieure Dr. Trendelenburg und Dr. Backhaus unter Direktor Fellinger im Forschungsinstitut der Siemenswerke gemacht worden und ist beigelegt. Durch diese Stimmkurven, erläutert vom Direktor der Lautabteilung, Prof. Doegen, wird auch erst deutlich, wieviel von der wirklichen Artikulation verfällt, indem sie durch das menschliche Ohr geht, und auch ein Hinzudichten durch ein geistiges Ohr,

ein 'inneres Hören' kommt als positive Beigabe hinzu. Hat man sich einmal gewöhnt, in solchen Kurven die jedem Einzellaut entsprechende Schwingungsform herauszufinden, so liest man die langen Kurvenbänder fast wie gewöhnliche Schrift. Die Feststellung der vier Artikulationselemente, nämlich Klangfarbe, Länge jeder Klangfarbe, Tonhöhe und Intensität, kann dabei für jede Schwingungseinheit ausgemessen und ausgerechnet werden. Gelingt es uns vielleicht auf diese Weise, Gesprochenes mit wissenschaftlicher Genauigkeit zu schreiben? Zunächst ist die Herstellung solcher Kurven noch umständlich und kostspielig, ihre Ausrechnung zeitraubend, ihre Deutung erst durch die Vergleichung vieler wiederholter Wortgruppen zu erhoffen. Aber ich sehe zurzeit keinen anderen Weg, über die Unzulänglichkeit des menschlichen Ohres bei der Erfassung und schriftlichen Festhaltung menschlicher Rede zu überwinden. A. Brandl.]

Englische Dialekte. Bearb. unter der Leitung von A. Brandl. (Lautbibliothek. Phonetische Platten und Umschriften, hg. von der Lautabteilung der Preuß. Staatsbibl. Heft 1—20.) Berlin, Preuß. Staatsbibl., 1928. Kommission: Harrassowitz, Leipzig. Geb. 8 M. Einzelhefte je 1 M. Einzelne Lautplatten je 5 M. [So gut es mit dem Ohre und mit Sweets phonetischer Transkription gelang, sind hier Dialektproben von möglichst wenig gebildeten Sprechern aus Ost-Norfolk, Ost-Lancashire, dem südöstlichen und dem südwestlichen Schottland in Sätzen impressionistisch wiedergegeben. Von jedem Sprecher ist die Geschichte des Verlorenen Sohnes dargeboten; zuerst in Abhorchung nach der Lautplatte, dann nach unmittelbarer Aufzeichnung des Gehörten an Ort und Stelle; diese Aufzeichnungen und alle Platten sind in der Lautbibliothek aufbewahrt und jederzeit zur Kontrolle zugänglich. Der Bibeltext vom Verlorenen Sohn ist durch einige dialektische Scheidewörter vermehrt. Einige Sprecher waren auch imstande, eigene Berichte oder sogar Lieder zu geben; diese sind ebenfalls in Transkription gedruckt, die gesungenen Verse nach den gesprochenen. Weitere Hefte mit deutsch-mundartlichen, romanischen und siamesischen Sätzen in der für diese Sprachen gebräuchlichsten Transkriptionsweise sind in Vorbereitung.]

Jörgen Forchhammer, Kurze Einführung in die deutsche und allgemeine Sprachlautlehre (Phonetik). (Indogerm. Bibl., hg. von H. Hirt u. W. Streitberg †. II. Abt. Sprachwissensch. Gymnasialbibl. 10.) Heidelberg, Winter, 1928. 124 S. 2,90 M.

W. E. Peters, Bericht über eine experimentalphonetische vergleichende Untersuchung der estnischen Sprechmelodie. Hamburg, Bangert, 1927. 16 S.

Neuere Sprachen.

Die neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXXV, 4, Juni 1927 [L. Spitzer, Der Romanist an der deutschen Hochschule. — H. Petriconi, Góngora und Darío. — J. Schmidt, Vom angeborenen und vom erwerbbaren Sprachgefühl. — K. Arns, Neue englische lyrische Anthologien. — J. Caro, Bernard Shaws Translations and Tomfooleries. — E. Merian-Genast, Pierre Lotis Impressionismus. — E. Schön, Deutsch-französische Verständigung. — Tinius, Spanische und portugiesische Ferienkurse im In- und Ausland. — Eug. Lerch, Abwehr. — K. v. Ettmayer, Erwiderung. — J. Jordan, Berichtigung. — Besprechungen]. — 5, Juli—August [G. Wolff, George Tyrrell. — L. Spitzer, Zu Wartburgs Französischem Etymologischem Wörterbuch. — Ed. O. Paget, Neue Amerikanismen. — Chr. Senéchal, Chronique des lettres françaises. — R. Warnier, Edmond Jaloux. — Skell, Die Thüringer Neusprachliche Studienwoche in Gotha. — Besprechungen]. — 6, September [Widmung. — F. Dörr, M. Walter (1857—1927). — K. Quiehl, Aus Max Walters Leben. — H. Borbein, Die Frankfurter Schulreform nach dem Urteil des früheren Direktors der Leibnizschule in Hannover, Ernst Ramdohr. — Anschriften zur 400-Jahr-Feier der Universität Marburg. — G. Wendt, H. Klinghardt †. —

. J. Wolff, Zu Arden von Feversham. — Ph. Aronstein, Die englischen nabentheater und ihr Drama. — A. Macdonald, English Literary Chronicle. — M. Griebsch, Die gegenwärtige Lage und die Zukunft des deutschen Sprachnterrichts in den Vereinigten Staaten. — W. Fischer, Neuere und neue rbeiten zum amerikanischen Englisch. — E. Lorck, Noch einiges zur Frage er 'Erlebten Rede'. — E. Wechßler, Köpfe aus dem jüngsten Frankreich. Charles Robert — Dumas. — W. Hübner, Elementare Sprecherziehung und ieusprachlicher Anfangsunterricht. — H. Lücker, Walters Hörübungen. — R. Münch, Vom Arbeitsunterricht einst und jetzt. — G. Hanf, Französische ektüre in O I und Kulturkunde. — Besprechungen]. — 7, Oktober—November W. Küchler, Schön Annie, Fraisne und Griselda. — G. Humpf, Eine vergleichende Darstellung der Lehre vom Konjunktiv im Französischen und Englischen. — M. Regula, Zu Feßler-Clossquets Aufsatz über die Einheitsregel für die Anwendung des französischen Konjunktivs. — J. K. Rasmussen, Eine geistige Arbeit in den Fremdsprachen. — F. Rauhut, Die Würzburger Tagung des Bayerischen Neuphilologenverbandes 6.—8. Juni 1927. — K. Arns, Deutsche Shakespeare-Woche Bochum. — Besprechungen]. — 8, Dezember [Meyer-Lübke, Franz. *bélier*. — R. Lauret, Le théâtre français contemporain. — M. Walter, H. A. L. Fisher. — A. Fröhlich, Lautwiedergabe und lautlich suggestive Wörter im Französischen. — M. Walter, An Verlag und Herausgeber der 'Neueren Sprachen'. — Arnold Schröer (1857—1927). — Besprechungen]. — Beiheft Nr. 12a: E. Moosmann, Englische Literaturstunden auf der Oberstufe. Marburg, Elwert, 1927. 58 S.

Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, hg. von P. Kluckhohn und E. Rothacker, 1927. V, 4 [R. Vischer, Ein Manuskript von Friedrich Th. Vischer über das Buch: Der alte und der neue Glaube. — E. Frank, Das Problem des Lebens bei Hegel und Aristoteles. — Bodo Sartorius v. Waltershausen, Melanchthon und das spekulative Denken. — L. Strauß, Hölderlins Anteil an Schellings frühem Systemprogramm. — W. Böhm, Zum 'Systemprogramm'. Eine Erwiderung. — L. Strauß, Zu Böhms Erwiderung. — J. Schwieterling, Wesen und Aufgabe der deutschen Volkskunde. — E. Rothacker, Hilfsmittel des philosophischen Studiums, Bericht]. — 1928. VI, 1 [K. Riezler, Die Krise des physikalischen Weltbegriffs und das Naturbild der Geschichte. — J. Petersen, Nationale oder vergeichende Literaturgeschichte? — W. Andreas, Die Kulturbedeutung der deutschen Reichsstadt zu Ausgang des Mittelalters. — Fr. Koch, Lessing und der Irrationalismus. — R. Unger, Vom Sturm und Drang zur Romantik. Eine Problem- und Literaturschau II, 2. — L. Schücking, Neuere Shakespeareliteratur].

Literaturblatt f. germ. u. rom. Philol. XLIX, 1—2, Jan.—Febr.; 3—4, März —April; 5—6, Mai—Juni 1928.

Mod. lang. notes. XLIII, 1, Jan.; 2, Febr.; 3, March; 4, April; 5, May 1928.

Publ. of the Mod. Lang. Ass. of America. XLII, Supplement and list of members. XLIII, 1, March; 2, June 1928.

Neuphilol. Mitteilungen. XXIX, 1/6, März 1928.

The journal of Engl. and Germ. philol. XXVII, 1, Jan. 1928.

Studies in philol. XXV, 1, Jan.; 2, Apr. 1928.

Mod. philol. XXV, 3, Febr.; 4, May 1928.

The mod. lang. review. XXIII, 1, Jan.; 2, Apr. 1928.

Leuvensche bijdragen. X, 2—3, Bijblad, 1927.

Germ. rom. Monatsschrift. XVI, 5—6, Mai—Juni 1928.

Philol. quarterly. VI, 4, Oct. 1927; VII, 1, Jan. 1928.

Idealistische Philol. III, 5, Dez. 1927; 6, Febr. 1928.

Acta philologica Scandinavica. II, 4; III, 1.

R. J. Hayes, Comparative idiom. An introduction to the study of modern languages. Dublin, Hodges, 1927. VII, 108 S. [Contents: Existence. — The definite and the indefinite. — The part and the whole. — Indefinite agent.

— Indirect agency. — Time and duration. — Transient duration. — Continuous duration. — Completed duration. — Inceptive duration. — Futurity. — Possibility. — Feeling. — The animate and the inanimate. — Polite address. — Purpose. — Possession].

Ramiro Ortiz, Fortuna labilis, Storia di un motivo poetico da Ovidio al Leopardi. Bucarest, Cultura nazionale, 1927. 165 S.

A. H. Krappe, Balour with the evil eye. Studies in Celtic and French literature. Columbia University, Institut des études françaises, 1927. VII, 229 S. [Aus Krappes sagenvergleichenden Arbeiten — man findet sie am Schluß dieses Bandes übersichtlich zusammengestellt — war schon vielerlei zu lernen, dank seiner außerordentlichen Belesenheit und Kombinationsgabe. Hier findet man nun eine Anzahl seiner besten Funde zu einem Strauß vereinigt, der bei aller Buntheit des Stoffes überall die Wiederkehr eines einmal aufgetauchten Motives erweist. Zuerst ist es das Lai von Yonec, bekannt aus Marie de France, das er mit keltischen und griechischen Eposelementen sinngebend zusammenbringt; Ödipus und Odysseus in abendländischem Gewande und phantastischer Verwandtschaft. Ähnlich geht Krappe dem Kirkemärchen nach, der Geschichte von Arthur und Gorlagon, dem Perceval und St. Patrick, dem Einmauerungsopfer und der Legende von Sekundus, am interessantesten wohl der Hilde-Sage, genauer, dem Wiederaufstehen leidenschaftlicher Kämpfer, nachdem sie schon erschlagen wurden, am nächsten Morgen und immer wieder bis zum jüngsten Tage. Letzteres Motiv verfolgt Krappe durch die Graldichtung, den alten Dänen Saxo, verschiedene keltische Märchen, eine Menge deutscher Geschichten usw., bis an der Weltbekanntheit des Motivs in früheren Zeiten gar nicht mehr zu zweifeln ist. Dabei hält sich Krappe vorsichtig in der Ausbeutung der Ergebnisse und hütet sich vor der Annahme unmittelbarer Beeinflussung, wo ein streng philologischer Beweis nicht zu liefern ist. Gute Märchenforschung wird uns also vorgesetzt, und wir sehen in eine unendliche Geschichtenfülle, aus deren 'semper alter et idem' mündliche Erzähler schöpfen konnten, bis ihnen die Drucklegung die Phantasiefreiheit lähmte.]

Rebecca Switzer, The Ciceronian style in Fr. Luis de Granada. New York, Instituto de la Espagnas, 1927. IV, 159 S. [Spanische Stilkunst des 16. Jh.s hat sich bekanntlich durch Guevara einen breiten Platz in der englischen Literatur errungen. Seiner orientalischen Manier gegenüber vertritt Granada die Art des Cicero, sowohl nachahmend als in einer kritischen Schrift von 1576. Seine Vorgänger und die Eigenschaften seines Ciceronianismus werden hier systematisch dargelegt.]

Vorträge der Bibliothek Warburg, hg. v. F. Saxl. Vorträge 1925—1926. Leipzig, Teubner, 1928. VIII, 217 S. und 39 Tafeln. 12 M. [Den Neusprachler wird am meisten die vorzügliche Abhandlung von Paul Hensel über 'Montaigne und die Antike' fesseln, S. 67—94, auch wegen ihrer Bedeutung für die Denkweise Shakespeares. Montaigne hat Griechisch gelesen und daraus im Original zitiert, aber hauptsächlich doch die griechische Philosophie aus Cicero kennen gelernt. Der Hauptepiker war für ihn Vergil, in zweiter Linie Lucan; auf ungefähr 250 Zitate aus Vergil hat er ein einziges aus Homer; nicht der große Dichter und Menschendarsteller ist ihm an Homer bewundernswert, sondern der weise Mann, von dem viel Kluges zu lernen ist. An Cicero hat er gar manches zu kritisieren, sieht in seinen Reden juristische Kunststücke und mißtraut seiner Rhetorik. Cäsar hat ihm ohne weiteres imponiert, ohne moralisierenden Nebengedanken, weil dessen Genie und Fortuna so groß war; mit Recht habe Gundolf in Montaigne die wichtigste Vorstufe für Shakespeares 'Julius Cäsar' gesehen. Vergil, das Rückgrat der damaligen Schulgelehrsamkeit, wird mit all seinen Werken zitiert, vielleicht mit einer leisen Bevorzugung der Georgica. Lukrez wird sehr häufig angezogen; sein Werk war eben nebst Cicero und dem Timäus des Plato das

einzige, aus dem der Lateinkundige damals antike Naturphilosophie lernen konnte. Epikuräer ist Montaigne deshalb doch nicht geworden, durchaus ließ er sich mehr anregen als führen. Der Lehre des Kopernikus hat er zäh widerstanden. Die Sittenbilder des Martial und Horaz mit ihrer 'unnachsichtlichen Milde' waren ihm sehr sympathisch. Er wollte den Menschen nicht als reines Vernunftwesen sehen, sondern mit all seinen allzumenschlichen Elementen. Obwohl den aufgeklärtesten seiner Zeit in vielem voraus, verlangte er nicht, an einmal vorhandenen Institutionen rücksichtslos zu rütteln; obwohl gegen wirkliche Mißstände sehr kritisch, wollte er kein Reformator sein. Eine Reihe solcher feiner Beobachtungen sind noch in der Abhandlung zu finden. Auch unterscheidet H. in Montaignes Denkweise drei Perioden; in der ersten sieht er in einem Buche nur ein Mittel der Erudition; in der zweiten spricht er gern durch Zitate die eigene Ansicht aus, sei es zustimmend oder widersprechend; in der dritten aber sind ihm Bücher wie Genossen, mit denen der Weise vertraute Zwiesprache halten soll. Das ist ihm Neubelebung des Altertums, daß wir an der Eigenart der Alten uns erfreuen, 'nicht wie es uns, sondern wie es ihnen gefällt'.]

E. A. Boucke, Aufklärung, Klassik und Romantik. Eine kritische Würdigung von H. Hettners Literaturgeschichte des 18. Jh.s. (Gesch. d. dtsch. Lit. 7. Aufl., Einl.) Braunschweig, Vieweg, 1925. 67 S. [Hettners Werk entstand 1850 aus der gedrückten Stimmung des deutschen Bürgerstandes, aus dem mißglückten Kampfe um die Teilnahme an der Regierung 1848; diese kulturelle Tendenz hat dem Werke zuerst Schwung verliehen und dann Beliebtheit bis herab zur Gegenwart. Wie Hettner dazu kam, die politische Bewegung des Liberalismus bei uns mit der literarischen Aufklärung in England, Frankreich und schließlich auch bei uns zu verknüpfen, das hat Boucke vorzüglich auseinandergesetzt. Die Aufklärung hatte bei den westlichen Nachbarvölkern früh mit dem Selbstregierungsverlangen sich vereinigt, während in Deutschland die Unterwerfung gegenüber der Obrigkeit selbstverständlich blieb bis zu den Tagen der Paulskirche; Hettner rief also die Aufklärung, als ihren Bundesgenossen mit hereinzuholen. Das erheischte mehrfach die Auseinandersetzung mit dem Geiste Kants, Fichtes und Hegels, auch mit dem Lutherischen Protestantismus. Durch den Mund berühmter Engländer und Franzosen sagte Hettner seinen Landsleuten, was er selber lehren wollte. Jetzt blieb aber noch die Frage, wie diese Fremdliteraturen bei solcher Behandlung fuhren; sie wurden uns sicherlich dadurch sehr nahe gebracht, wenigstens im allgemeinen, während im einzelnen wohl manches heute etwas anders zu fassen wäre. Die Methode der Literaturgeschichte hat sich seit Hettner wiederholt verändert; Scherer wandte sie nach Möglichkeit ins Naturwissenschaftliche, und der Weltkrieg richtete sie auswärts und daheim auf die Kulturfragen; aber so wie Macaulays Geschichte von England ist auch Hettners Buch als eine von innerer Überzeugung durchglühte Kampfschrift lebendig geblieben, während viele objektive Materialsammlungen in Vergessenheit fielen. Vielleicht ist es auf einmal wieder aktuell.]

Germanisch.

Revue germanique. XIX, 1, Janvier—Mars; 2, Avril—Juin 1928.

The Germanic review. III, 1, Jan.; 2, Apr. 1928.

T. E. Karsten, Die Germanen. Eine Einführung in die Geschichte ihrer Sprache und Kultur. Mit 4 Tafeln und 8 Textabbildungen. (Pauls Gedr. 9.) Berlin, de Gruyter, 1928. X, 241. [Die indogerm. Hälfte des Buches bewegt sich im Ton eines vorsichtigen Referates. Weder über die Heimat, noch über die Urkultur der Indogermanen können wir klares Licht gewinnen. Überhaupt wünscht K., daß wir aus internationaler Rücksichtnahme lieber von Indoeuropäern, statt von Indogermanen reden sollten, obwohl er einsieht, daß auch dieser Name nicht einwandfrei wäre, und zwar aus sachlichen Grün-

den. — Mehr Neues erfahren wir in der germanischen Hälfte; namentlich kommt hier dem Vf. seine Kenntnis des Finnischen bei der Behandlung der Lehnwörter aus und in dem Altgerm. zu statten. Den Kern der Germanenkultur sucht er bei den Goten zur Zeit ihres ersten Zusammenstoßes mit den Römern um 214 n. Chr. Eingehend untersucht er dabei die Entstehung der Runen, freilich ohne Neues zu bieten. Die Ausgrabungen verwendet er zurückhaltend und vorsichtig. Auf die dauernde Verbindung der Goten im Südosten mit der alten Heimat an der Ostsee legt er besonderen Nachdruck.]

F. Röder, Die sächsische Schalenfibel der Völkerwanderungszeit als Kunstgegenstand und siedlungsarchäologisches Leitfossil. Mit 7 Abbildungen im Text und 6 Tafeln. Göttingen, Vandenhoeck, 1927. 52 S.

Skandinavisch.

Per Wieselgren, Författarskapet till Eigla. Lund, Blom, 1927. 274 S.

O. Jespersen, L'étude de la langue maternelle en Danemark. (Acta philologica Scandinavica 1928. S. 63—76.) Kopenhagen, Levin & Munksgaards, 1928.

B. H. Vogt, Stilgeschichte der eddischen Wissensdichtung. Bd. I: Der Kultredner (Þulr). (Veröffentlichungen d. Schlesw.-Holst. Universitätsgesellschaft VI, 1.) Breslau, Hirt, 1927. 180 S. [Der Kultredner, wie Vogt den *þulr* auffaßt, wird zuerst nach den altskand. Zeugnissen studiert: Er ist Spruchkenner und Sittenlehrer, Prophet und Opferpriester. Sehr stark auch Zauberer. Er pflegt die einschlägigen Arten der Dichtung, also die sakralkultischen. Dann wird sein Rang und Stand umschrieben, und zwar im Gegensatz zum ags. *þyle*, über den die Zeugnisse fleißig zusammengetragen sind. Aber auf britischem Boden hat die Figur rein höfischen Charakter, gehört zu den Trägern der Etikette und kann niemals als Dichter erwiesen werden; sobald sie degeneriert, wird sie zum Hofnarren — Vogt hat sich diese weitere Perspektive leider entgehen lassen und richtet seine Aufmerksamkeit vorwiegend auf den Unferđ im Beowulf, der bekanntlich die Bezeichnung *þyle* trägt, obwohl er sich nicht durch Beredsamkeit auszeichnet und von kultureller Bedeutsamkeit weit entfernt ist. Vogt spricht dabei von einer nordischen Quelle, aus der der Dichter geschöpft habe (S. 119); aber gerade Vogts eigene Herausarbeitung des Unterschieds zwischen dem skand. *þulr* und dem ags. *þyle* spricht gegen eine zu enge Annäherung des Beowulfdichters an eine östliche 'Quelle'. Im Fürstennamen Þyle des Widsiþ sieht Vogt ein nomen proprium, das aus einem nomen appellativum hervorging; wird diese Deutung wirklich durch die Umgebungsnamen gestützt? — Die Studie mündet schließlich in die Konstruktion eines frühgerm. Kultredners. Es wäre wissenswert zu erfahren, ob Vogt an Bedas Oberpriester Coifi am Königshofe von York denkt; dies ist die deutlichste Priestergestalt aus der ganzen heidnischen Sphäre der Westgermanen; Coifi ist ebenso wenig fürstlich wie poetisch, hat aber in seiner priesterlichen Sphäre eine ungemeine Selbständigkeit, so daß er auf eigene Faust den Speer in den Götterhain werfen und sich zum Christentum bekehren darf. Zugleich ist dieser Coifi zeitlich um mehrere Jahrhunderte näher bei Tacitus anzusetzen als irgendein altnord. Priester, Kultredner oder Dichter, von dem wir wissen; er wäre wohl die gegebene Vergleichsfigur gewesen.]

The poetic Edda, translated with an introduction and explanatory notes by Lee M. Hollander. Austin, University of Texas Press, 1928. XXXI, 396 S. [Das Englische mit seinen kurzsilbigen Wörtern eignet sich merkwürdig gut zur Wiedergabe der gedrängten altn. Verse. Hollander konnte auch die Stabreime reichlich nachbilden. Jedes Gedicht leitet er mit Bemerkungen über die Art und Herkunft des Stoffes ein und nimmt auch sorgsame Rücksicht auf die handschriftliche Überlieferung. Zusammenfassend orientieren am Eingang des Buches ein paar Dutzend Seiten über Begriff und Aufzeichnung der Edda, die hiermit von Texas aus, wo Hollander an der Staatsuniversität wirkt, für Englischsprecher modern popularisiert wird,

während Genzmer und Heusler uns kürzlich eine vorzügliche in deutscher Sprache bot. Was aus altn. Geistesleben für uns übernehmbar ist, kommt jetzt sicherlich zur Einfuhr.]

W. Möhring, Ibsen und Kierkegaard. (Palaestra 160.) Leipzig, Mayer & Müller, 1928. VIII, 187 S.

W. Möhring, Ibsen und Kierkegaard. Berliner Diss. Leipzig, Mayer & Müller, 1928. III, 140 S.

Deutsch.

Euphorion XXVIII, 2. 4.

Otto Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache. 5. verb. u. stark verm. Aufl. mit 1 Karte. (Pauls Gedr., 3.) Berlin, de Gruyter, 1928. XXIX, 588 S. Geh. 18 M. [Behaghels originell durchdachte Grammatik unserer Muttersprache mit ihren gehaltvollen Akzentkapiteln erweist ihren Wert durch zahlreiche Auflagen. Im Vorwort nimmt Verf. Gelegenheit, gegen eine einseitige Auffassung der Sprachgeschichte als Bildungs- oder Geistesgeschichte zu sprechen. Stärker scheinen ihm natürliche, namentlich geographische Verhältnisses auf die Sprache zu wirken. Das Streben nach Deutlichkeit oder nach Erleichterung des Sprechens bedeutet ihm viel; er rechnet mit Volksmischung, natürlicher Wechselfreude, Rückschlägen, Analogieverschiebungen usw., was seiner ganzen Auffassung von unserer Sprache den Charakter der Bewegtheit gibt. Er rechnet aber auch mit Gemütserlebnissen des Volkes, mit der Einwirkung starker Persönlichkeiten, mit dem Aufkommen einer mächtigen Theatermode und regt hiermit zu weiteren fruchtbaren Beobachtungen an.]

H. Maync, Die Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft. Rektoratsrede, gehalten am 13. November 1926, dem 92. Stiftungsfeste der Universität Bern. Bern 1927. 34 S. [Der Berner Literarhistoriker Harry Maync, selbst noch aus Erich Schmidts Schule hervorgegangen, stellt hier mit wünschenswerter Deutlichkeit und Besonnenheit einen Überblick über die heutigen Forschungsmethoden auf dem Gebiete der Literaturwissenschaft zusammen. Sachlich kam es dabei auf das Herausschälen der wichtigsten Richtungen an, die durch die Namen Scherer, Gundolf, Unger, Nadler, Merker gekennzeichnet seien. Der Wert des Schriftchens liegt aber nicht so sehr in der Charakterisierung der einzelnen Methoden, sondern, wie das die Natur der Sache mit sich bringt, in der Stellungnahme zum modernen Literaturbetrieb. Und hier wagt Maync manches dankenswerte offene Wort, das man jüngeren Vertretern des Faches zur Beherzigung empfehlen kann. Er betont scharf, daß mit einer Methode nicht alles zu erreichen sei, daß oft nur verschiedene Methoden zum Ziel der Erfassung des Dichtwerkes führen können und daß letzten Endes nicht die Methode den Meister, sondern der Meister die Methode mache. Er anerkennt die Verdienste der letzten Jahre auf dem Gebiete der Literaturwissenschaft, ohne gegen Einseitigkeiten und Übertreibungen der einzelnen Richtungen blind zu sein. 'Die älteren Methoden sollen nicht aufgegeben, sondern durch die neueren bereichert und vertieft werden; nicht eine Revolution, sondern eine Reformation der Literaturwissenschaft ist das zu erreichende Ziel. Die Älteren ließen es an Synthese, die Jüngeren lassen es an Analyse fehlen; boten jene zu viel Substanz und zu wenig Geist, so steht es bei diesen umgekehrt' (S. 29) ... 'wollen wir hoffen, daß auch in unserem Falle aus Thesis und Antithesis eine neue Synthesis hervorgehe, die beide übergipfelt. Denn wir brauchen beides: Analyse und Synthese, Dichtergeschichte und Dichtungsgeschichte, Längsschnitte und Querschnitte' (S 31 f.). Die strenge Philologie aber muß die Grundlage für jede Betrachtung sein. Und am Schluß das schöne Wort: 'Kein Forscher hat die Verpflichtung, ein Bahnbrecher zu sein, aber jeder kann und soll nach Maßgabe und mit Aufbietung seiner besten Kräfte selbständig seiner Wissenschaft ersprießlich dienen und damit zugleich des idealen Lohnes teilhaftig werden, den alle redliche Arbeit, namentlich die geistige, als sachliche wie als sittliche Leistung

in sich selbst trägt.' Sind die Gedanken, die Maync ausspricht, nicht ganz neu, liegen sie heute mehr oder weniger jedem, der nicht unbedingt Anhänger einer einzelnen Methode ist, nahe, so sind sie doch nicht als schwächliches Kompromiß zu werten, sondern sind hervorgegangen aus jenem Triebe, der alle beseelen sollte, aus dem Sehnen nach wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit. Moriz Enzinger.]

E. Hoffmann-Krayer und H. Bachtold-Stäubli, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Bd. I, Lief. 2—4. Berlin, de Gruyter, 1928. S. 162—640. [Das groß angelegte Werk schreitet richtig voran. Unter 'Angang' findet auch der Anglist interessante Spuren des Heidentums. Reichliche Quellen des Aberglaubens waren die Heiligenbilder; so wird St. Alban, getötet 406 bei der Zerstörung von Mainz und dargestellt mit dem abgeschlagenen Haupt auf der Hand, als Helfer für Kopf- und Halsschmerzen verehrt. Ist bei 'Ariel' wirklich nur an hebräische Literatur zu denken und nicht auch an Shakespeares 'Sturm'? Bemerkenswert ist der Übergang von Aristoteles und Albertus Magnus in die Sagenphantasie des ausgehenden Mittelalters. Besonderer Dank gebührt den Herausgebern für die bibliographischen Nachweise am Schluß jedes Artikels.]

Studien zur Sprachgeschichte Dortmunds. I. Die 'Synonyma' Jakob Schöppers. Hg. v. K. Schulte-Kemminghausen. Dortmund, Ruhfus, 1927. LIV, 177 S. 7 M. [Auf eine schon ziemlich weit zurückliegende Anregung Edw. Schröders hin ist nun die Synonymensammlung Schöppers mit den beiden für die Geschichte der Ausbreitung des Hd. überaus interessanten Vorworten in Faksimiledruck mit einem deutschen und lateinischen Register sowie einer knappen aber trefflichen Einleitung allgemein zugänglich gemacht worden.

Seinem Vaterland und allen Predigern, Schreibern und Rednern daselbst zu Dienst und Wohlgefallen hat Schöpper im Verlaufe mehrerer Jahre diese Sammlung von Synonymen, 'so eynem täglich inn Deutschen Büchern vffs gemeinlichst zu handen stoßen vnd fürfallen' veranstaltet und dann herausgegeben. Neben dem praktischen Zwecke, das Verständnis des Hd. dadurch zu erleichtern, hat er aber auch einen idealen verfolgt, indem er dadurch die westfälische Sprache, die 'bey allen außlendischen nationen und völckern als grob vnd beurisch verlachet, verachtet vnd verspiegen ist worden', zieren und verbessern wollte.

Die Einleitung enthält neben einer kurzen Biographie Schöppers eine Untersuchung seiner Synonymensammlung mit Bemerkungen über seine Stellung zum Hd., im besonderen zur hd. Kanzleisprache. Schöpper steht unter hd. Einfluß und auf diesen ist auch das von ihm auch in seinen nd. Urkunden zur Verzierung der Sprache bewußt angewandte Stilmittel der Häufung von synonymen Ausdrücken zurückzuführen. Das Hd. ist für ihn die bessere Sprache und durch die Einmischung hd. Wortformen soll die nd. Sprache verschönert werden. So können wir hier denselben Prozeß der Entwicklung einer Mischsprache beobachten wie im Hd., wo die einzelnen Kanzleien und Druckereien vor dem endgültigen Übergang zur gemeindt. Sprache ebenfalls mehr oder minder zahlreiche Erscheinungen der kaiserl. Kanzleisprache neben landschaftlich bodenständigen verwendeten. Nur ist der Abstand zwischen beiden Sprachen hier nicht so groß.

In der Untersuchung der Quellen Schöppers nimmt der Hg. zu den Vermutungen Edw. Schröders über die Beziehungen Schöppers zu früheren Synonymensammlungen Stellung, wobei m. E. seiner Argumentation wohl beizustimmen ist. Das Verfahren Schöppers bei der Sammlung des Wortmaterials hat die Quellenuntersuchung wesentlich erleichtert. Er stellt oft gleiche Ausdrücke nebeneinander, obwohl sie in seinen Quellen nur orthographische oder landschaftlich bedingte lautl. Verschiedenheiten aufweisen. Das Ergebnis ist, daß der Hauptteil der Synonyma auf Schöppers eigener Sammeltätigkeit beruht, wenn auch die Möglichkeit, daß er andere Synonymen-

sammlungen benutzt hat, nicht abzuweisen ist. Sicherheit wird da wohl kaum zu gewinnen sein.

Aus der auffallenden Bevorzugung des alem. Wortmaterials vermutet der Hg., daß Schöpper sich durch längere Zeit vielleicht zu Studienzwecken am Oberrhein aufgehalten habe. Gewiß wäre aber auch der Umstand in Betracht zu ziehen, daß gerade im Südwesten Deutschlands sehr frühe Druckereien von großer Bedeutung entstanden, früher als anderwärts, deren Bücher in ganz Deutschland Verbreitung fanden. Da ist es wohl erklärlich, daß diese mit ihrer landschaftlich eingestellten Druckersprache auch außerhalb des alem. Gebietes auf einen sprachlich interessierten Mann einwirken konnten, zumal wenn eine so ausgesprochene Vorliebe für das Hd. vorhanden ist wie bei Schöpper. L. Jutz.]

G. Buchner, Bibliographie zur Ortsnamenkunde der Ostalpenländer. München, Alpine Verlagsanstalt H. Stock & Co., 1927. 36 S. [Absolute Vollständigkeit in einer Ortsnamenbibliographie zu erreichen ist kaum möglich, sie ist aber für den wissenschaftlichen Betrieb auch gar nicht erwünscht. Zahlreiche Unberufene fühlen sich zur Namenforschung fähig und dadurch veranlaßt, ihre Meinung über diesen oder jenen Namen oft mit viel Phantasie, meist mit beneidenswerter Sicherheit der Öffentlichkeit mitzuteilen. Eine Auswahl ist also da wohl am Platze und deshalb muß auch ein Sachkundiger diese Arbeit machen.

Man wird aus diesem Grunde in B.s Zusammenstellung beispielsweise die Vorarlberger Namenkunde Alb. Drexels (Bregenz 1926) nicht vermissen. Dagegen hätten die Arbeiten von J. Schatz: Berg und deutsche Bergnamen in den Alpen (Festschrift f. Friedr. Kluge, S. 122) oder K. Bohnenberger: Zu den Ortsnamen (Germanica. Festschr. f. E. Sievers. S. 129) doch wohl aufgenommen werden müssen, sie waren ja auch unschwer zu erreichen. Und wenn auch die neueste Literatur über den Germanennamen Berücksichtigung fand (S. 27 unter Schnetz), wäre auch die Arbeit von R. Much (Sitzungsberichte d. Wiener Akad. d. Wiss., Phil. hist. Kl. 195/2) erwähnenswert gewesen.

Bei einer Neuauflage bzw. einer neuen Bearbeitung, die ja bei dem Anwachsen der Lit. bald nötig sein wird, möge außerdem darauf Bedacht genommen werden, daß der Wert einer Bibliographie besonders von der Zuverlässigkeit der Angaben abhängt. Der Aufsatz über das bewegliche 's' in Tiroler Ortsnamen (N. N. S. 12) findet sich weder Schlern 4, 379 noch 344, sondern in den Tiroler Heimatblättern. Von A. Unterforcher erschien über Slavische Namenreste aus dem Osten des Pustertales ein Beitrag nicht nur Progr. d. Gym. Leitmeritz 1888, sondern auch 1889. Die Arbeit von Schatz in PBB 49, 125 hat den Titel: Pilger — Piligrim und verwandte Wortbildungen (S. 26).

Der Vf. hat seine im Progr. des Max. Gym. München 1918/19 und 1919/20 veröffentlichten Bibliographien zur Ortsnamenkunde der Ostalpenländer fortgesetzt und ergänzt. Die Gliederung in Literatur zu den sogen. Grenzwissenschaften und in eigentliche ortsnamenkundliche Schriften, wie sie das vorliegende Heft zeigt, läßt sich nicht immer scharf durchführen. Überdies ist die Auswahl der Lit. im ersten Abschnitte hier ziemlich willkürlich und ohne Konsequenz vorgenommen.

Der Druck der Bibliographie wurde durch den Deutschen und Österr. Alpenverein unterstützt. L. Jutz.]

F. Liewehr, Die Ortsnamen des Kuhländchens Reichenberg. (Veröffentlichungen der Slavistischen Arbeitsgemeinschaft an der Deutschen Univ. in Prag, I.) Reichenberg, Stiepel, 1926. 89 S. 3,20 M. [Im umfangreichsten Teile der Arbeit behandelt der Verf. in methodisch sorgfältiger Untersuchung die Ortsnamen des Gebietes soweit sie slawischer Herkunft sind, geht dabei zunächst von den überlieferten urkundlichen Formen aus, berücksichtigt aber auch die dialektischen Namenformen und verwertet zu ihrer Deutung auch die Geschichte und die

Sagen, die sich an die Orte knüpfen. Dabei benutzt er manche Gelegenheiten zu Ausblicken in die slaw. Grammatik und in die sprachlichen Vorgänge bei der Übernahme slawischer Namen, überhaupt slawischen Sprachgutes durch die deutsche Bevölkerung, die auch durch ein Verzeichnis slawischer Lehnwörter, das im Anhang gegeben wird, illustriert werden. Unnötig war bei mehreren Artikeln die Anführung zahlreicher urverwandter Stamm- bzw. Wortformen aus verschiedenen idg. Sprachen, z. B. sogar aus dem Griech. oder Altisländ., die wohl in ein etym. Wörterbuch gehören, hier aber nur den Umfang des Buches belasten. Anders steht es natürlich mit den Beispielen, die gleichartige Namenbildungen aus anderen Sprachen darstellen.

In den übrigen Kapiteln werden eine Anzahl Ortsnamen ursprünglich deutscher Form, die aus Personennamen bzw. Appellativen gebildet sind, und Bachnamen slaw. Herkunft kurz behandelt. Ein Register der Namen erleichtert die Benutzung der sprachwissenschaftlich und siedlungsgeschichtlich wertvollen Arbeit. L. Jutz.]

Ottmar Sexauer, Die Mundart von Pforzheim. (Form und Geist. Arbeiten z. germ. Philol., hg. v. L. Mackensen, II.) Leipzig, Eichblatt, 1927. VIII, 181 S.

Saß, Die Sprache des niederdeutschen Zimmermanns. (Sprache u. Volkstum. Arbeiten z. ndd. Sprachgesch. u. Volksk., hg. v. C. Borchling, A. Lasch u. O. Mensing, I.) Hamburg, Wachholtz, 1927. XIX, 148 S.

Hans Bork, Chronologische Studien zu Otfrids Evangelienbuch. (Palaestra 157.) Leipzig, Mayer & Müller, 1927. 202 S. 16 M.

Eduard Hartl, Die Textgeschichte des Wolframschen Parzival. Die jüngeren *G-Handschriften. 1. Abt.: Die Wiener Mischhandschriftengruppe *W (G^n $G\delta$ $G\mu$ $G\varphi$). (Germanisch und Deutsch, Studien zur Sprache und Kultur, 1.) Berlin, de Gruyter, 1928, XXIII, 164 S.

Oswald von Wolkenstein, ein Brief. Mitgeteilt von R. Marsoner. Mit Faksimile. (Schlern, 9. März 1928.) Bozen, Vogelweider, 104f. [Oswald von Wolkenstein schreibt an seinen Bruder Michael über den Heereszug König Sigmunds zur Eroberung des Landes an der Etsch. Der Brief war früher nach Trient gekommen, ist aber jetzt wieder in das Stammarchiv der Wolkensteiner, auf die Trostburg bei Klausen zurückgekommen. Der südtirolische Adelsbund mit Oswald von Wolkenstein an der Spitze wollte sich damals reichsunmittelbar machen; hierzu empfahl der streitlustige Minnesinger kriegerische Maßnahmen gegen den Landesfürsten. Beda Weber hat den Brief gesehen, aber nichts Rechtes damit anzufangen gewußt. Ob die Schrift von Oswalds eigener Hand herrührt oder von der seines Schreibers bleibt fraglich. Die Orthographie ist sehr altertümlich. — Der Schlern bietet auch sonst oft beachtenswerte Nachrichten über die Literatur und Sitte Deutsch-Südtirols; Germanisten und Historiker werden ihn mit Vorteil berücksichtigen.]

W. Steller, Das altfriesische Schulzenrecht. (Weinholds Germ. Abh. 57.) Breslau, Marcus, 1926. 211 S. [Sehr willkommen ist diese Neuausgabe des altwestfriesischen Hauptdenkmals nach allen erhaltenen Hss. und dem Drucke von ca. 1470 samt gut orientierender Einleitung über Entstehungszeit des Inhalts und der Codices. Die synoptische Wiedergabe des vierfachen Textes wirkt übersichtlich und die Kollationen von Siebs sind der Rekonstruktion des alten Druckes sehr zu statten gekommen. Besonderes Augenmerk hat Steller der ältesten Hs. zugewendet, deren Schreiber gegen Ende des 15. Jh.s lebte; ihr Text steht mit Recht voran; es ist eine Wohltat, ihn nicht mehr bei Richthofen suchen zu müssen, dessen große Verdienste seit 1840 doch erheblich veraltet sind. St. hat ein Glossar beigefügt, und bei jedem Worte sämtliche Belege verzeichnet, so daß es auch nach der Ausbeutung durch Holthausen im afries. Wb. 1925 noch durchaus nicht überflüssig ist. Bereits in der Abh. 'Zu den Upstalsbomer Gesetzen von 1923' in der Siebs-Festschrift 1922 hat sich St. in diesen wichtigen Zweig des Altgerm. glücklich eingearbeitet, der für den Anglisten von hervorragendem Interesse ist.]

Melitta Gerhard, Der deutsche Entwicklungsroman bis zu Goethes Wilhelm Meister. (Deutsche Vierteljahrsschr. für Literaturw. und Geistesgesch., Buchreihe, Bd. 9.) Halle/Saale, Niemeyer, 1926. X, 175 S. 7,50 M., geb. 9 M. [Problem des Entwicklungsromans ist die 'Auseinandersetzung des Einzelnen mit der jeweils geltenden Welt', sein 'Reifen und Hineinwachsen' in sie; darum beginnt der Entwicklungsroman in einer Zeit, in der die geltenden Normen zu erstarren und also einem strebenden Geist zweifelhaft zu erscheinen beginnen; er wird in dem Maße häufiger, in dem das Individuum gegenüber der Allgemeinheit an Bedeutung gewinnt; sein Weg führt von *Parzival* über *Simplizissimus* zu *Agathon* und *Wilhelm Meister*, er gewinnt dann im 19. Jh. die größte Entfaltung. Der Nachdruck des Buches liegt auf den genannten Romanen; eine Höhenwanderung ist es also, in der uns die Verf. auf Grund eindringendster Analyse verstehen lehrt, wie diese großen Dichtungen Marksteine in der Entwicklung des deutschen Geisteslebens sind und jede in ihrer Art Versuche darstellen, das Problem des Verhältnisses des Einzelnen zur Gemeinschaft zu lösen — die ersten beiden mit den gegebenen Mitteln einer vorhandenen Form, die ein hervorragendes Individuum in seinem Sinne benutzte, die beiden letzten als neue Gestaltungen aus dem Bedürfnis einer Zeit heraus und deshalb von stärkster Nachwirkung auf die künftige dichterische Behandlung des Problems. A. Lg.]

Das Volksbuch vom Ewigen Juden. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des Buches von Arno Schmidt. (Festgabe des deutschen Heimatbundes Danzig für die Teilnehmer an der 'deutschkundlichen Woche 1927.') Danzig, Kafelmann, 1927. 43 S. [Der Text von 1602, der in England fast noch mehr Wirkung hatte als in Deutschland, ist aus dem einzig erhaltenen Original abgedruckt und mit einem zweiten wenig jüngeren Druck verglichen. Den Vorläufern war bereits Neubaur 1884 umsichtig nachgegangen. In Danzig soll Ahasverus schon 1546 vor dem berühmten Kruzifix in der Marienkirche sich gezeigt haben; so wurde das Büchlein in Danzig mit Eifer gedruckt und wieder gedruckt, wie hier eingehend zu lesen ist. Dem Herausgeber gebührt Dank.]

W. J. Noordhoek, Gellert und Holland. Ein Beitrag zur Kenntnis der geistigen und literarischen Beziehungen zwischen Deutschland und Holland im 18. Jh. Amsterdam, H. J. Paris, 1928. 164 S.

Herders Briefwechsel mit Caroline Flachsland. Nach den Handschriften des Goethe- und Schillerarchivs hg. von Hans Schauer. Bd. I: August 1770 bis Dezember 1771. (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 39. Band.) Weimar, Verl. d. Goethe-Ges., 1926. XVI, 484 S. [Was bisher von diesem Briefwechsel gedruckt war, verteilte sich auf drei längst vergriffene Werke; die Neuausgabe wird alle vorhandenen Briefe (ein Drittel des vorliegenden Bandes bringt Ungedrucktes) veröffentlichen. Wir erhalten also eine sehr wertvolle Gabe, zunächst für Herder in einer entscheidenden Zeit seines Lebens, sodann für den Zustand des deutschen Geisteslebens in den Tagen des werdenden Sturmes und Dranges und der Empfindsamkeit, schreibt doch Caroline aus Darmstadt, aus dem Kreise der zarten Seelen, unter denen bald Goethe heimisch werden sollte. Die Briefe der beiden Liebenden berichten über ihr Leben und ihre Pläne für Gegenwart und Zukunft, über die Personen ihrer Bekanntschaft (Goethe wird erst im letzten Briefe von Caroline als Freund Herders, dessen Bekanntschaft Merck eben gemacht habe, erwähnt), über Eindrücke aus ihrer Lektüre. Fast rührend ist es zu sehen, wie der Feuergeist Herder das zwanzigjährige Mädchen in seinen Bereich zieht; er stellt übrigens den Hauptanteil der Briefe (57 von 82), was allerdings nicht der Wirklichkeit entspricht, sondern Folge davon ist, daß Herder in der Aufbewahrung unsorgfältiger war als seine spätere Frau. Die knappe, aber gut charakterisierende Einleitung des Herausgebers, sein sorgfältiger Kommentar verdienen alle Anerkennung. A. Lg.]

J. Clivio, Lessing und das Problem der Tragödie. (Wege zur Dichtung, V.) Horgen-Zürich, Münster-Presse, 1928. 164 S.

D. Flashar, Bedeutung, Entwicklung und literarische Nachwirkung von Goethes Mignongestalt. Berliner Diss. Berlin NW 7, Ebering, Mittelstr. 29, 1928.

Felix Scholz, Clemens Brentano und Goethe. (Palaestra, hg. v. A. Brandl und J. Petersen, Bd. 158.) Leipzig, Mayer & Müller, 1928. XII, 264 S. 17,60 M. [Mir scheint, daß das gediegene Buch seinen anziehenden Gegenstand abschließend behandelt. Was Brentano Goethe verdankt, wird man ziemlich vollständig beisammen und eindringend erörtert finden; persönlich würde ich es nicht bedauern, wenn die Sprache etwas schlichter wäre, aber es ist jetzt wohl des Landes so der Brauch, und der Verf. übertreibt es nicht. Vielleicht könnte jemand hier oder da noch eine übersehene Ähre nachtragen; die Sache selbst wäre damit kaum gefördert, denn die Sammlung der Belege war dem Verf. niemals Selbstzweck. Der Brentano, der *Godwi* schrieb, stand im Schatten Goethes und war doch ein Dichter von überquellendem Reichtum; was wäre nun viel gewonnen, wenn wirklich nur nach einer vollständigen Sammlung aller Stellen gestrebt würde, in denen man auch weiterhin den Einfluß Goethes nachweisen könnte? Das Problem ist vielmehr, was in einer Zeit, da man nicht mehr sein Gut zu nehmen pflegte, wo man es fand, Brentano dazu brachte, der Schüler eines anderen, und sei es eines Goethe, zu werden. Es ist des Verfassers Verdienst, sich die Frage so gestellt und sie beantwortet zu haben.

Die Untersuchung legt, nachdem ein erster Teil die in den äußeren Verhältnissen begründeten Beziehungen hat überblicken lassen, entwicklungsgeschichtlich die in den verschiedenen Zeiten verschiedene Haltung Brentanos zu seinem großen Landsmann auf Grund der Zeugnisse des Dichters und seines Kreises dar, sodann wird an *Godwi*, an der Lyrik, den *Romanzen vom Rosenkranz*, an *Aloys und Imelde* und den Märchen gezeigt, wie Brentanos Dichtung die vorher erkannten Abschnitte seiner Entwicklung unter dem Gesichtspunkt seines Verhältnisses zu Goethe widerspiegelt und wie die unzweifelhaften Anlehnungen oder auch Entlehnungen sich aus dem Wandel seines Standpunktes erklären und ihn beleuchten. Der Nachweis muß dabei natürlich als Ganzes genommen werden: für sich könnten Einzelheiten als zufällige, durch die Natur der Sache gegebene Ähnlichkeiten erscheinen, im Zusammenhang wird die Sache anders — die Bestimmung durch das Goethische Vorbild ist durchweg nicht anzuzweifeln.

Ist es nun dabei wirklich 'weder möglich noch fruchtbar', einen 'prinzipiellen Unterschied zwischen bewußten und unbewußten Beziehungen' zu machen (S. 89)? Daß beide Formen der Anlehnung ineinander übergehen, daß ihre Grenzen verfließen, ist richtig; aber andererseits stellt der Verf. kurz darauf (S. 90 f.) Brentanos künstlerische Einsicht und unbeherrschte Phantasie gegenüber, spricht von einem 'Reservoir von aufgefangenen Motiven, Gedanken, Satz- und Klangkomplexen', die er bei der nächsten günstigen Gelegenheit ebenso unbekümmert wieder abstößt, wie er sie empfangen hat'. Da weiß ich nicht, ob es wirklich so unfruchtbar gewesen wäre, auf diese Dinge im Abschnitt III einzugehen. Es ist undenkbar, daß Brentano bei einem großen Teil der Motive und Personen des *Godwi* nicht gefühlt hätte, daß er *Wilhelm Meister* als Vorlage benutzte — was er an bloß 'aufgefangenen Komplexen' hier einfach wieder abstieß, mag beim *Godwi* gegenüber der größeren Masse des anderen nicht in Betracht kommen. Anders steht es aber etwa bei den *Rosenkranzromanzen*; gewiß, *Faust* war schon da, auf der anderen Seite war dessen Einfluß auf Teile der Handlung der Romanzen lange nicht so unmittelbar wie der des *Wilhelm Meister* auf *Godwi;* man wird sagen können, daß manche Szene mit dem Plan eines großen katholischen Weltanschauungsgedichts im Zeitalter des *Faust* von selbst gegeben war. Sollte nun Brentano daran gelegen gewesen sein, daß man in diesen Teilen Goethische Klänge suchen und finden kann? Man müßte eigentlich das Gegenteil annehmen, d. h. also diese Töne schlichen sich ihm unbewußt ein;

weil sie in seinem Innern klangen, fanden sie den Widerhall in seinen Versen. Hätte der Verf. das im einzelnen geprüft, hätte er m. E. seine Darlegungen über die Stellung Brentanos zu Goethe auch von dieser Seite bestätigt gefunden. Albert Ludwig.]

Der Irrgarten. 333 deutsche Rätsel ausgew., nachgewiesen, eingel. von Robert F. Arnold. Wien, Österreichischer Bundesverlag, 1928. 179 S. 2,30 M. [Das Büchlein bietet eine mit feinstem Geschmack aus einem unerschöpflichen Vorrat ausgewählte Sammlung von Kunsträtseln in gebundener Form (nur S. 59 findet sich ein Rätsel von Raimund in Prosa); die Sammlung umfaßt die Zeit von Goethe-Schiller bis zu Wilhelm von Scholz, gibt also einen Überblick über die gesamte neuere Rätseldichtung in allen ihren künstlerischen Formen. Voran steht eine wichtige Einleitung: der Herausgeber erörtert das Wesen des Rätsels, die psychologischen Bedingungen, unter denen es entstand, und die mannigfachen Formen, unter denen es erscheint; vor allem zieht er die Grundlinien zur ersten Geschichte des deutschen Kunsträtsels, die er uns hoffentlich einmal in ausführlicher Darstellung schenken wird. Bibliographische Nachweisungen machen den Schluß des Bändchens, das jedem Freunde der zierlichen Kunst des Rätselmachens und -ratens warm empfohlen sei. A. Lg.]

Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft 1925 und 1926. Hg. v. Georg Minde-Pouet u. Julius Petersen. Berlin, Weidmann, 1927. VIII, 189 S. [Der reichhaltige Band legt davon Zeugnis ab, daß seine Herausgeber der Forschung jeden Weg freilassen und dabei auch den Widerspruch zwischen einzelnen Beiträgen nicht scheuen: die Leser werden sich zu entscheiden haben, ob sie mit Meyer-Benfey *(Die Liebe in Kleists Leben und Dichtung)* sich mit einem Bilde begnügen wollen, das 'schlicht menschlich und bürgerlich ehrbar' ist, dafür aber in jedem Zuge auf unbedingt sicheren Quellen beruht, oder ob sie mit Sofie Lazarsfeld, die Zeugnisse scharfsinnig, manchmal wohl auch spitzfindig ausdeutend, *Kleist im Lichte der Individualpsychologie* als Neurotiker unter dem Banne einer in der Kindheit durch Verzärtelung erworbenen Angst vor Lebensunfähigkeit, dazu einer organischen Minderwertigkeit sehen wollen. Reichen für solche ins einzelne gehende Deutung unsere Kenntnisse aus? Gerade weil das sehr zweifelhaft ist, werden wir für jede Bereicherung durch unmittelbare Zeugnisse, wie sie Minde-Pouet durch Briefe von, an und über Kleist und Deetjen durch seinen Aufsatz *Luise Wieland und Kleist* geben, sehr dankbar sein; unbedingte Zustimmung wird auch die Arbeit von Viëtor, *Tieck oder Kleist?* finden, durch die jener Einfall, der in Tiecks *Vittoria Accorombona* den angeblich verlorenen Roman Kleists sehen will, endgültig widerlegt wird. Von den beiden Festvorträgen, die den Band einleiten, behandelt der von Horst Engert das Einzelproblem, an dem das Verständnis von Kleists letztem Drama hängt, während Robert Petsch (*Die Entwicklung der tragischen Idee in der dramatischen Dichtung Heinrich von Kleists)* ein meisterliches Bild von der Eigenart des Tragikers und zugleich von seiner Stellung innerhalb der Entwicklung der tragischen Dichtung gibt. Eine Reihe von kleineren Aufsätzen, Berichten und Selbstanzeigen schließen den Band ab. A. Lg.]

H. Gerstner, Studien über Julius Grosse. Julius Grosse als Lyriker. Würzburg, Triltsch, 1928. IX, 114 S. [Mit Unrecht hat man diesen freundlichen und ehrlichen Romantiker aus dem Münchner Kreise, seitdem er 1902 in Torbole, 'das Land der Schönheit mit der Seele suchend' hinübergegangen ist, in unserem Literaturbetriebe nahezu vergessen. Die 100 jährige Wiederkehr seines Geburtstages gibt jetzt Gelegenheit, das Versäumte gutzumachen, und Gerstner hat in der vorliegendem Studie mit großem Fleiß und Geschick die Grundlagen dazu aufgemauert. Er erinnert an die Gedankengänge der fünfziger Jahre, in denen der gebürtige Erfurter zu Magdeburg und Halle heranwuchs. Wurde Hardy im fernen Wessex zur selben Zeit durch die Be-

rührung mit den Dorfleuten ein tiefumwölkter Realist, so erblickte Grosse in der bäuerlichen Umgebung Münchens und an den grünen Voralpenseen ein idyllisches Völkchen, das er mit sonniger Phantasie ausmalte. Zahlreich sind seine Gedichte und Erzählungen, so daß Gerstner Mühe hat, einen ordnenden Rahmen darum zu spannen. Die Verse flossen dem Leichtbegeisterten mühelos zu, und die Prosa mußte oft in Menge geschrieben werden, weil er das Leben davon zu bestreiten hatte. Es war Grosses Eigenart, daß er sich gern in fremde Art einer möglichst fernen Zeit und Gegend versetzte; charakteristisch dafür ist sein lyrischer Zyklus 'Tristans Page'. Ernsthaft hat er auch auf dramatischem Wege versucht, durch andere zu sprechen, zu handeln, zu erglühen; wäre dies gelungen, hätte sein Leben einen festen Kern gewonnen; so blieb er ein Stimmungsmaler, freilich ein liebenswürdiger, wie noch alle Leser seines kleinen Meisterwerkes 'Gundel vom Königssee' gefunden haben. Wo sind heute seine Dichtungen noch zu kaufen? Das Jubiläumsjahr 1929 bringt uns hoffentlich einen reichlichen Neudruck. Man braucht ja nicht alles darin aufzunehmen, was Grosse nach 1870 schrieb, als er Sekretär der Schillerstiftung geworden war und durch ein Menschenalter allen Jammer deutscher Dichterwitwen und -waisen anhören, überdenken und womöglich lindern mußte; kein Wunder, daß ihm dabei der frische Mut verflog. Der junge Grosse sollte eine Auferstehung feiern, und wie er als Ausdruck seiner Zeit, ihrer politischen und religiösen Kämpfe, ihrer verbleichenden Romantik und manchmal ironischen Realkritik zu fassen ist, das hat Gerstner im ganzen und großen bereits dankenswert angedeutet. A. Brandl.]

N. C. A. Perquin S. J., Wilhelm Raabes Motive als Ausdruck seiner Weltanschauung (Academisch Proefschrift ... Universiteit van Amsterdam). Amsterdam, H. J. Paris, 1927. XVI, 302 S. [Das umfängliche Buch umfaßt das gesamte Schaffen Raabes. Nachdem das erste Kapitel scharfe Begriffsbestimmungen von dem, was Verf. unter Weltanschauung, Motiv, Erlebnis versteht, gegeben hat, werden nach den so gezeichneten Richtlinien in chronologischer Reihenfolge die Erzählungen und Romane von der *Chronik der Sperlingsgasse* bis zu *Altershausen* zergliedert, wobei durch Gruppierung und Zusammenfassung für Übersicht und Besinnung auf die jeweils erreichten Ergebnisse gut gesorgt ist. Das Ergebnis dieser Durchleuchtung des gesamten Lebenswerkes führt den Verf. in vielen Fällen zu neuen Einsichten in Raabes Entwicklung im ganzen wie in die Bedeutung einzelner Schöpfungen. Freilich ist es trotz der hervorgehobenen guten Gliederung für den Leser nicht leicht, den Darlegungen zu folgen; das Buch ist für genaue Kenner Raabes geschrieben, und selbst wer viel von dem Dichter gelesen hat, wird die Einzelheiten nicht immer so gegenwärtig haben, um die Andeutungen des Verfs. zu verstehen. Daher wären m. E. knappe Inhaltsangaben sehr erwünscht gewesen; manche andere Auseinandersetzung hätte dafür gekürzt werden können. Für den besonderen Kreis der Raabewissenschaft ist das Buch aber eine sehr wichtige Erscheinung, und sie wird sich mit ihm auseinandersetzen müssen. A. Lg.]

Liptzin, Solomon, Lyric pioneers of Modern Germany. Studies in German Social Poetry. New York, Columbia University Press, 1928. 187 S. [Das Buch behandelt die soziale Lyrik der dreißiger und vierziger Jahre und ist, soweit sein eigentliches Thema reicht, eine schriftstellerisch wie wissenschaftlich gleich tüchtige Leistung. Beck, Herwegh, Freiligrath, Heine und mancher Kleinere werden treffend charakterisiert; die Zusammenhänge ihrer Dichtung mit den sozialen Theorien, mit der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung und den durch sie auftauchenden Fragen werden deutlich gemacht. Bedenken hätte ich nur dagegen, daß der Verf. sein Thema überschätzt; ist das Verdienst dieser Lyrik, daß sie ein neues Gebiet eroberte, so braucht sie deshalb noch nicht als *most original contribution*

of the decade (S. 13) zu gelten (1838 erschienen Mörikes Gedichte, 1846 die zweite Sammlung der Droste, und Heine war auch nicht bloß sozialer Lyriker); ebenso wenig darf die Dichtung der 50er und 60er Jahre als allein beherrscht von einer schwachen Neuromantik und dem Klassizismus des Münchner Dichterkreises gelten (S. 156f.): es war das 'silberne Zeitalter' der deutschen Literatur! Natürlich liegen solche Übertreibungen bei monographischer Behandlung einer bestimmten Gattung stets nahe; hier ließen sie sich bei einer neuen Auflage leicht beseitigen. Zu wünschen wäre bei einer solchen noch, daß die Erklärung des Zusammenhanges zwischen Weltschmerz und sozialer Dichtung (Kap. III) nicht nur gegeben, sondern auch belegt würde (mir scheint sie allzusehr auf Shelley zugeschnitten zu sein und auf die deutschen Verhältnisse nicht ganz zu passen); erwähnt hätte Bürger *(Der Bauer an seinen durchlauchtigen Tyrannen)* werden können; auf S. 14 ist Brentano *(Die lustigen Musikanten)* unterschätzt; S. 45 kann dem Beckschen Gedicht kaum *popularity until our own day* nachgesagt werden. A. Lg.]

A. Burkhard, Thomas Mann's treatment of the marked man. (Publ. of The Mod. Lang. Ass. of Am. XLIII, 2, June 1928.)

O. von Greyerz, Stilkritische Übungen. Namenlose Textproben zur Übung des sprachlichen Stilgefühls. 1. Stücke in ungebundener Rede. Leipzig, Klinkhardt, 1925. 61 S. Geh. 2,40 M. [Eine Zusammenstellung von 74 meist kurzen, aber wortgetreuen Proben aus guten wie schlechten deutschen Prosaschriften, auch mundartlichen, des 16.—20. Jh.s in bunter Reihenfolge, aber mit gesteigerten Schwierigkeiten, soll zur Bildung eines eigenen Urteils in Stilfragen ermuntern. Name des Verf.s, Titel des Werkes und Jahr des Druckes bleiben ungenannt, um dem Lernenden unbefangene Beurteilung zu ermöglichen. Nur ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis (nach Verfassernamen geordnet) am Ende des Buches gibt einige Aufklärung; der Anfänger allerdings sucht vergeblich nach Angaben zur Nachprüfung seiner Ergebnisse. Die ausführliche Einleitung gibt eine klare Anweisung, welche Funde aus einem Text herauszulesen sind (Sprachzeitalter, landwirtschaftliche Herkunft, Alter, Geschlecht, ja Stand des Verfs. usw.) und die wichtigsten Gesichtspunkte, nach denen Beispiele zu ordnen wären (gram. Formen und Sprachgebrauch, Wortschatz, Wortwahl, Wortklang usw.), kurz, eine Anleitung zum richtigen Lesen für unfertige, unsichere Leser, die vielen zu empfehlen ist.]

Englisch.

Anglia. LII, 1, März 1928.

Beiblatt zur Anglia. XXXIX, 1, Jan.; 2. Febr.; 3, März; 4, April; 5, Mai 1928.

English studies. X, 2, Apr.; 3, June 1928.

The review of English studies. IV, 14, Apr. 1928.

Gießener Beiträge IV, 1, hg. v. W. Horn [H. Dietert, Byron als Beurteiler von Dichtern und Dichtung. — H. Matthes, Die Verschleierung der Verfasserschaft bei englischen Dichtungen des 18. Jh.s.].

Holthausen, Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache. 2. verm. u. verb. Aufl. Leipzig, Tauchnitz. XI, 208 S.

The Oxford English dictionary completed 1884—1928. (The periodical XIII, 143.) Oxford, University Press, 1928. 32 S. [Schon 1858 wurde das Wörterbuch geplant, hauptsächlich von Herbert Coleridge; aber erst als die Philological Society mit dem großen Oxforder Verlag zusammen den beharrlich energischen Schotten James Murray an die Spitze des Arbeiterstabes stellte, begann das eigentliche Schaffen. Zahlen geben keine Vorstellung von diesem echt nationalen Unternehmen, das von opferwilligen Männern ohne Rücksicht auf eigenen Vorteil mit bewundernswertem Ringen nach Vollkommenheit durchgeführt wurde; immerhin sei bemerkt, daß die zehn mächtigen Bände 414825 Wörter enthalten, daß sich die wichtigeren Artikel auf viele Seiten erstrecken und daß die Methode noch während der Arbeit immerfort gebessert

wurde. Wird der Verlag bei dem Gesamtpreis von 50 Guineen auf seine Kosten kommen? Auf jeden Fall hat er in der vorliegenden Flugschrift den Hauptmitarbeitern schöne Porträte und warme Worte des Dankes gewidmet. Und wo bleibt unser Grimm —?]

Deutsch-Englisches — Englisch-Deutsches Militär-Wörterbuch. Bearb. v. K. H. Eitzen. Berlin W 10, Verlag 'Offene Worte', 1928. IV, 425 S.

Hermann M. Flasdieck, Der Gedanke einer englischen Sprachakademie in Vergangenheit und Gegenwart. (Leitzmanns germ. Forsch., 11.) Jena, Frommann, 1928. VIII, 246 S. [Schon 1480 erstand in Italien die erste Sprachakademie, 1635 schuf Kardinal Richelieu die französische, in England aber hat sich eine solche trotz mannigfacher Ansätze bis zur Gegenwart nicht herausgebildet — soviel Achtung hatte man an der Themse immer vor dem geheimnisvollen Selbstbestimmungsrecht der Sprache. Am nächsten kam Edmund Bolton einer solchen Gründung; dringend empfahl er sie 1615 dem ersten Stuartkönig, dem schriftstellerischen Dilettanten Jakob I., der nicht recht die Tragweite der Sache verstand, jedenfalls sie nicht anzupacken vermochte. Vergeblich haben dann selbst so starke Männer wie Defoe und Swift eine königliche Sprachreinigungsgesellschaft öffentlich beantragt. Echt englisch war es, daß ein einzelner machtvoller Mann die Aufgabe praktisch durchführte, Dr. Samuel Johnson, mit seinem Wörterbuch 1755, in dem das Englische endgültig fixiert wurde. Der reiche und unternehmende Adlige, Graf Shaftesbury, an den er sich knapp vor der Vollendung wendete, weil ihm selbst und seinem Verleger die Kräfte auszugehen drohten, ließ ihn im Vorzimmer stehen; dabei hatte der Herr Graf vorher sich selber für ein solches Unternehmen öffentlich eingesetzt; es war dies eine große Gelegenheit für den Verfasser, die beteiligten Personen dramatisch zu schildern und die Bedeutung dieses Wörterbuches einmal gründlich auseinanderzusetzen. — Weitere Anregungen folgten, bis 1835 mit der Royal Society of Literature eine Art Ersatzgründung versucht und 1902 mit der British Academy of Arts wenigstens eine verwandte Arbeitsorganisation errichtet wurde. Heute ist es vielleicht schon zu spät, um auf solchem Wege die englische Sprache von England aus zusammenzuketten. Mit Gewalt sind Männer wie Sinclair Lewis und Mencken in Neuyork daran, ein Amerikanisch als Sondersprache auszubilden; die Einheit ist am ehesten noch durch die Unterordnung Englands unter die siegesbewußten Kolonialen des Westens zu erhalten. Mit richtigem Blick auf diesen sprachlichen Kern des ganzen Akademieproblems wendet sich Verf., nachdem er schon in die zweite Hälfte des Buches vorgedrungen war, S. 194 nochmals ins 16. Jh. zurück, um diese grammatische Frage zu verfolgen. Fesselnder und wichtiger erwies sie sich sogar als die Akademie-Anregungen, und vielleicht darf man die Blätter am Schluß, auf denen er diese Bewegung in der Gegenwart verfolgt, für die gewichtigsten des Buches erklären. Eine genaue Inhaltsangabe hätte die Schwenkung in Ziel und Absicht des Verf.s noch deutlicher gemacht. — Aus dieser Inhaltsübersicht wird wohl klar, daß viel Material in dem Buche zusammengetragen ist, mehr beinahe, als sich in beschränktem Rahmen so leicht ausbeuten ließ. Lebhaft wünscht man dem verdienstlichen Buche eine zweite Auflage, bei der es durch straffe Gruppierung und Durchgestaltung gewiß noch sehr gewinnen wird.]

U. Lindelöf, Grundzüge der Geschichte der englischen Sprache. 2. erw. u. verb. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner, 1928. VI, 160 S. [Ein gutes, plastisches Büchlein, dem eine weite Verbreitung zu wünschen ist. Kapitelüberschriften: 1. Stellung der engl. Spr. in der indogerm. Sprachfamilie; 2. Das Altengl.; 3. Einwirkung fremder Spr. auf die Entwicklung des Engl.; 4. Dialekte und Quellen des Me., Entstehung und Verbreitung der me. Schriftsprache, Entwicklung der Orthographie; 5. u. 6. Übersicht über die Laut- und Flexionsentwicklung in me. und ne. Zeit. Anhang: Verzeichnis der erläuterten Wörter.]

Maria Lienhart, Aufkommen der zusammengesetzten Epitheta in der englischen Literatur. Dissertation. Freiburg, Wiemken, 1927. 70 S.

R. E. Zachrisson, Some Yorkshire place-names. Ilkley, Gilling, Ingetlingum. (Språkvetenskapliga Sällskapets i Uppsala Förhandlingar 1925—27.) Uppsala, Almqvist, 1926.

R. E. Zachrisson, Betydelsen av ortnamnet Goxhill i Lincoln och Yorkshire. (Namn och Bygd 15 2—4, S. 163—167.) Lund, Gleerup, 1927.

W. Schirmer, Englische Literaturgeschichte. (Artikel in 'Die Religion in Geschichte und Gegenwart', hg. v. Gunkel und Zscharnack, 2. Aufl., Bd. I, S. 155—168.) Tübingen, Mohr, 1928. [So gut es auf wenigen Seiten möglich war, ist hier mit festen, sicheren Strichen eine lebendige Skizze der poetischen Hauptbewegungen in England geboten, die eine schöne Kraft des Gruppierens und Charakterisierens verrät.]

Max J. Wolff, Die Renaissance in der englischen Literatur. (Kuttners neuphilol. Handbibl. Bd. I.) Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1928. 125 S. [Das Büchlein, dessen Reichhaltigkeit leider durch kein Inhaltsverzeichnis ans Licht gestellt wird, behandelt: 1. Die europäische Renaissance; 2. den Humanismus in England; 3. die Zwischenzeit; 4. die Hochrenaissance mit besonderer Rücksicht natürlich auf Shakespeare und Spenser und schließt mit einer Seite Literaturangaben. Wer schon viel von dieser Periode weiß, dem sagt es am meisten, denn Verf. ist nicht bloß in englischer, sondern auch in festländischer Renaissance zu Hause und vermag zu vergleichen. Dazu ist es gewandt geschrieben, so daß es jedermann mit Vorteil und Genuß gebrauchen wird.]

Michael Freund, Die Idee der Toleranz im England der großen Revolution. (Kluckhohns Deutsche Vierteljahrsschrift. Buchreihe: 12.) Halle, Niemeyer, 1927. XVI, 293 S. [Ein wichtiges Thema. Duldung wurde seit der Humanistenzeit allmählich eine Praxis, zu der die Logik gewaltiger Tatsachen drängte: die Greuel der Scheiterhaufen und der Mary, die Hinrichtung vieler Katholiken und dann auch einiger Protestanten unter Elisabeth, die Organisation der Sekten seit 1580, das Eindringen der antiken Naturphilosophie, Galilei 1604, die Kirchentyrannei von Laud u. a. Freund beschränkt sich aber wesentlich auf die gedruckte Propaganda, mit der man pro und contra die Bewegung zu beeinflussen suchte, und bewegt sich dabei wesentlich im Fahrwasser von Tulloch. Er beginnt mit dem Toleranzgedanken in Mores Utopia. Gern hätte man erfahren, wie More durch Erasmus und Pico della Mirandola vorbereitet war. Noch wichtiger wäre es, zu hören, warum derselbe More in seinem 'Dialog mit Tyndal' so heftig für die Ketzerverbrennung eintrat. Daß sich ein Dichter wie Spenser in der Feenkönigin auf sehr viel Intoleranz einließ, während Shakespeare sich der Duldung befliß, hätte wohl auch Erwähnung verdient. Der staatskirchliche Hooker und mit ihm das führende Prinzip der Anglikaner kommt zu Worte, hätte aber der Chronologie nach sicherlich vor Bacon gehört. Bacon erscheint als Gegner der Toleranz, war es aber nur in politisch praktischer Hinsicht; wer seinen Essay über Atheismus liest, sieht sofort, daß er die freie Erörterung aller Erkenntnisfragen wie im Altertum wünscht. Das geistliche Gericht war damals noch in Geltung; wohin eine Anklage wegen Gotteslästerung führen konnte, hatte noch 1593 der Tod Marlowes gezeigt; man sollte bei der Deutung Bacons und seiner sehr vorsichtigen Äußerungen über die Gottheit dies niemals vergessen! Herbert of Cherbury und namentlich Hobbes fallen durch Abwesenheit auf; selbst der Holländer Hugo Grotius als einflußreicher Staatsrechtler verdiente Erwähnung; eher hätte man auf Lord Falkland verzichtet, der mehr durch seine Gastfreunde als durch Schriften sich Freunds Beachtung gewonnen hat. Man hat überhaupt beim Buche nicht den Eindruck, als bewegte sich der Verf. mit Sicherheit in englischer Geschichts- und Kultursphäre; er zieht Bücher aus. Wie schade, daß er selbst unter den Schriftstellern so gewichtige Toleranz-

verfechter wie Dryden und den Autor der 'Religio medici' überging! Milton hat ein langes Kapitel; dagegen hört dort, wo man die Krönung der Bewegung durch Locke und das Toleranzedikt von 1689 erwartet, das Buch einfach auf.]

F. Brie, Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur. 2. durchges. u. erweiterte Aufl. Halle, Niemeyer, 1928. XXVIII, 285 S. [Das sehr zeitgemäße Buch ist in der Neuaufl. noch bedeutend verbessert worden. Namentlich kamen am Schluß zwei Kapitel hinzu, die der Weltherrschaftspropaganda in der Zeit nach Darwin und in der Gegenwart nachgehen. Dabei zieht Verf. das Ergebnis heraus, daß der imperialistische Gedanke während des Weltkrieges, zu dem er führte, keinerlei Entwicklung mehr durchmachte; er blieb völlig unverändert, während die Waffen das Gesicht Europas gründlich veränderten. Übersieht man diese literarischen Äußerungen politischer Hochansprüche seit den Militärmonarchien antiker Kulturvölker, so gewinnt man den Eindruck, daß die Politik dabei mehr führte, als sich führen ließ. Kaum gewinnt ein Volk die Machtposition, die einen Herrschereinfluß auf die Nachbarvölker ihm erlaubt, so verrät es ein gesteigertes Selbstgefühl, das unter günstigen Umständen in die rücksichtsloseste Raubgier ausartet. Es ist eine sehr interessante völkerhistorische Studie über das Verhältnis zwischen Ausdehnungserfolg und Dichterrede, die hier vorliegt, und wahrscheinlich wächst ihr noch viel Material zu, wenn das britische Weltreich noch stärker und schneidiger werden sollte.]

Bruno Dressler, Geschichte der englischen Erziehung. Versuch einer ersten kritischen Gesamtdarstellung der Entwicklung der englischen Erziehung. Leipzig, Teubner, 1928. 340 S. Geh. 8 M., geb. 10 M.

G. Scherer, Zur Geographie und Chronologie des angelsächsischen Wortschatzes, im Anschluß an Bischof Wærferths Übersetzung der 'Dialoge' Gregors. Berliner Diss. Leipzig, Mayer & Müller, 1928. 61 S. [Jordans Forschungen über anglische Lokalwörter werden hier fortgesetzt. Scherer hat sich die Aufgabe auf ein Sondergebiet beschränkt, um sie da desto vollständiger durchzuführen. Er geht nämlich von den Wortdifferenzen aus, die zwischen der älteren Fassung von Wærferths Dialogübersetzung und deren spätere Umarbeitung bestehen. Um sie dialektisch charakterisieren zu können, verfolgte er diese Wörter durch alle ags. Denkmäler, deren Enstehungsort und -zeit durch äußere Kriterien gesichert ist. Auf diese Weise konnte er unterscheiden: anglische Wörter, sächsische Wörter, spätauftauchende Wörter und gemeinags. Wörter im Aussterben. Nicht immer ging die Rechnung glatt auf, obwohl zahlreiche Wörter nach langem Nachschlagen schweigend fallen gelassen wurden; immerhin ließen sich viele mit überwältigender Mehrheit festlegen. Mit ihrer Hilfe suchte dann Scherer für die ags. Denkmäler, deren Entstehung nicht durch äußere Kriterien näher bestimmt wird, zu lokalisieren. Arbeit steckt genug in dem kleinen Büchlein, und auch an Vorsicht in der Fassung der Ergebnisse hat es Scherer nicht fehlen lassen.]

M. Förster, Altenglisches Lesebuch für Anfänger. (Streitbergs Germ. Bibl. I, III, 4.) 3. verb. Aufl. Heidelberg, Winter, 1928. X, 69 S. 2 M. [Die Zeitverhältnisse gestatteten nur einen Manualdruck mit wenigen Besserungen, doch konnten einige Artikel des Glossars wie *Beormas* und *Ter-Finnas* ganz neu gefaßt und zwei Seiten Nachträge zum Glossar und zu den literarhist. Einleitungen beigefügt werden.]

A. St. Cook, King Oswy and Cædmon's hymn. (Speculum II, 1, Jan. 1927. S. 67—72. [König Oswy von Nordhumberland, seit 642, pflegte seinem Freunde König Sigbert von Essex den Preis Gottes vorzusagen: 'Almighty, eternal, the creator of heaven and earth and of mankind', nach Beda III, 22. Solche Worte werden in genetischen Zusammenhang gebracht mit Cædmons bekannter Hymne.]

A. St. Cook, Bishop Cuthwini of Leicester (680—691), amateur of illustrated Mss. (Speculum II, 3. S. 253—257, July 1927.)

G. Hübener, Beowulf und die Psychologie der Standesentwicklung. (Germ. rom. Monatsschrift. XIV, 9—10, S. 352—371.)

A. St. Cook, Beowulfian and Odyssean voyages. (Transactions of the Connecticut academy of arts and sciences. XXVIII, Febr. 1926, S. 1—20.)

A. S. Cook, Beowulf 1039 and the Greek ἀρχι-. (Speculum III, 1, S. 75—81, Jan. 1928.)

A. S. Cook, Who was the Ehfrid of Aldhelm's letter? (Speculum II, 4, S. 363—373. Oct. 1927.)

A. S. Cook, Aldhelm's 'rude infancy'. (Philol. quarterly VII, 2, S. 115—119.]

C. Mahling, Über Tonvokal + ht im Frühmittelenglischen. Berliner Diss. Leipzig, Mayer & Müller, 1928. 200 S. [Die ausgebeuteten Hss. sind ungefähr dieselben, die vorher H. Marcus 1917 auf die Schreibung *ou* hin ausgebeutet hatte. Die Ergebnisse betreffen sowohl den Tonvokal wie das darauf folgende *ht*. Für letzteres zeigen sich nicht weniger als 39 verschiedene Schreibweisen. Der häufige Schwund des *h* in der Schreibung deutet sicherlich auf dessen zunehmende Verflüchtigung. Die Arbeit ist fleißig durchgeführt.]

Erna Fischer, Der Lautbestand des südmittelenglischen Octavian, verglichen mit seinen Entsprechungen im Lybeaus Desconus und im Launfal. (Anglist. Forschungen, LXIII.) Heidelberg, Winter, 1927. 216 S. [Die drei Romanzen zeigen sich sprachlich so verwandt, daß man sie gern alle dem gleichen Verf. zusprechen möchte. In örtlicher Hinsicht werden die Reime auf Essex gedeutet; die Ortsnamen dieser Grafschaft sind leider nicht zum Vergleich herangezogen. Zeitlich bleibt es bei den Grenzen 1350—1400.]

G. Chaucers kleinere Dichtungen nebst Einleitung, Lesarten, Anmerkungen und einem Wörterverzeichnis hg. von John Koch. (Hoops Textbibl., 18.) Heidelberg, Winter, 1928. VIII, 260 S. [Der Altmeister der deutschen Chaucerforschung führt die selbstgewählte Aufgabe kritischer Textsäuberung treu und beharrlich durch. Auf die Canterburygeschichten folgen jetzt in gleich kritischer Behandlung das 'ABC', 'Buch von der Herzogin' usw. in möglichst chronologischer Reihenfolge bis herab zu den 'Legenden von guten Frauen', worauf noch die neun lyrischen oder humoristischen Gedichte folgen, die ohne Zweifel von Chaucer herrühren; der Kanon ist etwas beschränkter als bei Skeat. Die biographische Einleitung ist knapp und übersichtlich, zum Teil in Annalenform. Mit konservativer Vorsicht hält Hg. an den Aufstellungen ten Brinks fest, selbst wenn diese, wie bei der Herausschälung der ursprünglichen 'Palamon und Arcitas'-Fragmente, etwas künstlich aussehen. Er glaubt auch fest und treu an Chaucers 'höfische Ideale' und 'tiefe Religiosität' S. 16. Vom Weltkind und Humoristen, eines sehr locker lebenden Militärhofes nimmt er wenig Notiz; die Gestalt des temperamentvollen Lancasterherzogs, der in Chaucers Schaffen keine geringe Rolle spielte, wird nur selten und in der Entfernung sichtbar; zwischen dem Chaucer Kochs und Kittridges, auch Lüdekes, ist doch ein beträchtlicher Unterschied. Die Quellen der einzelnen Dichtungen und Dichtungsstellen sind anspruchslos unter dem Texte vermerkt, und das Glossar verzeichnet nur Wörter, die im Neuenglischen fehlen, ohne auf Etymologie und Bedeutungsschwankungen einzugehen. Die Varianten durch Auslese so zu beschränken, daß sie nicht überwuchern, war gewiß nicht leicht. Heil und Gesundheit dem greisen Verfasser, damit er das Ende seiner Aufgabe noch befriedigt erschaue!]

English verse between Chaucer and Surrey, being examples of conventional secular poetry, exclusive of romance, ballad, lyric, and drama, in the period from Henry the Fourth to Henry the Eighth. Ed. with introductions and notes by E. P. Hammond. Durham, North Carolina, Duke University Press, 1927. XII, 591 S. [Die Verfasserin des Chaucer-manual ist eine gute Bibliographin, und erwartungsvoll nimmt man ihren umfänglichen Band in die Hand. Mancherlei Vers- und Prosastücke aus dem 15. Jh. und fast noch mehr aus der Humanistenzeit harren ja der Ausgabe. Tatsächlich erhalten

wir einiges aus der Boethiusübersetzung des Walton, die inzwischen ganz von der EETS gedruckt wurde; Versproben von Hoccleve und Lydgate, von der Palladiusübersetzung gedr. EETS, von der Übersetzung des Charles d'Orléans ed. G. W. Taylor 1827, vom eben durch Warner neu hg. Libell of English Policy, von Ripleys Compendium der Alchemie gedr. 1652, vom Court of Sapience eben ganz gedr. von Spindler, vom wohlbekannten Pastime of Pleasure des Hawes, von der Narrenschiffübersetzung des Barclay, von Capgrave, Skelton, Cavendish u. a. — also nicht gerade viel Neues. Dankbarer sind wir für zwei kleine Artikel: für einen Brief von Benedict Burgh an Lydgate und einige gereimte Inhaltslisten vom Chaucer Hg. Shirley. Den Schluß macht eine Probe aus Henry Morleys Übersetzung der 'Trionfi' von Petrarca, gedr. schon 1815. Man sieht wirklich nicht recht, wie diese sehr verschiedenen Artikel zusammengeschneit wurden. Nirgends ist ein durchgehender Plan zu erkennen. Dabei wäre noch sehr viel Ungedrucktes herauszugeben gewesen, z. B. von Hawes. Die abgedruckten Stücke sind kommentiert und mit einem Glossar versehen, so daß ein mächtiger Quartband entstand, über dessen Existenzrecht man verschiedener Ansicht sein kann.]

W. Gädick, Der weise Narr in der englischen Literatur von Erasmus bis Shakespeare. Berliner Diss. Leipzig, Mayer & Müller, 1928. 54 S. [Die Gestalt ging aus dem 'Laus Moriae' des Erasmus hervor, hatte aber mancherlei mittelalterliche und antike Vorbilder, namentlich den Aesop. In englischer Sprache wurde sie weitergebildet durch Skelton und Heywood, ins lateinische Humanistendrama eingeführt durch Grimald, dann mehrfach von Dramatikern benutzt, aber erst durch Shakespeare um 1598 auf die Höhe gebracht. Naturgemäß ist das Shakespearekapitel das gewichtigste der ganzen Schrift; allerlei Geistreiches ließe sich darüber noch sagen; aber der Verf. hielt sich streng an die philologischen Tatsachen. Zu Anfang des 17. Jh.s ist dann der Typ mit dem romantischen Mischdrama verschwunden.]

R. Meißner, Der Name Hamlet. (Indogerm. Forschungen. XLV, S. 370—394).

G. F. Bradby, The problems of Hamlet. London, Oxford University Press, Humphry Milford, 1928. 60 S. [Mit ausgezeichnetem Scharfsinn und ohne ein überflüssiges Wort sind hier die Unebenheiten aufgedeckt, die einen Dramatiker wie Wildenbruch zur Ansicht trieben, Shakespeare habe mit Absicht ein Rätselstück geschrieben, um die Zuschauer auf eine ungewohnte Weise zu fesseln. Studiert werden: Widersprüche in Zeitangaben; Unstimmigkeiten betreffs Horatio; der Charakter der Königin; Hamlets wechselndes Verhältnis zu Ophelia; die wahre Natur des Geistes; die Englandreise; Hamlets angebliche Verrücktheit, sein Charakter und sein Zaudern. Vielleicht würden wenige größere Dichtungen der scharfen Sonde Bradbys ganz widerstehen können. Flagrante Widersprüche bei Shakespeare sind auch sonst vorhanden, z. B. bei Macbeth, dessen Frau bald Kinder hatte und bald nicht, sowie bei Falstaffs Rekruten, deren Zahl schwankt. Sobald es zur Erklärung der besonders zahlreichen Stellen im Hamlet kommt, die einander widerstreben, betont Bradby ganz richtig: die Verschiedenheit des Helden in der altdänischen Quelle und in Shakespeares Renaissance-Auffassung, die Existenz fast unvereinbarer Eigenschaften in manchen Shakespeare-Charakteren nebeneinander, die deutliche Revision und nochmalige Revision dieses Stückes durch den Autor und schließlich die Hast, mit der sich Shakespeare der praktischen Aufgabe entledigen mußte, seine Truppe mit zugkräftigen Stücken zu versorgen. Da und dort kann man den Dichter gegenüber Bradby entlasten, indem man annimmt, daß er irgendein selbstverständliches Übergangsglied nicht ausdrücklich vorbrachte; man kann auf einige Unsicherheiten des Textes verweisen; man muß die Verschiedenheit in den vorhandenen Fassungen genauer verfolgen und die Spuren älterer verlorener Fassungen betonen u. dergl.; trotzdem bleibt der Eindruck, daß Shakespeare sich in diesem Stück mit einer nicht ausgefeilten Leistung begnügte. Einem Autor passiert

es manchmal gerade da, wo er sein Allerbestes schaffen will, daß er durch wiederholte Revisionen mit seinen Anfangsabsichten übers Kreuz kommt und schließlich, stumpf und müde geworden, das Werk in Gottes Namen hinausziehen läßt, wie es ist.]

S. A. Tannenbaum, A classified Shakespeare bibliography for 1927. (The Shakespeare Association bulletin III, 1.) New York, The Shakespeare Association of America, 15 Gramercy Park, April 1928. [Tannenbaum bietet eine gute Sh.-Bibliogr. im amerikanischen Stil; er hat auch die Abhandlungen über Shakespeare gewissenhaft zusammengetragen, selbst aus kleinen Wochenblättern, und das Ganze in eine Menge Unterklassen zerteilt, die er alphabetisch ordnet: Allusions, America, Art, Astrology, Authorshipproblem, Baconcontroversy usw. Das ist sehr nützlich und löblich. Für Deutsche ist ein weiterer Ausblick auf unsere Theaterverhältnisse nötig, weil unser ganzes poetisches Theater, das zum Glück noch lebt, mit Shakespeare steht und fällt. Wenn in einem deutschen Buche nebenbei über Shakespeare interessant gehandelt ist, z. B. in einer Dichterbiographie oder in einem Briefwechsel, so wollen wir es auch durch die Bibliographie erfahren. Übersetzungen sind bei Tannenbaum prinzipiell übergangen, während sie für uns sehr wichtig sind als Symptome für Shakespeares Beliebtheit. Was wir brauchen, gibt uns die seit 1864 laufende Bibliographie des Shakespeare-Jahrbuchs, zusammen mit einem alphabetisch geordneten Register der Autorennamen, und vielen, vielen Dank verdient sich die Redaktion des Jahrbuches, indem sie die viele Mühe für die Fortsetzung dieser deutschen Bibliographie trotz vieler Schwierigkeiten nicht scheut. Alle Achtung vor Tannenbaums Arbeit; möge die amerikanische Bibliographie noch viel besser gedeihen als die deutsche, nur die unsrige nicht aufhören!]

R. M. Smith, The variant-issues of Shakespeare's second folio and Milton's first-published English poem. A bibliographical problem. (Lehigh University publication II, 3.) Bethlehem, Pa., Lehigh University, March 1928. [Wie von der ersten Folio werden auch die vorhandenen Exemplare der zweiten, wenigstens soweit sie in amerikanischem Besitz sind, nach Möglichkeit verzeichnet. Das Titelblatt, obwohl überall dasselbe, ist neunmal faksimiliert. Miltons vorgedrucktes Gedicht bekommen wir dreimal zu sehen, ohne Veränderung. Genaue Nachricht erhalten wir auch von den Preisen, die für das Buch in den letzten Jahrzehnten gezahlt oder verlangt wurden.]

B. J. Wild, Dryden und die römische Kirche. Freiburger Diss. Borna-Leipzig, Noske, 1928. 90 S. [Dryden schwankte ehrlich, denn seine Zeit schwankte betreffs derselben religiösen Fragen mächtig. Als er am Ende seines Lebens sein Amt als Hofdichter und Historiograph verlor, hätte er mit Hilfe seiner einflußreichen Freunde leicht sich halten können, wenn er nur den Huldigungseid geleistet hätte; doch dies wäre ihm 'als Hochverrat erschienen'. Er hatte sich verhaßter gemacht als Milton und besaß weniger eigene Hilfsquellen. Von den vielen Flugschriften und Schmähgedichten, die den Sturz der Stuarts feierten, haben ihn alle gestreift, einige ihn allein getroffen. Dabei hatte er noch für seine Söhne zu sorgen, die später am päpstlichen Hofe Anstellung fanden. Fast heldenhaft war es, wie er sich in dieser Lage durch angestrengte literarische Tätigkeit selber über Wasser hielt. Im Unglück zeigte er unerwarteten 'Starkmut und Seelengröße'; er fühlte sich als Märtyrer und wollte nicht einen Zoll 'über sein Gewissen hinausgehen'. Dabei verabscheute er die Inquisition, die seine selbstgewählte Kirche besonders in Spanien und Amerika aufrecht hielt. Dramatische Freunde sahen auf ihn mit Teilnahme und suchten ihm durch Bühnenveranstaltungen zu helfen. Allen Konflikten machte auf einmal sein Tod ein Ende, worauf man unter allgemeiner Trauer seinen Leichnam feierlich in der Westminster Abtei zwischen Chaucer und Cowley beisetzte. All diesen Vorgängen hat Wild geschickt und sachkundig nachgespürt, so daß man ein überzeugliches Bild gewinnt.]

Johnsonian gleanings by A. L. Read, Part V: The doctor's life 1728—35. London, priv. printed for the author by P. Lund, 3 Amen Corner, E. C. 4, London 1928. XII, 315 S. [Liebevoll verfolgt Verf. seinen Helden durch alle Ecken und Winkel seines Schullebens. Seine Lehrer und Mitschüler werden bis ins kleinste biographiert. Wir erfahren Einzelheiten über seinen Widerwillen gegen äußere Autorität und seine Erziehung durch die Hausordnung, über die Befürchtungen eines seiner Lehrer für seine Geistesgesundheit und seine wachsende Melancholie, nicht viel Neues über seine Bewerbung um die Witwe Porter, die schon um 1690 geboren war, und viele andere Seltsamkeiten, die schon ein großes Interesse für den kommenden Diktator der englischen Literatur voraussetzen. Am meisten Wert hat wohl die im Anhang K mitgeteilte Liste der 1735 in Johnsons Besitz befindlichen Bücher; es sind erstaunlich viele lateinische Werke darunter, besonders auch aus dem 17. Jh., so daß man die tiefe Einwirkung solcher Belesenheit auf seinen Stil begreift. Nicht bloß moderne Fremdliteratur ist daneben völlig ausgefallen, sondern auch alle englische Dichtung vor der Stuartzeit, einschließlich Shakespeare, und nur Spenser ausgenommen. Von heimischen Schriftstellern in englischer Sprache sind nur vertreten: Sherlock, 'On death' (1689); Locke, 'On education' (1693); Barnecroft, 'Advice to a son' (1708); Milton, 'Poems'; Dryden, 'Virgil' (1697), 'Juvenal' (1693) und 'Fables' (1699); Waller, 'Poems'; Butler, 'Hudibras'; Prior, 'Poems'; Addison, 'Works' (1730), 'Guardian'; Pope, 'Homer' und 'Miscellanies' (1727); Phillips, 'Tragedies' und 'Poems'; Young, 'On the last day'; Edmund Smith, 'Works'; Blackmore, 'Creation' (1712); Rowe, 'Callipædia' (1710), 'Common prayer'; R. Nelson, 'On the sacrament' (1707); Pitt, 'Vida's Art of poetry' (1725); Garth, 'The dispensary' und einige Geographiebücher. Von neulateinischen Kritikern kommen in lat. Sprache vor: Scaliger, Leclerc, Vida. Das Ganze ist ein Bibliotheksbuch, wichtig für den Johnsonforscher, für gewöhnliche Leser jedoch zu sehr ins einzelne gehend.]

Ilse O'Sullivan-Köhling, Shelley und die bildende Kunst. Halle, Niemeyer, 1928. 230 S. 8 M. [Als Shelley in Italien weilte, bekam er ein Auge für dessen Kunstschätze. Nach wie vor ging ihm das Ideale über alles, und auf die Dauer galt ihm die Ausdrucksweise von Malerei, Skulptur und Architektur als eine materiell getrübte und beschwerte. Aber er glaubte jetzt an einen gemeinsamen Geist der Poesie und schönen Künste, wie Coleridge seit einem Dutzend Jahren in Anlehnung an Schelling ihn verkündete. Mit etwas viel Worten ist dieser einfache Sachverhalt hier ausgedrückt; auf einem Drittel der Seiten hätte sich mehr sagen lassen.]

Jakob Brauchli, Der englische Schauerroman um 1800 unter Berücksichtigung der unbekannten Bücher. Ein Beitrag zur Geschichte der Volksliteratur. Weida i. Thür., Thomas & Hubert, 1928. 260 S. [Der Schauerroman hat in England um und nach 1800 noch üppiger gewuchert als bei uns. Verf. hat hunderte solcher Produkte nachgewiesen, glücklicherweise nicht alle zu lesen bekommen; er teilt sie in Klassen ein, geht ihren Ursprüngen nach und charakterisiert die Leserschaft, die sich wesentlich aus Damen rekrutierte.]

O. Heß, Carlyles Stellung zum Christentum. Dissertation. Freiburg 1926. 77 S.

J. L. Whitman, Longfellow and Spain. New York, Instituto de la Españas, 1927. VII, 249 S. [Stark und geradezu typisch war der Einfluß Spaniens auf Longfellow, der schon früh auf einer Reise die pyrenäische Halbinsel kennen lernte, sprachlich sich einarbeitete, vieles übersetzte und immer wieder Bilder und Empfindungen aus dieser Sphäre schöpfte. Dies ist hier übersichtlich und vielfach auch im einzelnen auseinandergesetzt. 'Childe Harold' war dabei der maßgebende Führer für den jungen Amerikaner gewesen; wie weit Literatur, wie weit Wirklichkeit vorherrscht, fragt man sich auf Schritt und Tritt; die Byronischen Eindrücke dürften überwiegen.]

F. Brie, Der Einfluß der Lehren Darwins auf den britischen Imperialismus. (Rede des antretenden Rektors.) Freiburg i. B., Groß, 1927. 28 S.

J. B. Orrick, Matthew Arnold and Goethe. (Publ. of the English Gooth Soc. New series IV, ed. by J. G. Robertson.) London, Moring, 1928. 54 S. [Auf Robertsons gewichtige Studie über Goethe und Byron folgt hier eine beachtenswerte über Goethe und den Anführer der modern-englischen Ästheten, dessen kritische Literaturauffassung noch im heutigen England nachwirkt. Arnold ist den Philistern mächtig zu Leibe gerückt; durch Orrick stellt sich heraus, daß er dies von früh auf unter dem Anhauch Goethes tat, der in seinem jugendlichen Geiste die Schwärmerei für Byron verdrängte. Seit 1827 preist er die Weisheit des großen Weimaraners, besonders in seinen 'Memorial verses' von 1850:

He looked on Europe's dying hour
Of fitful dream and feverish power;
His eye plunged down the weltering strife,
The turmoil of expiring life —
He said: *'The end is everywhere,
Art still has truth, take refuge there.'*

Carlyle hatte ihn zu solcher Erkenntnis Goethes geführt. Wie sehr sie auf Arnold wirkte, wird aus mancherlei Aussprüchen von ihm über Kultur, über Hamlet, über französisches Drama, besonders auch über Byron hier erwiesen. Carlyle hat ihn allerdings auch in mancher Hinsicht beengt und am vollen Verständnis Goethes gehindert, so daß er den 'Faust' zu 'inkommensurabel' fand, 'Tasso' und 'Iphigenie' 'trop voulu'. Orrick setzt sich über solche Fragen ausführlich mit seinem Autor auseinander und knüpft daran eine Gesamtvergleichung der beiden Geister: Goethe war nicht in erster Linie ein Denker, wie Arnold glaubte und auch selber war, sondern ein Künstler ein schaffender, der die Widersprüche des Lebens auch in Gestalten festhielt; 'For him Art in all its forms' — 'the breath and finer spirit of all knowledge' — was 'the abiding', 'the very image of life expressed in its eternal truth.' — Bei dieser Gelegenheit sei auch über die englische Goethe-Gesellschaft einiges gesagt, die bei vorliegender Studie Gevatter gestanden hat. Haldane steht wieder an ihrer Spitze, und die Mitgliederliste weist gegen 200 Namen auf. Offenbar mutige und charakterfeste Wertschätzer deutschen Geistes. Zu den Bibliotheken, die auf der Liste erscheinen, gehören von deutscher Seite bereits Dresden, Göttingen, Kiel und München. Am reichsten vertreten sind die amerikanischen Bibliotheken und verhältnismäßig Irland. Nicht ganz fehlen Australien und Kanada.]

R. E. Zachrisson, Thomas Hardy as man, writer, and philosopher. An appreciation with a Swedish Hardy bibliography. (Studier i modern språkvetenskap, X.) Uppsala, Almqvist & Wiksell, 1928. S. 3—29. [Zachrisson ist nicht bloß ein hervorragender Grammatiker, sondern hat auch ein enges Verhältnis zu dem englischen Gegenwartsdichter, der in den letzten Jahrzehnten als der literarische Tonangeber in seiner Heimat galt. Er besuchte Thomas Hardy im Sommer 1920 in dessen Haus bei Dorchester und gibt hier einen fesselnden Bericht über seine Beobachtungen. Nichts von dem Pessimismus, der die Werke Hardys düster durchzieht, war an ihm persönlich zu entdecken; er lebte glücklich in seinem Wessex, wie er selbst im Hinblick auf König Alfred seine Heimatsgaue nannte, führte ein behagliches Haus und gab sich freundlich mit der heiteren Ungezwungenheit des gentleman. Es schien ihn zu freuen, daß junge Anglisten aus Berlin erschienen, um seine Hilfe beim Studium des Dorchester-Dialekts zu erbitten; er verstand ihre Schwierigkeiten; 'The genuine dialect speakers were shy birds'. Er entdeckte sein Sondertalent im Roman 'Far from the madding crowd' 1874 und blieb der Heimatsgeschichte treu, solange er über diesen Punkt etwas zu sagen hatte; in 'Jude the obscure' zeigte er den Schicksalskampf

zwischen der sinnenstarken Arabella und der philosophisch angehauchten Sue um einen gar nicht sehr starken Mann, wobei die schwachen alle schlecht fahren; seine Auffassung des Lebens streift vielfach an die Schwermut Schopenhauers und Hartmanns, obwohl er im tiefsten Innern vielleicht an einen endgültigen Sieg der Liebe über den Haß geglaubt hat. Als er nichts mehr über diese Wirklichkeitsdinge zu sagen hatte, wandte er sich zur Politik und schrieb seine 'Dynasts' und dann noch 8 Bände Lyrik, immer gehorsam der eigenen inneren Stimme. Was für Streit in ihm vorging, deutet Zachrisson an, indem er von seinem Glauben und Zweifeln erzählt: 'Unable to believe in an Almighty God or in a Merciful Ruler of the Universe, Hardy looks upon the events in history and man's life as the work of an immanent and impersonal Will, which is neither good nor bad and creates life continually without caring for it.' Schließlich glaubte er, einen Ausweg durch die Poesie zu finden; Zachrisson zitiert aus seinen 'Late lyrics' XVII einen Ausspruch, wonach Religion bestehen muß, sonst geht die Welt unter, und ebenso 'complete rationality', sonst geht die Welt unter, und der Ausgleich zwischen diesen unvereinbaren Polen müsse hergestellt werden durch Poesie — 'the breath and finer spirit of all knowledge, the impassioned expression of science'.]

E. Schweisgut, Yeats' Feendichtung. Dissertation. Darmstadt, Bender, 1927. 55 S.

Tauchnitz edition. Collection of British and American authors.
Vol. 4782: H. L. Mencken, In defence of women.
„ 4791: John Galsworthy, Beyond.
„ 4793: George Moore, Celibate lives.
„ 4805: } H. G. Wells, The world of William Clissold, 2 vols.
„ 4806: }
„ 4811: H. M. Tomlinson, Gallions reach.
„ 4813: Joseph Conrad, The nigger of the 'Narcissus'.
„ 4814: E. F. Benson, Lucia in London.
„ 4815: Booth Tarkington, Claire Ambler.
„ 4816: Aldous Huxley, Those barren leaves.
„ 4817: Hugh Walpole, Jeremy at Crale.
„ 4818: Douglas Goldring, The façade.
„ 4819: C. E. Montague, Rough justice.
„ 4820: C. E. Montague, Right off the map.
„ 4821: Arnold Bennett, The strange vanguard.
„ 4822: Frank Swinnerton, Tokefield papers.
„ 4823: Arnold Bennett, The woman who stole everything.
„ 4824: E. Ph. Oppenheim, Prodigals of Monte Carlo.
„ 4825: D. H. Lawrence, England, my England.
„ 4826: J. Conrad: The shadow line.
„ 4827: Mrs. Belloc Lowndes, The story of Ivy.
„ 4828: Rose Macaulay, Keeping up appearances.
„ 4829: Maurice Baring, Tinker's leave.
„ 4830: J. Conrad, Typhoon and other stories.
„ 4831: Sh. Kaye-Smith, Iron and smoke.
„ 4832: E. Temple Thurston, Jane Carroll.
„ 4833: Berta Ruck, The youngest Venus.
„ 4834: E. M. Delafield, The suburban young man.

Paul Hartig, Die Edinburger Dialektgruppe. Sprachgeschichtliche Studie über Satzproben, aufgenommen mit dem Grammophon in den Gefangenenlagern, und über den Berwickshire-Lokaldichter Calder. (Palaestra 156.) Leipzig, Mayer & Müller, 1928. IV, 104 S. [Fünf Dialektproben von Gefangenen aus dem südöstlichen Schottland, Lautbibliothek Heft 1—4 samt einigen Zutaten sind hier sprachgeschichtlich bearbeitet. Die Lautgesetze betreffs Quantität

und Qualität der Vokale ließen sich trotz des beschränkten Materials deutlich herausheben; daneben ist das Schwanken der Lautung, namentlich bei den unbetonten Vokalen, gebucht und mehrfach durch ein paar eingeschobene Wörtchen auch gedeutet. Die Konsonanten ebenso genau zu erörtern war nur teilweise möglich, weil sie in den Lautplatten nicht deutlich genug erklangen. Der Flexion ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Calder ist in der Schreibweise seines Dialekts ebenso wenig folgerichtig verfahren wie Burns, indem er, besonders an gehobenen Stellen, beliebig in die Schriftsprache überschlägt. Ein Kapitel über die Schreibweise des Südschottischen seit dem 15. Jh. lehrt, daß Calder sich von dem Vorbilde Walter Scotts leiten ließ. Eine Probe von Calders Dialektgedichten ist beigegeben.]

H. Spies, Kultur und Sprache im neuen England. Zweite ergänzte Auflage. Leipzig, Teubner, 1928. XIV, 222 S. Geb. 8 M. [Die neue Auflage des von mir Arch. 151, S. 120 ff. angezeigten Buches, die so rasch notwendig geworden ist, hat den allgemeinen Plan des Buches und seinen Text unverändert gelassen, bloß eine Reihe von Zusätzen und Verbesserungen im einzelnen (nach dem Vorwort 400—500) sind dazu gekommen. Diese betreffen vor allem Nachträge neuerer Literatur, Druckfehlerverbesserungen (leider nicht alle, S. 25 Z. 5 v. u. seinen statt ihren, S. 43 Z. 13 v. u. Child² st. Child', S. 52 Z. 15 v. u. mispell st. misspell, S. 118 Z. 6 v. o. Hydes st. Hyde's, S. 163 Z. 20 v. o. und S. 203, mittlere Kolonne municipilize und municipilization sind stehen geblieben) und da und dort kleinere Nachträge. Größere Zusätze sind die S. 40 über den sprachlichen Wettbewerb innerhalb der V. St. (der aber so eingerückt ist, als ob er sich auf Asien und Indien bezöge), S. 103 über den neuen Königs- und Parlamentstitel und S. 180 über die Prayer Book Revision, die sich allerdings Sp. bei der Abfassung leichter vorgestellt hat, als die Ereignisse inzwischen gezeigt haben. Nachzutragen ist noch: S. 8 unten: Annual Bibliography Bd. VI, hg. von D. Everett, Bd. VII von D. Everett und E. Seaton; S. 10 unten: Die drei Nachtragsbände der Encl. Brit. sind in der 13. Aufl. auf die jüngste Vergangenheit ergänzt. S. 99: Zu den Gegnern der Society for Pure English ist jetzt noch den anon. Verfasser des Leitartikels 'Lakonics' im Lit. Suppl. der Times vom 16. Febr. 1928 gekommen. S. 100 zu Ortsnamenforschung vgl. noch R. E. Zachrisson, Engl. Stud. 62, S. 64 ff. S. 102, Anm. 117 zu Personennamen noch M. Förster, Die Französierung engl. Personennamen, Germanica (Festschrift f. E. Sievers), Halle 1925, S. 327 ff. K. Brunner.]

R. Tourbier, Das Adverb als attributives Adjektiv im Neuenglischen. Berliner Diss. Leipzig, Akademische Verlagsgesellschaft, 1928. 78 S. [In der Verbindung 'our sometime queen' ist ein Adverb durch Stellung zwischen Possessiv und Substantiv in ein Adjektiv verwandelt. Die Fälle dieser Art werden mit Hilfe von Murrays Dictionary hier zusammengetragen; sie datieren seit der Zeit, wo die Adjektivflexion völlig verfiel, wie zu erwarten war, d. h. dem 13. Jh. Als erstes Beispiel begegnet 'thwart-over', und zwar ist die Erscheinung sofort im Norden, Mittelland und Süden zu beobachten. Sie wächst mächtig seit dem 14. Jh. Besonders beliebt ist sie in der gelehrten Prosa, am meisten bei Shakespeare, und zwar fast nur in gehobener Redeweise; offenbar war sie von Haus aus nicht volkstümlich. Aber daneben stellen sich immer häufiger Verbindungen, wo das Adverb nicht Adjektiv geworden ist, sondern erster Bestandteil eines Nominalkompositums. Um diese beiden Vorgänge im modernen Englisch, wo sie noch durch verschiedene Tonhöhe zu sondern sind, mit Sicherheit auseinanderzulegen, hat Verf. schließlich zur experimentellen Phonetik gegriffen; er hat darüber in dieser Zs. Bd. 153 gehandelt. Ein Verzeichnis aller in der Arbeit behandelten Adverbien macht den Beschluß.]

A. Bernhard, Englische Grammatik (Kurzausgabe). Unter Mitwirkung von W. H. Wells. München, Kellerer, 1928. 96 S. 2 M.

J. Kirkpatrick, Handbook of idiomatic English as now written and spoken. Heidelberg, Carl Winter, 1927. XVI, 317 S. 3. Aufl. Geb. 5,50 M. [Das allen Edinburger Ferienkursbesuchern der Vorkriegszeit wohlbekannte Buch ist in seiner 3. Aufl. leider nur ein unveränderter Abdruck der vor 13 Jahren erschienenen Vorgängerin. Dies hat den Vorteil, daß Besitzer der 2. Aufl. die neu herausgekommene nicht zu kaufen brauchen, ist aber sehr bedauerlich für jeden, der die Bereicherung der Sprache durch die wahrlich inhaltsreichen Jahre der jüngsten Vergangenheit verfolgen möchte. Schon in seiner alten Form ließ das an sich recht nützliche Büchlein vielfach vergeblich suchen. Ausdrücke wie z. B. *they pulled your leg, I could not get a word in edgeways, all is grist that comes to my mill, he sticks to it like a limpet to the rock* usw. hätten mit gleichem Recht wie andere Aufnahme verdient. Und sollte die ganze Fülle der durch Krieg, Flugwesen und Radioentwicklung bedingten Ausdruckvermehrung nicht zur Ergänzung drängen? Auch für die Beobachtung sprachlicher Erscheinungen gilt: Rasten heißt rosten. F. Fiedler.]

H. E. Palmer, Everyday sentences in spoken English. With phonetic transcription and intonation marks. (For the use of foreign students.) Revised and enlarged by F. G. Blandford. Leipzig, Teubner, 1927. XXVI, 128 S. [Die Neuausgabe bietet das Material der früheren in der phonetischen Umschrift der International Phon. Assoc. Inhaltlich ist eine beträchtliche Bereicherung alltäglicher Redewendungen zu beobachten, eine häufigere Verwendung des Betonungszeichens (′), um dem Fremden die Auffassung des Satzrhythmus zu erleichtern, und die Anwendung des Punktsystems in schwierigeren Fällen. Hinzugefügt sind ferner drei Listen mit einleitenden oder abschließenden Satzteilen (*sentence extensions*) und vor allem die orthographische Schreibung für alle (in phon. Umschrift) angeführten Sätze. Reichhaltigkeit und sorgfältige Zusammenstellung des Materials machen das Buch für den angehenden Anglisten zu einem wertvollen Führer, dessen gründliche Ausschöpfung jedem Studierenden noch vor dem ersten Aufenthalt in England dringend zu empfehlen ist. F. Fiedler.]

H. Gade und A. Herrmann, Elementarbuch für Knaben- und Mädchenschulen mit Englisch als erster Fremdsprache². (Gade-Herrmann, Engl. Unterrichtswerk. Ausg. A. Einheitsausgabe.) Bielefeld, Velhagen, 1926. 160 S. Mit einer farbigen Münztafel. [Diese 2. Aufl. ist ein unveränderter Abdruck der vor Jahresfrist erschienenen ersten (bespr. Arch. 152, 304). Daß die Neuauflage so schnell nötig wurde, ist der beste Beweis für den verdienten Anklang, den das Buch in Fachkreisen gefunden hat. F. Fiedler.]

F. Fiedler, Medieval poetry and prose, zusammengestellt. (Teubners kl. Auslandtexte f. h. Lehranst. I, 11.) Leipzig, Teubner, 1928. 42 S. [Hrothgars Bau der Halle Heorot aus der Beowulfübersetzung des William Morris macht den Anfang. Das Metrum ist nicht gerade ideal getroffen, der Stil ist charakteristischer nachgeahmt, aber das Neue besteht in der Aufnahme einer schönen Szene aus dem germanisch-altertümlichen Epos. Es folgt das Auftreten der Königin Wealtheow, wie sie dem Helden ihr Söhnchen anempfiehlt. Beide Stellen sind sehr geeignet für die Schule. Chaucers Prolog füllt mehrere Seiten; dann die prächtige Prosa von Malorys Morte d'Arthur, und zwar gerade eine Partie, die zu unserem Parzival stimmt. Ein altes Drama in englischer Sprache, das Bibelstück von der Eröffnung der Vorhölle reiht sich daran; Satan wird von Christus in einem Disput überwunden. Dazwischen einige Proben aus Übersetzungen, dahinter gute Anmerkungen. Das Eis ist gebrochen. Auch in anderen Schulbüchern ziehen bereits altenglische Texte in die Jugendlektüre ein; der Bereich, in dem wir die Entwicklung des englischen Volkes in Originalproben überschauen, erweitert sich fast um ein Jahrtausend; es wird den begabteren Schülern gewiß nicht schaden.]

Thoughts on art. Aus englischen Literaturwerken von Sidney und Bacon

bis Wilde und Shaw. Ausgew. und mit Anm. für den Schulgebr. bearb. von J. Tiedemann. (Schulbibl. frz. u. engl. Prosaschr. a. d. neueren Zeit. II, 35.) Berlin, Weidmann, 1927. 82 S. Wörterbuch 45 S.

England and the English. Ein Lesebuch zur Einführung in Volkstum und Kultur Englands. Hg. von P. Hartig und A. Krüper. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1927. 257 S. 4,60 M. [Ein Parallelwerk zu dem in Arch. 152, 129 ff. von Dibelius ausführlich besprochenen 'Seeds and fruits' desselben Verlages. Ist letzteres eher ein wertvolles Nachschlagewerk für den Lehrer als ein kulturkundliches Lesebuch für die Oberstufe, was in gewissem Sinne auch dann noch gelten dürfte, wenn es in der Dibelius vorschwebenden geänderten und erweiterten Form herauskäme, so ist 'England and the English' mit praktischem Blick auf das in der Schule Erreichbare zugeschnitten. Daß die amerikanischen Verhältnisse unberücksichtigt bleiben, ist bei ihrer ständig wachsenden Bedeutung vielleicht zu bedauern, im Rahmen des Buches aber prinzipiell richtig. Was erstrebt wird, ist die Schaffung der 'Grundlagen für eine Einführung in die englische Lebens- und Geisteswelt'. Diese Aufgabe suchen die Verf. zu lösen durch sorgfältig gewählte Texte in zwei Hauptteilen. Der erste behandelt die geographischen, rassenmäßigen und historischen Lebensbedingungen des englischen Volkes, der zweite die Grundkräfte und Grundformen des engl. Kulturlebens und Kulturschaffens. Einen Vorzug gegenüber 'Seeds and fruits' bedeutet es, daß hier nur wirklich bedeutende Darsteller die Probleme der englischen Volksart behandeln. Der Hauptteilung entsprechend behandeln Kap. 1—3: 'The English country'; 'the English races'; 'leading persons and main currents of modern English history'. Der zweite Teil behandelt in Kap. 4—6: 'The ruling forces' (A. *Sensualism and empirism*; B. *Political activism*; C. *Individualism*); 'English commonsense'; 'Fundamental attitudes of the English' (A. *Love of nature and natural simplicity*; B. *Metaphysical belief*; C. *Humorous satire*; D. *Humanitarian utilitarianism*). Es folgen 'Einführungen und Anmerkungen zu den Texten', knappe Angaben 'zu den Verfassern' und 'schwierigere Eigennamen in phonetischer Schrift'. — Im Vergleich zu 'Seeds and fruits' erscheint das vorliegende Buch weit weniger reichhaltig. Gewiß könnte manches über geschichtliche Dinge (Verhältnis Englands zu Deutschland), Sport, Kunst, Handel und Industrie usw. gefordert werden, wenn Vollständigkeit kulturkundlicher Höhepunkte das Ziel sein soll. Doch ist bei aller Berechtigung der Forderung 'Kulturkunde in der Schule' nicht die Bedeutung der Sprache als solcher zu übersehen. Wer Schulpraktiker ist, weiß, welche elementaren Schülerfehler der Lehrer (namentlich an Schulen mit geringer Stundenzahl für Engl.) selbst in der Prima noch zu bekämpfen hat, wie gering die Ausdrucksfähigkeit unserer Primaner im (namentlich mündlichen) Gebrauch der Fremdsprache ist. Wie wenig tiefgehend kann da Kulturkunde getrieben werden! Unter Berücksichtigung dieser Tatsache ist das vorliegende Buch, wenn auch weniger auswahlreich als 'Seeds and fruits', als Buch für den Schüler eher zu empfehlen als jenes. Wenn unsere Abiturienten auch nur den größten Teil von 'England and the English' gründlich verarbeitet haben (natürlich neben der zusammenhängenden Klassenlektüre) und die erforderliche sprachliche Fähigkeit aufweisen, so ist ihnen, wenigstens was das Englische angeht, eine Vorbildung mitgegeben, die selbst dem strengsten Maßstab der Universität genügen dürfte. Daß 'Seeds and fruits', ganz besonders in der von Dibelius angedeuteten Erweiterung, auf der Schule nur teilweise ausgeschöpft werden kann, ist selbstverständlich. Und wird diese teilweise Ausschöpfung wesentlich über das in 'England and the English' Gebotene hinausgehen können? Zum Schluß eine Bemerkung zu S. 221: ist es richtig, daß Englands Anspruch auf die Rolle des auserwählten Gottesvolkes von den Puritanern stammt? M. E. ist diese Ansicht schon vor den Puritanern und lange vor Milton formuliert worden (vgl. Pauck, Der Imperialismus in der engl. Kirche; Diss. Berlin). F. Fiedler.]

H. Gade, Übungsstoffe für Nacherzählungen (freie Arbeiten). 1. Heft: Englisch. Berlin, Weidmann, 1927. 79 S. Geh. 1,80 M. [Die Sammlung enthält 38 kürzere und längere Erzählungen in deutscher Sprache mit gegenüberstehendem engl. Text. Inhaltlich eignen sich die meist anekdotenhaften Stücke vorzüglich für die Mittel- und Oberstufe; die längeren sollten für die Reifeprüfung Verwendung finden. Aus diesem Grunde wäre zu wünschen, daß die Sammlung nicht in die Hände der Schüler kommt, weil sonst ein Hauptzweck des Buches, dem Lehrer das zeitraubende Suchen nach geeigneten Texten zu ersparen, vereitelt würde. An Kleinigkeiten ist mir aufgefallen: S. 28. *Also legt los* entspricht nicht recht dem *So lay on lightly* (S. 29); S. 71. *opinion*, in der juristischen Sprache = schriftliches (gerichtliches oder notarielles) Gutachten wäre m. E. hiermit treffender verdeutscht als mit *guten Rat* (S. 70). Druckfehler wären zu berichtigen: S. 27. *chief* in *thief*, S. 29. *price* in *prize*, S. 45. *As cotch* in *A Scotsch* ... Die Fortsetzung der Sammlung, besonders mit Texten für die Oberstufe, wird vielen Anglisten recht willkommen sein. F. Fiedler.]

Students' series. Neue Folge. Hg. von Wildhagen. Leipzig, Tauchnitz, 1928.
Nr. 14: J. Conrad, The Tale. Mit Anm. u. Wb. bearb. v. F. Öckel. 48 u. 28 S.
„ 15: Sh. Kaye-Smith, The end of the house Alard. Mit Anm. u. Wb. bearb. von K. Arns. 114 u. 90 S.
„ 16: J. Galsworthy, The silver box. Mit Anm. u. Wb. bearb. v. G. Kirchner. 106 u. 79 S.

Something to read. (Langenscheidts fremdspr. Lektüre, I.) Berlin, Langenscheidt, 1928. VIII, 144 S. [Anspruchslose Geschichten und Berichte, meist komischer Art, mit vielen lustigen Holzschnitten. Wesentlich gebesserte Aussprachebezeichnung.]

Diesterwegs neuspr. Ref.-Ausg. Bd. 102: John Galsworthy, Awakening. — Ultima Thule. — The juryman. With notes and glossary by A. Cliffe. Frankfurt a. M. 1928. 70 und 20 S.

Frz. u. engl. Schulbibl., hg. v. Pariselle u. Gade. A. 230. Sunny and funny. A book for beginners. Für den Schulgebr. ausgew. u. erklärt v. H. Gade. Mit 13 Abb. u. 1 Karte. Leipzig, Renger, 1928. 49 S.

Velhagen & Klasings Sammlung frz. u. engl. Schulausgaben. Bielefeld und Leipzig 1928.
Bd. 186 B: English naturalists (Kingsley — Jefferies — Lubbock — Cornish — Hudson), hg. von W. Ebisch. 84 u. 23 u. 70 S.
„ 187 B: B. H. Sutton, The Growth of Modern Britain, hg. von M. Fuhrmann. Mit einer Karte. 103 u. 25 u. 33 S.
„ 188 B: Five one-act plays (Galsworthy — Bennett — A. A. Milne — Conway — Synge), hg. v. H. Gade. 115 u. 17 S.

Amerikanisch.

American speech. III, 3, Febr.; 4, Apr.; 5, June 1928.

H. E. Palmer, J. V. Martin and F. G. Blandford, A dictionary of English pronunciation with American variants. (In phonetic transcription.) Leipzig, Teubner, 1927. XLIX, 436 S. [Bisher glaubte ich über modern englische Aussprache so ziemlich Bescheid zu wissen; jetzt, wo eine Reihe Aussprachewörterbücher vorliegt, weiß ich es in vielen Fällen nicht mehr. Im vorliegenden Buche ist mit Nachdruck die amerikanische Aussprache berücksichtigt; sie steht, wenn sie von der 'recieved pronunciation' abweicht, auf dem letzten Drittel jeder Seite, während man im ersten Drittel 'traditional spelling' findet. Die englischen Aussprachen finde ich vielfach nur mit Auslese verzeichnet, z. B. *hospitable* nur mit dem Akzent auf der ersten Silbe; Nominalkomposita mit *un-* zeigen in normalisierter Weise immer die Vorsilbe betont; für *Celtic* fehlt jede Angabe. Ob das Amerikanische mit seinen Abweichungen vollständig und richtig verzeichnet ist, wird man schwer ent-

scheiden können, weil es zu wenig Festigkeit besitzt; aber es fällt auf, daß z. B. in *student* das Fehlen des *j* — eine ständige Besonderheit in amerikanischer Rede — verschwiegen ist, in *body* die *u*-Aussprache des Tonvokals, in *big* die häufige *e*-Aussprache. Die Verläßlichkeit des Buches ist daher gerade auf dem Gebiet, auf dem es sich auszeichnen will, nicht vollkommen.]

W. Fischer, Hauptfragen der Amerikakunde. (Kuttners Neuphilol. Handbibliothek, III.) Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1928. 91 S. [Inhalt: Bevölkerungselemente; Geisteshaltung; Kultur in amerik. Beleuchtung; Universitäten; amerik. Englisch. Anmerkungen S. 79—87 mit Literaturnachweisen].

N. Foerster, American criticism, a study in literary theory from Poe to the present. Boston, Houghton Mifflin, 1928. XVI, 273 S. ['What has American criticism done in the past and what is it doing to-day toward formulating and directing the course of literature?' Dieser Satz auf dem Umschlagblatt legt dem Leser sofort die beabsichtigte Fragestellung vor. Es handelt sich dem Verf. nicht so sehr um Geschichte der heimischen Literaturkritik, als um deren Wirkung auf die werdende Literatur. Historisch ist nur der Rahmen; er besteht aus vier Essays auf die Kunsttheoretiker, die Verf. in Amerika für die bedeutendsten hält: Poe, Emerson, Lowell, Whitman. Alle vier waren sie nicht Systematiker, sondern nur Gelegenheitsästhetiker. Die ersten drei sind wesentlich bestimmt durch die Lehre des Coleridge von *imagination* im Gegensatz zu *fancy*; sie gebrauchen für *imaginative* abwechselnd auch Ausdrücke wie *organic, intuitive, ingenious, classical* u. dergl.; sie sehen die Aufgabe des Künstlers bald in der Erzeugung von *pleasure* wie Poe, oder von höherer Ethik wie Emerson, oder von *insight* wie Lowell. Ihr Denken ist bald indirekt, manchmal auch direkt durch die deutschen Vorbilder von Coleridge mit bedingt, von denen allerdings nur Schlegel genannt wird; Verf. ist nicht mehr so gut auf *German intellect* zu sprechen, an dem er vermißt 'the French sprightliness, the fine practical understanding of the English, and the American adventure'; der Deutsche ist ein aktiver Denker, aber wozu, wofür? Selbst Goethe, der beste unserer Geister sei 'defective because of his worldly gospel of self-culture', S. 76. Verf. ist immer bedacht auf das Verhältnis zu den Mitbürgern und auf deren politische Zucht. Er hält es insofern mehr mit Whitman, der, obwohl ein starker Individualist, immer auf das Gemeinwohl hinarbeitete, so daß 'the age of democracy and science', d. h. die neue Zeit, die eben anbricht, 'will be the best, and its literature will be the best'. In diesem Sinne sei auch Whitman für das Organische, für die Einheit von 'beautiful blood and beautiful brain', S. 171. — Von diesem Standpunkt aus stellt dann auch Foerster selber als praktischer Kritiker und Wegweiser seine Forderungen an die Literatur auf, die einem Wahrheitsideal den Weg bahnen sollen, um uns 'worthily human' zu machen, S. 257. Europa habe kein solches Ziel mehr fest im Auge, trotz seiner guten Traditionen; Amerika hat jetzt die Führung zu übernehmen, und zwar in der Richtung auf 'integration, the establishment of a significant relation between the present and the past', S. 261. Es bleibt nun abzuwarten, wie sich die schöpferischen Geister von diesem ästhetisch-ethischen Programm begeistern lassen. Vielleicht hat die bisherige Mangelhaftigkeit des amerikanischen Dichtertums, das der Welt noch keinen unentbehrlichen Geist geliefert hat, seine Ursache anderswo, nämlich in dessen mangelhaften Verbundenheit mit einem poetisch gläubigen Volk. Amerikanische Gestalter haben dem Europäer bis auf einige ganz moderne wie Sinclair Lewis, Mencken und O'Neill herunter mehr den Eindruck englischer Nachbildner gemacht, als heimischer Originalgrößen; wenn der Amerikaner einmal poetisch unabhängig und mündig wird, statt am Gängelbande seiner englischen Großmutter zu bleiben, dann bringt er vielleicht auch ohne hochgesteckte Kritik Seelenbilder hervor, die der ganzen Welt unentbehrlich werden.]

Upton Sinclair, Mr. Mencken calls on me. (The bookman. LXVI, 3, Nov. 1927.

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka. XLVIII, 1—2 [A. Schreiber, Kyot und Crestien. — Th. Kalepky, Zur französischen Syntax — L. Spitzer, Zur Methodik der etymologischen Forschung. — Vermischtes. F. Sturm, Vulg.-lat. *fruga*. — O. Schultz-Gora, *Auques, auquetes* = 'sehr'. — G. Rohlfs, Ein interromanisches Hirtenwort. — St. Hofer, Die Problemstellung im Erec. — Ders., Beiträge zu Kristian. — L. Karl, Eine altfranzösische Liebesklage. — Ders., Cervantes als Dichter. — Besprechungen: H. Breuer, Idealistische Neuphilologie, Festschr. für K. Voßler. — L. Jordan, Idealistische Philologie. Jahrbuch, Bd. III, 1/2. — Ders.: O. Funke, Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie. — Ders.: Fr. Schürr, Das altfranzösische Epos. — H. Ammann: Fr. Schürr, Sprachwissenschaft und Zeitgeist. — W. v. Wartburg: W. Meyer-Lübke, Das Katalanische. — A. Debrunner: G. Rohlfs, Griechen und Romanen in Unteritalien. — K. Jaberg: A. Garbini, Antroponimie et omonimie nel campo della zoologia popolare. — G. Rohlfs: L. Zéliqzon, Dictionnaire des patois romans de la Moselle. — A. Bassermann, Deutsches Dante-Jahrbuch, Band 8 und 9. — B. Wiese: P. Piur, 'Buch ohne Namen' und die päpstliche Kurie. — Ders.: E. Rho, La lirica di Agnolo Poliziano. — Ders.: L. di Benedetto, Rimatori del dolce stil novo. — Ders.: E. Carrara, Il 'Diaffonus' di Giovanni del Virgilio. — Ders.: Fr. Knöller, Der Diener zweier Herren. — Ders.: H. Pflaum, Die Idee der Liebe. — Ders.: L. Pirandello, Novellen, hg. v. Gutkind. — A. Griera, Resurrección Ma de Azkue, Morfologia vasca. — Ders., R. Menéndez Pidal, Manual de Gramatica histórica española, quinta ed. — Ders.: F. Krüger, Gegenstandskultur Sanabrias und seiner Nachbargebiete. — H. Breuer, Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen Bd. 149—150. — B. Wiese, Giornale storico della Letteratura Italiana Vol. 87—88. — E. Gamillscheg, Archiva. — L. Spitzer, Zu Ebelings Artikel, Zur Bedeutungsentwicklung romanischer Partikeln. — C. Appel, Zu Raïmbaut von Orange. — Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften].

Romanische Forschungen, hg. von R. Zenker. XLI, 2, 1928 [Fr. Nowak, Gustave Flaubert als Romantiker. — G. L. Doty: Juan de Zabaleta, *El dia de fiesta por la mañana*].

Volkstum und Kultur der Romanen. Vierteljahrsschrift, hg. vom Seminar für romanische Sprachen und Kultur an der Hamburgischen Universität. Schriftleitung: W. Küchler und Fr. Krüger. Hamburg 1928. I. Jahrg., 1. H. [W. Küchler, Wirklichkeit und Komik in der Kunst Molières. — Fr. Krüger, Volkskundliche Forschung in Südfrankreich. — M. L. Wagner, Geheimsprachen auf Sardinien. — Besprechungen. — Mitteilungen].

Gesellschaft für romanische Literatur, Bd. 47: Fr. Gennrich, Rondeaux, Virelais und Balladen aus dem Ende des 12., dem 13. und dem ersten Drittel des 14. Jh.s mit den überlieferten Melodien, Bd. II: Materialien, Literaturnachweise, Refrainverzeichnis. Göttingen 1927. VII, 350 S.

H. Brinkmann, Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung. Halle, Niemeyer, 1928. 204 S.

Romanistische Arbeiten, hg. von K. Voretzsch. Nr. XII: Leo Hofrichter, Die ältesten französischen Bearbeitungen der Melusinensage. Halle, Niemeyer, 1928. 128 S. 8 M.

Sammlung romanischer Übungstexte, XIII. Band: Drei Erzählungen aus dem didaktischen Epos 'L'image du monde' (Brandanus — Natura — Secundus), hg. von A. Hilka. Halle, Niemeyer, 1928. 69 S. 1,80 M.

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. L, 4, 5, 6; 1927 [K. Glaser, Ronsard-Erinnerung. — Eug. Stauber, Carmen. —

E. Gamillscheg, Zur Methodik der etymologischen Forschung. — J. Brüch, Bemerkungen zum französischen etymologischen Wörterbuch E. Gamillschegs. — Th. Kalepky, Und dennoch — 'Tempuskontamination'. — Referate und Rezensionen: O. Bloch: A. Ernout, Morphologie historique du latin. — Ders.: O. Riemann, Syntaxe latine. — Ders.: A. C. Juret, Système de la syntaxe latine. — Ders.: Cl. Brunel, Les plus anciennes chartes en langue provençale. — Ders.: J. Anglade, Grammaire de l'ancien Provençal. — E. Brugger, The Vita Merlini ed. by J. J. Parry. — E. Winkler: K. Glaser, Altfranzösisches Lesebuch des späteren Mittelalters. — H. Wengler, Briefwechsel und gegenseitiger Besuch deutscher und französischer Studierender der neueren Sprachen]. — L, 7, 8; 1927 [J. Schmidt, Die Krisis der französischen Verskunst. — D. Scheludko, Über das Farolied. — K. Lewent, Zum Text der 'Heiligen Fides' ed. Hoepffner-Alfaric. — A. Schulze, Textkritisches zum Chevalier au barisel. — Th. Kalepky, Die Modi des französischen Verbs. — L. Spitzer, Attributives Gerundium im Portugiesischen, Spanischen, Rumänischen und Französischen? — M. Kunath, Bohème, Bohémien und Gesellschaft. — Referate und Rezensionen: E. Brugger, Kristian von Troyes' Yvain. Textausgabe. 2. Aufl. mit einem Nachwort von A. Hilka. — K. Lewent: W. P. Shepard, The Oxford Provençal Chansonnier. — Th. Kalepky: Sneyders de Vogel, Syntaxe historique du français. — J. Schmidt: K. Koch, Fünfzig Fabeln von Lafontaine in deutschen Versen]. — LI, 1, 2, 3; 1928 [M. Buchner: Pseudo-Turpin, Reinald von Dassal und der Archipoet in ihren Beziehungen zur Kanonisation Karls des Großen. — H. Spanke, Das öftere Auftreten von Strophenformen und Melodien in der altfranzösischen Lyrik. — M. Regula und Th. Kalepky, Zum Konjunktivproblem. — Referate und Rezensionen: E. Brugger, Eug. Vinaver, 1. Études sur le Tristan en prose; 2. Le Roman de Tristan et Iseut, dans l'œuvre de Thomas Malory. — A. Schulze: K. Christ, Le livre du paumier. — H. Spanke, Les chansons de Thibaut de Champagne p. p. A. Wallensköld. — K. Glaser: M. Raymond, L'influence de Ronsard sur la poésie française. — J. Brüch: O. Bloch, L'assibilation d'r dans les parlers galloromans. — W. Wurzbach: Aug. Dupouy, Saint-Simon, Mémoires, Extraits. — Ders.: L. M. Riddle, The Genesis and Sources of Pierre Corneille's Tragedies from Médée to Pertharite. — Ders.: É. Légouis, G. G. de Beaurieu et son 'Élève de la nature'].

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, Supplementheft XII: J. Schmidt, Methodik des französischen Unterrichts. 1928. 120 S.

L. Spitzer, Stilstudien. I. Sprachstile. 294 S. II. Stilsprachen. 592 S. München, M. Hueber, 1928.

O. Kajeva, Études sur deux poèmes français relatifs à l'abbaye de Fécamp. Helsingforser Doktorthese. Helsinki 1928. 156 S.

Li Livres d'amors de Drouart la Vache, texte établi d'après le manuscrit unique de la Bibliothèque de l'Arsenal par R. Bossuat. Paris, Champion, 1926. 275 S.

R. Bossuat, Drouart la Vache traducteur d'André le Chapelain (1290). Paris, Champion, 1926. 264 S.

A. Hilka, Drei Erzählungen aus dem didaktischen Epos 'L'image du monde', s. unter Romanisch.

Fr. Hiller, Tydorel, ein Lai der Marie de France. Rostocker Diss. 1927. 74 S.

H. Kaunert, Bedeutungen und Verwendung des altfranzösischen Verbums *pooir*. Jenenser Diss. 1928. 44 S.

Fr. Gennrich, Rondeaux, Virelais und Balladen, Bd. II, s. unter Romanisch.

L. Hofrichter, Die ältesten französischen Bearbeitungen der Melusinensage, s. unter Romanisch.

Fr. Schürr, Barock, Klassizismus und Rokoko in der französischen Lite-

ratur. Eine prinzipielle Stilbetrachtung. Leipzig und Berlin, Teubner, 1928. 44 S. 3 M.

Annales de la Société Jean-Jacques Rousseau. Tome dix-septième, 1926. 384 S. [B. Bouvier, Note liminaire. — Louis-J. Courtois, Le promeneur solitaire. — A. Schinz, La querelle Rousseau-Hume. — K. R. Gallas, La Condamnation de L'Émile en Hollande. — K. R. Gallas, Autour de Marc-Michel Rey et de Rousseau. — Y. Z. Dubosc, Une lettre inédite de François Coindet. — O. Forst de Battaglia, Un peu de lumière sur les 'Considérations'. — L. Racz, Premières mentions de Rousseau dans la littérature hongroise. — L. Racz, La fin d'une légende. — N. Jorga, Rousseau et les Roumains. — Louis-J. Courtois, Visiteurs genevois de Rousseau à Montmorency et à Môtiers. — F. Aubert, J.-J. Rousseau et Nyon. — Eug. Ritter, La durée du séjour de J.-J. Rousseau à l'Hospice du Spirito santo, à Turin. — A. Bovy, Un portrait présumé de J.-J. Rousseau. — Elizabeth Foster, Une lettre inédite de Rousseau à Du Peyrou. — É. Chapuisat et Fr. Gardy, Observations sur le manuscrit de la Profession de foi du vicaire savoyard. Appendice: É. Chapuisat, Lettre de Du Peyrou à Moultou. — P. Chaponnière, Quelques notes d'un compilateur contemporain de Rousseau. — P. Léon, Portalis critique de l'Émile (Note bibliographique). — Bibliographie: J. Hendrich, J.-J. Rousseau dans la littérature tchèque contemporaine. — Complément pour la bibliographie des années 1923 et 1924. — Bibliographie des années 1925 et 1926. — Revue des bibliographies. — Chronique. — Table générale des tomes I à XV (1905—1923) des Annales de la Société J.-J. Rousseau, I. Mémoires et Documents. II. Illustrations. III. Index des noms propres (Bibliographie et Chronique].

Baale-Uittenbosch, Les Poétesses dolentes du Romantisme. Amsterdamer Diss. Haarlem 1928. 295 S.

J. Schneider, Japeta (1643). Ein Beitrag zur Geschichte des französischen Klassizismus in Deutschland. Stuttgart, Metzler, 1927. 45 S.

A. Taverney, La versification du français moderne. 1926. 79 S.

Neuphilologische Handbibliothek für die westeuropäischen Kulturen und Sprachen, hg. von M. Kuttner. Band 2: E. Gamillscheg, Die Sprachgeographie und ihre Ergebnisse für die allgemeine Sprachwissenschaft. Mit 14 Sprachenkarten. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1928. 76 S.

F. Franke, Phrases de tous les jouis. Douzième édition remaniée et augmentée par Elna Simonsen. Leipzig, Reisland, 1928. 99 S. 2 M. — Ergänzungsheft dazu. 10. Aufl., umgearbeitet und erweitert von Elna Simonsen. 85 S. 2 M.

Fröhlich-Schön, Französische Kultur im Spiegel der Literatur. Ein Lesebuch für Oberklassen. 2. umgearbeitete Auflage. Leipzig und Berlin, Teubner, 1928. 240 S. 4,20 M.

H. Langlard, La liaison dans le Français. Paris, Champion, 1928. 160 S. gr. 8°.

W. Grabert, A. Schönborn, H. Ullmann, L'aspect de la France. Ein Lesebuch zur Einführung in die Kultur Frankreichs für die Mittelstufe. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. 169 S. 3,60 M.

Gall-Kämmerer-Stehling, Französische Grammatik. 18., der Neubearbeitung 1. Aufl. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. 216 S. 4,60 M.

Grund-Neumann, Grammatik der französischen Sprache. Erweiterte Ausgabe. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. 177 S. 3,80 M.

Grund-Neumann, Französisches Lehrbuch, Ausgabe F für Anstalten mit lateinischem Unterbau. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. 164 S. 3,90 M.

Grund-Neumann-Bertholdt, Französisches Lehrbuch, Ausgabe E, Teil I. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. 246 S. 3,60 M.

Manuel de français. Ausgabe für höhere Knabenanstalten, Teil I: Grundbuch für Sexta. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. 119 S. 2,80 M. — Ausgabe

für höhere Mädchenanstalten, Teil I: Grundbuch für Sexta. 128 S., Teil II: Grundbuch für Quinta — Quarta. 224 S. 4,80 M.

Diesterwegs Neusprachliche Schulausgaben mit deutschen Anmerkungen. Französische Reihe, hg. von Fuchs und Schade, Bd. XVI: H. Bergson, L'âme et le corps, hg. von M. Müller. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1928. 72 S. 1,40 M.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Eug. Pariselle und H. Gade, Reihe A, Band 229: Texte zur französischen Kulturkunde, hg. von U. Molsen. Leipzig, Renger, 1928. 83 S.

Velhagen u. Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben, Prosateurs français Bd. 236 B: J. Payot, L'éducation de la volonté, hg. von Fr. Küchler. Bielefeld und Leipzig 1928. 110 S., Anhang 30 S. — Bd. 238 B: H. Bergson, Essai sur les données immédiates de la conscience, hg. von H. Kinkel. 1928. 137 S., Anhang 27 S. — Bd. 239 B: La France coloniale (Paysages exotiques), hg. v. H. Probst. 1928. 91 S., Anhang 25 S.

Französische und englische Lesebogen, Nr. 143: Victor Hugo, Notre-Dame de Paris. Paris à vol d'oiseau en 1482, hg. von Fr. Küchler. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1928. 47 S. — Nr. 145: Notre-Dame de Paris et la Place de la Grève, hg. von Fr. Küchler. 1928. 32 S.

Bibliothèque française. Französische Lektüre und Kulturkunde in Einzelheften, hg. von K. Glaser und L. Paser: Ém. Pouvillon, Trois nouvelles réalistes, annotées par Martha Wiese. Leipzig, Quelle & Meyer, 1928. 55 S. 1 M. — M. Masson, Marguerite Chant-de-coq, éd. pour les écoles par O. Colson. 1928. 66 S.

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte, Nr. 147: Suzanne Cornaz, Nos enfants et leurs amis, hg. von W. Ludwig. 1928. 32 S.

Italienisch.

Deutsch-Italienisches, Italienisch-Deutsches Militärwörterbuch mit Anlagen: Italienische militärische Abkürzungen, Italienische Geldsorten, Maße und Gewichte, Deutsch-italienisches Ortsverzeichnis, Italienisches Morsealphabet. Berlin, Verlag 'Offene Worte', 1928. 286 S.

Spanisch.

Revista de filología española, Director: R. Menéndez Pidal. XIV, cuad. 2°, Abril—Junio 1927 [J. Morawski, Les formules rimées de la langue espagnole. — E. Levi, El romance florentino de Jaume de Olesa. — M. Herrero-García, Ideología española del siglo XVII. La nobleza. II. — Miscelánea: P. Sanchez Sevilla, Lat. *sarcĭtum* > esp. *xarzo, xarza* etc. — E. Buceta, *Alegrar la sangre*. — S. Gili Gaya, Un manuscrito referente a Sor María de Agreda. — E. Mele, Nuevos datos sobre la fortuna de Cervantes en Italia en el siglo XVII. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias]. — Cuad. 3°, Julio—Septiembre 1927 [P. Rajna, Discussioni etimologiche, II. — L. Spitzer, Notes étymologiques. — S. Griswold Morley, La modificación del acento de la palabra en el verso castellano. — Miscelánea: W. Meyer-Lübke, Esp. 'Chipiona'. — S. Gili Gaya, Un juglar del siglo XI. — D. Alonso, Una fuente de 'Los baños de Urgel'. — C. F. A. de Dam, Lope de Vega y el neerlandés. — S. Gili Gaya, Sobre la 'Vida de Boecio' por Francisco de Montada. — Notas bibliográficas. — Bibliografía. — Noticias].

Departamento de estudios hispanicos de la universidad de Puerto Rico: Revista de Estudios hispanicos, tomo I, Num. 1, Enero—Marzo 1928. Instituto de las Españas en los Estados Unidos, Nueva York. Director: Federico de Onís [W. R. Shepherd, Hacia la amistad triangular. — A. S. Pedreira, De los nombres de Puerto Rico. — G. de Madariaga, Inglaterra, Francia, España: su evolución histórica. — Reseñas de libros. — La literatura de hoy: A. del Río, La vida literaria en España. — A Torres Rioseco, La vida lite-

raria en Chile. — M. Aramburo, Recuerdo de Unamuno y su poesía. — Reseñas. — El Hispanismo en América: Noticias. — Libros de enseñanza. — Bibliografía hispanoamericana]. — Num. 2, Abril—Junio [F. de los Ríos, El anhelo universalista en los teólogos españoles del siglo XVI. — D. F. Ratcliff, Urbaneja Achelpohl. — A. Torres Rioseco, Gaspar Melchior de Jovellanos: Poeta romantico. — E. H. Hespelt, The Porto Rico Episode in the life of Fernán Caballero. — G. V. M. de Solenni, The source of Lope de Vega's 'El Brasil restituído'. — Reseñas de libros. — La literatura de hoy: A. del Río, La vida literaria en España. — A. Torres Rioseco, La vida literaria en Chile. — N. B. Adams, On Re-Reading 'Zogoibi'. — C. Meléndez, Enrique Gómez Carrillo. — J. Padín, Vicente Blasco Ibáñez. — C. Meléndez, Manuel Díaz Rodríguez. — Reseñas. — El Hispanismo en América: Noticias. — Libros de enseñanza. — Bibliografía hispanoamericana].

R. Lenz, El Papiamento. La lengua criolla de Curazao. La Gramática mas sencilla. Santiago de Chile 1928. 341 S. gr. 8°.

E. Werner, Caida del conde-duque de Olivares (nach verschiedenen Handschriften in München, Dresden und Stuttgart). S.-A. aus der Revue Hispanique, Bd. LXXI, 1927, S. 1—153. — Ders., Cristóbal de Castillejo, El dialogo entre el autor y su pluma. Nach einer Wiener Handschrift neu herausgegeben. S.-A. aus der Revue Hispanique Bd. LXXXI, 1927, S. 555—585. — Ders., Eine Gedichtsammlung über den Sturz des Conde-duque de Olivares. S.-A. aus der Revue Hispanique Bd. LXXII, 1928, S. 256—323.

A. Hämel, Lesebuch der spanischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Halle, Niemeyer, 1928.

Sammlung spanischer Schulausgaben, hg. von G. Haack in Hamburg. Bd. 13: Vida de campo en la República Argentina, Trozos escogidos en prosa y verso originales de autores argentinos, hg. von V. Hölzer. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1928. 127 S.

Conferencias dadas en el Centro de Intercambio intelectual germano-español. Nr. XV: P. Bosch Gimpera, Los antiguos Iberos y su origen. Madrid 1928. Nr. XVII: P. Br. Ibeas, La filosofia contemporánea en Alemania. Madrid 1927. Nr. XIX: L. Luzuriaga, Algunos aspectos de la educación nueva. Madrid 1928. Nr. XX: J. J. de Uríes y Azara, Comentarios de Estéticos alemanes a la doctrina artistica di Wölfflin. Madrid 1928.

Portugiesisch.

J. Huber, Leitfaden der portugiesischen Sprache für den korrespondierenden Kaufmann (Schreibung, Aussprache, Grammatik). Stuttgart, W. Violet, 1928.

Rumänisch.

Revista filologică, Anul I, N—rul 3. Octombrie 1927. Director: Al. Procopovici. Cernăuți 1928 [S. Pușcariu, *cicăli — chiti*. — I. Șiadei, Fragmentul Leviticului românesc de la Belgrad. — A. Getzler, Note asupra limbii lui Chrestien de Troyes. — A. Procopovici, Din istoria pronumelui in limba românească. III. — G. Nandriș, *Răzeș* (despre cuvânt și institutie). — Necrologuri: Vasile Pârvan (T. Saucius-Săveanu), Vilhelm Thomsen (G. Nandriș), Hugo Schuchardt (E. Herzog). — Rapoarte. — Bibliografie].

I. Iordan, Incercare de bibliografie toponomică românească. S.-A. aus 'Bul. Soc. Reg. Rom. de Geografie' XLVI, 1928. 21 S.

G. Pascu, Naravuri filologice. III. S.-A. aus Revista Critica, hg. von G. Pascu. 1928. 12 S.

D. Găzdaru, Alexandre Rosetti, Recherches sur la phonétique du roumain au XVIe siècle. S.-A. aus Revista Critica, hg. v. G. Pascu. 1928. 13 S.

Germanisch Seite

Skandinavisch

Deutsch

Englisch

Amerikanisch

ARCHIV
FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG
HERAUSGEGEBEN VON
ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



83. JAHRGANG, 154. BAND
DER NEUEN SERIE 54. BAND
DRITTES UND VIERTES HEFT

BRAUNSCHWEIG, BERLIN UND HAMBURG
VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1928

AUSGEGEBEN IM DEZEMBER 1928

Inhalt

154. Band, der neuen Serie 54. Band

3. und 4. Heft

Vier Hefte bilden einen Band. — Schluß der Redaktion: Anfang November 1928

Abhandlungen

Kleinere Mitteilungen

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Aus Pichlers reifer Zeit.

Briefe an L. A. Frankl 1866—79. Mit einem Anhang über J. Senn.

Aus P.s glücklichster und fruchtbarster Periode stammen diese Briefe, in denen namentlich der Bericht über die Entstehung seiner Verserzählungen 'Hexenmeister' und 'Fra Serafico' hervorsticht. Durch den Übertritt vom Gymnasium zur Universität (für Mineralogie und Geologie) fühlte er sich befreit und gehoben und nahm zugleich rückhaltlos Anteil an den nationalen, religiösen und politischen Problemen des liberalisierten Österreich.

I.

L. F.!

Du überschreitest denn doch das selbst einem Wiener gesteckte Maß an Nachlässigkeit! Sei so gut und schicke mir endlich Senns[1] Nachlaß; ich muß ihn nämlich der Bibliothek des Museums zurückstellen, und Du hast ihn gewiß in dieser Zeit nicht bloß ausgezogen, sondern auch ausgesogen!

Also überwinde den Wiener!

Die Verhandlung über Ehe und Schulgesetz vertagt!!

Das gibt bei uns bereits wieder zu den schlimmsten Deutungen Anlaß; was mich betrifft, so bin ich trotz alledem und alledem noch immer nicht zum Optimismus bekehrt. Ich kenne die Geschichte Österreichs zu gut und habe zu viel gesehen, um so leicht zu trauen.

Die Liberalen Tirols haben eine Adresse losgelassen, die unseren Ultramontanen schon deswegen höchst unbequem ist, weil sie ad hominem beweist, daß hinter einem Gasser[2], Greuter[3] und Jäger[4] denn doch nicht ganz Tirol steht. Die Sache ist wol gelungen, und das freut mich um so mehr, weil sie von mir veranlaßt wurde.

Den Aufruf, welchen das Comité für das Gilm-Denkmal erließ, hast Du wol gelesen und über dieses schaale Gemisch aus Schnaps und Syrup gelacht.

Doch wie steht es denn eigentlich mit Dir? In den Zeitungen ist weder von Dir noch über Dich etwas zu lesen. Hast Du Dich etwa zum Spruch Horazens bekehrt:

Bene vixit, bene qui latuit?

Laß doch wieder einmal etwas hören! Zum Dachs bist Du noch immer nicht alt genug!

Innsbruck, 18. 12. Bestens grüßend Pichler.

II.

L. F.!

Ich wollte Dir heuer zu Ostern mündlich sagen, daß Du von den faulen Wienern der allerfaulste seiest — habe aber diese Absicht mit der Reise nach Wien aufgeben müssen.

So nimm es denn schriftlich in Empfang!

Sei so gut und schicke die Senniana für das Museum zurück, damit man sie wieder in die Bibliothek einstellen kann.

Wie geht es Dir?

Ich war jüngst zu München, dort ist in pol. und militärischer Beziehung alles Zagglerei.

Für meine 'Allerlei Geschichten aus Tirol' habe ich zwar nicht in Oester-

reich, wol aber in Sachsen — einen Verleger gefunden[5]; — — — vorläufig sind die Oesterreicher vom Norden literarisch annectirt.

Bei Wagner erscheint jetzt meine Geschichte von 1848[6].

Grüße mir Weib und Kind und bessere Dich!

Innsbruck, 21. 4. 67. Dein Pichler.

III.

L. F.!

Du mußt im Sinn haben, ein großes Werk über Senn zu schreiben, weil Du noch immer seinen Nachlaß in Händen behältst. Solltest Du mir denselben bis längstens Weihnachten schicken wollen, so wäre es mir lieb, damit ich ihn an die Bibliothek des Museums zurückstellen kann.

Du hast also Sonette gedichtet und Dir damit manches, was Dir auf dem Herzen lag, oder auch am Herzen — weg gedichtet! So hast Du wenigstens in einer Beziehung ein Glück genössen, wenn Du auch auf die warme Teilnahme des Publikums nicht hoffen darfst. Dieses ist aber blind und blöde gegen die beste Poesie, es will nur vom Fusel, aber nicht vom Herzblute der Dichter wissen.

Man liest in der Literaturgeschichte, daß in dieser oder jener Zeit die poetische Tätigkeit der Nation aufgehört habe. Ich möchte eher sagen, die Teilnahme an der Poesie, worauf die Dichter verstummten. Können wir auch gegenwärtig keine Göthe und Schiller aufweisen, so läßt sich doch nicht läugnen, daß jetzt weit größeres und besseres geschaffen wurde und wird als in dem sogenannten goldenen Alter der Literatur, — stets abgesehn von einem Göthe, Schiller und Lessing.

Doch wozu das? wir ändern es nicht!

Ich habe indeß 'Allerlei Geschichten aus Tirol' in die Welt geschickt. Die süddeutschen Blätter einschließlich der oesterreichischen haben das Buch sehr günstig besprochen. In Norddeutschland ist man natürlich auch in diesen Dingen uns armen Leuten südlich des Mains um ganze Zündnadellänge voraus und ignoriert uns.

So steht es denn schlecht mit uns! In Norddeutschland, wo man noch am meisten liest, kauft man kein Buch aus Süddeutschland, in Süddeutschland kauft man keines, weil man überhaupt keine Bücher liest, in Oesterreich kauft man keine, weil das Agio drückt, in der Osthälfte der Monarchie schon garnicht, denn dort braucht man das Deutsche ohnedem nicht mehr. Also?? Da ist es wohl am klügsten, wenn man die Tinte eintrocknen läßt und dafür den Steinhammer schwingt; das habe ich denn heuer im Sommer fleißig gethan und manches urzeitliche Ungetüm aus seinem Felsen erlöst.

Du wirst wol als ein 'beatus ille' irgendwo auf dem Land gesessen sein? Laß wieder einmal was hören!

Mit besten Grüßen Dein Pichler.

Innsbruck, 24. 10. 67.

IV.

L. F.!

Wenn Du Hoffnung hast, die auf Senn bezüglichen Akten zu erhalten oder zur Vollendung Deiner Arbeit die Msc. noch bedarfst, so hat es wol mit der Zurücksendung bis Ostern Zeit.

Deine Sonette?

Wer die Geschichte Oesterreichs kennt, ist wol zu einigen Zweifeln an der inneren Wahrheit der neuen Aera berechtigt: Prächtige Grundgesetze, während in der Praxis alles beim alten bleibt. Die Jesuitenfrage in Tirol wäre mit einem Federstrich zu erledigen, es geschieht nichts!

Du sagst, das sind Kleinigkeiten. Gerade diese Kleinigkeiten sind der

Stein, an dem der Fortschritt Oesterreichs bisher immer stolperte und fiel. Die Behandlung dieser Kleinigkeiten ist nach meiner Ueberzeugung der schwerste Prüfstein für den Geist, der in den 'maßgebenden' Kreisen herrscht.

Die Čechen verdienten eigentlich — preußisch zu werden.

Grüße mir alle Bekannten. Dein Pichler.

Innsbruck im Fasching, 12. 2. 68.

V.

L. F.!

Wenn Du mir Senns Nachlaß bald schicken könntest, so wäre es mir sehr lieb.

Frau v. Diesner[7] grüßt Dich; was sie über Deine Nachlässigkeit im Briefschreiben sagte, will ich nicht wiederholen; es würde Dich gewiß rühren, aber nicht bessern.

Ich verbringe den Sommer mit Steinklopfen; die petrifizierten Saurier sind mir viel wichtiger als all die Säue in der Politik und jener neuesten Aera, die schließlich doch nur auf einen Fortschrittshumbug mit windigen Phrasen hinausläuft.

Ueber all diese Dinge kommt man nur mehr mit dem krassesten Cynismus weg, jeder Tropfen Galle wäre dafür ein zu edler Saft.

Du dichtest 'tragische Königinnen?' munkelt ein Journal. Ist das wahr?

Das ist ganz gut, Du hast aber nicht bloß die Pflicht, für die oesterreichische Literaturgeschichte Stoff zu liefern, sondern auch eine solche zu schreiben. Es will Abend werden, lieber Freund; wer vermöchte uns jedoch den Tag so gut zu beschreiben wie Du?

Grüße mir Weib und Kind und erinnere Dich gelegentlich einmal, daß auf der Welt — freilich im ultramontanen Tirol — ein guter Freund von Dir existiert

Innsbruck, 18. 6. 68. namens Pichler.

VI.

L. F.!

Mir scheint, Du bist unter die Pythagoräer gegangen, weil Du Dich so im Schweigen übst.

Wie steht es mit Senns Nachlaß, den ich nun doch der Musealbibliothek zurückstellen muß; noch mehr: wie steht es mit einem Aufsatz darüber?

Bei uns ist der rosenrote Optimismus, den ich übrigens nie geteilt, schon wieder im Verfliegen; man glaubt: Giskra[8] hätte vor der Wehrfrage gehen sollen, dann wäre er wenigstens der Mann der Zukunft. Es gibt hier Leute, die da meinen, Euer Beust sei doch nur ein geriebener Diplomat, aber kein schöpferischer Staatsmann.

Nächstens — das heißt im Jänner — erscheinen Elegien und Epigramme[9] von mir in fünf Abteilungen, wovon eine den Pfaffen und Literaten gewidmet ist. Solltest Du durch eine vorläufige Notiz in einem Dir zugänglichen Wienerblatte auf den bevorstehenden Ausflug dieses Wespenschwarmes verweisen wollen oder verweisen lassen, so würdest Du sehr verbinden Deinen alten Freund

Innsbruck, 18. 12. 68. Pichler.

VII.

L. F.!

Für Deine 'Ahnenbilder' den besten Dank. Gerade das nationale Element zieht mich darin vorzüglich an. Für die Nationalität möchte man fast das Wort 'Styl' gebrauchen, der auch ein auf bestimmter Naturunterlage historisch gewordenes ist. Kein Individuum wird ihn los, diesem kommt aus ihm sogar das wahrste, was es zu leisten vermag.

Du wirfst mir vor, ich wolle bei lebendigem Leibe unsterblich werden. Du ahnst wol nicht, wie sehr Du recht hast, wenn auch nicht gerade in dem Sinn, in dem Du meinst. Ich möchte allmälig die Täuschungen des Vergänglichen abstreifen, um ganz im Ewigen zu leben; deswegen jedoch weil ich — sei mir eine abgedroschene Phrase erlaubt! — die Nichtigkeit Sancaras erkenne, verlange ich nicht nach Schoppenhauers Nirvana; denn ich glaube, daß unser Dasein doch noch höhere Ziele hat als den blasierten Nihilismus, daß es nicht in Selbstverneinung enden, sondern sich mit unvergänglichem Gehalt erfüllen soll.

Du mutest mir zu, ein tirolisches Pompeji anzulegen. Das ist nun gar nicht nach meinem Geschmack: mögen die Toten ihre Toten begraben! Übrigens ist für die Archäologie in Tirol auf eine Weise gesorgt, wie sonst nirgends; mehr als ein Pompeji liegt in den zahllosen Bänden der Dipauliana an unserem Museum; wenn Du die Werke Schnellers[10] und Zingerles[11] durchblättern möchtest, so würdest Du mit Freuden anerkennen, wie viel da geleistet worden.

Ich suchte stets als Künstler zu schaffen, aus dem vollen Leben für das volle Leben; die Naturwissenschaften dienen mir als polare Ergänzung, weil nach meiner unmaßgeblichen Ansicht jeder mit den Wurzeln in einem festen Boden stecken muß.

Ich halte nicht viel von jenen Genies, welche Dichter und nur Dichter sein wollen, denn sie zerflattern bald ins Leere. Gerade die Praxis der größten Geister aller Zeiten widerlegt sie. Daß mich mein Instinkt frühzeitig auf diese Vorbilder führte, diesem Umstand verdanke ich als Mensch mein bestes und wol auch das bischen, was ich als Dichter geleistet. Daß dieses in der Zukunft seinen Platz behaupten werde, darüber bin ich trotz alledem und alledem beruhigt, wenn ich auch für das liebe deutsche Publikum keine große Verehrung empfinde. Ich möchte hier wiederholen, was ich schon öfters gesagt: keine Nation besitzt so viel hochgebildete Leute als die deutsche, leider fehlt uns ein gebildetes Publikum. Der Statthaltereirat, welcher seine Akten bestellt, nachdem er in der Jugend griechische Verba aufgeknackt, steht sachlich doch nicht höher als ein wälscher Facchin, der antike Statuen auf den ersten Blick erkennt und benennt und wol auch gar den angebornen Enthusiasmus für die schönen Formen voraus hat; die Dame, der es nach Jahren gelang, im Salon französisch zu klatschen, hat eben nur die Stufe erreicht, wo bereits die Wiege der nächst besten Pariser Köchin stand. Redet man von der Bildung der großen deutschen Gesellschaft, so unterläuft dabei sehr viel eitle Selbstüberschätzung. Die sogenannte Bescheidenheit der Deutschen ist oft nur Unbeholfenheit.

Daß ich bei dieser Erkenntniß der Dinge dem Publikum nicht nach den Augen sehe, begreift sich von selbst; ich tauche nur dann die Feder ein, wenn mich innerer Drang nötigt; was ich jedoch beginne, strebe ich möglichst zu vollenden und zwar aus Achtung vor der Kunst; ob es den Leuten paßt oder nicht, danach habe ich hier umso weniger zu fragen, weil ich ja nichts von ihnen fordere oder erwarte. Könnte ich mich durch die geringste Nachgiebigkeit an den verdorbenen Geschmack der Masse, deren schlechte Gelüste ich gar wohl kenne, den Pinsel Mings erkaufen — nie und nimmer! Das Lob so schmutziger Mäuler entbehre ich gar leicht. Damit Du sehest, ich sei nicht müßig, lege ich Dir als Probe einen kleinen Aufsatz bei: 'Der Dichter und die Geschichte', den Du mir umgehend zurückzuschicken so gütig sein wolltest[12].

Ich habe mich seit Jahren mit ästhetischen Fragen beschäftigt; jetzt schlage ich manches zu Faden, weil ich erfahre, daß ich mir über die Dinge völlig klar werde, wenn ich sie objektiv auf dem Papier gegenüber habe. Einen Aufsatz 'Calderon und Shakespeare'[13] ciseliere ich soeben, vielleicht wird noch mehreres der Art fertig. Was das Manuscript: 'Zu meiner Zeit'[14]

anlangt, das Du in meiner Lade gesehen, so juckte es mich schon öfters, es wie so viel anderes ins Feuer zu werfen; ich will es aber für meine Kinder bewahren und als Andenken für sie im Lauf dieses Winters tüchtig durchkneten.

Wir bereiten uns jetzt zur Feier der Eröffnung der medizinischen Facultät vor. Kannst Du es glauben, daß die Mehrheit des akademischen Senates für ein Hochamt stimmte? Kämen doch diese Leute, die immer liberal tun, endlich dahin, die Kirche einfach zu ignorieren anstatt vor ihr Buckerln zu machen! Ich habe meinen Protest in Gegenwart von drei Jesuiten zu Protokoll gegeben und zwar, abgesehen von allen anderen Gründen, aus Rüchsicht auf die confessionelle Gleichberechtigung. —

Ich werde weder am Gottesdienste, noch am Festdiner, zu dem man die Bischöfe einladen will, teilnehmen.

Für Deinen Papst Alexander empfehle ich Dir noch 'Lucrezia Borgia' von Gilbert[15], übersetzt von Stöger. Das Porträt zeigt ein sanftes Engelsantlitz, wie denn Gilbert die Anschuldigungen gegen sie widerlegt.

Sonst nichts Neues. Du drehst Dich wol schon bereits wie ein tanzender Derwisch im Wiener Wirbel, ich steige noch fleißig auf die Berge und klopf am Gestein herum.

Meine Frau und Kinder befinden sich wol, sie grüßen Euch mit mir bestens. Dein Pichler.

Innsbruck, 16. 10. 69.

VIII.

Lieber Freund!

Vor einigen Wochen habe ich Dir einen Aufsatz: 'Der Dichter und die Geschichte' geschickt, mit dem Ersuchen, mir denselben wieder zurückzusenden.

Da nun dieses nicht geschah und auch Deine Frau in ihrem Briefe keine Erwähnung macht, so hast Du wol die Sache vergessen, und ich bitte Dich daher noch einmal, mir den bewußten Aufsatz allenfalls unter Kreuzband zu senden. Möchtest Du mir nicht den Gefallen tun, Professor Zimmermann[16] zu fragen, ob er meine drei Sendungen erhalten hat, und mich davon verständigen?

Erweise mir diesen kleinen Dienst!

Du wirst nun wol auch bereits tüchtig eingespannt sein; mir geht es nicht besser; ich trage Kristallographie vor und bezeichne Modelle.

Hast Du den neu erschienenen Nachlaß von F. H. Jacobi[17] schon gesehen? Er enthält manches Bedeutende.

Grüße Frau und Kinder!

I., 12. 11. 69. Dein alter Pichler.

IX.

L. F.!

Deine Teilnahme an meinem Aufsatz: 'Der Dichter und die Geschichte' erfreute mich sehr; unter anderen Umständen würde auch in weiteren Kreisen Wirkung und Gegenwirkung nicht ausbleiben. So schleichen die Leute, deren schlampige Praxis er stört, brummend daran vorbei, indeß andere, welche bei den gegenwärtigen Verhältnissen höchste Strenge oder sittliche Pflicht erkennen, ihn vielleicht zu mild nennen. Ein Aufsatz: 'Calderon und Shakespeare'[18] ist fertig; ob ich ihn zum Druck bringen kann, zweifle ich sehr, da ich ihn nach eigenen Heften und nicht nach der gebräuchlichen Schablone ausgeführt habe. Ebenso liegt eine Skizze über meine Reise nach Florenz schon lange in meinem Pult; weil das, was ich von jenem sagte, von dieser noch mehr gilt, so denke ich auch garnicht daran, ihn zu versenden.

Du frägst, ob ich am 2. Teile meiner Aufzeichnungen arbeite? — Nicht

bloß das; ich habe dieses Pech in den nächsten Tagen ganz von den Fingern. Wie schon mitgeteilt, will ich über 1869 gar nicht hinausgehen; von jetzt ab werde ich in den letzten Tagen jedes Dezembers Briefe, Aufsätze und was meinen Kindern sonst von Interesse sein könnte, säuberlich in ein Paket binden, auf dieses das laufende Datum schreiben und allenfalls den Kalender, auf dessen leeren Blättern sich neben wirtschaftlichen Notizen wol auch noch anderes bemerken läßt, beilegen. Hat doch jede Zeit mit sich selbst zu schaffen, warum sollen wir ihr auch noch unsere Vergangenheit in voller Schwere aufsacken?

November und Dezember bin ich sehr fleißig gewesen und habe sämtliche Biographien von Plutarch durchlesen. Das führte mich auf Shakespeares Coriolan, Cäsar und Anton; ich wollte eben sehen, wie der Engländer, dem Plutarch vorlag, die Geschichte in ideale Wirklichkeit übersetzte. Das Thema gab freilich zu allerlei Betrachtungen und Gedanken Anlaß und läßt sich, da mancherlei herbeigezogen werden müßte, nicht so leicht abtun. Nun habe ich mir aber auch volle Freiheit gegönnt, alle ästhetischen Gewande weggeworfen und schwimme jetzt in dem spielenden Strom Ariostos. Wunderbar, wie er einen zum Glauben an seine Gestalten zwingt, und doch beleuchtet er sie mit den zuckenden Lichtern feinster Ironie, malt sie mit den schimmernden Farben übermütigsten Humors.

Zum Schluß was Drolliges.

Jüngst gesellte sich mir bei einem Spaziergang ein Mann, der zu den hochgebildeten Innsbrucks zählt. Das Gespräch drehte sich um verschiedene Dinge; plötzlich blieb er stehen und sah mich ernst, fast wehmütig an: er müßte mir etwas sagen, ich mög' es ihm nicht übel nehmen. — Ich versicherte ihm: Das werde, da ich seine freundliche Gesinnung kenne, durchaus nicht der Fall sein. — Nun fuhr er fort: Er bedaure sehr, daß ich mich mit Novellen, Gedichten und derlei Zeug beschäftige, das sei unter meiner persönlichen und amtlichen Würde, ich solle das anderen — minderen Leuten überlassen. — An derlei Dinge gewohnt, erwiederte ich ihm lächelnd, ich gäbe ihm völlig Recht; da jedoch, wie er wisse, in jedem Land irgend einer auch diese Dinge treiben müsse und in Tirol es sonst niemand tue, so hätte vorläufig ich es übernommen. Selbstverständlich würde ich das aufgeben, sobald sich ein anderer dafür fände.

Siehst Du?

Wenn ich nun gar, Deinem sauberen Rat in den Ferien folgend, die Wissenschaft auf den Nagel gehängt und wie die Grille der Fabel mich bloß aufs Zirpen verlegt hätte!

Nun laß bald von Dir was hören!

Grüße an Weib und Kind!

Insb., 24. 12. 69. Dein Pichler.

X.

(Der erste Teil des Briefes von Frau Josefine Pichler eigenhändig an Frau Paula Frankl.)

Ad.: Duschener (!), Maximilianstr. 7.

Beste Paula!

Hier mit den besten herzlichsten Grüßen an alle die angekündigte tirolische Lebensversüßung, genannt 'Weihnachts-Zelten'[19] — eigenhändig von mir gemacht — ich wünsche nur, daß er Euch recht gut schmecke!

Die Lesezeichen sind für Dich und Deinen Gemahl, ebenfalls meine Arbeit[20] — bitte, sie in ein gern gelesenes Buch zu legen und sich bei ihrem Anblicke meiner freundlich zu erinnern.

Adolf[21] sendet an Bruno und Lothar kleine Andenken an Tirol nebst vielen herzlichen Grüßen!

Für den Fasching wünsch' ich Dir recht viel Vergnügen. Ich gedenke, nach der liebenswürdigen Ausdrucksweise meines Herrn und Gebieters, 'recht lappet'[22] zu sein.

5. I. 70. Deine aufr. Frd. J. Pichler.

Lieber Freund!

Von mir nächstens einiges. Die Augsb. Allg. Zeitung hat in Nr. 4 der Beilage (4. I. 70) wider Erwarten meinen Aufsatz 'Calderon und Shakespeare' gebracht. Es wäre mir recht lieb, wenn Du ihn ansehen wolltest.

Innsb., 5. I. 70. Dein P.

XI.

L. F.!

Dank für die Büste[23]; sie ist als Porträt gut; an einem öffentlichen Ort würde sie mehr Idealisierung nicht bloß vertragen, sondern fordern.

Ich wollte Dir auch mein Bild schicken, freilich nur einen mittelmäßigen Steindruck; da er jedoch nicht rechtzeitig fertig worden, erhältst Du ihn heute unter Kreuzband und magst den Text an Wurzbach mitteilen.

Serbisches kannte ich schon früher; es ist unbedingt mit der Art der Hellenen verwandt, wenn auch nicht so großartig bedeutend als Ilias und Odyssee, deren Hintergrund Welt und Weltgeschichte sind. Übrigens würde ich Dir Dein Büchlein noch mehr verdanken, wär' es ein dickes Buch! Die Trochäen passen im Deutschen nur für kürzere Gedichte; eines von mir in diesem Metrum, wenn auch vierfüßig, hast Du im übersandten Heft. In der Bauform ließ ich dem alten deutschen Stoff entsprechend die Alliteration anklingen.

Kuhs[24] Besprechung habe ich gelesen. Der Vorwurf, daß ich die Söhne des Midas zu vorsichtig geschunden, hat mich umso mehr befremdet, da mich andere zu scharf und grimmig schalten. Es fehlt in meinem Pult nicht an Epigrammen mit persönlichem Stachel; ich habe sie unterdrückt, da sie eben nur persönlich und folglich bloße Einfälle sind, die nur das Recht augenblicklichen Daseins haben. Aufgenommen wurden nur solche, wo ein Individuum zugleich eine Gattung charakterisiert und getroffen wird. Bin ich durch meine Einsamkeit im Verkehr schroff und abstoßend geworden, wie man mir nachschimpft, so will ich als Dichter über dem Zufälligen stehen und am allerwenigsten mit literarischem Klatsch zu schaffen haben.

Für Kuh wär' es vielleicht besser gewesen, wenn er dort angefangen hätte, wo er jetzt endet: bei der Bewunderung Grillparzers. Ist Hebbel auch unvergleichlich gewaltiger, so ist er in eben dem Grade forciert, und das schadet immer, während jener fein und geschlacht erscheint.

Meinen Aufsatz 'Calderon und Shakespeare' hast Du mittlerweile wol gelesen und daraus ersehen, daß ich, wenn ich auch nicht singe, wenigstens brumme.

Nun lese ich Plutarchs Moralia. Buckle[25] hat Recht, die Summe unserer sittlichen Begriffe hat sich nicht wesentlich vermehrt. Darauf kommt es aber auch garnicht an, möge sie noch Jahrtausende gleich bleiben — denn das Sittliche ist die Tat. Und da fehlt's bei uns, gleich von der ersten Erziehung an, wobei wir großen Überfluß an Systemen haben, unsere Kinder aber doch meistens zu Knechten dressieren, daß es ihnen recht wol gehe. Wie unendlich höher standen die Alten, welche die Jugend für den Staat erzogen. Das haben wenigstens unsere Römlinge gelernt; wenn auch nicht für den Staat, erziehen (sie) für eine Kirche, also immerhin für ein Ganzes! Zur Erziehung für den Staat gehörte freilich ein Volk, ein Vaterland. Wo

sollen wir armen Teufel das suchen? Die Menschheit ist für den einzelnen zu groß, zu weit, zu abstrakt!

Du lachst wol, daß ich so vom Hundertsten ins Tausendste gerate, und so will ich schließen. Mit dem herzlichsten Gruße

I., 7. 1. 70. Dein Pichler.

XII.

L. F.!

Du mußt mir einen kleinen Dienst erweisen.

Als ich im vorigen Herbst mit Prof. Zimmermann zufällig über Flir, Senn, Weber und andere Tiroler, die er persönlich kannte, sprach, äußerte er den Wunsch, einen Aufsatz über Tiroler Literatur zusammenzustellen. Ich versprach ihm das nötige Material und habe ihm drei oder vier Pakete geschickt, wobei ich ihm einiges bezeichnete, was ich wieder zurückwünschte mit dem Beisatz, das übrige für seine Bibliothek behalten zu wollen. Zimmermann hat mir bis jetzt auch nicht eine Zeile geschrieben, ob er meine Sendungen erhalten oder nicht. Begreiflicherweise muß ich es seinem Ermessen überlassen, ob er den von ihm beabsichtigten Aufsatz schreiben wolle oder nicht, wol aber wünschte ich zu wissen, was meine Sendung für ein Schicksal gehabt. Läßt er den Gegenstand liegen, so möchte er mir jene Stücke, welche ich für die Rückgabe bezeichnete, auf irgend einem Weg zukommen lassen; gedenkt er sie noch zu benutzen, so ist es auch recht, und er soll sie mir, wenn er sie nicht mehr benötigt, senden. Sag' ihm das mit einem freundlichen Gruß von mir und teile mir ehestens seine Antwort mit.

Wie hast Du den Winter zugebracht? Deine Frau schrieb einmal, Du seiest viel auf Bällen gewesen. Doch nicht als tanzender Derwisch?

Ich habe heuer sehr viel gearbeitet, und je mehr ich arbeite, desto mehr scheint mir noch zu tun. Shakespeare sagt: 'Fertig sein ist alles!' Ich glaube, im nie fertig werden liegt eben unser Glück, weil uns alle Fäden ins Unendliche führen müssen.

Vorläufig habe ich wenigstens einen äußeren Abschluß gemacht und bin nach Florenz gereist. Seit vorgestern zurückgekehrt wurde ich von der allerneuesten Aera[36] in Österreich überrascht; endlich wird wol auch die allerletzte kommen!

Von uns allen Grüße an Euch alle!

Insb., 17. 4. 70. Dein Pichler.

XIII.

L. F.!

Hier habe ich etwas für Wurzbach[37] zusammengeschmiert, er kann es nach seinem Belieben zurechtrichten, kürzen und zusammenziehen. Hätte er sich doch von Anfang an auf die Deutschen in Österreich beschränkt!

Tschebuschnigg!

Unsere österreichische Frage ist nur mehr als deutsche zu fassen, und die wird nicht in Wien gelöst.

Österreich kann mit dem Slavengesindel nicht mehr fertig werden. Doch weg mit der Politik!

Wo gehst Du heuer im August hin?

Ich war letzthin bereits im Hochgebirg. Adolf stieg mit mir auf den Felsen herum.

Glückauf!

I., 6. V. 70. Dein P.

XIV.

L. F.!

So entrinnst Du denn der Nemesis auch nicht; es ist recht komisch, daß sie Dich, den Republikaner, durch Fürsten straft. Mach aber einmal ein Ende, sunt certi denique fines!

Die 'Herbstblumen' hab ich weder gesät noch gedüngt; ich habe mich lang genug gesträubt und konnte es schließlich doch nicht wehren, daß mein bereits dreimal gedruckter 'Schmied von Gossensaß'[28] hier zum vierten Mal aufgenommen wurde. Es wäre recht gut, wenn über die Epidemia poetica tirolensis endlich einmal ein kompetentes Wort geschrieben würde. Ich mag und kann es nicht tun. Werde ich doch bereits sowieso von allen Seiten angefeindet, u. obwohl ich mich sehr zurückhalte, bin ich überall im Wege, schon meine bloße Gegenwart ist den Leuten unangenehm. Es ist so weit, daß ich die Redaktionen tirolischer Blätter ersuchte, von mir gar nicht mehr zu reden, was von mir erscheint, unbesprochen zu lassen, mich mit einem Wort als nicht mehr vorhanden zu betrachten. Ich werde auch nie mehr etwas in ein tirolisches Blatt geben und hoffe nun nach so mancher unangenehmen Erfahrung meinen Weg zu gehen, ohne daß mir bei jedem Schritt ein Hündlein nachkläfft oder ein Stein nachfliegt.

Angelika[29] hat unlängst im 'Alpenfreund' ein hübsches erzählendes Gedicht 'Das goldene Dachl' veröffentlicht; in ihrer Lyrik ist kaum ein Fortschritt zu bemerken, und ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß sie manches Neuere im Pult behalten hätte. Das habe ich übrigens nicht zu verantworten; ich sehe diese Dinge immer erst, wenn sie gedruckt sind, und da frägt man mich, wie sie gefallen.

Unsere Studenten, welche sich den großen Dingen in Deutschland gegenüber völlig gleichgültig verhalten und es bei Kommersen und Sängerfesten sogar vermeiden, ein deutsches Lied zu singen, haben mir wegen dem Gedicht 'In Tirol' einen langen Schmähartikel voll gemeiner Denunziationen gewidmet. Ich entgegne kein Wort, habe ich ja längst schon mit Bedauern die Wirkungen der pfäffischen Erziehungsmethode beobachtet und auch in dieser Richtung resigniert. War's doch im Vormärz anders, da reagierte man gegen einen Druck, der stille Zorn stählte die Seele; jetzt wird jeder Keim vergiftet und durch die Pflege der rohesten materiellen Interessen jener Idealismus, den ich trotz aller Tölperei für das schönste Gut der Jugend achte, in den Mist gestampft.

Deutschösterreich wird sich einst, sittlich, sozial, politisch und finanziell abgewirtschaftet, an das große Deutschland anbetteln müssen. All das erwäge ich und tue nach jeder Richtung um so strenger meine Pflicht, damit sich wenigstens meine Kinder nicht ihres Vaters zu schämen brauchen.

Grillparzer[30]: Jetzt, wo jeder Schuß in Frankreich mein Innerstes erschüttert, wie sollte ich dazu kommen, an einem Familienfeste der österreichischen Literatur — denn das ist es —, wenn ich auch die objektive Bedeutung Grillparzers sehr wohl würdige, teilzunehmen!

Die Steiner[31] sehe ich nie; sie hat sich jetzt auf das Porträt geworfen, der Photographie gegenüber eine mühevolle Konkurrenz!

Hier ein neues Gedicht[32]!

Grüße mir Weib u. Kind und behalte mich auch im neuen Jahr in treuer Erinnerung! Glückauf!

Innsbruck, 25. 12. 70. Dein alter Pichler.

XV.

L. F.!

Vor etlichen Tagen erhielt ich einen Brief, unterzeichnet 'Dr. Jürg Simany', Redacteur *sic* Blutgasse 3, Stadt, Wien'. Darin heißt es: 'Eine Gesellschaft hier domizilierender Schriftsteller ist soeben mit Herausgabe eines Werkes: 'Österr. Liederdichter' beschäftigt; dann folgt eine Einladung an mich.

Sei so gut mir umgehend zu schreiben:

1.) Wer ist Simany?
2.) Wer sind jene Schriftsteller?
3.) Was ist von jenem Werk zu halten[33]?

Wir haben eine glänzende Sieges- und Friedensfeier gehalten, darob die Offiziellen und Ultramontanen mit den Zähnen knirschen. Unsere Studenten haben sich fast gar nicht beteiligt, wohl aber seinerzeit mit Majorität eine Adresse an den Papst unterzeichnet. Weil ich in meinem Büchlein 'Deutsche Tage' ihre undeutsche Haltung beklagte, so haben mich die edlen Jünglinge in einem langen Schmähartikel angegriffen und am Christabend ein gedrucktes Pasquill gegen mich losgelassen[34]. Schließlich verklagten sie mich noch beim akademischen Senat. Daß ich diesen Niederträchtigkeiten gegenüber nur das Schweigen der Verachtung hatte, begreifst Du. Du siehst daraus, daß man in Tirol auch mir eine Dichterfeier bereitet hat.

Nächstens von mir und meiner Frau mehr! Ist denn Thaler bei der N. Fr. Presse ausgewandert? Grüße ihn von mir; ich habe ihm vor etlichen Tagen mein Büchlein 'Deutsche Tage' und die 'Herbstblumen' zugeschickt und zwar unter der Adresse der N. Fr. Presse. Hat er das erhalten? Hast Du im Feuilleton der Alten Presse die Skizzen (?) aus Tirol von L. Steub gelesen? Hier wundert man sich allerorts, daß die Alte Presse diesen Schofel abdruckte.

Noch einmal meine Bitte um schnelle Antwort wiederholend

Innsbruck 8. 3. 71. Dein alter Pichler.

P. S. Vielleicht komme ich heuer vor oder nach Ostern gar auf etliche Tage nach Wien.

XVI.

L. F.!

Zufällig erfahre ich, daß sich unter den Autographen M. Beermanns ein Brief Goethes an den Dichter A. Weißenbach[35] (von dem Beethoven eine Cantate komponiertc) befindet. Wie immer auch dürfte er für österreich. Literatur von Interesse sein, und ich mache dich daher darauf aufmerksam. Auch Wurzbach könnte reflektieren.

28. 3. 71. Dein Pichler.

XVII.

L. F.!

Du hast Dich recht schlecht aufgeführt: ich erwartete Dich zu Innsbruck wenigstens auf dem Bahnhof zu sehen oder mit Dir in Italien zusammenzutreffen, Du schreibst aber kein Wörtlein, und ich weiß somit gar nicht, was aus Dir geworden.

Hat Dir Albert Träger[36] wegen des Albums geschrieben? Von Simany ist nichts mehr zu hören; ich werde den guten Mann ersuchen, meiner gar nicht zu gedenken, das ist wohl das beste.

Ich habe mittlerweile eine kleine Erzählung gedichtet: 'Des Esels Kinder'[37]; vielleicht daß Du sie bald gedruckt siehst. Wie lang bleiben Deine Könige[38] noch im Pult?

Nach Ostern bin ich in Italien gewesen; auch zu Rom. Da ließe sich nun freilich viel sagen. Wer viel nach Rom bringt, wird noch mehr zurückbringen; junge unreife Leute nach Rom zu schicken ist eine Torheit. Auch Göthe wäre nicht zu recht gekommen, wäre er als Jüngling nach Rom gegangen.

Wo bringst Du denn heuer den Hochsommer zu? Sei mit all den Deinen herzlich gegrüßt.

Insbr., 28. IIII. 71. Dein alter P.

XVIII.

L. F.!

Deine Frau ist hier durchgedampft wie der fliegende Holländer, so daß man kaum Grüß Gott und B'hüt Gott sagen konnte. Dich werde ich heuer wohl auch nicht sehen, so bleibt nichts andres übrig als Deiner Reise Glück

und Sonnenschein zu wünschen! Du gründest ein Blindeninstitut[39], recht! Nur muß ich die Blindheit unseres angeblich so weit fortgeschrittenen Jahrhunderts beklagen, welches auf dem Schild derartiger Anstalten immer den Beisatz: katholisch, israelitisch, lutherisch fordert und wie alle diese Ordnungstitel heißen, als ob es nicht einfach genügte, ein unglücklicher Mensch zu sein!

Ich hab ein kleines Epos oder nenn es lieber poetische Erzählung vollendet: 'Der Hexenmeister'[40]. Nach allen Seiten durchdacht wuchs das Ding so aus sich und in seiner Haut, daß ich es nackt im besten Sinne heißen darf. Ein alter Kerl, einst Schulmeister, und dabei, um nicht zu verhungern, Wilderer zieht sich verbittert und menschenfeindlich ins Gebirg zurück. Das kurz der Kern, der sich in der schlichten Form fünffüßiger Jamben aufblättert. Das Büchlein wird Dir wohl auf dem Weihnachtstisch aufwarten; wenn ich auch kaum beifügen mag, Du sollst ein so einfaches Gedicht Freunden und Bekannten empfehlen.

Kennst Du die Fischeridyllen von H. Brauer? Der Mann ist verschollen: das Schicksal aller, die nichts anderes bieten als die zufällige Stimmung ihrer Zeit und ein bißchen Schilderung. Was letztere betrifft, ragt Brauer vielfach über seine Genossen; er hat einen feinen Sinn für die Natur, an den Stifter gemahnt, und verdiente jedenfalls mehr Beachtung als mancher Lyriker des vorigen Jahrhunderts, der auf längst ausgefahrenen Geleisen von Rose und Nachtigall dudelt; gerade wie so manche neuere, die aber nichts zu vergessen brauchen, weil sie nichts gelernt. Die Spatzen sind zwar nicht ewig jung, aber es gibt immer junge Spatzen, von denen jeder meint, er singe zum erstenmal das berühmte Lied, und dieses meinen dann alle, die mit ihm jung sind. Doch ich gerate in die Literaturgeschichte; das soll man in dieser gewaltigen Gegenwart nicht.

Wie groß, wie herrlich steigt das deutsche Volk! Verfolgt uns der Aasgestank von Neuösterreich, so laßt uns wie von einem Berggipfel in die Zukunft schauen; wir wollen uns für unsere Kinder freuen, denen hoffentlich andere Tage blühen als wir durchgemacht.

Heute sind die Berge tief herab beschneit. Gestern war ich mit Adolf im Hochgebirg. Die Majestät und Erhabenheit wirkte sichtlich auf ihn, doch fehlte der Schmuck der Blumen; die Entwicklung der Pflanzenwelt ist um einen Monat zurück. Er stieg neun Stunden sehr wacker über alle Schrofen und fuhr dann mit mir und den Studenten, die mich begleitet, vom Ziel auf einem Leiterwagen nach Innsbruck. Er grüßt Deine Buben und fragt, ob denn die gar nicht mehr nach Tirol kämen?

Grüße mir Deine Frau und auch K. v. Thaler vergiß nicht, wenn Du ihn zum Schuß bringst.

Innsb., 26. VII. 71. Dein alter Pichler.

XIX.

L. F.!

Hier wieder ein kleines Lebenszeichen! Nimm es freundlich auf und empfiehl es Deinem Kreise freundlich!

Die Beilagen bitte an Silberstein[41] und Thaler zu geben; ich weiß die Adresse der Herren nicht.

Thaler scheint spurlos verschollen. Ich suche seine Feder vergebens in den Zeitungen; die mir zugänglichen bringen nichts von ihm.

Wie geht es Euch in Eurem Byzanz an der Donau? Jetzt haben wir wieder ein bissel liberales Gspiel[42], mit den Hundstagen kommen wol die anderen obenauf!

Wir waren heuer am Achensee. Ich habe geologische Ausflüge gemacht; die Skizzen aus den Südalpen[43] hast Du vielleicht in der Presse gelesen,

ebenso meine Besprechung von Hettners Literaturgeschichte[44]. Leider in beiden Aufsätzen viel Druckfehler!

Grüße an Frau und Kinder!

Insb., 12. Dezbr. 1871. Dein alter P.

Thalers Adresse habe ich jetzt.

XX.

L. F.!

Du weißt alles auf österr. Poeten Bezügliche.

Sei so gefällig und mache mir einige Mitteilungen über 'Moriz Schleifer'[45], von dem der 'Alpenfreund' Band VII, Heft 1 zwei schöne Gedichte: Lizzana und Runglstein bringt.

Deine Frau hat zu Weihnachten wol den Brief meiner Frau erhalten?

Innsbruck, 14. März 1874. Dein alter Pichler.

XXI.

L. F.!

Deine und Deiner Frau Karten erhalten. Wenn Du auf diese Weise den Lithographen für Dich arbeiten läßt, wirst Du viel Tinte ersparen; ich aber hätte doch gern ein paar Zeilen gelesen: Wie es Dir 1874 ergangen, und ob Du vielleicht den Plan, Deine 'Könige' loszulassen, wieder aufgegeben oder nicht.

Ich war im Herbst mit meinem Buben in Oberitalien und am Garda, so hat er zu seiner Freude und seiner Belehrung ein schönes Stück Welt gesehen. Vielleicht ist Dir mein 'Allerlei aus Italien'[46] in der Abendpost vorgekommen; es bezieht sich darauf.

Wir haben heuer einen Winter, daß sich die ältesten Männer keines solchen erinnern; in den Hochtälern reicht der Schnee bis unter die Fenster des Erdgeschosses der Bauernhäuser. Das kümmert mich wenig; den Vormittag widme ich Aeschylos bis zur Vorlesung, dann beschäftige ich mich mit Mineralogie und Geognosie, der Abend gehört Dante. So geht es Tag für Tag und ich befinde mich wohl dabei. Ich will im Lauf dieses Semesters noch mit Sophokles fertig werden, im zweiten Semester geht es an Aristophanes; am Achensee will ich mit meinem Buben, der bis dorthin die grammatikalischen Schwierigkeiten überwunden haben dürfte, Homer beginnen. Das sind für solche Eintagsfliegen, wie wir Menschenkinder leider sind, gar weit- und zeitschichtige Pläne; nicht — hoffen wir!

Moriz Schleifer, um den ich dich gelegentlich fragte, schickt manchmal Gedichte, manches wunderschön; so 'Meerglaucos', der in die klassische Periode unserer Literatur gehört. Ein Dichter, 'von dem Niemand nix weiß'! Wünschen wir ihm Glück dazu!

Grüße von Haus zu Haus! Glückauf!!

Innsbruck, 4. I. 75. Dein alter Pichler.

XXII.

L. F.!

Zu Innsbruck glücklich angekommen, beeile ich mich, Dir und Deiner Frau für alle Güte, welche Ihr mir erwiesen, zu danken. Hier habe ich das schlechteste Wetter und die kath. Generalversammlung getroffen, beides schöne Dinge. Dafür kommen heut Wilhelm und Moltke, ein Kaiser und ein Feldherr im großen Stile.

Es war für mich in jedem Sinn gut, daß ich endlich von meinen Bergen nach Wien fuhr, nur muß ich ein andermal länger bleiben. Nicht bloß all die süßen Erinnerungen der Vergangenheit wurden in mir wach, es wirkte auch eine frische, aufstrebende, mir verwandte Gegenwart, wie sie mir

Italien, wohin ich aus der ultramontanen Stick- und Stinkluft Innsbrucks zu fliehen pflege, nicht bieten kann.

Vor dem Versauern bewahrte mich freilich stets die Energie, mit der ich mich Kunst und Wissenschaft ergeben, die ja überall ins Weite, ins Allgemeine führen; man möchte aber hie und da den Fuß auf den Boden setzen, ohne gleich in Moos und Disteln zu geraten.

Doch genug von persönlichen Dingen.

Daß Deine Buben so schön gedeihen, hat mich gefreut: der eine sinnig und nachdenklich, der andere noch kindlich und unbefangen. Laß sie möglich viel ins Freie, und wenn sie dabei ein paar Hosen mehr zerreißen, was tut's?

Von uns an Alle alles Gute und sei in Zukunft nicht so stinkfaul, daß man Dich nicht erst zu Wien in Deiner Bude eigenfüßig aufsuchen muß, um etwas von Dir zu sehen und zu hören!

Innsb., 17. X. 75. Dein alter P.

XXIII.

L. F.!

Schick mir ehetunlichst Dein Buch, damit ich es noch in der 'Revue' (Dezemberheft) besprechen kann..

Ich habe in einigen Tagen allerlei für Gubernatis[47] fertig und möchte Dich gleich nach Florenz mitspedieren.

Neues nichts. Bei uns endlich schön, aber kalt!

Grüße an Frau und Buben

Innsb., 4. XI. 75. Dein alter P.

XXIV.

L. F.!

Den Empfang Deines Buches bestätige dankend; leider bin ich durch den Tod meines Schwiegervaters[48] vorläufig verhindert, ihm die nötige Aufmerksamkeit zuzuwenden, jedoch habe ich bereits nach Florenz geschrieben.

An meiner Vereinsamung liegt nicht viel; je einsamer desto ruhiger! Was die disjecta membra poetae anlangt, so sollen sie nur liegen bleiben, mir tun sie gar nicht weh.

Heut hab' ich von Fromman einen Brief erhalten, worin er mir mitteilt, daß von meinen 'Allerlei Geschichten' 750 Exemplare — in wieviel Jahren? — abgesetzt sind und somit noch 450 bleiben. Macht just 1500 fl., was das deutsche Publikum dafür ausgegeben, und doch wurde das Büchlein überall aufs anerkennendste besprochen. Wär' es auch nach der Mode, so hätt' es vielleicht in 3 Monaten 2 Auflagen. Mich läßt es übrigens, da ich weiß, daß der Verleger nicht bloß zu seinen Kosten, sondern auch zu einem mäßigen Gewinn gelangte, ganz kühl. Der zweite Band mag ruhig im Kasten modern. Wär nur Amthor[49] mit mir ebensoweit!

Überhaupt möchte ich in Zukunft nichts mehr drucken lassen; es sei denn als Mscpt. auf eigene Kosten. Da ich nun kein reicher Mann bin und meine Frau keine reiche Frau, so mag die Sache auf sich beruhen.

Meine Aufzeichnungen abschreiben lassen! Was fällt Dir ein, das wären 3 Bände und würde hübsch kosten. Den ersten ja, weil schon vielerlei davon gedruckt ist, was ich nur beizulegen brauche. Ich habe ihn seit meiner Rückkehr von Wien durchgenommen und dabei wieder allerlei dummes Zeug in Vers und Prosa vernichtet. — Das beste wär gewesen, ich hätte gar nie angefangen. So schleppt man den Plunder bis ans Grab und er wandert schließlich zum Krämer. Jedoch besser so, als im Leben auch nur noch die geringste Schererei. Es ist nicht der Mühe wert, und ich habe mich geplagt genug, daß ich jetzt noch nach den vergoldeten aber tauben Nüssen schielen sollte, die das deutsche Publikum 'seinen Dichtern' spendet.

Mit Dr. Thaler ist mir was unangenehmes passiert. Ich hab ihm einen Brief mit etlichen schlechten Witzen geschrieben und erfuhr, als er mit Post bereits abgegangen, daß seine Mutter eben gestorben sei.

Sag ihm das und drück ihm meine Teilnahme aus. Grüße an alle!

Insb., 14. XI. 75. Dein alter P.

XXV.

L. F.!

Kannst Dich in der Rivista europ. fasc. I, 1 Dic., S. 169 lesen. An Gubernatis brauchst kein Exemplar zu senden, da doch keine weitläufigere Besprechung folgen dürfte.

Der Tiroler Bote ließ eine Notiz über dich in den Papierkorb fallen. Ist ja nur Literatur! In die Berliner Frauenztg.[50] kommt durch mich eine kurze Anzeige; was? weiß ich nicht.

Grüße an Alle! Prosit Neujahr!

Insb. 4. XII. 75. Dein alter P.

XXVI.

L. F.!

Während Du mir nach Insb. schriebst, war ich zu Wien. Ein Zufall hat mich hingeführt. Ich wollte mit meinem Sohn den Granit von Grein[51] und den Gneis und Granulit der Wachau[52] durchklopfen, das Wetter vereitelte das, und so stieg ich zu Linz in das Dampfschiff. Er wußte gar nicht, wo's hinging, und riß Maul und Augen auf, als plötzlich der Stephansturm vor ihm auftauchte. Nach drei Tagen fuhr ich davon; der Reiz der Neuheit war abgestumpft, und nachhaltig kann mich Wien wohl kaum erfrischen, wie's Italien getan. Im Nov. komme ich daher nicht; zudem wird sich in Eure Schillerfeier das offizielle und offiziöse Österreichertum mit seinen Toasten und schwarzgelben Lügen drängen, und das ist mir ekelhafter als die Syphilis.

Dem asiat. Kriege folge ich mit einiger Spannung und zwar aus einem nationalen Grunde: Nach meiner Überzeugung liegt die Zukunft des deutschen Volkes an der Donau.

Grün[54] hatte das, was die Deutschösterreicher in der Regel nicht haben, er hatte Charakter; insofern ist sein Tod zu beklagen; der Dichter ist wohl schon früher gestorben; was ich in letzter Zeit von ihm las, schien mir ziemlich welk und wertlos, nicht zu vergleichen mit den älteren Werken, an denen sich auch meine Jugend freute. Persönlich kannte ich ihn nicht.

Deine Frau ist also Präsidentin eines Mädchenbildungsvereins. Glückauf! Mir wird freilich das Wort Bildung, wo es mir aufstößt, nachgerade fatal. Deine Paula ist jedoch praktische Hausfrau, versteht also den natürlichen Beruf der Frauen; wer die Mädchen zu dem anlernt und all die verfluchten Schrullen, welche alte Jungfern emanzipieren, bei Seite läßt, tut gut. So mancher wackere Bursch, der ein ausreichendes aber bescheidenes Vermögen hätte, tät gern heiraten, muß es aber lassen, weil die Mädeln nicht mehr darnach sind, und er tut wahrhaftig besser, wie der alte Horaz eine Dirne von der Straße wegzufangen als sich für sein Lebtag in die höllische Mißehe mit einem unserer gebeizten, hysterischen Fräulein zu stürzen. Glaub mir, es wird jetzt zu viel geweibert und geweibelt, und wenn es so fortgeht, verweibert und verweibelt die nächste Generation noch mehr, bis endlich nach unermeßlichem Schaden das Übel die Heilung in sich bringt. Die Bibel hat die Stellung des Weibes ein für alle mal richtig gezeichnet; ihre ethische und symbolische Formel beruht auf der Tiefe einer ungeheuren Menschenkenntnis und Welterfahrung.

Deine 'Tragischen Könige' hab ich in der 'Berl. Frauenztg.' angezeigt; Nummer und Datum weiß ich freilich nicht mehr, da ich solche Dinge nicht aufzuheben pflege. Meine Frau grüßt; sie hat aber zu tun, denn nächstens heiratet eine verwitwete Schwester von ihr.

Wird das Wetter gut, so geh ich noch in's Hochgebirge. Du siehst, ich vergelte nicht gleiches mit gleichem, und hab schnell geantwortet, jedoch ohne alle Hoffnung, dich zu bessern.

Grüße an alle!

Insb., 19. 9. 76. Dein alter P.

XXVII.

L. F.!

Daß ich D(einen) Bf. erhalten, kann Dir der unter Kreuzband zugesandte 2. Teil m(einer) Aufzeichnungen bestätigen. Ich bin soeben aus Bologna zurück. Trotz Hitze und daraus folgender Diarrhöe bin ich doch ganz aufgefrischt: in Italien kommen mir neue Gedanken, neue Ideen. Mein Sohn, der im Achental jagte und fischte, war mit.

Nach Wien komme ich nicht.

Willst Du die Denkmalerei nicht endlich aufstecken? Nütze den Rest Deiner Tage besser und laß die Plebs links liegen. Du erzielst mit alledem doch keine Wirkung; um die Schriften der gedenkmalten Dichter kümmert sie sich trotzalledem nicht und glaubt ihrer Schuld mit den abgzwungenen Bettelpfennigen ledig zu sein.

Die Türken hauen das Slavengesindel wacker; so fegen sie den Deutschen, deren weltgeschichtliche Sendung jetzt nur noch im Osten liegen kann, die Tenne, mag der Onkel des Neffen an der Spree greinen, wie er will.

Aber Österreich mit seiner Politik impotenter Celebritäten! 1870 wollte man Preußen tückisch in die Waden, 1871 läßt man sich von ihm düpieren. Du gibst ja Deine ges. Werke heraus? Wähl andere Lettern als bei Grün, die sind zu fremdartig.

Schau Dir Edlingers 'Öst. Lit. Blatt' an[55], vielleicht interessieren Dich die 'Beiträge zu d. Litgesch. aus Altösterreich', zunächst über Gilm.

Grüße von uns allen an Euch alle!

Insb., 16. IX. 77. Dein alter P.

XXVII.

L. F.!

B(rief) und biogr. Bruchstück erhalten! Hier ein Schock Stachelverse. Du bist eine milde Natur, brauchst Dir daran die Finger nicht zu zerstechen, und läßt sie allenfalls frischweg bei Seit werfen. Sollst mir auch keinen Brief schreiben, Du Vielgeplagter! sondern nur auf einer Correspondenzkarte, ob Du die Dinge erhalten.

Mich hat das Schneewetter vom Schlern heimgejagt, und so sitze ich denn mit einem Winter vor mir voll Nebel, Frost und Einsamkeit.

Vor Dir öffnen sich leuchtende Säle: pikante Gesellschaft, feine Damen, geistreiche Herren; Musik, Tanz, Theater aller Ecken, Dir muß ja ganz lucullisch ums Herz sein!

Einen Maiengenuß hatten wir jüngst auch: Klesheim! Wenns Mailüfterl weht!

Der arme Mann, daß er mit grauem Schädel noch vor die Leute hintreten u. ihnen was deklamieren muß!

Tom friert[56]!

Nach Wien komme ich schwerlich sobald wieder; nicht daß mir jemand was zu Leid getan; aber dem sentimentalen Bedürfnis, all die Stätten meiner Studentenzeit wieder zu sehen, geschah im vorigen Jahr genug, und wie klein ist die Zahl meiner Bekannten.

Edlingers Lit. Blatt siehst du wohl auch von Zeit zu Zeit. Die Beiträge zu d. Lit. gesch. a. Altösterreich sind Dir nicht entgangen. Wie stehts mit der Gesamtausgabe Deiner Werke? Neues nichts.

Grüße von uns allen an Dich und die Deinen!

Insb., 28. X. 77. Dein alter P.

XXIX.

L. F.!

Überbringer d(ieser) Z(eilen) ist Herr A. Brandl; Verfasser eines demnächst erscheinenden Buches über Bro(c)kes.

Er will nun einen Aufsatz über 'Weißenbach'[57] schreiben.

Sei so gefällig, ihm die in Deinem lit. hist. Archiv befindlichen Daten zu überlassen.

Mache Herrn v. Weilen[58] aufmerksam, daß in den Briefen Streiters (Edl. Literaturblatt Nro. VII) auch des Verkehrs mit Grillparzer gedacht ist.

Briefe von A. Grün befinden sich auch im Besitz der Witwe des Hofrates V. Kleen. Denke sie ist in Wien.

Meine 2 Briefe, Fra Serafico[59] und Epigramme[60] hast Du wohl erhalten?

Inb., 31. 1. 78. B.

XXX.

L. F.!

Laß die Wanzen ungeschoren; Dich stechen sie nicht, und ich spieße sie ja! Fra Serafico hast Du wohl auch erhalten, wenigstens hab' ich ihn Dir geschickt.

In einigen Tagen bringt Dir H(r). A. Brandl einen Brief; ich hab ihn an Dich gewiesen als den Haupt-Staats-Ober-Archivarius der öster. Literatur, Du sollst ihm Daten über Weißenbach geben.

Mein Sohn ist ein Bengel, der mit mir auf alle Berge steigt, aber lieber ißt als studiert; meine Töchter vertanzen den Fasching.

Gesammelte Werke! L. F.! geh nur daran! Wenn Du nicht 'meinetwegen und der Literatur wegen' in das Feuer, besser gesagt in den Sumpf springen willst, so frage ich zurück: Warum denn 'meinetwegen?' — Ich hätte doch nichts davon als Mühe und Schererei.

Vielleicht der 'Literatur wegen?' Die schenk ich Dir, bis Du im Stand bist, mir ein deutsches Publikum zu zeigen. Wie ich schon oft gesagt habe: Mich reut es, daß ich je in meinem Leben eine Zeile habe drucken lassen. Ich hätte mich darauf beschränken sollen, die Ergebnisse meiner wissenschaftlichen Forschungen von Fall zu Fall in Fachblättern anzuzeigen; denn die Wissenschaft gehört schließlich der Kultur und nicht bloß den Schreinen. Nächstens erscheint ein kleiner Aufsatz von mir: 'Der Gabbro der Wildschönau'[61]; ein von mir entdecktes geognostisch interessantes Gebiet. Doch das kümmert Dich nicht.

Unsere politischen Verhältnisse machen mich ganz maßleidig. Die Lage an der Donau und am Bosporus ist für das deutsche Volk weit verhängnisvoller als 1870 im Westen. Was damals Preußen dort getan, hätte jetzt Österreich im Osten tun und dadurch als Erbe der deutschen Kaiser dem deutschen Volke die Donau als die einzig noch freie Weltstraße zur Weltmacht offen halten sollen. Wenn einmal die Russen das goldene Horn packen, dann wird auch in Berlin die Großmacht bald ausgespielt haben.

Österreich büßt dafür, daß es stets die Politik mit der Religion der kath. Kirche verquickte, und die Söhne werden die Sünden der Väter kaum noch gut machen, wenn sie auch den Verstand und den Willen hätten, einer Politik impotenter Velleitäten zu entsagen. Indes stirbt in England der Fuchs, ob aber auch der Balg gilt?

Was anderes!

Mathias Schleifer[62], dessen Gedichte 1846 Kaltenbrunner herausgab, ist Dir wenigstens als Freund Lenaus bekannt. Sein Sohn Moriz, der am 17. Okt. v. J. starb, hat eine Anzahl trefflicher Poesien hinterlassen, von denen jetzt einiges in Druck kommt. Du hast das kleine, reizende Drama 'Flucht u. Rückkehr' wohl in Edlingers Literaturblatt gesehen, ebenso zwei herrliche Sonette und in den öster. Dichterstimmen das schwungvolle

'Antheon'. Er hat aber nicht bloß Gedichte, sondern auch eine kranke, lahme Witwe und 4—5 Kinder hinterlassen, die nun am Elend einer kleinen öster. Pension nagen. Sobald die Gedichte heraus sind, sollte nun doch die Schillerstiftung in Wien etwas tun, und wären's auch nur jährlich 100 fl.

Überlege die Sache.

Was Deine Amtsgeschäfte anlangt, so solltest Du doch zwischen diesen und den Tod ein paar freie Jahre einschalten und daher ans Ausspannen denken.

Siehst Du, wenn ich Dir nicht *lang* schreibe, so schreib ich Dir wenigstens *schnell*.

Grüße mir Frau und filios.

Insb., 2. II. 78. Dein alter B.

XXXI.

L. A(lter)!

Bf. erhalten. Sitze am Achensee und fluche über das schlechte Wetter, weil ich in den Bergen nicht arbeiten kann. Mein Sohn schießt und fischt, ich helfe ihm dabei.

Am 2. Sept. verlasse ich die Pertisau und gehe nach Italien. Bis Mitte oder Ende Oktober erhältst Du einen längeren Brief.

Von Politik will ich schon gar nichts mehr hören. Möglich daß ich noch im Oktober einen Spritzer nach Wien mache, wenn ich nicht in der Donau-Enge der Wachau mich mit Steinklopfen versitze.

Zu Grün war ich in keinen persönl. Beziehungen. V. Kleen, damals in Laibach Redakteur der Laibacher Ztg., gab ihm meine 'Lieder der Liebe'. Er äußerte sich gegen Kleen sehr günstig, was mir dieser schrieb. Den Wortlaut weiß ich nimmer, und den Bf. von Kleen würde ich wohl auch kaum mehr finden. Liegt auch nichts daran.

Von Zelebritäten in der Pertisau weiß ich Dir nichts zu schreiben; meinetwegen kann auf jedem Taxbaum eine sitzen; ich frage ihnen nicht nach.

Über die Schweine mußt Du mir nicht schimpfen; ein gesottenes Sauwaschel mit Kraut ist mir lieber als ein Telegramm oder ein neues Buch.

Feder und Tinte hab ich augenblicklich nicht; nimm also mit Bleistift vorlieb.

Grüße mir Frau und Kinder

Pertisau, 24. VII. 78. Dein alter P.

XXXII.

L. F.!

Deinen Brief wollte ich mündlich beantworten; es war meine Absicht, die Gebirge zwischen Melk und Dürnstein abzuklopfen, das schlechte Wetter hat es jedoch gründlich vereitelt. Auch die Ferien wurden mir verregnet; meist lag ich im Kahn und fischte oder las etwas, gewöhnlich Horaz. Einige Abende waren allerdings schön, aber nur zwei oder drei; da saß ich einsam auf dem Söller und schaute den Sternen zu, wie sie an den schwarzdunklen Berggräten auftauchten oder niedersanken, oder für Augenblicke in dem roten Schimmer eines fernen Wetterleuchtens schwammen.

Nach Zeit und Umständen war ich am Garda[63]; die Beschreibung eines solchen Ausfluges hab ich Dir jüngst unter Kreuzband gesandt. Die ersten Wochen des September ging ich mit meinem Sohn nach Florenz; jetzt sitze ich wieder in meinem Studierzimmer, schaue auf die grauen Wolken oder horche den Meisen, die auf den Zweigen der Tanne vor meinem Fenster hin und her hüpfen. Mitten im Norden erinnert mich ein Cyklamenstöckchen an den Süden; ich hab' es aus dem Klostergarten von Fiesole mitgenommen; jetzt ist es aufgeblüht.

Nächstens kommt Herr Brandl. Er war in Italien mit und heißt seitdem Brandolone. Zu Venedig erregten Göthes Lacerten seine lebhafte Teilnahme; Du kannst ihn katechisieren.

Vor einigen Tagen hab' ich den 2. T(eil) des Fra Serafico vollendet, so recht aus einem Guß, wie ein Bach plötzlich aus einem Berg bricht, ungeahnt, wie unerwartet. Zu Weihnachten erscheint er in der Abendpost; den 1. Teil, den sie v. J. brachte, hab ich Dir ja unter Kreuzband geschickt. Fra Ser. und meine 'Epigramme zu Lit. u. Kunst'[64], die Du bereits kennst, lasse ich nun drucken. Ich brauche nämlich etwas, um es gelegentlich Bekannten zu schenken; nun lasse ich etliche hundert Exemplare für den Buchhandel drucken, genau so viel als ausreicht, die Kosten zu decken.

Du fragst um meine Aufzeichnungen? — Ich setze sie nicht mehr fort. — Es reut mich fast, daß ich angefangen; es war zwecklos; ich suche keinen Verleger, und das Publikum kommt auch nicht auf meine Stube.

Hast Du die Odi barbare Carduccis[65] mit dem Vorwort von Chiarini gelesen? Es ist der erste Versuch, in Italien antike Metra nach dem Accent einzubürgern, wie es deutsche Dichter für die deutschen Bierlümmel taten. Die Debatte darüber ist in Italien sehr lebhaft entbrannt.

Auf Deine Biographie A. Grüns bin ich sehr gespannt; die muß ja notwendigerweise ein Stück Zeitgeschichte werden, um so interessanter, da Du zu den eingeweihten gehörst.

Nun zur Hauptsache. Du erhältst hier die Dichtungen v(on) M. Schleifer. Es sind geradezu Juwelen darunter, das kleine Drama hat wenig, was sich ihm vergleichen läßt. Aus meinem Vorwort erfährst Du, daß M. Schleifer der Sohn Leop. Schleifers ist; er hat aber auch eine vom Schlag gelähmte Frau und vier Kinder hinterlassen: drei Töchter, von denen eine als Nähterin arbeitet, eine andere in den Dienst gehen muß; der Sohn hat wenig Talent und studiert am Untergymnasium, um dann allenfalls bei der Post zu praktizieren. Die Familie lebt in Salzburg von der kleinen Pension in Not und Elend, ohne Hilfe und verlassen. Du hast nun Einfluß auf die Schillerstiftung; hier handelt es sich um einen *Dichter* und nicht bloß um einen *Literaten;* sieh zu, daß die Armen etwas erhalten; wären's auch nur jährlich hundert fl., bis die Kinder in der Hauptsache versorgt sind. Die älteste Tochter, welche die Geschäfte des Hauses führt, heißt Dora, an sie wäre allenfalls ein Brief zu richten.

Empfiehl das Büchlein auch in Deinen Kreisen[66].

Wenn es Deine Geschäfte erlauben, so schreib mir; insbesondere über den Fortgang Deiner Arbeiten. Solltest Du's wünschen, so geb' ich im Tir. Boten vorläufig Notiz davon.

Unseren poetischen Dreck mag ich nicht anrühren, geschweige aufrühren.

Grüße mir Frau und Söhne.

Insb., 15. X. 78. Dein alter Pichler.

XXXIII.

L. F.!

Das Schleifersche Gesuch wär' schon in Deinen Händen, wenn der Brief, in welchem ich die Familie verständigte, an seine Adresse gelangt wäre. Es wird eben wieder gemardert, damit man ja nicht vergesse, daß wir in Österreich leben. Alle wichtigeren Briefe muß ich wieder unter Recepisse fortschicken, wie das auch anderen Leuten so ergeht.

Meine Aufzeichnungen noch einmal! Ich werde wenig ungedrucktes hinterlassen; wie ich Dir wohl schon mitgeteilt, hab' ich viel vernichtet, und das reut mich gar nicht. Hätt' ich das Geld, so würd' ich den Rest zusammenstellen und für Kinder und Freunde drucken lassen; dreißig Jahre nach meinem Tod könnt' es dann ein Buchhändler pfennigweise ausschlachten; denn so lieben ja die Deutschen ihre Dichter! Und da mutest Du mir

gar noch zu, etwas zu schreiben! Für wen und zu was? Die Leute wollen den Spaß, die Unterhaltung, das leichte Vergnügen, wie es an der Oberfläche in bunten Farben schillert, sei s auch in denen der Fäulnis: dafür bin ich zu ernst, zu gleichgültig gegen den Schwindel, den sie jetzt Ruhm heißen, und so werden meine Gedankenpfade immer einsamer, ohne daß ich von jemand fordere oder erwarte, daß er mich begleite.

Gewonnene Resultate des Denkens und der Forschung skizziere ich leichthin zur Erinnerung; nur poetisches vollende ich aus dämonischer Notwendigkeit. Die Poesie ist für mich längst nicht mehr das Aufwallen des Blutes, das mit dem Reiz des Tages steigt und fällt.

Was das übrige betrifft, so war ich nach Stoff und Form nie fähiger zur Mitteilung als jetzt, und dennoch nie weniger zur Mitteilung aufgelegt als jetzt. Mein Reise-Allerlei ist für meinen Sohn geschrieben; wenn ich einmal nicht mehr bin, mag er mit diesen Blättern in der Hand meiner gedenken: dann haben sie ihren Hauptzweck erfüllt.

Nach Wien komm' ich wohl nicht. Das schlechte Wetter vereitelte meinen geol. Ausflug nach Krems, jetzt im Winter verbietet sich das von selber. Du redest von meinen vielen Freunden in Wien? — Ich brauche nicht die fünf Finger, um sie zu zählen: Du, Thaler und zwei Studiengenossen. Die Mitarbeiter an meinem geognostischen Handbuch wirst Du wohl nicht dazu zählen.

Du schiltst mich Brummbär. Vielleicht wegen mancher böser Epigramme. Brandl könnte Dir sagen, daß ich die schärfsten Bolzen mit einem Aug, das keine Verbitterung trübt, aus dem Köcher hole und mit einer Hand, die nicht von Leidenschaft zittert, losschieße. Ich bin kein Brummbär, weil mich das Zufällige der Dinge wenig interessiert.

Nimm diese Äußerungen, wie sie mir aus der Feder laufen, und wenn sie Dir nichts taugen, laß auch Du sie laufen.

Hast Du im Literaturblatt Kuhs Aufsatz über Nietzsche gelesen? Das war ein Mißgriff in den Papierkorb, denn er zeigt alle Schwächen des Verfassers, aber keine gute Eigenschaft desselben. Es ist nicht zufällig, daß Kuh in Hebbel wurzelt; beide sind, wenn ich so sagen darf, organisch congenial. Kuh war nervös in jeder Faser, daher besaß er feines Gefühl für alles, was Stimmung heißt, und versuchte mit dem Mikroskop dem feinsten Nervengeflecht zu folgen; aber er hatte wenig Sinn für einfache Linien und sah den Lichtstrahl nur dann, wenn er im Spektrum gebrochen war.

Zu seinen besten Eigenschaften zählt eiserner Fleiß und ehrliche Wahrheitsliebe. Sein Urteil war selbst in den Fällen, wo er recht hatte, so subjectiv, daß es fast den Schein der Berechtigung verlor.

Ich habe jahrelang mit ihm verkehrt und stets sein Talent geschätzt, aber auch seine Einseitigkeit erkannt; dagegen dämmerte ihm erst in der letzten Zeit eine Ahnung meines Wesens, und es war nicht meine Sache, ihn darüber aufzuklären.

Zum Schluß wünsch' ich Dir und den Deinen gleich jetzt ein glückselig Neujahr; mögest Du froh und heiter Deinen patriarchalischen Siebzig näher rutschen!

Insb., 9. XI. 78. Dein alter P.

XXXIV.

L. F.!

Den Briefobolus, den Du mir alle Jahre zu spenden pflegst, habe ich richtig zu Innsbruck erhalten, wo ich gestern aus der Pertisau eingetroffen bin. Ich kann Dir nur mit der kleinsten Scheidemünze erwidern; allenfalls: daß ich am 22. August auf dem Achensee einen Maikäfer fing u. Tags darauf am Ufer die erste Zeitlose fand, oder wie viel Fische ich angelte und derlei Bagatellen. Zelebritäten streifen allerlei an mir vorüber; derlei Dinge machen mich weder kalt noch warm.

Ich habe in diesen Ferien nur eingeatmet; auf meinem Söller nichts ausgedacht; da ich Pläne und Skizzen, die ich mir früher angelegt, vernichtet habe, wurde selbstverständlich nichts ausgeführt; bin ich doch ein Feind alles zwecklosen Tuns!

Von meinen Aufzeichnungen existiert, wie Dir vielleicht Herr Brandl mitgeteilt, nur noch der erste Band, welcher mit 1848 abschließt; 2 und 3 habe ich heuer im Winter — oder wann es war — bis auf wenige Fetzen vernichtet und nur noch Jahr für Jahr die interessantesten Briefe und was ich etwa drucken ließ in einem ½ Bogen Papier indossiert. Ausflüge, die ich mache, beschreibe ich als Andenken an meinen Sohn, der mich begleitet.

Eine Gesammtausgabe meiner Schriften!

Ich bin nicht reich genug, mir diesen Spaß zu machen; wär' ich es, so ließe ich 15—20 Exemplare für meine Kinder und die Kinder meiner Jugendfreunde abziehen. Du siehst, ich bin und bleibe für die Literatur ein Taugenichts und werde mich in meinen alten Tagen nicht mehr bessern; was ich schon oft gesagt: es tut mir leid, daß ich je eine Zeile drucken ließ.

Nach Wien? Ja, was soll ich denn in Wien!

Am Montag geh' ich auf den Garda und auf den Montebaldo; esse Feigen und Trauben und verdiene mir's mit redlichem Steinklopfen.

Cura ut valeas!

Innsbruck, 12. IX. 79. Dein alter P.

Anmerkungen.

[1] Vgl. Frühbriefe, Arch. 150, 28 und hier den Anhang. Bei dem lebhaften Anteil, den P. an Senns Geschick zeitlebens nahm, so daß ein großer Teil seiner Verbitterung aus dem Hinblick auf Senn entstand, verdienen die von ihm an Frankl geschickten Senn-Schriften vollständigen Abdruck.

[2] Vinzenz Gasser, Theologieprofessor und seit 1856 Bischof in Brixen; vgl. Ges. W. I,40 ff., III, 254, 256.

[3] Josef Greuter, Religionsprofessor am Innsbrucker Gymnasium, seit 1861 Landtagsabgeordneter und allmählich der Führer und Hauptredner der kirchlich gesinnten Partei im Reichsrat; vgl. Ges. W. I, 40 ff., III, 24 u. ö.

[4] Vgl. Arch. 150, 8.

[5] Frommann in Jena, 1867; vgl. Dörrer 115.

[6] Vgl. Arch. 150, 13, 165; die Absicht wurde damals nicht durchgeführt.

[7] Vgl. Arch. 150, 28, Anm. 1.

[8] Karl Giskra (1820—79), Advokat aus Mährisch-Trübau, wurde 1867 Minister des Innern im Bürgerministerium. Durch seine Nebenstellung als Verwaltungsrat schädigte er die ganze Fortschrittspartei. — Friedr. Beust (1809—86) war 1867 öst. Kanzler, 1868 Graf geworden.

[9] 'In Lieb' und Haß'. Jena, bei Amthor, 1869. Vgl. Dörrer 157 ff.

[10] Christian Schneller, geb. 1831 im Lechtal, trat 1867 mit 'Märchen und Sagen aus Welschtirol' hervor. Er war damals Gymnasialprofessor in Innsbruck.

[11] Anton Zingerle, klass. Philologe und Archäologe, lehrte damals Latein am Innsbrucker Gymnasium und kam später als Ordinarius an die dortige Universität. Er war ein fleißiger Herausgeber alter Texte.

[12] Ges. W. XI, 1—15.

[13] Ges. W. XI, 16—33. Vgl. Dörrer 145.

[14] Zuerst gedruckt Leipzig bei Liebeskind, 1892; dann 1905 Ges. W. I.

[15] Eine Ehrenrettung dieser singulären Frau (1480—1519) schrieb der Engländer Gilbert, London 1869, deutsch Leipzig 1870, auf Grund eingehender Urkundenstudien.

[16] Robert Zimmermann, geb. in Prag 1824, lehrte seit 1861 als ord. Prof. der Philosophie an der Wiener Universität und wurde besonders bekannt durch seine 'Ästhetik', 1858—65.

[17] Aus dem Nachlaß des Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi (1743 bis 1819) erschienen zwei Bände Leipzig 1869.

[18] Ges. W. XI, 17—33.

[19] Mandeln, Rosinen und aufgeschnittene Feigen, oft auch Pignoli und etwas Obstschnaps, mit wenig Mehl in Form eines Laibes zusammengebacken.

[20] Frau Pichler war sehr geschickt im Trocknen und Aufkleben von Alpenblumen auf Karton.

[21] Pichlers Sohn Adolf, geb. 1860 (Dörrer S. 234), war in Pertisau am Achensee, wohin die Familie Pichler regelmäßig in die Sommerfrische ging, mit den Söhnen Frankls bekannt geworden.

[22] Tiroler Dialektausdruck für 'närrisch'.

[23] Der Gipsabguß von Frankls Büste fand in P.s Empfangszimmer einen ständigen Ehrenplatz. Die Gegengabe P.s bestand aus einem Artikel über ihn mit Porträt in Amthors Alpenfr. I, 1870, wo zugleich sein 'Schmied von Gossensaß' (in Trochäen) abgedruckt ist.

[24] Emil Kuh, 1828—76, damals wohl der angesehenste Wiener Kritiker, hatte 1868 eine Studie über den von Pichler sehr geschätzten Adalbert Stifter herausgegeben, sowie die gesammelten Werke von Friedrich Hebbel. Aus den Briefen Pichlers an Kuh stehen mehrere Proben bei Dörrer.

[25] H. T. Buckle, 1821—62, holte sich durch Reisen auf dem Festlande Sprachenkenntnis und veröffentlichte 1857—61 seine 'History of civilisation in England', durch die er bei den Freunden der Aufklärung viel Ruhm gewann.

[26] Gemeint ist das Ministerium L. H. Hasner, das am 4. April 1870 die Herrschaft ergriff, nachdem Ende 1869 im Bürgerministerium Konflikt und Sezession eingetreten waren.

[27] Konstantin v. Wurzbachs 'Biographisches Lexikon des Kaisertum Österreichs' erschien in sechzig Bänden (Wien 1855—91) und machte, da der Verf. damals Ministerialsekretär im Staatsministerium war, auch einige politische Schwankungen mit. Darin handelt ein langer Artikel (Bd. 48) über den Klagenfurter Adolf R. v. Tschebuschnigg (1809—77), der unter Potocki 1870/71 Justizminister war und zugleich als Lyriker und Novellist gelobt wurde.

[28] Gedruckt auch 'Marksteine', 1874, S. 86 ff.; danach Ges. W. XIII (1906), 202 ff. mit Angabe der Entstehungszeit: 1860. Die 'Herbstblumen' sind eine Sammlung Gedichte von Tirolern unter Führung von I. V. Zingerle, gedruckt zum Besten zweier abgebrannter Gemeinden in Italienisch Tirol, 1870.

[29] Über Angelika von Hörmann vgl. Ges. W. XII (Zur tirolischen Literatur), 290—95.

[30] Grillparzers achtzigster Geburtstag wurde am 15. Januar 1871 in ganz Österreich festlich begangen. P. spricht darüber auch in seinem Artikel 'Franz Grillparzer und Rudolf Gottschall', Ges. W. XI (1908), 114 f. Die freiheitlichen Tiroler Dichter hatten schon an Grillparzers rein österreichischem Beitrag zum 'Phoenix' Anstoß genommen. Gegen solche Gesinnung inmitten der Studentenschaft richtete P. in seiner Sammlung 'Für Straßburgs Kinder: Deutsche Tage' (Berlin bei Lipperheide, 1870) das sehr scharfe Gedicht 'In Tirol'. Gegen dies protestierte im Boten für Tiral und Vorarlb. am 19. XII. 70 der Univ.-Prof. Busson, der selbst zu den Freiheitlichen gehörte.

[31] Anna Knittel, vermählt mit dem Formator Steiner, der in Innsbruck, Maria-Theresienstraße gegenüber dem Landhaus, seine hübschen Alabasterplastiken auslegte, war das Urbild der Geier-Walli, über die zuerst Steub einen Artikel schrieb, dann die Freifrau v. Hillern einen Roman, endlich die Birch-Pfeiffer ein Drama, so daß die Frau Steiner-Knittel, als sie letzteres im Theater sah, fast sich selber nicht mehr erkannte. P. schätzte die Frau, die auf die Marmorplatten und Gefäße ihres Gatten schöne Alpenblumen malte, und ein Bündel Briefe von ihr liegt bei den Frankl-Papieren.

[32] Handschriftlich liegt bei das Gedicht 'Christabend', gedruckt 'Marksteine' (1874), S. 107 ff. Variante gegenüber dem gedruckten Text: Uniformen mancherlei V. 22.

[33] Jörg Simoni(tsch), geb. 1835, von zweifelhaftem Doktorat, hauptsächlich Feuilletonist in Wien, kündete überraschend eine große Sammlung der in Öst. lebenden Lyriker in Wort und Bild an; der 1. Bd. erschien erst 1873 in Prag, der 3. war der letzte.

[34] Näheres darüber Ges. W. III, 102 ff. (vgl. Dörrer 168).

[35] Alois Weißenbach, 1766—1821. Vgl. Ges. W. XII, 210 ff.

[36] Albert Träger, geb. 1830 in Augsburg, Dichter, gab 1865—83 das Jahrbuch 'Deutsche Kunst in Bild und Lied' heraus.

[37] Ges. W. XIV, 1 ff.

[38] Frankls Epen 'Tragische Könige' erschienen 1876.

[39] Auf der Hohen Warte bei Wien.

[40] Ges. W. XIV (1871), 6—29.

[41] August Silberstein, geb. Ofen 1827, 1848 Schriftführer der 'Aula' in Wien, wofür er 1854—56 auf den Spielberg kam, dann bekannt durch seine 'Dorfschwalben aus Österreich' 1862—63.

[42] Im November 1871 war Andrassy Minister des Äußeren geworden und lenkte die österreichisch-ungarische Politik in deutschfreundliche Bahnen.

[43] Vgl. Ges. W. IV, 8 ff.

[44] Ges. W. XI, 151 ff.; vgl. Dörrer 146.

[45] Aus Niederösterreich 1771—1842. Vgl. Ges. W. XI, 209 ff.

[46] Ges. W. X, 1—23.

[47] Der Orientalist und Dichter Angelo de Gubernatis, geb. 1860 in Turin, lebte damals in Florenz als Professor am 'Istituto degli studii superiori' und Herausgeber der 'Rivista europea'. P. besprach mehrere seiner Bücher.

[48] Der Kunst- und Musikalienhändler Groß war ein klein gewachsener, sehr ruhiger Mann, von streng konservativer Gesinnung, der in einem schmalen, vierstöckigen Hause, ganz nahe beim Goldenen Dachl, sein Geschäft mit großem Erfolge betrieben hatte. Er hinterließ eine Witwe und vier Töchter.

[49] Bei E. Amthor in Gera waren 1874 P.s 'Marksteine, erzählende Dichtungen' erschienen, nachdem derselbe Verlag bereits 1872 eine Sonderausgabe des 'Hexenmeister' (26 S.) gebracht hatte. In den Ges. W. erscheint die Originalausgabe der 'Marksteine' nicht in einheitlicher Form; nur die kleineren Dichtungen, die aus den Jahren 1838—1870 stammten, sind in Band XIII, der den Titel 'Marksteine' schlechtweg führt, wiederholt, und zwar nicht vollständig, aber dafür vermischt mit sehr vielen anderen. Die zweite Hälfte des Buches von 1874 (Inhalt: Des Esels Kinder, Hexenmeister, Student, Totentanz, Teufelmaler, Jahr und Tag) muß man vorwiegend in Ges. W. XIV unter der Überschrift 'Neue Marksteine' suchen, vermehrt um viele andere, meist epische Dichtungen aus der Zeit von 1877 ab. Den letzten Abschnitt von 1874 und die schöne, wenn auch handlungsarme Verserzählung 'Jahr und Tag' entdeckt man ganz unerwartet in Band XIII auf den letzten Blättern, vermutlich, weil das Datum 1858 dabei steht.

[50] Begründet 1875 als Unterhaltungsbeilage der Modenwelt von Franz und Frieda Lipperheide in Berlin, später auch in Brixlegg (Unterinntal), in deren gastlichem Hause P. dadurch vertraut wurde.

[51] Städtchen in Oberösterreich an der Donau.

[52] Donautal zwischen Melk und Krems, vgl. Ges. W. VII, 1—31 'In der goldenen Wachau'.

[54] Anastasius Grün (Anton Graf Auersperg), 1806—12. Sept. 1876.

[55] Das 'Österreichische Literaturblatt' wurde 1877—9 herausgegeben von Anton Edlinger, einem liebenswürdigen und begabten Wiener, der sich für Tirol bei einem Besuch im Süden ungemein erwärmte, später mit einem

Fräulein aus Hall sich vermählte und dann in Meran und Innsbruck liberale Zeitungen redigierte. Sein Buch 'Aus deutschem Süden' erschien Meran 1887.

[56] Aus Shakespeare, König Lear, A. III, Sc. 4, Vers 59: Tom's a-cold. — Anton Frh. v. Klesheim, geb. 1816 in Peterwardein, war schon 1846—7 in Wien ein beliebter Vortrager von Dialektgedichten und verfaßte solche auch selber.

[57] Vgl. Ges. W. XII, 210 ff. in dem großen Artikel 'Zur neueren deutschen Dichtung in Tirol'; auch S. M. Prem, Geschichte der neueren deutschen Literatur in Tirol, 1922, S. 96 f.

[58] Josef R. v. Weilen (1828—89), Skriptor an der Hofbibliothek und Hausfreund bei L. A. Frankl, zugleich pathetischer Dramatiker und Professor der deutschen Literatur an der Kriegsschule.

[59] Wohl P.s bekannteste Dichtung, erschien zuerst in der Wiener Abendpost 1877 Nr. 297 und zugleich für sich im Selbstverlag des Verf., vgl. Dörrer S. 194, dann in 'Neue Marksteine' (1890) S. 1—46, danach Ges. W. XIV (1907) 67 ff.

[60] Neuausgabe der Sammlung 'In Lieb' und Haß', erste Ausg. 1869, zuletzt Ges. W. XVII.

[61] Im Unterinntal bei Wörgl.

[62] Matthias Leopold Sch., oberösterreichischer Dichter, 1771—1842; vgl. P.s Essay über ihn, mit Proben, Ges. W. XI, 209—212.

[63] P.s Artikel 'Am Garda' steht Ges. W. VII, 239 ff.

[64] Fünfter Teil von 'In Lieb und Haß'. Ges. W. XVII, 131 ff.

[65] Giosuè Carducci, geb. 1836, war damals besonders bekannt durch seine 'Hymne auf den Teufel' (1863). P. besprach seine 'Odi barb.' in Edlingers Litbl. I (1877) 138; vgl. auch Ges. W. XI, 303 ff.

[66] P. gab Moritz Schleifers 'Balladen und Sonette' in Innsbruck bei Wagner 1878 liebevoll heraus und rettete dadurch sein Andenken.

Anhang,

enthaltend die obenerwähnten (Br. I ff.) Schriften betreffend den Dichter des 'Tiroleradlers' J. Senn 1792—1857, die in schöner Kopie bei Frankls P.-Briefen lagen.

A: Brief von Senn an einen Ungenannten.

Original im Innsbrucker Museum beim Senn-Nachlaß, in Senns deutlicher Handschrift. Oben rechts steht von anderer Hand mit Bleistift: Advokat 1839. Die Fehler der von P. veranlaßten und nach Wien geschickten Kopie sind darnach beseitigt. Der Text bricht am Schluß des Blattes ab. Die 'Katastrophe' bestand in der Verhaftung Senns auf Grund einer unverantwortlichen Verdächtigung. Teile des Briefes benutzte P. selbst für seine Skizze über Senn, Ges. W. XII, 99—129.

Lieber ...

Ich bedaure unendlich die Mitursache, daß Sie die Erwiederung meines Briefes verzögern mußten. Was es mit hepathischen Leiden und gar einer Leberentzündung auf sich hat, weiß ich schon. Daß Sie dann aber vor lauter Amtsgeschäften nicht eher dazu kommen konnten, ein solches Nichts von Brief, wie der vom 4. d. ist, zu schreiben, bleibt auf sich beruhen.



Freilich wäre er darum gar nicht besser, wenn er auch dritthalb Monate früher datirte. Daß Sie mein Gedichtfragment mit Vergnügen gelesen. kann ich mir nicht vorstellen. Daß Sie selbes an Gabriel Seidl überschickten. mag hingehen. Wenn sein Urtheil so ausfiel, wie Sie mir schreiben, so bewahre Gott seine Kritik. 'Er fand Vieles darin vortrefflich — Manches aber wieder seiner Individualität nicht zusagend!' Also fand er nur das vortrefflich, was seiner Individualität zusagte, und das nicht, was und weil es seiner Individualität nicht zusagte? Und — und hatte er gar kein Wort für die poetische Idee des Ganzen, welche doch, meine ich, eine wahre *Pfundidee* ist? Sie produziren ihn als Ihren Freund — prosit Beiden! Seit wir uns nicht gesehen haben, oder genauer seit meiner Katastrophe in Wien ist es 19 Jahre. In dieser Zeit haben Sie, wie Sie sagen, oft, sehr oft an mich und mein Schicksal gedacht und herzlich gewünscht, etwas zur Linderung desselben beizutragen, aber nichts Passendes herausfinden können. Das ist ein eben so langweiliges als impotentes Denken und Wünschen! — Also um eine Erzieherstelle hat es sich neulich gehandelt? Und Sie dachten dabei an mich? Sie sind doch ein Erzdenker! Mehr! Sie haben sich auch sogar erkundigt, ob ich eine solche Stelle annehmen würde. Und bei wem? Bei mir nicht, sondern bei Hr. v. P., der mich gar nicht kennt! Und was sagte Ihnen Hr. v. P.? Seine Auskünfte waren zu allgemein und unbestimmt. Sie haben sich dann abermals erkundigt, und bei wem? Abermals nicht bei mir, sondern bei einem anonymen Gewährsmann, der Ihnen auch mit ganz speziellen und bestimmten Angaben aufwartete, womit Sie sich vollkommen beruhigten. Mein Bester! warum haben Sie sich denn nicht gleich lieber an die Polizei oder an das Platzkommando gewendet? Die Pädagogik, meinte Ihr zweiter Gewährsmann, sage meiner Individualität nicht zu. Mag seyn, daß sie mich nie ausfüllte. Allein ich bin Hofmeister bei Baron D. gewesen, wo ich 2 Söhne, von denen der ältere, damals in der Philosophie, jetzt Majoratsherr ist, und 4 Töchter unterrichtet habe. Ich unterrichtete die Grafen und Barone B. in der Philosophie, die Söhne des Dr. S. und R. in den Gymnasialgegenständen etc. etc. Auch als Militär habe ich nicht nur die Kinder mehrerer Offiziere unterrichtet, sondern auch als öffentlicher Lehrer in der Regiments-Kadettenschule deutsche Sprache, Militärgeschäftsstyl, Geographie und Weltgeschichte durch 8 Jahre vorgetragen. Ich habe mir die Achtung und den Dank meiner Zöglinge und Schüler, ihrer Eltern und des Regts.-Kommandos erworben. Dieß sind Tatsachen, vor welchen alles Geschwätz verschwindet. Ihr Gewährsmann berichtet Ihnen ferner, 'daß ich unabhängig leben wolle'. Dagegen sage ich, daß mir so etwas nie in den Sinn gekommen ist, und daß ich mir vielmehr das Bischen Leben redlich sauer habe werden lassen. Ich bin 1821 Abschreiber bei einem Advokaten geworden und es Jahr und Tag geblieben. Ich bin 1823 gemeiner Soldat geworden und habe mich, trotz der gegen mich bestandenen Vorurtheile, zum Offizier durchgearbeitet. Ich diente bis 1832, wo ich, nach mehr als jahrelanger Krankheit, als Realinvalid pensionirt ward. Ich trat 1832 als Konzipient in die Kanzlei eines anderen Advokaten und verblieb daselbst bis 1836, wo mir diese Art von Erwerb von Seite der Militärbehörde unter der Drohung verbothen wurde, mich einer kommissionellen Untersuchung zu unterziehen und dem Hofkriegsrath anzuzeigen, weil kein Offizier Privatdienste für Geld versehen dürfe, wobei das Merkwürdigste ist, *daß es mein Prinzipal war, der aus Rache, wegen eines rein persönlichen Zwistes mich anzeigte, ich hätte als Offizier für Geld in seiner Kanzlei gearbeitet, und daß dieser Prinzipal seit 20 Jahren und von Jugend auf mein Freund, und sozusagen mein Geschöpf war, das sich seit jeher in Prosa und Versen, in Schrift und Druck mit meinen Federn zierte, und das ich so zu einer Art Adler gemacht hatte!* Im Jahre 1836 ließ ich mich zum Diurnisten bei der hiesigen

Bezirks-Verwaltung machen, und konnte nur durch die absichtlichen Malträtazionen des Kameralrathes K., welche mir ohnehin meine baldige Entlassung weißsagten, dahin gebracht werden, das Prävenire zu spielen und auszutreten. Ich habe mich später um eine Diurnistenstelle bei der hiesigen Gefällenverwaltung, so wie bei der Bezirksverwaltung in Feldkirch, jedoch ohne Erfolg verwendet und

B: Briefe von A. Frh. v. Doblhoff-Dier, der 1800 als Sproß einer Wiener Hofratsfamilie (s. obigen Brief von Senn) geboren und 1848 als Justizminister zum entflohenen Kaiser Ferdinand nach Innsbruck geschickt wurde. Die dürftige Kleidung Senns war ihm etwas peinlich (vgl. H. Klein, Innsbr. Nachr., 1. Sept. 1921). Die Originale liegen im Senn-Nachlaß.

Lieber Senn!

Wien, den 10. Dezember 1846.

Ich habe vor ein paar Tagen mehrere Exemplare Deiner beiden Gedichte erhalten.

Es ist mir zwar mehr als schwierig für deren Absatz zu sorgen, indessen will ich es doch versuchen; mittlerweile übersende ich Dir im Anschlusse unter der mir angewiesenen Adresse den Betrag von 10 fl C(onv.) M(ün)z(e).

Lebe wohl Doblhoff m/p.

Lieber Senn!

Heute Nachmittag Innsbruck verlassend bin ich außer stande Dich noch aufzusuchen und nach langer Trennung wieder zu sehen; hätte ich mir denken können, daß Du hier verweilest, ich wäre gewiß gekommen, wenngleich aus Deinen Worten die Hoffnungslosigkeit deutlich spricht, deren Berührung ich bey erschöpfender Kraft vermeiden sollte.

Mein Aufenthalt in Innsbruck war ein peinlicher; was mir noch bevorsteht weis Gott, ich habe mich meinem Vaterlande zum Opfer dargebracht.

Lebe recht wohl Doblhoff m/p.

C: Dialog zwischen König Max von Baiern und Senns Vater, Landrichter von Pfunds und eifrigem Tiroler Patrioten im Dienste Andreas Hofers (vgl. J. Hirn, Die Erhebung Tirols 1809, Innsbruck 1909). Das Original ist nicht zu finden, mehrere Namen bleiben daher unsicher.

Den 18ten August

Erstattete Herr Senn, Pfleger zu Pfunds, den Ständen den Bericht von seiner Reise nach Wien und aldorten mit seiner Majestät dem König gepflogenen Unterredung. Da als obbesagter den 9ten August Abends in Wien anlangte, so verfügte er sich den 10ten um 10 Uhr nach der Burg, alwo ein großer Haufen Menschen auf Audienz warteten; da wegen ihrer Menge der Zutritt schwer war, ließ sich Hr. Senn (den ich hinfür nur Eilbothen nennen werde) bei dem König als Tyroler Deputirter anmelden, wurde gleich vorgelassen, und um seine Unbringe befragt, der demnach die Depesche überreichte, und nachdem Se. Majestät solche entsigelt, und die Unterschrift besehen, sagte: Richtig, Enzenberg! was macht der gute, und wie geht es in Tyrol? Der

Both erwiederte: Jetzt nach der Huldigung, allwo Ew. Majestät durch dero durchlauchtigste Frau Schwester die Erhaltung und Bewilligung aller unserer Privilegien und Freiheiten zugesichert haben, ist alles von Liebe und Treue durchdrungen.

König. Es freuet mich, daß eine so förderst geschätzte Provinz beruhiget und mir ergeben ist, und ich hoffe und habe das Zutrauen, daß mich selbe im Unstall in ihrem Schutz erhalten würde.

Both. Bei Gott und so wahr ich ein Tyroler bin, schwöre ich im Namen meiner Landsleute, daß der letzte Blutstropfen zum Schutz Ew. Majestät geheiligten Person mit wonnevollem Vergnügen aufgeopfert werden soll.

König. Gut und wohl mir, noch eine solche gesinnte, mit Treue erfüllte Provinz zu haben; die edle Nation ist die erste, die mir einen vergnügten Tag nach meinem Regierungsantritt machet. Lasse dich dieser Tage wieder sehen, und sei versichert, daß du den Ständen ihren Wünschen entsprechende Nachrichten bringen wirst.

Both. Ew. Majestät befehlen, wenn ich kommen soll, damit ich nicht auf mich warten lasse.

König. Sobald die Expedition fertig sein wird, werde ich dich holen lassen, lasse mir daher deine Adresse hier. 'Den andern Tag (fuhr Herr Senn in Erstattung der Relazion fort) wurde ich berufen, und fand mich um 11 Uhr in der Residenz ein, als eben der Monarch in der Messe ging, um 1 Uhr nachmittag wurde ich vorgerufen. Der König fragte mich: Was macht ihr bei meinem Landtag?

Both. Dermal und da man auf das heilige Versprechen von Ew. Majestät ungezweifelt rechnet, so sind die Gegenstände des Landtags meistens auf Einrichtung zum Wohl des Vaterlandes abzielend, um Ew. Majestät gegründet von den Beschwernissen des Landes zu überzeugen.

König. Es freuet mich, daß der gute Enzenberg die Sache[n] so leitet, daß sie meiner Erwartung entsprechen; waren und sind noch Unruhen zu besorgen?

Both. Das Volk war und wird immer mißvergnügt sein, so lange Graf Sauer da ist.

König. Was kann euch der schaden?

Both. Nur gar zu viel, und was er nicht vermag, daß geschieht durch seinen Anhang, und hätten Ew. Majestät den Landtag nicht bewilligt, so würde bereits das Vaterland bluten, und durch Feuer und Schwert verwüstet werden, dieß aber nicht in der Absicht, sich von dem Gehorsam Seiner Majestät zu trennen, sondern sich von einem übel gesitteten Minister zu befreien.

König. Gott, das wäre schmerzlich, und wie ist es möglich, daß mein Minister mir so treue Länder gefährlich machen könnte, denn Sauer ist doch ein Mann, der Kopf hat.

Both. Dieß wiederspricht Niemand, aber der Stolz, den sein Secretär hatte, mit welchem er auf einen jeglichen Stand herab sah, und seine anvertraute Gewalt mit lauter Getrüge zum Nachtheile des Landes mißbrauchte, wäre der Zunder, der das Feuer des Mißvergnügens anzündete, denn zum Beispiele, diejenigen heiligen Rechte des Landes wurden nicht mehr beschränket, sondern ganz vertilget, und um damit das Land auch in den Augen Ew. Maj. verhaßt und verdächtig gemacht werde, so wurde bei der Durchreise Ihrer Maj. der Königin Dero Befehl zuwieder im Lande verbothen Hochselben die mindeste Ehrbezeigung zu erweisen und sich hier in Folge auf den ausdrücklichen Befehl Seiner Maj. berufen; um aber auch Ew. Maj. bei dem Volke und Lande verhaßt zu machen, so hintertrieb er den Landtag, ja er ging noch weiter, er schrieb die zweite Kriegssteuer auf die härteste Art unter Ew. Maj. Nahmen aus, und zwar dazumal, wie Ew. Maj. nicht in Wien waren.



König. Könnt ihr das beweisen, denn mir ist nichts bekannt, daß jemals unter meiner Regierung eine Rede von Kriegssteuer gewesen wäre.

Both. Ja allerdings, Ew. Maj., denn die offene und allgemeine Steuerpatente werden dieß unwiedersprechlich beweisen.

König. Ich verspreche euch bei meinem königl. Wort, daß Graf Sauer gleich abberufen und nicht mehr in euer Vaterland kommen wird; saget mir, wie hoch belauft sich dann die Zahl der Menschen, die wegen der Conscriptionsmäßigen Rekrutenaushebung außer Land sich geflüchtet haben?

Both. Die Zahl derselben wurde auf 15 000 Mann gerechnet, das Elend war übermässig, denn die Entlaufung geschah eben zu einer solchen Zeit, da der Ackersmann seine Aernte einzusammeln im Begriffe war, die Väter verloren ihre Söhne und die Bauern die Knechte, daher blieb aus Abgang der Menschen in vielen Oertern die Aernte auf den Feldern uneingescheunet stehen, bei 5000 aber sind noch abgängig, die theils bei fremden Potenzen Capitulationsdienste aufgenommen, oder öffentlich zu Grunde gegangen sind.

König. Warum ist aber das Land diesem System gar so zuwider?

Both. Ew. Maj., das Land Tyrol ist gewohnt gegen jeden auswärtigen Feind sich selbst zu vertheidigen, wie es solches oft getan hat und auch zu thun bereit ist; überdieß hat das (Hs.: dem) Land[e] Tirol unter der Regierung der verewigten Kaiserinn Königinn M. Theresia die gewaltsame Rekrutenaushebung wie auch den Stempel und Erbsteuer per adversum von der Graf Linzendorffischen Hofcommißion mit Millionen abgekaufet.

König. Ist auch das zu erweisen?

Both. Ja, Ew. Maj. Die Acten unserer Landschaft reden klar und bestimmt.

König. Ist es so, so mißbillige ich ein solches Verfahren, und ich werde nichts von dem davon thun, was ihr mit Privilegien beweisen könnt, außer wir kommen anders überein.

Both. Unsere Landschafts-Archive sind schlecht verwahrt gewesen und viele Originale finden sich nicht mehr vor, wenn also Ew. Maj. glaubbaren Abschriften nicht glauben würdigen, so wäre das Land gedrückt.

König. Es ist nicht mein Wille, auf Umkosten eines Landes mich zu bereichern oder zu erfreuen. Euer Wohl soll auch das meine sein, ich sage euch also und saget es den getreuesten Ständen widerum: was sie erweisen können, soll ihnen bewilliget sein. Die Universität und das Appelationsgericht kömmt wieder in Euer Land zurück, die Befehle hiezu sind bereits abgegangen. Den Landshauptmann können sie vorschlagen, und ich werde einen solchen aus diesen wählen, mit dem die allgemeine Zufriedenheit erfolgen wird, und verkündige vorzüglich meinen geliebten Volk meine fürstl. Gnade und Huld.

Both. Gnädigster Monarch! nachdem Sie so große Gnaden dem getreuen Vaterlande gewähren, so machen Sie die Maß mit dem voll, daß wir Sie bitten Ersten (!), gnädigst zu erlauben, daß die Stände auch einen Gouverneur vorschlagen dürfen.

König. Warum nicht, auch dieß gewähre ich euch mit der Versicherung, daß, sobald und wenn es anders mir meine erbländ. Geschäfte erlauben, ich selbst kommen (!), mein geliebtes Land Tyrol zu besuchen.

Es war ¾ auf 2 Uhr nachmittag, der gnädigste Monarch band die Depesche selbst zusammen, übergab sie zu sigeln, gab sie selbst dem Bothen und sagte: Adieu, lieber Tyroler, reise glücklich, richte deinen Auftrag aus, und klopfte ihm bei der Entlassung sanfte auf die Achsel.

Der Both kam den 16ten hier auf den Landtag an, und den 18ten August reißte Graf Sauer von hier ab.



D: Amtliche Anerkennung für militärische Verdienste von Senns Vater. Original fehlt.

Zeugniß

für den von der k. k. Intendentschaft in Tyrol aufgestellt gewesten Landrichter, Bezirks-Commandanten und Defensions-Special-Commißär Herrn Franz Michael Senn zu Nauders in Oberinnthal.

1mo War er der Erste und Einzige, welchem sich der Unterzeichnete, bei seiner ersten auf sich genommenen geheimen Sendung im März d. J. nach Tyrol, über die Absicht derselben in der ganzen Strecke Ober-Jnnthals bis nach Innsbrugg ohne Rückhaltung anvertrauen durfte; indem Unterzeichneter diesen als einen der eifrigsten und entschlossensten Patrioten in der ganzen Gegend schon seit den früheren Landesdefensions-Epochen kannte, und außerdem dazumal sich an Niemanden zu wenden gewußt hätte; Solchergestalten

2do hatte man es gewissermaßen lediglich ihm zu verdanken, daß Unterzeichneter das viertel Oberinnthal (nähmlich von Nauders bis Innsbruck und gegen Schwaben bis Reutti (dessen Population 70 bis 80 000 Seelen betragen mag) bis zu seiner zweimaligen Dahinkunft im April, durch Senns Freunde und Vertraute, Landrichter Aigen von Laudeck, Landgerichtsschreiber Fischer von Laudeck, Bürgermeister Joh. Georg Strelle von Imst (Hs.: Just), Dr. Alois Ligolla Kreisphysiker daselbst, Alois Schermer Gerichts-Anwalt zu Nassereith, Jos. Anton Naus, quieszirter Straßenbau-Inspector zu Reutti, Jos. Hirn ärarialischer Holzlieferant zu Mieming
en, Jos. Marberger, Pflegeamts-Substituten von Petersberg, und Joh. Niederkirchen Posthalter in Zirl und einige andere Mittelspersonen, zur bevorstehenden Insurrection schon vollständig vorbereitet und gleichsam mit den Waffen in der Hand marschfertig angetroffen hat; dieser Umstand also

3tio ist um so wichtiger und verdient um so mehr in das gehörige Licht versetzt zu werden, als er zu dem so glücklichen Ausschlage der Vorfälle von 11. 12. und 13. April bei Innsbruck wesentlich beigetragen hat, obwohl dieselben durch einige dazwischengekommene unvorhergesehene Ereignisse, um einige Tage früher herbeigeführt worden sind, als es hätte nach dem verabredeten Plane geschehen sollen; denn einzig dadurch sah sich Unterzeichneter in den Stand gesetzt, die waffenfähige[n] Schützen und Landsturm-Mannschaft der umliegenden Gerichte und Ortschaften oberhalb Innsbruck sogleich auf den ersten Ruf zur Unterstützung herbeizubringen, welche denn auch den 3fachen Sieg an diesem ewig denkwürdigen Tage entschieden hat, desgleichen.

4to war er der einzige standhafte Mann, bei Gelegenheit einer zufälligen Zusammenkunft mit ihm in Innsbruck, der es durch sein Zuthun dem Unterzeichneten möglich machte, daß er sich vom 16. bis zum 19. Mai, als auch Hr. G. M. von Buol mit dem Reste seiner Truppen das nördliche Tyrol verlassen hatte, an der Brücke bei Volders und am Bache ober Vomp nächst Schwatz blos mit dem Landvolke noch halten konnte, und nicht schon dazumal eine nachtheilige Capitulation war abgeschlossen worden, indem er ihm, dem Unterzeichneten, aus Oberinnthal binnen 24 bis 30 Stunden 18 vollzählige wackere Schützencompagnien zur Hülfe zugesendet hatte; noch mehr

5to auch bei dem auf den 29. Mai mit dem Oberkommandanten des südlichen Tyrols Andreas Hofer verabredeten gemeinschaftlichen Angriffe, wodurch der Feind zum ersten Male aus dem Lande verdrängt worden ist, hätte sich Unterzeichneter schlechtweg außer Standes gesehen, denselben von oben herab gegen Innsbruck mit dem erforderlichen Nachdruck zu unterstützen, dafern es ihm, Herrn Senn, nicht durch sein rastloses Bestreben gelungen hätte, bei Zeiten zahlreiche Unterstützung, selbst von

Obervinstgau herbeizuschaffen, wo sodann der Feind auch das linke Ufer der Inns von Innsbruck bis Kuefstein zu verlassen gezwungen worden ist. Endlich

6to was er von dieser Zeit an, des k. k. H. Armee-Intendenten, Freiherrn von Hormayr, mittelst anderwärtigen Dienste geleistet habe, muß er Hochdenselben zu selbst eigener Erörterung überstellen. Bei so vielen und wichtigen Diensten also, die er nicht so dem Unterzeichneten, als vielmehr Allerhöchst Sr. k. k. Majestät und dem theuren Vaterlande geleistet hat, bedauert es Unterzeichneter vom Herzen, daß er in den traurigen Umständen, unter welchen er Tyrol nunmehr verlassen muß, ihm nichts anderes, als dieses geringe Denkmahl seiner Erkenntlichkeit zurücklassen kann, wovon er sich jedoch mit voller Zuversicht versprechen zu dürfen glaubt, daß Allerhöchst Sr. Majestät, auf welch Allerhöchst deroselben Gnade und Gerechtigkeit er selbst unter den Ausgezeichnetsten, vielleicht den gegründetsten Anspruch hat, so viele Mühewaltung und Anstrengung, solch eine uneigennützige Anhänglichkeit und Treue gegen das Allerdurchlauchtigste Erzhaus dereinst gewiß nicht unbelohnt lassen werden, besonders da er Vater einer zahlreichen Familie ist, und von seinen Vermögen ohne Zweifel schon vieles aufgeopfert hat, und vielleicht in der Folge noch mehr wird aufopfern müssen.

Geschrieben zu Innsbruck am 30. Juli 1809.

L. S. Martin Teimer m/p
k. k. Major und Oberkommandant der Landesdefensions-Mannschaft
im nördlichen Tyrol.

Collationirt und ist dem producirt ungestempelten Original vollkommen gleichlautend.

Wien, den 6. April 1812. Joh. G. Dürnberger.
Mag.-Expedits-Direktor.

E: Ausweispapier für den Dichter Senn. Original fehlt.

Kronland Tirol und Vorarlberg
Kreis Innsbruck Stadt Innsbruck

Heimath-Schein
Nr. 1741
Vom Magistrate der Kronland-Hauptstadt Innsbruck
wird hiermit bestätigt, daß
Herr Johann Senn pens. Lieutenant
am 1. April 1792 zu Pfunds geboren, ledigen Standes, katholischer Religion, in den Gemeindeverband der Stadt Innsbruck gehöre u. hier das Heimathsrecht besitze.

Personsbeschreibung

Statur mittlere — Nase proportionirt
Gesicht rundes — Mund regelmäßig
Haare graue — Besond. Kennzeichen keine
Augen braune

Eigenhändige Unterschrift Johann Senn m/p.

Dieser Schein ist 4 Jahre giltig.

Innsbruck, am 5. März 1857, 18fünfzigsieben.

L. S. Der Bürgermstr.-Stellvertreter Dr. v. Paar m/p.

Berlin. A. Brandl.

Joh. Chr. Senns 'Glossen zu Goethes Faust'.

Auch eine Fausterklärung.

Literatur über Senns 'Glossen zu Goethes Faust'. Goedeke XII[2], § 336. S. 278 f.

1. Glossen zu Goethes Faust. Aus dem Nachlasse von Joh. Senn, 2. Aufl Innsbruck 1862. (Mit Geleitwort von Ad. Pichler = P).
2. Ed. Kulke, Ein literarisches Kuriosum. Neue freie Presse 1864, Nr. 30.
3. Österreichische Blätter für Literatur und Kunst, hg. von A. Schmidl. 2 (1845) Nr. 133 (= S).
4. Allg. deutsche Biographie 34 (1892), S. 34 (Schlossar).
5. Ad. Pichler, Gesammelte Werke, München und Leipzig 1908, 12. Bd., S. 126 f.
6. Prem S. M., Geschichte der deutschen Literatur in Tirol. Innsbruck 1922, S. 145.

Die Beschäftigung mit Goethes Faust reicht in die Zeit der Entstehung der Dichtung zurück. Auf diese vorwissenschaftliche Periode folgen nun drei Stadien, die einander allmählich ablösen: die philosophische, die philologische und die philosophisch-ästhetische Faustbetrachtung. Die philosophische Periode der deutschen Faustforschung reicht nach Hans Titze[1] von 1817—1839. Sie sucht 'Goethes "Faust" als die durchgängige Verkörperung einer philosophischen Idee anzusehen unter Fortfall jeglicher Kritik des vorhandenen Stoffes' (Titze S. 34). Auch Senns Faustglossen (1845 und 1862) liegen noch in dieser Richtung, wenngleich die Schärfe der Kritik kaum mehr überboten werden kann.

Johann Chrysostomus Senn, geboren 1795 in Pfunds in Tirol, bekannt als Dichter des Liedes: 'Tiroler Adler, warum bist du so rot?', gab neben einigen Aufsätzen nur 1838 'Gedichte' heraus, die von der Zensur stark verstümmelt wurden. Sein schweres Schicksal, an dem er freilich nicht ganz unschuldig war, hat ihn verbittert und verschlossen gemacht. Er hat sich als politischer Dichter im Vormärz betätigt, daneben aber auch eifrig Philosophie studiert. Aus diesen philosophischen Bemühungen sind seine 'Glossen zu Goethes Faust' hervorgegangen. Als das Büchlein 1862 nach Senns Tod (1857) von Ad. Pichler wieder herausgegeben wurde, fällte Kulke im Abendblatt der 'Neuen Freien Presse' 1864, Nr. 30 das richtige, wenngleich scharfe Urteil: 'Ob Herr Adolph Pichler seinem verstorbenen Freund durch die Herausgabe ein litterarisches Denkmal gesetzt? Fast möchte man es bejahen, wenn man auf dem Titel sieht, daß die 2. Auflage des

[1] Hans Titze, Die philosophische Periode der deutschen Faustforschung (1817—1839) nebst kurzen Überblicken über die philologische und die philosophisch-ästhetische Periode zur Beleuchtung der Gesamtentwicklung der deutschen Faustphilologie bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zur Entwicklung der deutschen Faustphilologie. Diss. Greifswald 1916.

Büchleins erschienen ist. Blättert man aber weiter, und liest man dasselbe durch, so nimmt man bald wahr, daß man es bloß mit einem litterarischen Curiosum zu thun hat."

Er vergleicht es mit dem Perpetuum mobile und mit der Quadratur des Kreises. 'Der Verfasser verschwendet seine Kraft an einem unfruchtbaren Plan' ... 'Freund! Tröste dich, was du sagst, ist nichts Neues, das wissen wir bereits; die Welt ist schon da, und wir brauchen sie nicht nochmals von vorn zu schaffen. Heine, Hebbel, Fr. Th. Vischer und andere haben die verfehlte Composition des II. Theiles längst nachgewiesen. Senn bemüht sich aber, das Mißverhältnis im Faust an einer Seite aufzuzeigen, wo es factisch nicht vorhanden ist.' Kam so das Büchlein zu spät, so ist es immerhin interessant, einmal für den Charakter Senns, dann aber auch für die Beschäftigung mit dem 'Faust' in Tirol.

Chronologische Bestimmung der Arbeit Senns an den Glossen.

Pichler setzte die Entstehung der Faustkritik Senns in die Jahre 1840—1842 (P S. 33). Es ist aber kaum denkbar, daß der umfangreiche Faszikel im Innsbrucker Museum Ferdinandeum, der jeden Gedanken, oft wörtlich wiederholt, oft formal etwas geändert, in sechs bis acht, ja noch mehr Fassungen bringt, einzig auf diese beiden Jahre zurückginge. Positive Zeugnisse dagegen sind nicht zu erbringen. Aber Vermutungen können die Angabe Pichlers in dieser strikten Form ins Wanken bringen. Ich glaube nicht, daß jemand bei einer verhältnismäßig kurzen Spanne Arbeitszeit seine Notizen immer wieder kopiert. Die große Menge dieser Blätter deutet auf eine längere Beschäftigung hin. Nicht nur, daß die Art des Kopierens ganz verschieden ist, so daß man einzelne Redaktionen zur Not zusammenstellen könnte, weil sie auf gleichem Papier verzettelt sind, auch das Format des Papiers wechselt stark und noch stärker die Schrift. Selbst wenn man die deutlich flüchtigen Notizen absondert, kommt man zu einem Gegensatz in den Schriftzügen, den man innerhalb zweier Jahre schwer annehmen kann. Auch ähneln einzelne Notizen in der Schrift Briefen aus dem Ende der 20er Jahre. Dazu kommt als inneres Kriterium, daß sich Stilberührungen mit Briefen aus früherer Zeit finden. Ich denke mir eben die Entstehung der Faustglossen so, daß Senn zuerst sein weltanschauliches System ausbildete und es erst dann auf den Faust anwandte. An Berührungen mit früheren Briefen Senns, die leider nur sehr spärlich erhalten sind, sind mir folgende aufgefallen. Wichtigster Zeuge ist ein Brief an Franz v. Bruchmann in Wien vom 20. Oktober 1827. Da findet sich bei einem Hinweis auf Friedrich Schlegel die Gegenüberstellung von Hercules dormitans und Her-

cules Musagetes. In den Glossen wird (P S. 11) Hercules laborans als Voraussetzung für Hercules Musagetes genommen. Mag man auch diese Erwähnung vielleicht mit einem Gedicht Friedrich Schlegels: Hercules Musagettes (Minor, Fr. Schlegels Jugendschriften, Wien 1882, 2, 429 ff., das aber gedanklich keine Berührung bringt) in Zusammenhang stellen oder mag man auf die klassische Bildung Senns verweisen, der Ausdruck ist doch auffällig. Senn wirft Fr. Schlegel Verrat der Philosophie vor, Lüge im Denken, verteidigt den Idealismus, der ein Resultat sei und der Wissenschaft entspreche, weshalb er am Ende stehe. Auf die zwölf Arbeiten des Herkules wird in diesem Zusammenhang mit dem Idealismus angespielt, wie Glossen S. 11. Ebenso findet sich der Gedanke, daß nur das Wissen werden kann, was durchlebt wurde. In der Philosophie spiele die Offenbarung keine Rolle. 'Um in diese Sphäre einzutreten, muß sie sich auflösen in Wissen, und insofern sie sich nicht darin auflösen läßt, ist sie noch nicht reif zum Wissen, oder vielmehr das Leben ist noch nicht genug zu sich selbst gekommen, um sie zu durchfühlen.' Im gleichen Sinne wird hier schon die Bedeutung der Drangsal für die Erkenntnis hervorgehoben wie Glossen S. 14 f. und 34. 'Nur in der Drangsal merkst du dich selbst, und geht dir ein Aug' auf für die Wunder der Welt, und das ist ganz und gar dein eigenes Wissen. Niemand im Himmel und auf Erden hat ein Theil daran, du hast es mit deiner Seelenpein bezahlt und ausbezahlt!' Die ungemeine Hochschätzung von Wissen und Erkennen, das Senn gegen die Angriffe Bruchmanns verteidigt, bildet auch in den Glossen den Ausgangspunkt.

Eine andere Stelle kehrt in den Notizen, besonders in den Aufsätzen über das 'Erkennen' immer wieder: 'denn eben darum ist ja die Seele in den Leib und der Mensch in Erde geschlagen, auf daß sie eigen werden' (Brief an Bruchmann). 'Erkennen': 'Der Mensch ist auf die Erde gesetzt und seine Seele in den Leib geschlagen, auf daß er an dem Widerstande beider sich seiner selbst bewußt werde' (vgl. auch Glossen S. 24 u. 34). Auch der Hinweis auf die Notwendigkeit des Idealismus, die Senn dann in seinem Aufsatz über die Bedeutung der Phänomenologie Hegels darzulegen suchte, steht schon hier. Der Gedanke von der Beschränktheit des faktischen Wissens der Menschheit, die ihre Probleme nie ganz auf einmal lösen kann, begegnet in den Fauststudien wieder. Eine Stelle, aus der aber keine voreiligen Schlüsse gezogen werden sollen, klingt geradezu an den Faust an: 'Darum aber bin ich kein Diener des Satans, wie Sie sagen, nicht mehr und nicht weniger als ein rechter Mensch, der sich seiner Wege wohl bewußt ist.' Die Stelle vermag freilich kaum mehr zu beweisen, als daß Senn 1827 den Faust bereits kannte. Weitere chronologische

Anhaltspunkte führen schon in die Zeit der Drucklegung. Denn ein Epigramm aus den 'Gedichten' (1838, S. 140, Nr. 54), das also vor 1838 entstanden sein muß, bedeutet höchstens eine Beschäftigung mit dem Faust der Sage:

Faust, der Unselige, fuhr auf feurigem Wagen zum Orkus;
Seinen Elias hat, siehe, nunmehr auch der Styx.

Im Zusammenhang mit Senns Studien über 'Das Erkennen' steht aber ein anderes Epigramm derselben Sammlung (1838, S. 134, Nr. 28):

Antik und modern.
Alterthum, es ist Leben, moderne Zeit, sie ist Wissen;
Leben, dem Wissen voraus ging es, nun folgt es ihm nach.

Daß die Entstehung der Faustglossen, oder vielmehr ihre Vollendung, erst nach 1836 fallen kann, ergibt sich aus dem Hinweise auf Lenaus 'Faust' (Glossen S. 33), der, als Fragment im 'Frühlingsalmanach vom Jahre 1835' gedruckt, Senn wohl kaum bekannt wurde, wohl aber in der vollständigen Fassung von 1836 (Stuttgart bei Cotta) bekannt werden konnte. Vor 1836 ist also von einer endgültigen Redaktion nicht zu sprechen. Diese Angabe wird ferner gestützt durch den Zusammenhang von Senns Faustglossen mit Enks 'Briefen über Goethes Faust' (1834), den ich unten nachzuweisen suche. Damit ist aber nicht gesagt, daß die Vorstudien nicht viel weiter zurückreichen dürften, wie es dem schwerfälligen, gründlichen, ringenden Charakter ihres Verfassers entspricht.

Am 13. Oktober 1841 schreibt Streiter an Senn: 'Ich wünschte recht sehr Ihre "Glossen zu Göthe's Faust" zu kennen, mein Rath ist hiebei nur, sich keinen neuen Faust zu schaffen.' Dies ist das erste positive Zeugnis für die Existenz der Faustglossen, von denen entweder Senn selbst an Streiter berichtet hat oder über die Streiter auf Umwegen etwas erfahren hat. Der Brief Senns an Johannes Schuler vom 28. Oktober 1840, worin er ihn um die Übersendung von Hegels Phänomenologie und Ästhetik ersucht, legt zunächst nur die Vermutung über Senns erneutes Hegelstudium nahe. Am 19. Juli 1845 sendet Dr. Adolf Schmidl von Wien an Senn die Einladung zur Mitarbeit an den 'Österreichischen Blättern für Literatur und Kunst', am 29. Oktober 1845 schreibt er aus Eysenberg bei Brüx in Böhmen: 'Ihr Aufsatz über Göthes Faust hat die Zensur anstandlos passirt, aber ich ersuche um den Schluß des Artikels um meinetwillen, ehe ich über die Aufnahme mich aussprechen kann.' Am 2. Jänner 1846 (im Briefe '1845' verschrieben!) sendet er ihm einen Abdruck der Glossen zu Faust zu[1]. So erschien der erste Abdruck am 6. November 1845 in

[1] Die erwähnten Briefe liegen alle bei Senns Nachlaß im Museum Ferdinandeum zu Innsbruck.

Nr. 133 der genannten Zeitschrift (S. 1033—1037 = S). Nach Senns Tod gab dann Ad. Pichler aus dem Nachlaß des Dichters im 'Tiroler Bothen' 1862 (Nr. 7 ff.) eine vervollständigte Fassung heraus, die im selben Jahre in der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung (Innsbruck 1862, 35 S.) dann noch in zwei Auflagen als Sonderabdruck erschien (= P). Als Motto war jedem Druck vorausgesetzt: 'Den zürnenden Göthomanen und den nicht zürnenden Manen Göthe's!'

Es handelt sich nun darum, das Verhältnis der beiden Fassungen festzustellen. Denn die Abdrucke Pichlers sind sich bis auf Geringfügiges völlig gleich. Das Verfahren, das Pichler bei seinem Abdruck angewendet hat, ist heute nicht mehr restlos aufzuhellen. Im Vorwort erwähnt er merkwürdigerweise den Druck in den 'Österreichischen Blättern' nicht, sondern spricht nur von dem 'Aufsatz ... welcher aus den vorhandenen Skizzen und Bruchstücken nicht ohne Mühe zusammengestellt wurde'. (Glossen S. 3). Nun stimmt aber Pichlers Ausgabe mit dem Druck Senns auf weite Strecken überein, so daß man entweder annehmen muß, daß Pichler ein Separatabdruck der Glossen vorlag, oder daß er das Druckmanuskript Senns, von dem heute höchstens Fragmente vorhanden sind, benützte. Denn daß Pichler sonst aus den ungeordneten Fragmenten zu ähnlicher Anordnung wie Senn gekommen wäre, ist kaum denkbar; dazu stimmen einzelne Teile, die in den heutigen Bruchstücken nicht mehr vorhanden sind, bei S und P überein. Freilich druckt P eine ganze Reihe von neuen Stellen, so über den Prolog, die Ausführungen über Weisheit und Seligkeit (S. 5), über 'Thatensättigung' (S. 12), S. 14, Zeile 4—17, Faust als Schwächling S. 15, über das Verhältnis des Wissens von Individuum und Gattung (S. 21 ff.) und den Abschnitt von S. 29, Z. 7 bis zum Schluß, der den II. Teil Faust kurz überschaut, eine Zusammenfassung des Gedankenganges und eine Hervorhebung der Bedeutung der Dichtung trotz ihrer Mängel sowie den Versuch zu einer Erklärung dieser Mängel bringt. P gibt ferner Senns Gliederung in bezifferte Abschnitte auf und streicht längere Zitate, die bei S abgedruckt waren. Am Schlusse fügt er eine Notiz über die Entstehung der Glossen und das Gedicht 'Weisheit und Seligkeit' sowie ein eigenes Epigramm auf Senns Grab hinzu. Bis auf geringe Bruchstücke lassen sich nun alle eingefügten Stellen in P tatsächlich aus Manuskripten Senns ergänzen, so daß Pichlers Ausgabe als Grundlage für weitere Betrachtungen genommen werden kann. Aber P hat einige Ausdrücke gemildert, so S. 32, wo es im Manuskript bei Senn heißt: 'Die thatsächliche Darstellung widerspricht also gänzlich der Intention des Dichters, und ist in einem Grade verunglückt, daß sich in der ganzen poetischen Literatur schwerlich ein wür-

diges Seitenstück dazu finden dürfte.' Eine kleine Umgruppierung nimmt P mit S. 8, Z. 15 vor, die bei S erst später folgen (Nr. VII), in der Schlußpartie schließt er sich ziemlich genau an ein erhaltenes zusammenfassendes Manuskript Senns über den II. Teil an, der bei S überhaupt nicht behandelt wurde. Vielleicht hat Senn die von Schmidl geforderte Fortsetzung nicht mehr geliefert, wogegen freilich die gestellte Aufnahmebedingung spricht, jedenfalls aber bricht in S die Ausführung etwas unvorbereitet ab. Pichler aber mußte für seine Ausgabe wohl ein eigenes Druckmanuskript anfertigen, in dem aber auch noch nicht alles enthalten war, was Senn über 'Faust' gedacht hatte. Anscheinend hat Pichler getrachtet, das Wesentliche zusammenzufassen, durch leichte stilistische Änderungen miteinander zu verbinden und lesbar zu machen.

Bevor nun auf die Glossen näher eingegangen wird, muß auf Senns Beschäftigung mit Philosophie und auf einige philosophische Arbeiten hingewiesen werden, die zu den Faustglossen enge Beziehungen aufweisen.

Senns Philosophische Arbeiten.

Senn war 1807 nach Wien gekommen, hatte dort als Zögling des Wiener Stadtkonviktes das Akademische Gymnasium besucht und drei Jahre Philosophie studiert. Schelling, Fichte, Hegel wurden ihm schon damals bekannt. Später hat er noch öfter auf philosophische Studien zurückgegriffen. Besonders fühlte er sich von Hegel angezogen. In der Jugend galt er als extremer Pantheist. Ein Sonett, *ἓν καὶ πᾶν* knüpft an Schelling an, in drei Sonetten feiert er Schelling und Hegel als Dioskuren, Schelling, der 'der Wahrheit ewigen Stoff gefunden', und Hegel, der 'ihre ew'ge Form gefunden'. Diese Systeme waren ihm nichts Äußerliches, er hat sie in sich aufgenommen und sich aus ihnen seine Anschauungen geschmiedet.

Direkte Zeugnisse für Senns Beschäftigung mit Philosophie bieten sich freilich nur wenige. In einem Brief an Dr. Schuler bittet Senn um Hegels Phänomenologie und Ästhetik (28. Oktober 1840). Daß er sich aber schon früh mit philosophischen Studien befaßte, ergibt sich aus dem Briefwechsel mit seinem Wiener Freund Franz Bruchmann und aus dessen Autobiographie (1828). Eine Reihe philosophischer Arbeiten im Nachlaß Senns lassen sich leider nicht datieren[1]. A. Pichler erwähnt (Werke 12, 126) eine vollständige Abhandlung über 'Begriff und Aufgabe von Hegels Phänomenologie des Geistes'. Sie sucht die Stellung He-

[1] Die erwähnten Handschriften liegen im Innsbrucker Museum Ferdinandeum.

gels gegenüber Fichte und Schelling zu fixieren und betrachtet die Phänomenologie als notwendigen Ausfluß der philosophischen Entwicklung. Ein Fragment: 'Über das Bewußtsein', das Pichler anscheinend für eigene Arbeit Senns hielt, entpuppt sich als Auszug aus Hegels Phänomenologie (Hegels Werke, 1832, 2, 73), ebenso füllen die von fremder Hand als 'Philosophische Sätze von Johann Senn' bezeichneten Blätter Notizen aus der Vorrede zur Phänomenologie in leicht geänderter Form (vgl. Hegel, Werke 2, 3—7). Umfangreichere Auszüge machte sich Senn dann auch aus Immanuel Hermann Fichte: Grundzüge zum Systeme der Philosophie (Heidelberg 1838, 1. Bd., S. 3—6). Woher die zusammenfassenden Notizen über Fichtes System stammen sowie der Abriß der Biographie (bis 1842) und eine Aufzählung der Werke vom Sohn des großen Fichte, vermag ich nicht nachzuweisen. Sicher aber sind sie nicht als eigene Arbeit Senns anzusehen. Am wichtigsten von allen philosophischen Aufzeichnungen Senns ist aber der Aufsatz über 'Das Erkennen', da er, freilich an Hegel und Schelling anknüpfend, in eine Gedankenentwicklung mündet, die die Grundlage für Senns Faustbetrachtung wird. Vor allem findet sich hier schon scharf herausgearbeitet der Gegensatz von Denken und Handeln, vom theoretischen und praktischen Verhalten, die aber beide als gleichmäßige Quellen des Selbstbewußtseins, des Erkennens, gefaßt werden und beide zur Klarheit führen. Ich vermute, daß diese Arbeit nur eine der vielen Redaktionen der Vorstudien zu den Faustglossen darstellt. Der Schrift nach scheint es sich um eine spätere Fassung zu handeln. Auch dieser Aufsatz kehrt in mehreren Fassungen oder Abschriften wieder. Die zusammenfassende Darstellung bringt aber bei weitem nicht alle Gedanken wieder, die Senn im Laufe seiner Vorarbeiten zu den Glossen entwickelt hat und die dann in die Glossen übergegangen sind. Man muß infolgedessen suchen, aus den zahllosen Fragmenten und Ansätzen die entscheidenden Gedanken herauszuheben. Im Ausdruck lehnt sich Senn immer an Hegels Terminologie an, und auch Hegels Grundgedanken kehren immer wieder: Die Entwicklung der absoluten Idee über die Welt zum absoluten Geist. Dennoch kann man Senns Grundsätze nicht als bloße Kopie Hegels bezeichnen, denn er schaltet mit Hegels Geistesgut frei, was tiefere Vertraulichkeit mit Hegels Werken beweist. Eine eingehende Untersuchung, was auf Hegel, Schelling oder Fichte zurückgeht, lohnt sich bei der Zeitstimmung und bei der nur relativen Bedeutung von Senns Glossen nicht. Das unbedingte Vertrauen zum Denken, der Glaube an die Allmacht der Vernunft geht auf Hegel und den Idealismus überhaupt zurück, die Betonung der Praxis und der Tat auf Fichte, die Gegenüberstellung von Wissen und Handeln konnte durch Schellings Vor-

lesungen über die 'Methode des akademischen Studiums' (Tübingen 1803, S. 18 ff. sowie S. 147 ff.) angeregt sein. Der eigentliche Anlaß dazu aber lag doch in Goethes Faust selbst.

Im folgenden sollen nun möglichst mit Senns eigenen Worten die Gedanken über das Erkennen klargelegt werden, ohne daß daran Kritik geübt wird.

Senns Grundsätze über das Erkennen, Denken und Handeln.

Die Welt ist eine Manifestation Gottes. Der Weltgeist ist zwar ursprünglich schon in sich ohne sein Zutun selbst, aber seiner unbewußt. Mit Hegel bestimmt Senn nun den Entwicklungsgang des Weltgeistes dahin, daß er sich über die Natur und den endlichen Geist des Menschen zum absoluten Geist entwickeln müsse. Um sich seiner selbst bewußt zu werden, muß der Weltgeist sein Insichsein selbst hervorbringen. Er muß es aufheben, um es wieder herzustellen. Er muß aus sich heraustreten, um wieder in sich zurückzukehren. Er tritt nun aus sich heraus in der Schöpfung und kehrt in sich zurück im Untergang der Welt. Aber auch in der Schöpfung ist schon eine Rückkehr des Geistes in sich selbst bemerklich. Während nämlich der Schöpfer in der Erschaffung der Natur eigentlich aus sich heraustritt, fängt er in der Schöpfung des Menschen schon an, in sich zurückzukehren. Analog der makrokosmischen Entwicklung tritt nach Senn auch der Menschengeist aus sich heraus in der Beleibung und in der Geburt, und kehrt in sich zurück im Tode. Hegelsche Motive waren hier etwas geändert übernommen.

Die Triebfeder zum Handeln, zum Heraustreten des Geistes in das tätige Leben, ist die Leere des unmittelbaren Insichseins, vor der sein Abscheu oft so groß ist, daß auch die Mühe, die ihn draußen erwartet, und die Drangsal, die ihm da droht, ihn nicht zurückhalten können. Aber auch Furcht vor dem Handeln ist zu erklären. Dem unmittelbaren Insichsein ist in seiner Unbestimmtheit eine gewisse Unendlichkeit eigen, während das Handeln in seiner Bestimmtheit eine Verendlichung und Beschränkung mit sich bringt. Es kostet daher einen Entschluß, in das tätige Leben hinauszutreten. Manche Individuen bringen es ihr ganzes Leben hindurch nicht zu diesem Entschluß, was aber meist nur eine Maske ist, um Weichlichkeit und Mangel an Tatkraft zu verhehlen.

Handeln: Im Handeln tritt der Menschengeist aus sich heraus und gibt dem Objektiven in Vollbringung der Arbeit, in Überwindung des Schmerzes sowie im Genusse die Form seiner Tat, worin er seiner selbst bewußt wird. Im Denken kehrt er in sich zurück und gibt dem Objektiven die Form der Allgemeinheit,

des Gedankens, worin er gleichfalls seiner selbst bewußt wird. Das Selbstbewußtsein des Denkers gipfelt im Erkennen, das des Handelnden im Genusse seines Werkes. Das Selbstbewußtsein des Denkers nimmt die Form des Wissens als Selbsterkenntnis an, das Selbstbewußtsein des Handelnden die Form des Gefühls als Selbstgefühl. Jenem entspricht die Weisheit, diesem die Seligkeit. Beide vereint gewähren aber als Ziel die Klarheit, welche der Endzweck der Schöpfung und der Bestimmung des Menschen ist. Handeln und Denken sind also in ihrem Endziel identisch. Das Handeln ist ebensogut eine Quelle der Erkenntnis wie das Denken. Die beiden sind nur dem Grade nach verschieden.

Im Handeln läßt sich der Geist auf den Widerstand des Objektiven ein. Er erprobt diesen genießend, wirkend und leidend und wird daran seiner selbst bewußt. Dabei aber lernt er das Wesen des Objektiven kennen: Das Fremde wird ihm ein Bekanntes, das Bekannte ein Verwandtes, bis er zur Einsicht der Gleichheit alles Wesens mit dem seinigen kommt, überall Vernunft erkennend. In dieser immer mehr erhöhten Selbsterkenntnis der Vernunft steht eben die Summe alles wirklichen Wissens fest. Das Handeln ist also auch ein Maß des wirklichen Wissens.

Je mehr sich der Geist handelnd in sich aufschließt, desto mehr offenbart sich ihm das Objektive. Darum muß man zuerst etwas sein, um anderes zu erkennen. Im Ich sind alle Rätsel der Welt samt den Wörtern ihrer Lösung niedergelegt.

Der Mensch muß sich also an dem Widerstande des Leibes und der Erde seiner selbst bewußt werden. Was als Schranke des Geistes erscheint, wird geradezu zu einer Quelle der Erkenntnis. Der vermeintliche Mangel dieser Beschränkung wird zu einem Vorzug des Menschen, dessen Ringen und Kämpfen ihn über andere Geister hinaushebt. Durch das Handeln schließt sich nicht nur das Subjekt, sondern auch das Objekt auf.

Das Denken baut sich aber auf dem Handeln auf, ja es ist ein Resultat des Handelns.

Wissenstrieb und Lebenstrieb: Das Erkennen, das ursprünglich nur der Anlage nach *(potentia)* vorhanden ist, soll auch in der Wirklichkeit *(actu)* zustandekommen. Diese Verwirklichung geht in der Zeit vor sich, mithin stufenweise. Es handelt sich um die Entwicklung und Manifestierung des Geistes in der Welt. Wie sich Denken und Handeln ergänzen, so auch die Triebe, auf die sie zurückgreifen, der Lebenstrieb und der Wissenstrieb.

Es gibt tatengesättigte Epochen des Weltgeistes, die die Grundlage für eine Periode großer Denker abgeben. Erst wenn der Lebenstrieb gesättigt ist, kann sich der Wissenstrieb erfüllen. Die Völker haben in dem Maße ihre Geschichte getan, als sie sich

philosophierend erfassen. Wenn der Weltgeist von Taten ausruht, schafft er beschauungslustige Seelen, Sonntagskinder, Genies.

Der Fortschritt in den Wissenschaften läßt sich folgendermaßen klarlegen. Der Lebenstrieb verwirklicht sich immer mehr, der Wissenstrieb wird immer energischer. Das Bedürfnis des Wissens steigt zu einem Grad, dem die Wissenschaften der Zeit nicht mehr genügen können. So ist es unausbleiblich, daß Geister aufstehen, die sich von der Wissenschaft ihrer Zeit nicht mehr befriedigt fühlen, sie daher auf eine höhere Stufe erheben und so ihren Wissenstrieb realisieren.

Das Erwachen des Wissenstriebes ist an die Bedingung der Tatensättigung gebunden. Bevor der Lebenstrieb befriedigt ist, kann er nicht in den Wissenstrieb umschlagen. Sobald aber der praktische Trieb genügend realisiert ist, erwacht, vermöge des Gesetzes der Reaktion, der Trieb der Beschaulichkeit. Der tatengesättigte Weltgeist kehrt dann sinnend in sich zurück und findet in dieser Einkehr bei sich selbst die höchste Befriedigung.

Das Leben ist die Basis des Wissens. Der Wissenstrieb setzt ein gelebtes Leben voraus, d. i. Vergangenheit oder dem einzelnen innegewordenes Leben der Gegenwart, der Lebenstrieb aber ein zu lebendes Leben, d. i. Zukunft oder dem Betreffenden nicht innegewordenes Leben der Gegenwart. Der Wissenstrieb setzt ferner einen durch das Handeln aufgeschlossenen Sinn voraus, der Lebenstrieb hingegen geht auf eine noch verschlossene, erst aufzuschließende Welt. Der Denker vermag nur das denkend zu durchdringen, was er zuerst gelebt hat, was er sich erschlossen hat und wofür ihm sein Sinn aufgeschlossen wurde.

Aufgeschlossenheit des Sinns ist das, was man einen offenen Kopf nennt. Sie braucht aber nicht immer durch vorausgehendes Handeln erworben zu werden, sondern kann auch angeboren sein. Daraus ersteht der geborene Denker, der Herr des Wissens, als eine 'Fulgurazion' des tatengesättigten Weltgeistes mit tatengesättigter Seele und Aufgeschlossenheit des Sinns geschaffen. Ihm steht der gewordene Denker gegenüber, der erst ein tätig bewegtes Leben vollbringen muß, ehe er sich denkend in sich zurücknimmt.

Der Stufengang der zeitlichen Verwirklichung der Erkenntnis kann nicht übersprungen werden. Wer das tut und die ganze Weisheit auf einmal fix und fertig erobern möchte, verschmäht mit dem Weg und den Mitteln auch Ziel und Zweck selbst, nämlich die Weisheit. Das Maß der Erkenntnis ist an die Weltentwicklung gebunden. Man kann infolgedessen nicht das gesamte Wissen der Menschheit besitzen. Denn die Wissenschaften einer Zeit beinhalten nicht den geistigen Gesamtschatz der Menschheit. Sie können nur die Weisheit der Vergangenheit und Gegenwart

enthalten, aber nicht die der Zukunft. Wie die Menschheit einer Epoche nicht die gesamte Menschheit darstellt, so auch nicht die Wissenschaft einer Zeit das gesamte Wissen der Menschheit. Erst von Stufe zu Stufe, von Epoche zu Epoche kann sich die Weisheit enthüllen. Die Wissenschaften sind nicht abgeschlossen, sondern in steter Fortbildung begriffen.

Es gibt nun keinen wahrhaften Wissenstrieb, der nicht befriedigt werden könnte. Der Wissenstrieb kann nicht auf Dinge gehen, die sich der praktische Trieb noch nicht angeeignet hat. Denn diese sind eben noch Gegenstand des praktischen Triebes. Ebenso kann der Wissenstrieb nicht auf das gehen, was sich für den Sinn noch nicht aufgeschlossen hat. Denn auch dieses bleibt noch Gegenstand des praktischen Triebes. Die Tragweite des Wissenstriebes hängt aber ab von dem Maß seiner Energie. Der Wissenstrieb muß sich realisieren wollen. Es gibt keinen müßigen Wissenstrieb, denn dieser hört auf, Wissenstrieb zu sein. Die Energie des Wissenstriebes ist aber nicht unbegrenzt, sondern steht in geradem Verhältnis zum Lebenstrieb. Wer sich also über die Unbefriedigtheit seines Wissenstriebes beklagt und ihn nicht zu befriedigen sucht, gesteht, daß er keinen hat, und wer sich eines unbegrenzten Wissenstriebes rühmt und ihn nicht zu realisieren sucht, gesteht, daß sein angeblicher Wissenstrieb soviel als gar keiner ist.

Darum verurteilt Senn auch die Genialitätssucht. Denn entweder ist man geborener Denker, oder man ist es nicht. Wenn man es nicht ist, so hat man den Weg des gewordenen Denkers über das praktische Verhalten zu beschreiten, das ja dann auch entweder zum 'gewordenen Denker' führt oder zum Ziele des praktischen Strebens, jedenfalls aber auch zur Klarheit. Denn die Wege zur Klarheit sind ja zwei: Weisheit der des Denkers, Seligkeit der des Tätigen.

Ein Gedicht in Distichen, das Pichler in seiner Ausgabe der Glossen an den Schluß stellt (S. 34 f.) und das die positive Weltanschauung Senns enthält, faßt die gleichen Gedanken als weither klingende Mahnung der auseinandergestobenen Götter zusammen und verweist auf das Beispiel des Herakles:

> 'Fertigen Himmels genießen, ziemt nicht Göttern noch Menschen,
> Würdig bewohnst du nur den, welchen du selbst dir gebaut.'

Das Gedicht zeigt zahlreiche wörtliche Anklänge an die Prosaskizzen, nach Pichler ist es nicht jünger als die Glossen (S. 33).

Die 'Glossen zu Goethes Faust'.

Mit den dargelegten Grundsätzen, die im großen und ganzen keine überwältigenden Wahrheiten predigen, tritt Senn an Goe-

thes Faust heran. Er behauptet am Eingang seiner Ausführungen, daß er das Gedicht nehmen wolle, wie es ist und 'nicht wie es auf dem Prokrustesbette voraus fertiger Ansichten bald zerreckt, bald verstümmelt erscheint' (P S. 5). Er hat nun tatsächlich Ansätze zur Betrachtung einzelner Szenen gemacht, von denen P z. B. die Ausführungen über den Prolog im Himmel aufgenommen hat. Er hat sich Notizen über den Gang der Handlung in der Tragödie angelegt, so daß man stellenweise glauben kann, es schwebte ihm ein vollständiger Kommentar der Dichtung vor. Jedenfalls ist aber Senn mit seinen Erwägungen nicht recht zu Rande gekommen, denn wozu sonst die vielen Abschriften und Wiederholungen dessen, was einmal feststand. Das Ganze war wohl mehr Beschäftigung als Arbeit, die auf ein Ziel lossteuert. Erst allmählich scheint ihm dann der jetzt beherrschende Gesichtspunkt aufgegangen zu sein: Faust, ein Mann der Praxis, aber kein Denker. Und die Fassung der 'Österreichischen Blätter' scheint mehr ein vorläufiger Abschluß zu sein als ein wirklicher, da ja dort der II. Teil gar nicht herangezogen wurde und nur gelegentlich (Nr. XIII) etwas anklingt. So hat sich Senn wohl erst, als er Klarheit in seine Gedanken über das Erkennen gebracht hatte, an den Faust selbst herangemacht.

Er sucht vor allem den Widerspruch zwischen der 'Intention des Dichters' und den Tatsachen der Tragödie aufzuzeigen. Als Grundproblem hebt Senn richtig hervor: 'Ob und auf welche Weise Faust zur Klarheit gelangte'. Zweifach ist diese Klarheit: Weisheit und Seligkeit; auf zwei Wegen kann sie errungen werden: durch Denken und durch Handeln. Faust habe aber nun bloß äußeren Beruf zu den Wissenschaften. Als Sohn eines Arztes und Naturforschers findet er sich von Anbeginn in das wissenschaftliche Element gestellt. Da er keine Veranlagung hatte, von dieser Umgebung sich zu lösen, widmet auch er sich aus äußeren Gründen den Wissenschaften. Aber die Universalität der wissenschaftlichen Bestrebungen ist bei Faust nur Ausdruck für den Mangel an Beruf zu einem bestimmten Fache. 'Umfang, Mühe, Dauer der Studien, die erlangten Grade des Gelehrten sowie die Funktion als Lehrer, bietet weder eine Bürgschaft noch ein Äquivalent für den ächten Geist jener Studien. Die Voranstellung und Geltendmachung dieser Äußerlichkeiten, so unwürdig des Weisen, charakterisiert allein schon den Idioten' (P S. 8 f.). Er ermüdet in der Geistesarbeit, erklärt alles menschliche Wissen für unfruchtbar und verachtet das menschliche Erkenntnisvermögen, die Vernunft, als beschränkt. Und darum wendet er sich zur Magie, um übermenschliches Wissen zu erlangen. Da auch das mißlingt (Erdgeist), so will Faust durch Selbstmord die materiellen Schranken des Geistes überspringen, statt überwinden. Durch die Klänge

des Osterliedes dem Leben wiedergegeben, entsagt er allem Erkennen, behält aber die Magie bei, aber nicht mehr zum Zwecke des Erkennens, sondern zum praktischen Zweck, sich über die engen Schranken der Menschheit zu erheben. So fällt Faust in die Sphäre des praktischen Treibens ab. Dadurch verneint er deutlich seinen inneren Beruf zum beschaulichen Forschen (S. 11).

Faust ist kein geborener Denker, von Haus aus nicht angelegt zum Heros des Wissens. 'Er ist nicht mit thatengesättigter Seele geschaffen' (S. 11). Aber auch zum gewordenen Denker ist er bis dahin nicht reif, weil es ihm an der Voraussetzung des tätig bewegten Lebens gebricht und sein Wesen gar nicht praktisch durchgearbeitet erscheint. Erst am Ende seiner praktischen Laufbahn hätte sich Faust das Zeug erworben, ein Denker werden zu können, der wirkliche Eintritt seiner Erkenntnis-Epoche fällt aber nach Jenseits (S. 12). Bei seiner wissenschaftlichen Betätigung forschte er nicht um der Weisheit willen, sondern aus fremdartigen Motiven, und wenn die Wissenschaften nicht vorhanden gewesen wären, Faust hätte sie nicht erfunden. Sein eigentlicher Beruf war von Anfang an die Sphäre des tätigen Lebens. Sein Lebenstrieb war noch unbefriedigt, er strotzte von Lebenslust und Genußsucht. Aber auch da scheute er, ein Weichling, vor den Mächten des Widerstandes zurück, deren ihn erst die Magie (Mephistopheles) überhob (S. 15). Sonst würde er ewig tatenlos in sich fortgebrütet haben, es fehlt ihm trotz aller Lebenslust der Lebensmut. Er ist auch kein Heros der Tat, 'und wie als Weisheitsforscher ein Niemand, so als Lebemann ein Schwächling trotz aller hochtrabenden Versicherungen und Gespreiztheiten' (S. 16).

Beim wissenschaftlichen Streben leiteten Faust fremdartige Motive: Reichtum, Macht, Ruhm, Genuß. Die Herrlichkeiten der Welt schweben ihm als Endziel vor, nicht Weisheit. Die Weisheit ist ihm nicht Zweck, sondern bloß Mittel. Dabei wirkt noch der Dünkel der Genialitätssucht mit und ein falscher Kitzel des Wissens, 'der in der Weisheit nur ein Faulbett der Weichlichkeit, ein Spielzeug der Eitelkeit und Neugierde, ein Werkzeug für profane Zwecke sucht' (S. 19). Wie er die Weisheit um äußerer Zwecke willen treibt, sucht er ihrer auch auf äußerlichem Wege habhaft zu werden. Er fordert sie als ein Geschenk, als ein Überliefertes, statt sie mit schöpferischer Selbsttätigkeit aus dem Inneren zu erzeugen. Er erwartet von den Wissenschaften, daß sie ihn klüger machen sollen, als er zuvor war. Aber die Wissenschaften können dem Forscher nur als Vehikel dienen, seine eigene Weisheit an ihnen zu entwickeln. Die Wissenschaften sind zwar die Bewahrerinnen der bisherigen geistigen Errungenschaften des Menschengeschlechts, aber sie können nicht passiv

aufgenommen werden, sondern müssen mit schöpferischer Kraft nacherzeugt werden (S. 20).

Faust klagt die Wissenschaften an, daß sie ihm kein befriedigendes Resultat gewähren. Er hätte darum einfach auf eigene Faust seinen Wissenstrieb zu realisieren. Aber das vermag er nicht, er legt müßig die Hände in den Schoß. Wenn er sich rühmt, alle Schätze des Menschengeistes auf sich herbeigerafft zu haben, so ist das absurd, da das Individuum nie die Gattung erreichen kann. Er fällt vom Wissen zur Magie und zum praktischen Treiben ab, weil er nicht imstande ist, seinen Wissenstrieb selbst zu realisieren. Damit aber erklärt er selber seinen Wissenstrieb als unecht, als tot (S. 23). Er wird sein eigener Ankläger, wenn er die menschliche Vernunft als ohnmächtig anklagt, oder wenn er die Wissenschaften unfruchtbar schilt. Er will nur seine eigene Unfähigkeit nicht eingestehen. Denn man muß zuerst etwas sein, um anderes zu erkennen. 'Im Ich sind alle Rätsel der Welt samt den Worten ihrer Lösung niedergelegt, und es selbst ist ... die wunderkräftige Zauberformel, die Geister der Dinge zu bannen, auf daß sie ihm Rede stehen' (S. 25).

Faust ist durch die Anhäufung von Kenntnissen ein Polyhistor höchsten Grades und Ranges geworden, der bis an die Tore der Weisheit, aber nicht in ihr Heiligtum gelangt ist. Er ist eben kein Denker. Als Lehrer ist er ein Scharlatan, was er selbst zugibt, nur schiebt er dabei die Schuld auf die Wissenschaften und die Ohnmacht der Vernunft. 'Allein es darf in Wahrheit nach dem ersten Sinn genommen werden ... Faust ist einmal richtig als Forscher ein Idiot geblieben und hat bei seinen Studien nur als Polyhistor profitirt' (S. 28). Er gibt sich den Anschein, das menschliche Erkennen als beschränkt zu verachten, will aber zugleich übermenschliches Wissen erlangen. Die Moral lautet: 'Daß man lieber an einem maßlosen, wenn auch phantastischen Problem scheitert, als daß man sich (an) einer gewöhnlichen mäßigen Aufgabe nicht gewachsen bekennen sollte' (S. 28 f.). Faust gelangt durch Tätigkeit in einem 'anticipirten' Genusse seines Werkes zur beseligenden Klarheit des praktischen Strebens. Sein Sein ist durch Verwirklichung des Lebenstriebes gehörig aufgeschlossen, sein geistiges Auge ist ihm geöffnet worden. Jetzt geht die Erkenntnis des gewordenen Denkers an, diese Epoche fällt aber ins Jenseits.

Die Tatsachen der Tragödie widersprechen also gänzlich der Intention des Dichters. Denn Faust ist nicht der Heros des Wissens, sondern ein hochmütiger Stümper. Senn weist dann noch kurz auf die Risse und Sprünge in der Komposition, ja in der Entwicklung des Hauptcharakters hin, was er mit der langen Dauer der Arbeit Goethes am Faust richtig erklärt. 'Beim Be-

ginne lag der Stoff nicht fertig vor, er mußte erst vom Dichter gelebt werden' (S. 32). Auch die Ursache des Mißverhältnisses zwischen Absicht und Darstellung sucht Senn in Goethe selbst, der als spekulativer Philosoph um kein Haar besser gewesen sei als Faust. Mit dem Puppenspiel lasse sich das Werk überhaupt nicht vergleichen, von Lenaus 'Faust' zu schweigen. Lenau hatte nämlich wie Enk das absolute Streben nach Erkenntnis preisgegeben und die Don-Juan-Natur in Faust stark betont. Dadurch mußte Lenaus Faust noch weniger dem Denkerideal Senns entsprechen als die Gestalt Goethes.

Senns Mißverständnisse, ihre Begründung und Widerlegung.

Es ist fraglos, daß uns Senns Auffassung von Goethes Faust heute unmöglich erscheint. Aber man kann dennoch in Senns Ausführungen die Konsequenz nicht verkennen. Wie kam nun Senn zu seinem merkwürdigen schrulligen Ergebnis? Er tritt trotz gegenteiliger Versicherung wieder von einem theoretischen Standpunkt an die Dichtung heran. Seine Auffassung vom Denker und Praktiker hat er sich vorher zurechtgelegt. Die Dichtung aber hat es nicht mit theoretischen Idealtypen, sondern mit lebendigen Charakteren zu tun. Schon die vorausgeschickten Darlegungen über Klarheit, Weisheit und Seligkeit beweisen, daß von einer Theorie der Ausgang genommen wird. Die Zitate, auf die sich Senn bezieht, stammen alle aus dem I. Teil, besonders aus dem Eingangsmonolog, und man hat oft den Eindruck, daß die Stellen etwas gepreßt werden. Woher weiß denn Senn, daß Goethe in Faust wirklich den reinen Denker zeichnen wollte? Wenn man das erwägt, kann man Senn seine Billigung nicht versagen, daß sich Faust selbst über seine Anlagen täuscht. Aber die Grundlage für Goethe war eben ein Lebensgefühl und keine Abstraktion. Der Hegelianismus hat auch Senn wie so manchem anderen das Konzept verrückt. Auf einen Punkt hat nun bereits Adolf Pichler (Werke 12, 126 f.) aufmerksam gemacht. Senn sei der eigentliche Schlüssel des Faustischen Charakters völlig entgangen. 'Dieser liegt eben darin, daß sein Streben nimmer befriedigt werden kann, niemals befriedigt werden will. Mit dem ersten Augenblick dieser Enthüllung: mit dem Tode des Strebens, hat der Teufel die Wette gewonnen.' Uns wird heute auch das nicht mehr ganz als Widerlegung genügen. Gewiß hat Senn dieses Streben Fausts nicht erfaßt, denn er leugnet es ja geradezu. Anlaß dazu lag ja in der Dichtung, wenn Faust sich von Mephisto in sinnliche Sphären abziehen läßt. Man wird aber weniger diesen Ausdruck des Charakters, der im ständigen Streben sich äußert, zu betonen haben, als den Charakter selbst, die seelische Grund-

lage. Das Wesen Fausts liegt uns heute in seiner Zweiseelenveranlagung ausgedrückt:

> Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust,
> Die eine will sich von der andern trennen:
> Die eine hält in derber Liebeslust
> Sich an die Welt mit klammernden Organen —
> Die andre hebt gewaltsam sich vom Dust
> Zu den Gefilden hoher Ahnen. (Faust V. 1112 ff.)

Ein Pendeln zwischen Erkenntnisdrang und Sehnsucht, das Leben zu genießen, ist im Wesen der Faustischen Natur beschlossen[1]. Darin ist zugleich die Polarität von Denken und Handeln bedingt, die ja durchaus nicht als einander ausschließend gedacht werden dürfen, sondern die sich ablösen. So weit hat Senn recht, als er Denken und Handeln als bedeutungsvoll für eine Faustbetrachtung hervorhebt, nur geht er nicht von der lebensvollen Einheit des Faustischen Charakters aus, sondern von einer theoretischen Erwägung über die beiden Lebenssphären.

Die Verachtung der Vernunft erklärt sich aus der Sturm-und-Drang-Periode, die auf Leben und nicht auf Spekulation eingestellt war, während unter Schillers Einfluß sich dann doch wieder eine günstigere Wertung der Vernunft geltend machte. Immer aber bleibt sich Faust bewußt, daß er niemals zum Absoluten vordringen könne, und daß er ewig unbefriedigt bleiben müsse. Das ist aus ganz anderen Gründen abzuleiten, als es Senn tut, der auf den Charakter Fausts die Schuld schiebt. Es ist vielmehr eine geänderte Auffassung des Begriffes Vernunft festzustellen. Der Hegelianer mußte der Vernunft vermöge des dialektischen Dreiklanges alles zutrauen. Und die Auffassung des Denkens bewegt sich bei Senn ganz in Hegels Bahnen. Kants Zweifel an der Vernunft, die Feststellung ihrer Grenzen waren durch seine Nachfolger überbrückt worden. Was Senn sagt, ist Theorie, an der Hand der Hegelschen Dialektik konstruiert, faktisch sehen die Dinge im wirklichen Leben doch anders aus. Vor allem aber hat Senn den Charakter Fausts nicht verstanden. Denn den Charakter eines Menschen an einer Theorie messen, muß zu falschen Ergebnissen führen. Nur psychologische Betrachtung, die aber eine Schwäche Hegels und seiner Zeit war, vermag hier zum Verständnis vorzudringen. Faust setzt sich über den natürlichen Weg zur Weisheit ja in leidenschaftlicher Ungeduld hinweg, nur aus dieser Leidenschaft ist seine Zuflucht zur Magie und der Selbstmordentschluß zu erklären. Faust ist eben kein ausgeklügelt Buch, sondern ein Mensch mit seinem Widerspruch. Diese leidenschaftliche Ungeduld in Fausts Wesen, die sich freilich mit der gefor-

[1] Vgl. O. Walzel, Vom Geistesleben alter und neuer Zeit, Leipzig 1922, S. 366 ff., Goethe und das Problem der Faustischen Natur.

derten Selbstzucht des Wissenschaftlers nicht vereinen läßt, hat Senn ganz übersehen. Darum macht er Faust auch zum Weichling, obwohl dieser in den sinnlichen Genüssen nur Zerstreuung und Betäubung sucht und darin nicht untergeht. Sinnlicher Genuß ist Faust nicht Selbstzweck, wie er es doch für den Genüßling sein müßte. Eine andere Frage wäre ja dann auch noch die: Wie würde das Drama aussehen, wenn Faust faktisch als der Denker dargestellt würde, wie ihn sich Senn vorstellt. Wäre da noch ein menschliches Kernproblem vorhanden, gäbe es da noch dramatisches Ringen? Denn der Dichter könnte uns doch nicht zeigen, wie ein Gelehrter um die Lösung seines Problems kämpft. Darauf hat übrigens schon Enk in seinen 'Briefen über Göthes Faust' (S. 12) hingewiesen (vgl. die kluge Bemerkung Fr. Th. Vischers, Kritische Gänge 2, 88). Senn tritt also von einem außerhalb der Dichtung gelegenen Standpunkt an ihre Erklärung heran und muß infolgedessen scheitern. Wenn er auch von seinem Standpunkt aus recht hat, so hat er doch den Sinn der Goetheschen Dichtung nicht erfaßt. Er betrachtet auch nur die Gestalt des Faust, auf das Drama selbst geht er des weiteren gar nicht ein.

Senn macht dann auch Vorschläge, wie Goethe seinen angeblichen Fehler hätte verbessern können. Das Notizblatt ist freilich bisher wohlweislich nicht gedruckt worden.

'Wollte der Dichter seinen Helden schon einmal vom Wissen zum praktischen Treiben abfallen lassen, so mußte er ihn dieß mit befriedigtem Wissenstriebe thun lassen. Er mußte ihn ungefähr sagen lassen:

Ich wurde mit einer relativen Thatensättigung geboren, in Bezug auf bestimmte Dinge, an welchen ich meinen praktischen Trieb von Anbeginn befriedigt fühlte. Ich wurde auch mit einer relativen Aufgeschlossenheit des Sinnes geboren, in Bezug auf bestimmte Dinge, welche ich von Anbeginn in meinen geistigen Horizont gerückt vorfand. Mein Wissenstrieb erwachte und konnte sich realisieren, und hat sich realisiert, ich fühle ihn befriedigt.

Nun aber fühle ich meinen Lebenstrieb nicht weiter befriedigt. Ich habe einen Durst nach Genuß, Thaten und Leiden. Es liegt eine Welt vor mir, die meinem geistigen Auge verschlossen ist, und nur meinem leiblichen Auge sich darbietet. Diese will ich mir öffnen dadurch, daß ich mich in das thätige Leben stürze, meinen praktischen Trieb daran befriedige, und mein inneres Auge für sie aufschließe usw.

Oder auch der Dichter mußte seinen Helden mit praktischem Sinne und zu praktischen Zwecken treiben, durch die Macht seines Wissens die Geister, ihm zu dienen, zwingen und so sich in das Leben stürzen lassen.

Oder endlich: Der Dichter hätte das ganze Leben als eine S c h u l e d e s E r k e n n e n s auffassen müssen, das thätige Leben wie das beschauliche Forschen, indem ja jenes ganz gut als ein praktisches Erkennen aufgefaßt werden kann, wobei die Vollbringung der Arbeit und die Überwindung des Schmerzes als praktisches Forschen, die That als praktischer Gedanke, der Genuß endlich als praktisches Erkennen gelten kann.

Allein dieß paßte alles nicht in den Kram des Dichters, der sich selber in der Figur Fausts darstellen wollte, und eben auch selbst zum beschaulichen Forschen keinen Beruf hatte, weil es ihm an der Gabe der Allgemeinheit gebrach, und ers nie zum Auge des D e n k e r s, sondern nur zum halb

sinnlichen, halb geistigen Auge des Künstlers brachte, welches immer noch zum Element der Praxis, nicht der Theorie gehört.'

Es bedarf wohl kaum des Hinweises, daß Senn sich mit diesen Worten selbst das Urteil gesprochen hat.

Gelegentlich bricht in Aufzeichnungen auch der Satiriker durch, nur hier freilich am unrechten Orte. So heißt es über den Erdgeist: 'Der Erdgeist ist von Profession ein Weber ... Unter 9 Versen sind nicht weniger als diese 4, worunter die 2 längsten, allein der Weberei des Erdgeistes gewidmet. Nun wissen wir doch, woher Gott Vater seinen guten Tuchmantel hat.' Weiter: 'Der Erdgeist ist ein praktischer Geist ... Da jedoch Faust im Grunde selbst ein praktischer Geist, so hätte ihn der Erdgeist doch einigermaßen in Protektion nehmen sollen, indem er ihn, wenn auch freilich keine Erkenntnisse, so doch wenigstens einige praktische Kunstgriffe, z. B. etwa in der Weberei gezeigt hätte.'

Doch genug von solchen Scherzen. Trotz all der Schiefheiten und Verschrobenheiten soll manches Gute in den Ausführungen Senns nicht verkannt werden. So hat er auf die Diskrepanz der Erdgeistszene und der Szene Wald und Höhle hingewiesen (Glossen S. 9). Ferner sei eine Stelle angeführt, die sich als Randnotiz auf einem Studienblatte befindet: 'Faust ist ein Vorbild, eine Prophezeiung des neuen Umschwungs der Dinge in Deutschland. Von der Beschaulichkeit, die den Deutschen das zweideutige Kompliment eines "Volkes von Denkern" zuwege brachte, raffte sich die deutsche Nation plötzlich zum großartigen praktischen Streben empor und ist im Begriff, ihren Sitz wieder einzunehmen unter den thatkräftigsten Völkern, die die Geschichte machen. Sie hat gerufen wie Faust: Im Anfang war die *That!*' Auch darauf hatten freilich andere schon vor Senn hingewiesen, so Wienbarg in den 'Aesthetischen Feldzügen' (Hamburg 1834, S. 123 f. u. 267, sowie W. Stich im Stuttgarter Morgenblatt 1839, Nr. 226, S. 902). Außerdem muß anerkannt werden, daß Senn sich trotz seiner scharfen Kritik den Genuß an der Dichtung nicht rauben ließ und deren Bedeutung gegenüber den Goethe-Verächtern hervorhob. Seine Irrtümer teilt Senn mit einer ganzen Reihe von Faustkritikern und Auslegern seiner Zeit. Sein Verhältnis zu diesen soll noch kurz beleuchtet werden.

Senns Vorgänger in der Faustkritik. Einreihung der Faustglossen.

Senn versucht selbst, die Stellung seiner Faustglossen zur anderen Faustliteratur zu umreißen: 'Die Faustliteratur, so umfangreich sie ist, erheischt gleichwohl nothwendig noch eine Vermehrung, nähmlich den Abschluß derselben ... Mit antifaustischen Schriften, die das Ganze nicht erfassend, nur Einzelnes heraus-

greifen, oder ohne System in den Tag hineineifern (Menzel), wollen gegenwärtige Glossen nichts gemein haben...' (s. S. 1033). In P ist dann der Zusatz Menzel ausgefallen, wohl weil die Sache nicht mehr aktuell war. Wolfgang Menzel hatte im 'Literaturblatt' des Stuttgarter Morgenblattes 1833 eine Anzeige von Faust, II. Teil (Nr. 47—49) eingerückt, die sich gegen die Darstellung des Himmels am Schlusse wandte, sich sonst aber im großen und ganzen auf eine Inhaltswiedergabe beschränkte. Doch hat Menzel an verschiedenen Stellen sich schroff gegen Goethe gewendet, vor allem vom Standpunkt des Moralisten und Patrioten. Schon in den 'Streckversen' (Heidelberg 1823), in den 'Europäischen Blättern' (Zürich 1824, 1. Bd., S. 102 ff., bes. 4. Bd., S. 235 ff.) faßt er Goethe lediglich als Virtuosen, eine Ansicht, die er in seiner 'Deutschen Literatur' (Stuttgart 1828, 2. Auflage 1836, vgl. besonders Bd. 3, 322 ff.) und in seiner 'Geschichte der Deutschen bis auf die neuesten Tage' (3. Aufl. 1837, S. 1054 f.) im wesentlichen beibehält[1].

Senn hat Menzels 'Geschichte der Deutschen' von Gilm entlehnt[2]. Die entscheidende Stelle über Faust steht aber in der 'Deutschen Literatur' (1837, 3, 328—342). Menzel wendet sich da besonders gegen die Umbiegung der Sage durch Goethe. Goethe hätte entweder der Volksauffassung folgen müssen oder das titanenhafte Streben Fausts auch im II. Teil beibehalten müssen. Der Schluß aber sei eine opernhafte Komödie, im Nonnenklosterhimmel könnten wir uns den echten Faust nicht ewig befriedigt denken. Menzel ging nicht von der Dichtung aus, sondern legte heterogene Maßstäbe an. Das taten aber die meisten Beurteiler dieser Zeit. Senn scheint einige Kommentatoren gekannt zu haben. Zunächst ist auf ein Notizblatt Senns hinzuweisen, das Stellen aus D. J. Leutbecher: 'Ueber den Faust von Goethe' (Nürnberg 1838) enthält, und zwar Partien, die zu den entscheidenden bei Leutbecher gehören: Eine Notiz nach S. 218 aus dem Kapitel 'Die Grundwahrheit in Goethes Faust' und eine nach S. 224 aus dem Abschnitt 'Das Drama Faust als die sinnliche Darstellung der in ihm ausgesprochenen Grundwahrheit'. Leutbecher ging aber bei seiner Faustbetrachtung ganz auf das System Karl Christian Friedrich Krauses zurück und betrachtete den 'Faust' als Allegorie dieses Systems. Da sich Senn gegen solche vor-

[1] Vgl. Mich. Holzmann, Aus dem Lager der Goethe-Gegner, Deutsche Lit.-Denkmale des 18. und 19. Jahrh., Nr. 129, Berlin 1894, S. 67 ff.

[2] M. Necker, H. v. Gilms Familien- und Freundesbriefe, Schriften des Literarischen Vereins in Wien, Bd. 17, Wien 1912, S. 21: Schwaz, 3. Nov. 1841, Gilm an Senn: 'Menzel werden Sie erhalten haben', und S. 71: Bruneck, 1. April 1845 ... '... Vergessen Sie nicht den 2. Band Menzels Deutsche Geschichte, der noch in Ihren Händen sein muß, mitzugehen.'

gefaßte Meinungen wendet, vermochte ihm Leutbecher, den Fr. Th. Vischer einen wahren Leidbecher nannte, nichts zu bieten. Wohl aber konnte Senn S. 351 ein Verzeichnis der Faustliteratur finden, wie S. 3—82 umfangreiche Erörterungen über die Sage, mit deren Verhältnis zur Tragödie er sich ja auch befaßt. Außerdem notierte er sich Widmanns Faustbuch (Leutbecher S. 42, 51 bis 64), das Kölner Faustbuch (Leutbecher S. 43) und Fausts Höllenzwang (Leutbecher S. 72). Ob aber diese Notizen auf Leutbecher zurückgehen, muß dahingestellt bleiben. Eine Stelle in Senns Aufzeichnungen könnte auf Görres deuten: 'Wenn der Weltgeist von Thaten ausruht, erschafft er beschauungslustige Seelen, welche daher allerdings Sonntagskinder sind, eine Benennung, welche zwar der Aberglaube zur Bezeichnung von Gespenstersehern mißbraucht, die aber die Wissenschaft mit Recht für ihre Genies in Anspruch nimmt' (vgl. Glossen S. 12). Den etwas eigenartigen Sinn konnte Senn in Görres: Besprechung des Bettinaschen Buches 'Goethes Briefwechsel mit einem Kinde', die im Stuttgarter Morgenblatt 1835, Nr. 78—87 erschien, finden (vgl. DLD. 129, S. 86 f.): 'Sonntagskinder, die zwar nicht Geister sehen, sonst aber alles Uebrige gar scharf und alles um sich her aufs Bequemste zu beschicken wissen'.

Von Bedeutung war aber wohl für Senn die bekannte Stelle in Hegels Phänomenologie des Geistes: C Vernunft, B die Verwirklichung des vernünftigen Selbstbewußtseyns durch sich selbst, a: die Lust und die Nothwendigkeit (Hegels Werke, Berlin 1832, 2. Bd., S. 271—275), obwohl Senn davon nichts übernommen hat. Hegel[1] benützte dort ohne ausgesprochenen Hinweis die Entwicklung Fausts (und zwar das Fragment von 1790) zur Erklärung seines Systems, ihm handelte es sich um das Problem der faustischen Natur. Er will keine Erklärung der Dichtung geben, auch liegt ihm noch eine wesentlich andere Faustredaktion vor. Dennoch gehen die späteren Erklärer insofern auf Hegel zurück, als sie sein System benutzten und auf den Faust anwandten. Ob Senn diese Arbeiten von Göschel, Hinrichs, Rauch usw. kannte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Jedenfalls wendet er sich gegen diese Art der Betrachtung (Glossen S. 4). Bekannt war ihm aber wohl die Schrift von Karl Ernst Schubarth: 'Zur Beurtheilung Goethes', Breslau 1818, die dann zu dem zweibändigen Werk: 'Zur Beurtheilung Goethes in Beziehung auf verwandte Literatur und Kunst', Breslau 1820, erweitert wurde. Denn Fr. Bruchmann schreibt in seiner Autobiographie (1828, Handschrift S. 45): 'Als ich von meiner Reise zurückkam, las ich im

[1] Vgl. K. Borinski, Goethes Faust und Hegel, Goethe-Jahrbuch 9 (1888), 198—217 und H. Titze, Die philosophische Periode der deutschen Faustforschung, S. 36—48.

Sommer 1821 Schubarths Beurtheilung Goethes, jenes Buch, wie sie (!) wissen, welches eine eigentliche Vergötterung Goethes ist, und nur in einer unbedingten Lobpreisung desselben und in einem empörenden Tadel aller Religion, Philosophie und alles desjenigen, was immer außer dem Einen hervorgebracht wurde, besteht.' Auch dieses Buch fällt ganz in die Sphäre der ersten Periode der Faustdeutung. Vielleicht besah Senn dann auch Schubarths 'Vorlesungen über Goethes Faust', Berlin 1830. Unter den Händen der Hegelianer und Allegoristen verblaßte das Problem der Faustischen Natur, und an seine Stelle schob sich als neuer Forschungsgegenstand die ganze Faustdichtung mit ihren handelnden Personen (Titze S. 34). Man liest nicht heraus, sondern hinein. Das ist die zweite Gattung von Schriften, gegen die sich Senn wendet, 'die das Gedicht auf dem Prokrustesbett im voraus fertiger Ansichten bald zerrecken, bald verstümmeln' (Glossen S. 4). Einen Überblick und eine scharfe Kritik dieser Bestrebungen konnte Senn in den 'Halleschen Jahrbüchern für deutsche Wissenschaft und Kunst' (1839, Nr. 9 ff.) lesen (später wieder abgedruckt in Fr. Th. Vischer, Kritische Gänge, Tübingen 1844, 2. Bd., S. 49—215: Die Litteratur über Goethes Faust). Auch im Stuttgarter Morgenblatt 1839, 33. Jg., Nr. 212, 214, 226—228, stand eine Aufsatzreihe von Wolfgang Stich: 'Goethes Faust und die Faustliteratur'. Beide lehnen die Deutungswut der meisten bisherigen Faustbetrachter ab und suchen das Künstlerische hervorzuheben. Senn scheint aber die Aufsätze, wenigstens den von Vischer, nicht gelesen zu haben.

Für ihn kommt noch besonders ein Österreicher in Betracht: Michael Enks 'Briefe über Goethes Faust', Wien 1834[1]. Enk konnte trotz ausdrücklicher Verwahrung seine Herkunft von der katholischen Theologie nicht verleugnen. Ihm ist das Streben nach Erkenntnis über die natürlichen Grenzen hinaus sündhaft, so daß er in dieser Hinsicht vielfach mehr den Faust der Sage als den Goethes trifft. Er betont, daß in Faust das sittliche Streben ganz zurücktrete (Enk S. 12). Seine Bemühungen seien nur auf Erkenntnis und materielle Lebenszwecke gerichtet (S. 11). Durch Aufgabe des religiösen Glaubens sei in Faust ein höchster Grad des Zerfallenseins entstanden (S. 10). Die Grundidee der Dichtung mußte von solcher Auffassung her völlig verfehlt werden (Titze S. 180 f.). Darum fühlt sich Enk auch vom Schluß nicht befriedigt. Mit Schubarth und Falk stellt er die Triebfedern für Fausts Handeln als rein sinnlich hin. 'Hochmut und Genußgier sind die beiden Pole von Fausts Wesen' (S. 27). Wie diese beide sucht er Faust als reinen Genußmenschen zu charak-

[1] Vgl. R. Muschik, Programm Gymn. Prag-Neustadt, 1907, und Titze, S. 165—182.

terisieren (Titze S. 175). Enk griff dabei (S. 23) auf eine Anzeige von Schubarths Buch durch Frdr. Wähner zurück, die 1822 in den 'Wiener Jahrbüchern für Literatur' (18. Bd., S. 268) erschienen war und sich zum Teil gegen Schubarth wandte. Auf Schubarths Faustvorlesungen 1830 bezieht er sich (S. 13, Anm.). Gegen diese Auffassung hat sich schon Fr. Th. Vischer gewendet (Krit. Gänge 2, 92; 94; 114 f. sowie Titze S. 139 u. 159). Senn berührt sich hierin mit Enk, Falk und Weber, daß er meint, Faust sei von Haus aus Genußmensch gewesen. Auch der Hochmut, der Faust zugeschrieben wird, scheint auf Enk zurückzuleiten. Da Enk ein Streben nach absoluter Erkenntnis ablehnt (S. 6 ff.), wäre es wohl denkbar, daß Senn sich dadurch aufrütteln ließ und nun das Streben nach Erkenntnis gegenüber der vermeintlichen Auffassung im 'Faust' verteidigte. Denn das ist ja der Kern von Senns Ausführungen: zu zeigen, daß Faust diesem Streben nach Erkenntnis nicht auf dem Weg des Denkens, sondern des Handelns entspricht. Mit Enk hebt er Fausts Hochmut, seine Genialitätssucht (S. 18), Großmannssucht (S. 16), Eitelkeit (S. 27), die Sucht, sich zum Weisesten der Weisen aufzuschwingen (S. 32) hervor. Wie Enk ist auch Senn ein Verehrer Goethes und kommt zu seinen Fehlurteilen nur durch Mißverständnisse. Vor allem durch Außerachtlassung wichtiger Stellen, z. B. der Paktszene, deren Bedeutung ihm, nach Notizen zu schließen, doch bewußt ward. Wie Enk hat er schließlich das Wesen Fausts verkannt.

Enks Arbeit hat Senn sehr wahrscheinlich gelesen. Denn Feuchtersleben, mit dem Senn in Beziehungen stand (er hat z. B. Senns Gedichte 1838, freilich nicht zur Zufriedenheit des Verfassers, besprochen), hat auch über Enk gehandelt (vgl. Sämtliche Werke, herausgegeben von Fr. Hebbel 1851, 6. Bd., S. 59—75) und dessen Arbeit als die eines Selbstdenkers bezeichnet, 'dem es vorzüglich um Beruhigung und Abschließung in sich selbst zu thun ist' (6, 69). Ähnlich stand es auch mit Senn. Auch er geht von s e i n e r Ansicht aus, wie Enk schiebt er seine philosophischen Grundsätze unter, und wenn er auf den Text zurückgeht, verändert sich ihm der Sinn. Der Zusammenhang, bei aller Gegensätzlichkeit, scheint offenkundig. Die entscheidenden Fragen sind: 1. Gibt es ein reines Streben nach dem Absoluten? Enk verneint, Senn bejaht. 2. Ist Faust der Mann dazu? Enk verneint und Senn verneint, weil beide ihn von Haus aus als Genußmenschen fassen. Wie Deycks' Schrift 'Goethes Faust, Andeutungen über den Sinn und Zusammenhang des I. und II. Theils der Tragödie', Koblenz 1834, die zwar nicht direkt durch Enk hervorgerufen ist, doch als eine Art Gegenerläuterung gegen solche Bestrebungen betrachtet sein will (Titze S. 183), so mag

auch Senn durch Enk einen Anstoß erfahren haben. Im Verhältnis zur gleichzeitigen Faustinterpretation bedeutet aber Senn einen Rückschritt, da Deycks und vor allem Chr. H. Weiße ('Kritik und Erläuterung des Goetheschen Faust', Leipzig 1837), die aber Senn unbekannt geblieben sind, die Grundlinien zum erstenmal richtig erfaßt hatten (vgl. Titze S. 183 u. 227). Sie treten nicht mehr von außen heran, sondern gehen von der Dichtung selbst aus. Denn 'mag der "Faust" immerhin tiefe philosophische Probleme in sich bergen, sein Charakter ist nicht philosophisch, sein Schöpfer kein Philosoph. Goethe wollte mit seiner Dichtung nichts' (Titze S. 276). Die Form der Philosophie ist der Begriff, die Form der Dichtung aber das Symbol. Wenn Senn aber, um nochmals auf seine Vorbemerkung zurückzukommen, sich gegen 'antifaustische Schriften' wendet, die 'das Ganze nicht erfassend, nur Einzelnes herausgreifen oder ohne System in den Tag hineineifern', und behauptet, das Gedicht zu nehmen, wie es sich selbst gibt (Glossen S. 5), so verwirft er damit eigentlich seine Arbeit. Denn er ist eben von einem System, von einer vorausfertigen Ansicht ausgegangen und hat das Ganze nicht erfassend, nur einzelnes herausgegriffen.

Somit können Senns Glossen nur relative Bedeutung beanspruchen. Vielleicht nicht ganz zu Ende gediehen, wie die Notizen zeigen, sind sie ein neuer Beweis, wie schwierig es ist, ohne philologische Hilfsmittel eine Dichtung wirklich zu verstehen[1]. Sie gehören aber bereits zu den Arbeiten, die auch an 'Faust' Kritik anzulegen wagen. Sie sind ein Zeugnis für Senns Beschäftigung mit deutscher Dichtung, zu Zeiten, wo solchem Tun manche Hindernisse im Wege standen. Das Resultat freilich ist interessanter in bezug auf Senn als auf die Dichtung. Und in dritter Hinsicht sind sie wichtig für das Vordringen der klassischen Literatur nach Tirol. 1850/51 hat dann Alois Flir, Professor an der Innsbrucker Universität, Vorlesungen über Goethes Faust gehalten[2]. Er schritt schon vom Einzelnen zum Ganzen vor und benutzte neben Weber auch Deycks, Düntzer und Rötscher. Damit mündet Tirol in die deutsche Faustbetrachtung ein, hinter der es bei Senn noch zurückgeblieben war. Als Entschuldigung mag gelten, daß Senn fern von einer größeren Bibliothek lebte und somit fast alles aus sich und seinen geliebten Philosophen holen mußte. Und damit erklärt sich sein Vorgehen in den 'Glossen' von selbst.

[1] Für die philosophisch-ästhetische Faustforschung unserer Tage legte erst die philologische Periode den Grund.

[2] Vgl. F. A. Lanznaster, Alois Flir, Innsbruck 1899, S. 120 ff.

Innsbruck. Moriz Enzinger.

Untersuchungen zur historischen englischen Syntax.

I. Die syntaktische Verwendung von *though*.

1. *Though* kommt heute in zwei Verwendungen vor:

1. im Hauptsatz, und zwar am Ende des Satzes: 'doch, freilich' u. dergl., z. B. *It served him right; he did not like it though.* Seltener kommt es in der modernen Sprache vor, daß *though* hinter den durch den Starkton hervorgehobenen Teil des Hauptsatzes gestellt wird, wie es bei *however* üblich ist; z. B. *The airman escaped with burns and bruises. The monoplane, though, was reduced to cinders*[1].

2. Im Nebensatz, und zwar zur Einleitung von Konzessivsätzen: 'obgleich'.

Der ae. Vorläufer des heutigen *though* war *þēah*. Dies reicht als *theigh, thei* u. dergl. in das Me. hinein, wird aber durch nordisches *þoh* (*þō*) verdrängt[2], das zu me. ne. *though* geführt hat.

Im Ae. geht die Verwendung von *þēah* in der ersten Bedeutung weiter als heute: sie ist nicht im wesentlichen an das Ende des Satzes gebunden[3]. Die Verwendung unserer Partikel in der Bedeutung 'doch' ist das Ursprüngliche, und die Verwendung zur Einleitung von Konzessivsätzen ist sekundär. Überhaupt sind ja die unterordnenden Konjunktionen nichts Ursprüngliches. Die Hilfsmittel der Unterordnung sind hervorgegangen aus Hilfsmitteln der Beiordnung. In unserem Fall muß die Bedeutung 'obgleich' auf irgendeinem Weg auf die Bedeutung 'doch' zurückgehen.

2. Die Verwendung des nebensatzeinleitenden *þēah* ist entstanden aus der Verwendung am Ende des Hauptsatzes. Das Satzgefüge Elene 81 ff.:

> ... Ne ondræd þū đē,
> đēah þē elþēodiȝe eȝesan hwōpan,
> heardre hilde!

'fürchte du dich nicht, obgleich Feinde dir mit Krieg drohen' hieß ursprünglich: Ne ondræd þū þē þēah 'fürchte du dich doch nicht': þē elþēodiȝe eȝesan hwōpan! 'die Feinde sollen dir nur mit Krieg drohen!'

Anders erklärt B. Delbrück die Entstehung der unterordnenden Konjunktion. Am Ende eines wichtigen Aufsatzes über den *Germanischen Optativ im Satzgefüge* (Paul-Braunes Beitr. 29, 303), sagt er: 'Die Entwicklung ist vermutlich wie folgt verlaufen: ursprüng-

---

[1] G. Krüger, Syntax der engl. Spr. V, 1655.

[2] E. Björkman, Scandinavian Loan-Words in ME., S. 73.

[3] Zur Stellung des *though* und seiner Vorstufen in der älteren Sprache vgl. NED: though, I.; für das Me. vgl. H. Eitle, Satzverknüpfung bei Chaucer, Heidelberg 1914 (Anglist. Forsch. 44), S. 112.

lich folgte auf einen konjunktionslosen Konzessivsatz ein Satz mit *þauh*. Dann brauchte man auch in dem Konzessivsatz ein *þauh*, um damit schon im voraus auf den zweiten Satz aufmerksam zu machen. In dieses *þauh* kam nun aus der Periode heraus die Konjunktionsbedeutung.' Die Entwicklung kann an dem folgenden Beispiel verdeutlicht werden: He be ill, he comes though > He be ill though (Though he be ill), he comes though > Though he be ill, he comes.

Wenn wir die Herausbildung anderer unterordnender Konjunktionen vergleichen, werden wir die hier angenommene Entwicklung nicht für wahrscheinlich halten[1].

3. Die mit *þēah* eingeleiteten Nebensätze haben meistens den Optativ. Im Laufe der ae. Zeit tritt eine Beeinflussung der Form des Optativs durch die des Indikativs zutage und damit eine Verwischung des Unterschiedes in der Form der beiden Modi. Sichere Indikative sind im Ae. nach *þēah* selten. Für die Prosa ist die im Tatsächlichen zuverlässige Untersuchung von J. M. Burnham zu vergleichen[2]. Daraus geht z. B. hervor, daß Alfreds Übersetzung der Cura pastoralis in 145 *þēah*-Nebensätzen stets den Optativ hat. Aus dem Beowulf hat man nur zwei unzweifelhafte Indikative verzeichnet, und zwar im Präteritum[3]. Die Fälle, in denen Grein[4] in der Dichtung den Indikativ angibt, sind außer einer Beowulfstelle Präterita auf *-on* (*-un*) statt *-en*, und es ist bekannt, daß schon früh das *-on* des Indikativs in den Optativ hinübergreift; schon in den alt-ws. Texten sind diese *-on* 'nicht mehr ganz selten'[5].

Man kann sagen: der Optativ steht gewöhnlich in den mit *þēah* eingeleiteten Nebensätzen, sowohl wenn es sich um eine Annahme handelt, als auch dann, 'wenn die Tatsächlichkeit des zugegebenen Vorgangs unbestritten ist'[6].

Noch klarer als im Ae. liegen die Verhältnisse im As.: im Heliand haben die mit *thoh* eingeleiteten Nebensätze ohne Ausnahme den Optativ[7]. Und in der ahd. Sprache Otfrieds gilt der Optativ ausnahmslos[8] oder mit verschwindend wenigen Ausnahmen[9].

Die Darstellung, die Delbrück von dem ae. und ahd. Modusgebrauch gibt[10], ist nicht ganz zutreffend. Es ist zwar richtig, daß im Ae. und Ahd. der Optativ und der Indikativ gebraucht werden;

[1] Etwas anders Delbrück, Germanische Konjunktionssätze S. 17 (Abh. der Sächs. Akad. d. W., phil.-hist. Kl., 36, Nr. 4).

[2] Josephine May Burnham, Concessive Constructions in OE Prose. Diss. Yale Univ. 1911 (Yale Studies in English, vol. 39). — Zu Wülfing, Syntax Alfreds II 148 vgl. Burnham, S. 23. — Vgl. auch W. Fleischhauer, Gebrauch des Konjunktivs in Alfreds Übers. von Gregors C. P. Diss. Erlangen 1885, § 26.

[3] Nader, Anglia 11, 452 (§ 60). [4] Sprachschatz, *þēah*. [5] Sievers § 365.

[6] O. Erdmann, Grundzüge der deutschen Syntax I, 144 (für das Ahd.).

[7] O. Behaghel, Syntax des Heliand, S. 342.

[8] O. Erdmann, Syntax der Sprache Otfrieds I 90, 95.

[9] Delbrück, Paul-Braunes Beitr. 29, 302 und Konjunktionssätze S. 67.

[10] Delbrück, Beitr. 29, 301.

aber es ist doch sehr wichtig, festzustellen, daß unzweifelhafte Indikative nur sehr selten belegt sind. Die zwei Beispiele für den Indikativ, die Delbrück aus dem Beowulf anführt[1], sind die einzigen in der ganzen Dichtung, und bei einem der Beispiele ist sogar eine andere Auffassung nicht ausgeschlossen[2].

4. Wie die Grundlage ist auch der von Delbrück darauf aufgebaute allgemeine Satz[3] nicht haltbar: 'Wenn, was gewöhnlich der Fall ist, durch den Satzgedanken ein Zugeständnis ausgesprochen wird, der Redende also im Augenblick ein Urteil über die Tatsächlichkeit nicht aussprechen will, so steht der Optativ, wird aber der Satzgedanke der Sphäre der Tatsächlichkeit zugewiesen, der Indikativ.' Da werden Vorstellungen in die Sprache hineingelegt, die ihr fremd sind.

Ein Grundmangel der Delbrückschen Darstellung liegt überhaupt darin, daß nicht die Eigentümlichkeiten der Nebensätze mit folgerichtiger Methode erklärt werden aus solchen der Hauptsätze, die ihre Vorstufen gewesen sind[4].

Wie erklärt sich nun der Optativ in dem durch *þēah* eingeleiteten Nebensatz?

Wie bei der Herausbildung der Konjunktion ist auch hier im Auge zu behalten, daß die Hypotaxe aus der Parataxe hervorgegangen ist. Der Optativ war ursprünglich im Hauptsatz zu Hause; die Nebensätze sind erst aus Hauptsätzen hervorgegangen. Der germanische Optativ, in dem die Bedeutungen des idg. Optativs und des idg. Konjunktivs zusammengeflossen sind, umfaßt zwei Bedeutungskreise: er ist auffordernd-wünschend und potential.

Der Optativ in dem zum Konzessivsatz gewordenen Satz ist der auffordernde Optativ[5]. Der ae. Satz, von dem wir ausgegangen sind (§ 2), hieß ursprünglich: 'Fürchte dich doch nicht; die Feinde sollen nur mit Krieg drohen.' Aus der auffordernden Bedeutung ist dann die einräumende hervorgegangen.

Wir können heute noch statt des Konzessivsatzes einen auffordernden Hauptsatz verwenden: 'Fürchte dich nicht! Sie sollen nur kommen!' Im Satzbau sind wir ja in der günstigen Lage, daß wir heute noch die ursprüngliche, parataktische Rede kennen neben der vorgeschrittenen, hypotaktischen. Das erleichtert das Verständnis der hypotaktischen Konstruktionen. In der Syntax sind wir in an-

---

[1] V. 1613, 2467, vgl. Nader a. a. O.

[2] In der Anmerkung zu V. 2467 fragt Holthausen[4] II: 'Ist *þeah* hier koordiniert: "dennoch"?'

[3] Paul-Braunes Beitr. 29, 301.

[4] Zu Delbrücks Darstellung der Vergleichungssätze vgl. Behaghel, Syntax III, 626 Anm.

[5] Behaghel, Gebrauch der Zeitformen in dem konjunktivischen Nebensatz des Deutschen, Paderborn 1899, S. 175; Verf., Anglia-Beibl. 16, 141; jetzt Behaghel, Syntax III, 648, 788.

genehmerer Lage als in der Lautlehre und der Formenlehre, wo wir die Vorstufe des Heutigen nur in der alten Sprache vorfinden.

5. Der Indikativ drängt — in Konzessivsätzen wie in anderen Arten von Nebensätzen — den Optativ allmählich zurück. Es wäre vielleicht begreiflich, wenn der Indikativ in solchen Konzessivsätzen, die eine Tatsache aussprechen, allgemein geworden wäre. Das ist jedoch noch in Shakespeares Sprache nicht der Fall. Shakespeare gebraucht bald den Indikativ, bald den Optativ, und zwar den Optativ öfter auch da, wo es sich um Tatsachen handelt[1]. In dem Satzgefüge *Tears harden lust, though marble wear with raining* (Lucr. 560) enthält der Konzessivsatz eine 'Erfahrungstatsache'[2]. In Errors IV 2, 28 sagt Adriana, nachdem sie deutlich ihre Schmähungen ausgesprochen hat: *My heart prays for him, though my tongue do curse.*

Es kommt da also nicht eine moderne Vorstellung von der Funktion der Modi zur Geltung, sondern es wirkt einfach der ae. Sprachgebrauch nach, der seinerseits in dem Modusgebrauch bei der ursprünglichen Parataxe begründet ist.

Die Sprache einer Zeit spiegelt nicht oder nicht durchaus den 'Geist' dieser Zeit wider; sie schleppt vieles mit vom Geist vergangener Zeiten. Es wird also niemals gelingen, die Sprache einer Zeit aus dem Geist dieser Zeit allein zu begreifen.

Neuere Grammatiker haben künstlich versucht, den Verwendungsbereich des Optativs (Konjunktivs) und des Indikativs abzugrenzen: das Gebiet des einen Modus wäre danach das Unsichere, das Mögliche[3], das des anderen das Tatsächliche. Diese Abgrenzung begegnet schon im 18. Jahrhundert bei dem Grammatiker James Elphinston (1765)[4].

6. Das heutige *though* in seiner ersten Verwendung — am Ende des Hauptsatzes — hat verschiedene Bedeutungsschattierungen, für die G. Krüger Beispiele gibt[5]. Seine Bedeutung nähert sich gelegentlich der Funktion der Intensivierung, die in Mundarten deutlich ist. Für die Mundart von East Anglia wird bezeugt[6]: '*How it do rain!* indicates a heavy shower; but *How it do rain, though!* marks a much heavier.'

Wir könnten noch die Frage aufwerfen nach der ursprünglichen Bedeutung von germ. *þauh* (= ae. *þēah*). Diese Frage ist natürlich schwer zu beantworten. Und J. Kröning hat recht, wenn er sagt: 'Über die Entstehung von *doch* ist bis jetzt nichts Zu-

[1] A. Schmidt, Sh.-Lexikon: *though*; auf den Optativ bei Tatsachen wird besonders hingewiesen. [2] Franz, Sh.-Gr.[2] § 645.

[3] Diese Vorstellung liegt der irreführenden Benennung 'Möglichkeitsform' zugrunde, die die Schule vielfach für Konjunktiv (Optativ) gebraucht.

[4] Vgl. G. Hotz, On the Use of the Subjunctive Mood in Anglo-Saxon. Diss. Zürich 1882. S. 62.

[5] Krüger, Syntax IV, § 3370. [6] EDD: *though*.

verlässiges ermittelt worden[1].' Vorsichtige Zurückhaltung ist da gewiß empfehlenswert. Aber vielleicht darf es doch versucht werden, die Entstehung und damit den ursprünglichen Sinn zu bestimmen, in dem Bewußtsein, daß es sich um etwas Unsicheres handelt.

Man sieht in got. *þauh* eine Zusammensetzung aus got. *þau* + *-uh* oder *-h* (*-h* = lat. *que*)[2]. Und in *þau* erkennt man den idg. Pronominalstamm *to*[3]. Das NED übersetzt *þau* mit 'in that case'. Man könnte vielleicht besser sagen: 'auf diese Weise, so'. *Er ist krank, doch kommt er* hätte dann ursprünglich besagt: *er ist krank; so, in diesem Zustand, kommt er.* Der Gegensatz steckt nicht in den Worten, sondern in der Sache. Die hier angenommene Bedeutungsentwicklung hat sich in späterer Zeit wiederholt: im älteren Deutschen kann *so* die Bedeutung 'doch, dagegen' haben[4].

Danach käme *þau(h)* in seiner ursprünglichen Bedeutung dem *swa, swē* nahe. 'Ebensosehr ... als' heißt got. *swa ... þau* (Luc. 15, 7).

Im Beowulf kommt *þēah* 'doch' nicht für sich allein vor, sondern stets mit *swā* zu *swā þēah* verbunden. Diese Verbindung hat in got. *swēþauh* ihr Vorbild. Wenn tatsächlich *swē* und *þauh* sich in der Bedeutung nahestehen, sind im Kompositum Wörter ähnlicher Bedeutung kontaminiert, wie in ae. *þēahhwæđere* aus *þēah* + *hwæđere* 'doch' (dessen merkwürdige Vorgeschichte wir hier nicht verfolgen wollen[5]) und in ae. *swā þēah hwæđere* 'doch'.

Man kann beobachten, daß gerade die Ausdrücke für gegensätzliche Verknüpfung häufig verstärkt werden. Die Additionskontaminationen, wie sie in unserem Fall zu beobachten sind, dienen dem Zweck der Verstärkung, dem Ausdrucksbedürfnis. Wir begnügen uns gewöhnlich damit, die Tatsache der Kontamination festzustellen, und fragen nicht, warum gewisse Kontaminationen sich in der Sprache festsetzen. Die mundartliche Kontamination *boldacious,* die zu *bold* noch einen großen Teil von *audacious* hinzufügt, hat sich offenbar wegen ihrer Klangfülle gehalten, in der das Ausdrucksbedürfnis auf seine Rechnung kommt[6].

7. Als unterordnende Konjunktion wird *þēah* oft zu *þēah þe* erweitert. Doch bleibt *þēah* auch als unterordnende Konjunktion bestehen.

Man hat die folgende Entwicklungslinie annehmen wollen: *þēah* Adv. > *þēah þe* Konj. > *þēah* Konj. Delbrück[7] wird durch die got.

---

[1] J. Kröning, Die beiordnenden adversativen Konjunktionen des Nhd. Diss. Gießen 1915. S. 15.

[2] Falk-Torp, Norweg.-dän. etym. Wb.: *dog*; Franck und van Wijk, Ndl. etym. Wb.: *doch*; Feist, Got. etym. Wb.: *þau(h)*; Kluge: *doch* ('kaum aus *þa*.. und *uh* "und"; got. *þáuh* eigentlich 'und das'?").

[3] Falk-Torp, Franck und van Wijk. [4] Behaghel, Syntax III, 253.

[5] Die Vermutung Burnhams (S. 29) führt nicht zum Ziel.

[6] Ich komme in einer Abhandlung über 'Zweck und Ausdruck in der Sprache' auf diese Erscheinung zurück. [7] Vergleichende Syntax III, 356.

Parallele *swēþauh* Adv.: *swēþauh ei* Konj. auf den Gedanken geführt, daß ursprünglich nur ae. *þēah þe* unterordnende Konjunktion gewesen sei und daß diese Funktion dann auf das einfache *þēah* übergegangen sei. Auch Burnham[1] hält diese Entwicklung für wahrscheinlich, wenn sie sich auch nicht beweisen lasse. Gegen diese Annahme spricht jedoch die Tatsache, daß im As. *thoh* allein den Konzessivsatz einleitet; übrigens ist auch bei Ulfilas *þauh*, allerdings nur einmal, nebensatzeinleitende Konjunktion[2].

Zunächst wurde bei dem Übergang der parataktischen Verwendung in die hypotaktische *þauh* (*þēah*) allein zur nebensatzeinleitenden Konjunktion. Der Nebensatz war gekennzeichnet durch die Konjunktion, die Intonation, bis zu einem gewissen Grade durch die Wortstellung. Dazu kam dann die Zufügung der Partikel *þe*, die die Unterordnung noch einmal besonders kennzeichnet.

Es scheint, daß — ähnlich wie im Got. — im Ae. dem *swā þēah* 'dennoch' ein *swā þēah þe* 'obgleich' sich zur Seite stellt[3].

Im Me. entspricht dem *þēah þe* die Konjunktion *though that*, vgl. Chaucer C. T., A 68: *And though that he were worthy, he was wīs.* Die beiden Bestandteile, *though* und *that*, können sogar durch andere Wörter getrennt werden, vgl. Chaucer C. T., E 479: *And though to me that ye be lief and dere, Un-to my gentils ye be no-thing so.*

Eine Nachwirkung von *though that* ist mschott. *thocht*[4]: *th-* ist nach *gh-* zu *t* geworden (vgl. *lest* aus *þȳ lǣs þe*), und der zweite Bestandteil ist geschwächt worden. Kürzungen unterordnender Konjunktionen sind ja häufig[5]. Gelegentlich ist *thocht* wieder erweitert worden zu *thocht that*[6].

8. Im Ne. wird *though that* vereinfacht zu *though*. Shakespeare hat nur noch selten die volle Form. Es ist ein allgemeiner Vorgang, daß *that* als zweites Glied einer Konjunktion überall da unterdrückt wird, wo es entbehrlich ist. Die neuere Sprache bezeichnet die logische Beziehung zwischen Haupt- und Nebensatz mit weniger Lautmaterial als die alte.

Das Streben nach Sparsamkeit, die Zwecktätigkeit in der Sprache wird immer wieder durchkreuzt durch die Ausdruckstätigkeit.

Die Gegensätzlichkeit zwischen Haupt- und Nebensatz, die gewöhnlich durch die den Nebensatz einleitende Konjunktion zum Ausdruck kommt, kann auch noch im Hauptsatz eigens zur Geltung gebracht werden. Das geschieht besonders dann, wenn der

[1] A. a. O. S. 14. [2] Behaghel, Syntax III, 161, 648.
[3] Burnham S. 16, Wülfing II, 148.
[4] NED: *though* A, *s*; Max Kolkwitz, Das Satzgefüge in Barbers Bruce und Henrys Wallace. Diss. Halle 1893. S. 24 f.
[5] Sprachkörper und Sprachfunktion S. 99 ff.; E. Jäger, Gießener Beitr. 1, 77 ff.; E. Fraenkel, JF 41, 393 ff.; Behaghel, Syntax III, 49.
[6] Kolkwitz a. a. O.

Hauptsatz dem Konzessivsatz nachfolgt. Die ae. Prosa fügt dann in den Hauptsatz ein: *þēah, swā þēah, hwæđere, đēah hwæđere, hwæđere þēah, hwæđere swā þēah* u. dergl.[1]

9. Der Ausdruck der Einräumung kann erweitert werden durch Zusetzung von *all.* Schon im Ae. Vgl. Beowulf 681 f.:

... ic hine sweorde swebban nelle
aldre benēotan, *þēah* ic *eal* mæʒe.

Beowulf will Grendel ohne Schwert gegenübertreten und sagt: 'by the sword I will not kill him, *though very well I might*' (Cl. Halls Übersetzung). Es ist dies das einzige Beispiel von *þēah* ... *eal* im Beowulf[2]; in der Prosa begegnen weitere Belege[3], z. B. Boethius 106, 14: *đeah* he *eall* will, he ne mæʒ.

Im Me. tritt *all* in die unmittelbare Nachbarschaft der Konjunktion: *all though* und *though all.* Vgl. *Al þauʒ i kouþe* ... oder *þowh al he hadde Crysten feyþ* ...[4] In ähnlicher Weise wird *if* zu *all if* und *if all.*

In *þowh all,* das für das Nordenglisch-Schottische belegt ist, scheint *all,* das anfangs das Verbum verstärkte (*all* = 'wholly'), mit der Konjunktion zusammengewachsen zu sein. Ein ähnliches Zusammenwachsen zeigt das Nhd. in *obgleich, obschon* u. dergl. Goethe schreibt noch: gehorchen will ich, *ob* ich *gleich* hier noch manches sagen könnte[5].

10. Schwierigkeiten macht die Erklärung der Entstehung von *although.* Me. *al þauʒ i kouþe* kann nicht wohl hervorgegangen sein aus *þauʒ i al kouþe* 'obgleich ich durchaus könnte, tue ich es nicht'. Das Vorrücken des *al* wäre schwer verständlich[6].

Es ist zwar im Englischen möglich, daß stark betonte Satzteile aus dem Nebensatz herausgehoben und vor die Konjunktion gestellt werden[7]. Z. B.: *Joan, young, beautiful and good though she was, was burned as a witch.* Einenkel[8] gibt für diese ursprünglich affektische Wortstellung e i n e n Beleg aus dem Ae.: *uncūđ þēah ic wǣre* (Soliloquien) und mehrere aus dem Me., z. B.: *lad þah him were* (Laʒamon).

Etwas Ähnliches ist aus bairisch-österreichischen und ostfränkischen Mundarten bekannt[9]: *dös wenn i wißt! Der Alt, wenn dös wißt! Haint ob wer künnt? Ja, meinen Pelx, wenn du*

[1] Burnham S. 28 ff.
[2] L. L. Schücking, Satzverknüpfung im Beowulf, Halle 1904, S. 23, Anm. 2.
[3] Burnham S. 20.
[4] Stratmann-Bradley: *þah*; NED: *though* 5, b und *all* B II 10.
[5] Paul, Deutsches Wtbch.² (*gleich*), S. 217.
[6] Vgl. auch Einenkel, Hist. engl. Syntax³ S. 44 oben.
[7] Moderne Beispiele z. B. bei G. Wendt, Syntax des heutigen Englisch II, 232 ff.
[8] Hist. engl. Syntax³ 187.
[9] Darauf weist auch Einenkel a. a. O. hin. Vgl. Josef Schiepek, Der Satzbau der Egerländer Mundart, Prag 1899, 1908, S. 515.

hättest! (Rosegger)[1]. Es handelt sich da um die Vorsetzung eines betonten Wortes vor die einleitende Konjunktion (besonders *wenn, wie, ob*) des Nebensatzes; 'der Nebensatz ordnet sich lieber dem vortretenden betonten Worte tonisch unter und bildet mit ihm einen Satztakt'[2].

Im Falle des me. *al though* aus *though al* ist jedoch zu bedenken, daß das das Verbum verstärkende *al* kaum so wichtig war, daß man es an die Spitze des Satzes rückte: *ál þauȝ i koupe.*

Es bietet sich noch eine andere Möglichkeit, *al though* zu erklären. Der Satz *I ne dō hit al though i couthe* kann ursprünglich gelautet haben: *I ne dō hit al, though i couthe* 'ich tue es alles nicht, obgleich ich könnte'. Durch eine Verschiebung der syntaktischen Gliederung wurde dann *al* zum Nebensatz gezogen[3]: *I ne do hit, al though i couthe.*

Das Englische hat ähnlich wie das ältere Deutsche Konzessivsätze mit einleitendem *all* und der Wortstellung der Fragesätze; vgl. Chaucer C. T., B 2130:

> It is a moral tale vertuous,
> *Al be it told* som-tyme in sondry wyse
> — — — — — —

Diese Konstruktion soll hier ebenso wenig auf ihre Entstehung hin untersucht werden wie andere Konzessivsätze, die nicht mit *though* eingeleitet werden (wie z. B. konjunktionslose oder durch *for all* eingeleitete). Hier sei nur erwähnt, daß man es für möglich gehalten hat[4], die Konzessivsätze mit *although* zu erklären als Kontaminationen aus Sätzen mit *though* und mit *al.*

11. *all though* wuchs zusammen zu *althóugh.* Das war ursprünglich ein stärkerer Ausdruck für die Gegensätzlichkeit zwischen Haupt- und Nebensatz als *though* allein. Wir beobachten immer wieder, wie der starke, affektische Ausdruck sich abschwächt. So wurde schließlich *although* gleichbedeutend mit *though.*

Heute läßt sich zwischen dem Verwendungsbereich der beiden Konjunktionen keine scharfe Grenze ziehen. Im allgemeinen kann man sagen, daß *though* der Umgangssprache, *although* mehr der literarischen Sprache angehört. Ob die Mundarten die längere Form überhaupt noch kennen, kann ich nicht feststellen.

Nach H. W. Fowler wird *although* 'in the more formal style of writing' gebraucht in folgenden Fällen[5]: 1. in a clause that does not follow but precedes the main sentence, 2. in stating an established fact rather than a mere hypothesis.

---

[1] P. Rosegger, Weltgift S. 79. [2] Schiepek a. a. O.

[3] Vgl. für die mhd. Konzessivsätze mit *al* Paul, Mhd. Gr. § 335 Anm. 1 und Behaghel, Syntax III, 61.

[4] Hermann Redepenning, Syntaktische Kapitel aus der Ancren Riwle. Diss. Rostock 1906. S. 68. — Eitle, S. 114. — Einenkel[3] S. 45 (vor den Literaturangaben).

[5] H. W. Fowler, A Dictionary of modern English Usage, Oxford 1926, S. 651.

Seine große Verbreitung hat *althóugh* wohl gewonnen, weil es dem Rhythmus der Sprache sich einfügte, weil es der Neigung entgegenkam, den Satz mit einer Senkung zu beginnen.

12. Die heutige Aussprache *ǭldóu* neben *ǭldóu* weist auf eine gewisse Akzentfülle; nach Jones ist die zweite Form weniger häufig. Neben *đou* steht *đo* als gelegentliche schwache Form.

Die Konjunktion der Einräumung wird oft mit ziemlich starkem Akzent gesprochen. Eine stärker betonte Form ist *thof* mit *-f* aus *-gh*: so im Me. und auch in heutigen Mundarten. Bemerkenswert ist, daß anlautendes *th*, das in schwachtonigen Wörtern stimmhaft geworden ist, im Schottischen stimmlos geblieben ist; *đǫ*. In Hampshire und Somerset begegnet sogar *þof*, *þǭf*[1]. Das ist in West-Somerset auffallend, da dort sonst anlautende stimmlose Reibelaute allgemein stimmhaft geworden sind.

Übrigens wird auch das *if* der Konditionalsätze häufig mit einem nicht ganz schwachen Akzent gesprochen. Die Stimmhaftigkeit des *f*, die bei Schwachtonigkeit zu erwarten ist, ist in der älteren Sprache und in heutigen Mundarten nur ganz spärlich anzutreffen. Für die Bezeichnung von 'wenn nicht' schließlich tritt gerade das Bedürfnis nach starken Ausdrucksmitteln deutlich zutage (ae. *nefne*, ne. *unless*, mschott. *warne*).

13. Berührungen zwischen Konditionalsätzen und Konzessivsätzen sind häufig zu beobachten[2]. Im Gotischen sind Konjunktionen der Konditionalsätze in die Konzessivsätze vorgedrungen: *jabai*, *jahjabai*[3]; in *þauhjabai* ist die Konzessivkonjunktion *þauh* mit der Konditionalkonjunktion *jabai* vereinigt. Im älteren Deutschen dient *ob* zur Einleitung von Konditionalsätzen und zugleich von Konzessivsätzen; im letzteren Fall wird jedoch das gegensätzliche Verhältnis im Nebensatz (*ob* ... *schon*) oder im Hauptsatz (*doch*) besonders bezeichnet[4].

Auch im Englischen zeigen sich Berührungen zwischen Konditionalsätzen und Konzessivsätzen[5]. Miß Burnham faßt ihre Untersuchung zusammen in der Feststellung, daß in der ae. Prosa konzessives *ȝif* — soweit nicht lateinischer Einfluß gewirkt hat — selten ist; 'the tendency of OE is rather to employ *þēah* in a conditional sense'[6].

Im Ae. begegnet *þēah* in ganz bestimmten Fällen, die allem Anschein nach einer besonderen Erklärung bedürfen.

14. Wir greifen eine Erscheinung heraus, die sich bis in die neuere Zeit gehalten hat.

---

[1] Wright, EDG., Index. [2] Meyer-Lübke, Rom. Gr. III, 691.
[3] Wrede, Ulfilas, S. 225. [4] Behaghel, Syntax III, 236.
[5] Vgl. F. J. Mather, The Conditional Sentence in Anglo-Saxon. Diss. Baltimore 1893. S. 21. — Burnham S. 80 ff., 92.
[6] S. 92.



Im Ae. findet sich *þēah* nach Ausdrücken, die besagen:

1.[1] es ist kein Wunder, ich wundere mich nicht,
2. ich kümmer mich nicht darum.

Beispiele aus dem Ae.:

1.[2] Nis hit nan wundor þeah þu sy god and ic yfel.
(Pariser Psalter = The West Saxon Psalms, being the Prose Portion of the Paris Psalter, ed. Bright and Ramsay 50. 6.)
Forðæm ðu ne þearft nauht swiþe wundrian ðeah we spyrien æfter ðæm ðe we onȝunnon.
(Alfreds Boethius, ed. Sedgefield, 101. 6.)
Hwilc wundor wæs, ðeah se halga wer ealne middaneard ætforan him ȝesawe ...?
(Ælfrics Homilien, ed. Thorpe, II, 186. 9.)

2.[3] Ne reces ðu ðah we deade sie.
(Skeat, The Holy Gospels, Marc. 4, 38 Rushworth MS.; im Lindisfarne MS.: ne reces ðu þ [= þæt] we deado sie.)
Hi ne reccað ðeah menn wenen þæt hie yfel don.
(Alfreds Cura past. 179, 9.)

Dieser Sprachgebrauch setzt sich im Me. und Früh-ne. fort[4]:

1. Häufig ist *though* nach *no wonder* und gleichbedeutenden Ausdrücken[5] wie *nis no sellic þah*[6]; *no selcouth þou* me be wo (Havelok 124), *no ferlike, þou* she were adred (Havelok 1258), *no marvayle though* ye us not trow (Cursor Mundi 17406, Laud MS). In *nae ferlie tho'* reicht die Erscheinung bis in die schottische Mundart von R. Burns hinein[7].

2. Auch *I reck not though* und *I care not though*[8] sind im Me. und Frühne. belegt. In diese Gruppe gehört auch der me. Beleg: hie neren *noht sorie þeh* ...[8]

Wülfing[9] sucht die Verwendung des *þēah* verständlich zu machen durch die Bemerkung: 'es liegt eine merkwürdige Verquickung von Konzessivsatz und Subjektsatz vor'. Das wird an dem Beispiel *nis hit nān wundor, þēah þū sȳ gōd* folgendermaßen erläutert: 'Statt *þēah þū sȳ gōd, nis hit nān wundor, þæt þū sȳ gōd* wird einfach gesagt: *nis hit nān wundor, þēah þū sȳ gōd.*' Es scheint mir nicht, daß dieser Versuch zum Ziel führt.

Es ist zunächst hervorzuheben, daß in den in Frage stehenden Fällen *þēah* immer nach verneintem Hauptsatz gebraucht wird.

---

[1] Burnham S. 33, Wülfing II, 86, Soliloquien (Bibl. der ags. Prosa 11) 2, 1 u. s.
[2] Bosworth-Toller und Suppl. unter *rēcan*; NED: *reck*.
[3] Mätzner III, 516, Koch II, 459**, A. Schmidt, Sh.-Lexicon: *though*, NED: *though*, II, 4, Eitle S. 118.
[4] Vgl. NED unter *marvel, wonder*, auch A. Schmidt, Sh.-Lexicon.
[5] Stratmann-Bradley: *þah*. [6] Zupitza bei Koch II, 459**.
[7] NED, A. Schmidt. [8] NED: *though*, II, 4. [9] Wülfing II, 86.

R. Rolle drückt die Tatsache, daß ihm der Inhalt seines Werkes wichtiger ist als die Form, so aus (Pricke of Conscience 9585):

I reck noght, þogh þe ryme be rude,
If þe mater þerof be gude.

'Es kümmert mich nicht, wenn auch der Vers ungelenk ist' bedeutet dasselbe wie: 'Es kümmert mich nicht, daß ...'. Die Vorstellung des Gegensätzlichen kommt durch *þogh* deutlich zum Ausdruck. In den heute in solchen Sätzen verwandten Konjunktionen *if* und *that* tritt diese Vorstellung zurück. Nach dem bejahten Ausdruck 'ich wundere mich' scheint *though* nicht vorzukommen. Nur nach verneinten Ausdrücken ist eben die Gegensätzlichkeit da: die Tatsache des Nebensatzes und trotzdem das Sichnichtwundern und Sichnichtkümmern. Bei der Zurückführung des Satzgefüges in die ursprüngliche Parataxe wird der Gebrauch von *þēah* ganz deutlich: 'Der Vers mag schlecht sein; ich kümmere mich aber nicht darum', oder: 'Perhaps the verse is bad; I don't care though.'

Einer Verneinung gleichwertig ist die Frage[1] in dem ae. Beispiel aus Ælfric: *hwilc wundor wæs ...?*

15. Die Verwandtschaft von Konditionalsatz und Konzessivsatz kommt darin zur Geltung, daß *as though* für *as if* gebraucht wird: *I have reason to love him as though he were my own son.* Das NED gibt Belege für die me. und die ne. Zeit. 'Ich liebe ihn, wie wenn er mein Sohn wäre,' das bedeutet: 'Ich liebe ihn als meinen Sohn, obgleich er das in Wirklichkeit nicht ist' (I love him as if he were my own son; I love him as my own son, though he is not my son). Durch Vermischung dieser Vorstellungen kommt die Konjunktionenverbindung *as though* zustande. Es handelt sich nicht um eine Konstruktionsmischung, d. h. um eine Vermischung von fertig geprägten Konstruktionen, sondern um eine Vermischung von Vorstellungen. Solche Mischungen können wir auch sonst beobachten[2].

Breslau. Wilhelm Horn.

[1] Eitle S. 118. [2] Vgl. Verf., Archiv 114, 365.

Hugo Schuchardt.[1]

1842—1927.

> **Sei stets du selbst und hoffe nicht**
> **Nach großen Mustern Großes zu vollbringen,**
> **Du wirst die Form, doch nie das Licht**
> **Des wahren Schöpfergeists erringen.**
> **Umgib den Kern mit noch so vielen Stoffen,**
> **Die Pflanze kannst du nur vom Kerne hoffen.**

In diesen Versen des etwa Fünfzehnjährigen spricht sich die ganze Persönlichkeit des Mannes und des Gelehrten, in ihren Licht- und Schattenseiten, aus. Schuchardt hat immer Gewicht darauf gelegt, daß er seinen eigenen Weg gegangen, daß er ein Autodidakt war, trotz aller Schulen. Denn seine Leistungen liegen auf vorher nicht betretenen Gebieten. Und hier wurzelt auch seine mitunter belächelte und mitunter angefeindete 'Prioritätenhascherei'. Er hat unentwegt danach gestrebt, die Geschehnisse in ihrem letzten Kern zu begreifen, und er scheute Umwege von Jahren nicht, um diesem Ziele näher zu kommen. Er selbst empfand seine Gründlichkeit als ein arges Hemmnis bei jeder Arbeit. Konnte er, der 'theoretisch ein leidenschaftlicher Freund der Ordnung' war, doch Jahre hindurch nicht mit der Aufstellung seiner Bücher zu Rande kommen, weil er immer wieder auf eines stieß, das er noch nicht ganz kannte. Zur möglichst vollständigen Erkenntnis der sprachlichen Geschehnisse forderte er möglichst vollständigen Einblick in den Stoff. Daher die großen Materialsammlungen, die das Lesen seiner Schriften oft erschweren. Daher die vielen Einzelstudien. Es schien — und zwar oft auch ihm selbst — als ob

[1] Zur Abfassung dieses Lebensbildes hat mir Schuchardts getreuer Eckhardt und Verwalter des privaten Schriftennachlasses, Herr Franz Mairhuber in Graz, in dankenswertester Weise den Einblick in Schuchardts tagebuchartige Briefe an die Eltern, Tagebuch der Mutter über Schuchardts Kindheit, Schulaufsätze usw. gestattet (rund 2500 Stück). Ferner stellten mir reiche Briefsammlungen und zum Teil persönliche Mitteilungen zur Verfügung: Prof. Dr. Leo [Sp]itzer (Marburg), Prof. Dr. Jacob [J]ud (Zürich), Prof. Dr. Krystoffer Nyrop und Frau Margarete [N]yrop (Kopenhagen), Frau Mela [B]auer (Graz-Wien). Die wissenschaftliche Ergänzung dieses Lebensbildes ist mein Aufsatz: 'Sch.s wissenschaftliche Persönlichkeit' (Neuere Sprachen 1928). Aus der großen Zahl der Nachrufe seien erwähnt: Adolf Zauner (Grazer Tagespost 27. April 1927), dem ich auch mündliche Mitteilungen verdanke, Karl v. Ettmayer (Germ.-Rom. Monatsschrift 1927), Richard Riegler (Archivum Romanicum 1927), Meyer-Lübke (Sitzungsberichte der Wiener Akad. d. Wissensch. 1928). Auch von ihnen erhielt ich persönliche Mitteilungen. Schuchardts selbstbiographische Schriften: *'Bekenntnisse und Erkenntnisse'* (Wissen und Leben 1919), *'Der Individualismus in der Sprachforschung'* (Sitzungsberichte der Wiener Akad. d. Wissensch. 1925). *Briefe Sch.*'s, herausgegeben von Leo Spitzer (Archivum Romanicum, im Druck). Über 'Schuchardt als Lehrer' vgl. Richard Riegler, Neuere Sprachen 30, S. 45 ff.

er seine Kraft in kleineren Arbeiten zersplittere, sich auf Abwegen verliere. In Wahrheit bedurfte er dieser Kleinarbeit und dieser Aufenthalte zur Verkörperung seiner großen Ideen. Vor allem aber war er offen und ungeschminkt stets er selbst, wie in der Wissenschaft und Politik, so auch im geselligen Verkehr, wo sein 'Egoismus', seine 'Rücksichtslosigkeit' manchen Anstoß erregten.

Schuchardt stammte mütterlicherseits von dem Geheimen Legationsrat Samuel Elisée von Bridel-Brideri, einem waadtländischen Pfarrerssohn, und von Luitgarde, geborenen von Bärenstein, Tochter eines altadligen altenburgischen Rittergutsbesitzers. Sein Großvater war Erzieher der Sachsen-Gothaischen Prinzen Ernst (II.) und Albert (des Prinzgemahls der Königin Victoria), sein Großoheim der Doyen Bridel († 1853), der Verfasser des ersten *'Glossaire des patois de la Suisse romande'*. Seine Mutter, Malvine von Bridel-Brideri (1815—1899), war in einer Schweizer Pension erzogen und sprach fast besser Französisch als Deutsch. Das Familienwappen trug die Umschrift *Ex corde rosae,* worauf Schuchardt in Gedichten an seine Mutter öfters anspielte. Sie wurde Hoffräulein bei der regierenden Herzogin Marie, Gattin Herzogs Ernst I. von Gotha († 1844), und vermählte sich mit dem Herzoglichen Notar und Amtsadvokaten Justizrat Dr. Ernst Julius Schuchardt, dem Sohn eines wohlangesehenen und begüterten Kaufmanns und einer dichterisch veranlagten Gutsbesitzerstochter. Der Justizrat Schuchardt (1809 bis 1885) war ein sehr beschäftigter, angesehener, äußerst geselliger Mann, voll Witz und Begabung, der deutsche und lateinische Gelegenheitsgedichte aus dem Ärmel schüttelte. Als Jenenser Student sprach er 1828 bei Goethe in Dornburg vor. 'Einige Vorurteile, die ich gegen diesen Mann früher hegte, waren durch diesen Besuch in mir gänzlich gehoben,' schreibt er darüber[2]. Er war durchaus ein Mann alten Schlages. Schon äußerlich fiel die altmodische, äußerst gepflegte Kleidung auf, die er bis an den Tod beibehielt. Ein leidenschaftlicher Vertreter der 'preußischen' Zucht und voll vom größten Ehrgeiz für den Sohn, erzog er nicht nur den Knaben mit großer Strenge, sondern auch den Erwachsenen. Der Justizrat war nicht leicht zufriedenzustellen. 1856 schreibt der Junge: 'Verzeih die Schrift, die Kürze und das, was Du sonst zu tadeln hast.' 1876: 'Der Papa sollte selbst einmal die ganze Reihe seiner Briefe durchsehen, wie da beständig ermahnt, gepredigt, gewarnt, gedrängt, kurz irgendwie beunruhigt wird. Und nun einem Menschen gegenüber, der K. K. Professor und inmitten unseres Lebensweges steht.' Bei aller von Schuchardt

[2] Vgl. Goethe-Jahrbuch VII, 276 c. Mitgeteilt von H. Schuchardt.

nie unterschätzten Liebe des Vaters für den Sohn und bei aller Bewunderung für ihn fehlte es dem alten Herrn doch an dem vollen Verständnis. In Gotha rümpfte man die Nase, daß er sich mit 'Vulgär'latein beschäftige, und fand es 'ignobel', daß er über 'Negerpatois' arbeitete (diese epochemachenden 'Kreolischen Studien'). Er sollte nicht mit Carducci umgehen (1883), aus politischen Rücksichten, nicht Ungarisch lernen und nach Budapest fahren: 'Man werde es nicht gern sehen.' Schuchardt muß sich fortwährend rechtfertigen und entschuldigen. Dem Justizrat fehlte — dem Sohn gegenüber — auch jeder Sinn für Humor. Schreibt dieser bei Gelegenheit seiner Studien über die kreolischen Sprachen, er werde nach den Antillen fahren und sich eine Mestizin heimholen, so fügt er dann, um unliebsamen Erörterungen auszuweichen, am Rand hinzu: 'Das ist ein Scherz'. Da jede Mitteilung eine Flut neuer Fragen hervorruft, beschränkt er sich schließlich nur auf Äußerliches. Wenn auch gereizt, verliert der Vierzigjährige nie einen gewissen demütigen Ton. Doch bittet er einmal in einem heimlich der Mutter gesandten Brieflein, sie möge den Vater hindern, ihm so aufregende Briefe zu schreiben. Als aber der Justizrat 1885 befahl, Briefe an die in Ems weilende Mutter sollten über Gotha gehen, widersetzte er sich offen. Das betraf nun allerdings den Punkt, wo er am verletzbarsten war. Die Mutter, eine besonders zarte, kleine Frau, liebte er über alles. 'Mein liebes altes Gesicht,' schreibt er 1877, 'ein Extrabillett — so klein, weil die, für die es bestimmt ist, auch so klein ist und ich sie deswegen so lieb habe.' Sie war der einzige Mensch, der ihn in der Jugend ganz verstanden hat und in seine Einsamkeit gedrungen ist. Der Achtjährige schreibt voll Sehnsucht: 'Komme doch bald wieder nach Gotha, dann bist Du doch immer da. Bei uns ist es gar zu still. Und ich habe ohne Dich nicht Vergnügen viel.' Und fast vierzig Jahre später: 'Wie sehr verliert sich die Befriedigung an allen anderen Dingen, nur daß man ein treues, teilnahmsvolles Muttergesicht immer über sich sehen möchte.' Von ihr will er sich sogar gelegentlich ein bißchen auszanken lassen. Als er einmal in Freiburg erkrankt, schreibt er dem Vater herzliche Dankesworte, daß er sie ihm geschickt hat. Sie ist ebenso gütig als unselbständig und unvorsichtig, was bei ihrem kränklichen Zustand und ihrem Augenleiden fortwährend Veranlassung zu größten Besorgnissen gibt. Stand sie, solange ihr Gatte lebte, durchaus unter seiner Herrschaft, 'wie sie sich aus dem Römischen Recht herleiten mag', so ergab sich nach seinem Tode für Schuchardt ein reiches und wohlgenütztes Feld der Tätigkeit, für sie zu sorgen und sie zu beraten. Er fließt über von Zärtlichkeit, möchte sie ganz zu sich nach Graz verpflanzen, besucht sie, da dies nicht durchführbar ist, zwei- bis

dreimal jährlich und überwindet seine ärgsten Nervenwiderstände, um ihr Nachricht zu geben. Er erzählt ihr in vielen Hunderten von Briefen seine kleinen Alltagserlebnisse — da er ihr Wissenschaftliches nicht schreiben kann — und mit einer oft rührenden Hingebung Anekdoten, Kindergeschichten, Beschreibung von Bildern aus den Ausstellungen, die er besucht. Aus seinem tiefsten Empfinden heraus erklärt er 'Gott' als das große Mutterherz[3]. Er beschwört sie, nicht zu sparen, sich, 'd.h. zugleich ihm', alles Gute anzutun, was nur möglich. Zu Weihnachten — er verschmähte jede Weihnachtsfeier unter Fremden — besucht er, einer Zeitungsanzeige 'Hilfsbedürftige alte Frau' folgend, 'ein Mütterchen, das noch viel älter ist als Du', und beschenkt sie. Ein solcher Weg ist bei ihm um so höher anzuschlagen, als er, wie viele überempfindliche Naturen, Erregungen floh, die ihn aus dem Gleichgewicht brachten. Über den Tod einer lieben Angehörigen will er lieber nicht sprechen, da er nicht ganz wohl ist (1873). Er wollte nur fröhliche Gesichter um sich sehen, die seine Nerven beruhigen und erheitern konnten, da er ja meistens an schwerer Bedrücktheit und Verstimmung litt. Als Kind weinte er über den Tod einer Amsel so bitterlich, daß die Mutter eine Gesellschaft absagte, um bei ihm zu bleiben. Es fehlte ihm nicht an Teilnahme weder für den Einzelnen noch für das allgemeine Leid. Aber die Abneigung gegen alle gesellschaftliche Konvenienz und die physische Unfähigkeit, sich irgendwelchen Zwang aufzuerlegen, ließen ihn selbstischer erscheinen, als er innerlich war.

Schuchardt war nämlich nur in den ersten elf Monaten seines Lebens vollkommen gesund. Von da ab berichtet das Tagebuch der Mutter mehrmals jährlich von ernsten Erkrankungen, Krupp, schwere Fieber, gastrische Fieber, Seitenschmerzen, geschwollene Glieder. 1859, zu Besuch bei seiner Stiefschwester Malvine[4], bekam er einen Anfall von 'geistigem Schwindel', glaubte das Gedächtnis verloren zu haben, während der Arzt wegen der 150 Pulsschläge Herzvergrößerung befürchtete. Von dieser Zeit an macht der äußerlich Kräftige unausgesetzt schwere Leiden durch. Anfälle von Schwindel und Atemnot wiederholen sich in der Studentenzeit. Er klagt fortwährend über Mattigkeit, Schlafsucht, Denkfaulheit, Magenverstimmung. Er bekämpft sie mit Alkohol. Wenn er bei der trübbrennenden Lampe allein, stets voll Bangigkeit nach Hause, studiert, schläft er um sieben ein — tatsächlich

[3] Romanisches und Keltisches, S. 419.

[4] Aus des Vaters erster Ehe mit Fräulein von Reitzenstein. Sie wuchs nicht im Hause der Eltern auf und lebte nicht in gutem Einvernehmen mit ihnen. Eine Zeitlang stand Schuchardt vermittelnd zwischen beiden Teilen. Ihr fahriges Wesen stieß ihn immer mehr ab. Er war außer Verkehr mit ihr, als sie 1917 starb.

verschläft er einmal einen Kommers —, hat eine unruhige Nacht und einen zur Arbeit untauglichen Tag. Wenn er aber kneipt und angeregt plaudert, schläft er gut und ist morgens frisch. Freilich ereignete es sich, daß er die Nacht durchkneipte und, ohne sein Zimmer zu betreten, ins Kolleg, von da zur Morgenkneipe, von da zum Nachmittagstanz in eines der 'Bierdörfer' ging. Schuchardt glaubte, obzwar er sich auch später noch gern mit Champagner und Tanz kurierte, durch dieses unvernünftige Studentenleben den Grund zu seinem lebenslangen Nervenleiden gelegt zu haben. Indessen reichen seine Krankheitszustände nachweisbar schon in seine Knabenzeit und wurden durch die ganze Erziehungsweise sicherlich gefördert. Schuchardt litt an allgemeiner Nervenschwäche, oft monatelangem 'Kopfdruck', an Müdigkeit, Asthma, 'Willensschwäche' Kongestionen, 'Duselfieber', Schwindel, Angstgefühl, Rheumatismus, Magenbeschwerden, kalten Händen und Füßen. Er war wetterempfindlich und bildete sich immer mehr zum lebenden Barometer aus. 'Ein heimlicher Scirocco spukt mir in den Gliedern' (1882). Die Windrichtung ist von maßgebender Bedeutung für sein Befinden. Der Wetterbericht nimmt in seinen Briefen von der ersten Studentenzeit an den breitesten Raum ein. Da er vom Vorfrühling bis in den Sommer und den ganzen Herbst schwer leidet, kühle Sommer- und laue Wintertage, Nebel, Regen nicht verträgt, so bleibt eine unendlich kurze Zeit des Jahres für ersprießliche Tätigkeit, die ihm bei starkem Schnupfen am besten vonstatten geht. Er war von Jugend auf kurzsichtig und glaubte die Augen geschädigt zu haben, weil er auf Wunsch des Justizrates zu lange nur einen Kneifer statt der Brille trug. Mehrmals litt er an Akkommodationskrämpfen (Nachinnenschielen); in höherem Alter konnte er nur mit der Lupe lesen. Als Dreißiger überfiel ihn ein quälendes 'Ohrenbrausen', das durch eine Operation (1880) nicht gemindert wurde. In älteren Jahren war er etwas schwerhörig, wie übrigens auch seine Mutter. Der Justizrat mahnte zur Überwindung. Schuchardt berichtet, wie der Zwang zu einem wahren Paroxismus von Leiden geführt habe, und hier liegt ein Hauptgrund dafür, daß er späterhin die Besuche in Gotha fürchtete und eher vermied. Er konnte sich nicht zur Geselligkeit zwingen, verbrachte, wenn er 'duselig' war, oft Tage, ja Wochen, mit kurzen Pausen, liegend. Auf andere warten macht ihn krank, ebenso das unfreundliche Gesicht der Dienerin. Ist er sprechfaul, so will er unbedingte Ruhe. Andererseits tut ihm oft äußerliche Zerstreuung gut, die er in dem 'düsteren Gotha' nicht findet. Ist der mögliche Zeitpunkt des Besuches vorbei, so empfindet er großen Schmerz, daß er die Eltern nicht sehen konnte. 'Aber es wäre sehr ungemütlich gewesen.' Auch als die Mutter allein ist, trach-

tet er stets, sich erst zu erholen, ehe er zu ihr kommt. Nicht nur aus seinem leidenschaftlichen Temperament, sondern auch aus seiner körperlichen Veranlagung erklärt sich seine ungemeine Reizbarkeit. Fast mit allen seinen Freunden glaubt er irgendeinmal 'auseinander' zu sein. Er ist 'gröbchen', wie der Gothaer Ausdruck lautet ('aber wirklich nur "chen",' schreibt er einmal). 'Der größte Teil unseres Lebens scheint aus Mißverständnissen zu bestehen, entweder wir verstehen falsch oder wir werden falsch verstanden' (Sp. 1923)[1]. Löst sich der Knoten, ist alles wie vorher. Von den Spatzen leidet er so sehr, daß er sie mit Arsenik und mit dem Gewehr bekämpft. Hühner und Hunde der Nachbarschaft bittet er in herzbeweglichen Versen um Ruhe. Dagegen war er in entscheidenden Augenblicken vollkommen ruhig, z. B. bei einem Zimmerbrand oder bei den Rigorosen.

Die oft monatelange Unfähigkeit zur Arbeit bedrückte ihn auf das schmerzlichste. Durch sein ganzes Leben ziehen sich die bittersten Klagen über seine geringe Begabung und die inneren Hindernisse. 1861 aus Jena: Nach ein paar Stunden konzentrierter Arbeit hat er mehrere Stunden Schwindel. Er ist zu dumm, zu studieren. 1868 aus Rom: Er kann nicht zwei Dinge festhalten, das eine entschwindet ihm. 'Ich bin durchaus kein talentvoller Mensch'. 'Was bei anderen Wochen dauert, dauert bei mir Monate und Jahre' (1884). 'Du weißt, wie blutsauer mir alles von jeher geworden, Prosa und Poesie, daß ich von der Leichtigkeit des Papas gar nichts geerbt habe' (1893). Er, der von den Zeitgenossen als zweiter Mezzofanti angestaunt wurde, kann nicht genug über die Schwierigkeiten sprechen, die ihm bei der Spracherlernung seine thüringische Herkunft bereitet. Schon die Mutter hatte sich vergeblich um seine französische Aussprache bemüht. Die Unterscheidung der 'harten' und der 'weichen' Konsonanten kostet die größten Studien. Er ist nicht nur harthörig, sondern auch steifzungig. Er akzentuiert zu stark und schreit während der französischen Stunde in Genf so laut, daß der Herr gegenüber das Fenster schließen muß, weil er sonst sein eigenes Klavierspiel nicht hört. In Südfrankreich hält man ihn für einen Elsässer, was um so ärgerlicher ist, als er sich bemüht hat, 'mit österreichischem Akzent' zu reden. Allerdings gelingt ihm der österreichische Akzent im Deutschen selbst nicht. Obzwar er 'Norddeutsch nur noch radebricht', klingt es in Graz wie Königsbergisch. Trotz seines einjährigen Aufenthaltes in Italien muß er, wenn er aus Italienisch prüfen soll, tüchtig pauken, 'um sich nicht so viele Blößen zu geben'. Während sich ihm die wissenschaftliche Erfassung der Sprache beim ersten Blick ergab, brauchte er mühevolle Monate zur praktischen Erlernung. Dann kann er erst noch, z. B. mit seinem Spanisch, 'keine großen

Sprünge machen'. Nachdem er vier Stunden bei einem ungarischen Studenten genommen, erläutert er diesem seine Muttersprache und liest bald fließend, während er nach mehreren Monaten 'etwas radebricht'. Allerdings spielt bei seinen Berichten mit, daß er an alles, was er begann, den Maßstab der Vollendung legte und ja auch wissenschaftlich legen durfte. Daher seine scharfe Selbsteinschätzung. 1881 — also nach seinen Camõesstudien! — hält er sich z. B. nicht für befähigt, eine portugiesische Shakespeareübersetzung zu beurteilen. Praktische Spracherlernung kann als besondere Anstrengung gelten, schreibt er 1888, wissenschaftliche Beschäftigung mit noch so vielen Sprachen hat nichts auf sich. Er schrieb außer Französisch, Italienisch, Spanisch auch Madjarisch, Dänisch, Russisch, Kymrisch, Rumänisch, Neuprovenzalisch, hörte jedoch 1899 auf, Briefe ins Ausland in der betreffenden Sprache zu schreiben. Es gehe zu viel kostbare Zeit verloren. Im ganzen hat Schuchardt die praktische Sprachbegabung nicht hoch eingeschätzt. Die Bildung bestehe nicht in der ausgeübten Sprachkenntnis, sondern in der Kenntnis des Volksgeistes, der Literatur.

Aber auch seine wissenschaftlichen Leistungen bleiben stets unter seiner Erwartung. Mit entwaffnender Bescheidenheit berichtet er immer von seinen Mißerfolgen, nie vom Erfolg. Der Siebzehnjährige empfindet den Mangel an männlicher Bestimmtheit, sagt Kuno Fischer (1860), daß er kein Gedächtnis habe, weshalb dieser ihm von der Linguistik abrät. 'Das feurige Gefühl, Originelles hervorzubringen', wird von der 'eisigen Impotenz' seines Könnens niedergeschlagen. Zwischen der Begeisterung für die Wissenschaft und den tatsächlichen Erfolgen klafft ein Widerspruch, den er bei anderen nicht sieht. Ich muß die Wissenschaft außerordentlich lieben, gerade da mir ihr Dienst so sauer wird, sagt er 1871. Alle überflügeln ihn und zwar auf rechtmäßigem Wege. Er versichert, daß niemand, dem der Umfang seiner Kenntnisse genauer bekannt wäre, ihn zum Professor der romanischen Literaturen und Sprachen machen würde. Er kommt im wissenschaftlichen Beruf nicht mit. Wiederholt bittet er die Eltern um Nachsicht und Herabstimmung aller Hoffnungen. 1900 ist er 'beständig traurig über seine Unwissenheit und voll Bewunderung der Leistungen anderer, z. B. Moritz Hoernes' (B.)[1]. Und in seinen letzten Lebensjahren schreibt er an verschiedene jüngere Fachgenossen, wie sehr er hinter ihnen zurückstehe. Sich selbst nicht zu genügen ist das Kennzeichen des Genies. Damit steht die Beurteilung der eigenen Arbeit nicht in Widerspruch: Er konnte den überragenden Wert des von ihm Geleisteten richtig einschätzen und dennoch das Gefühl des Abstandes zwischen Wollen und Erreichen empfinden. Vor allem war die Forschung

ihm Lebensbedürfnis. 'Ohne Wissenschaft hätte das Leben wenig Reiz für mich. Das ist wie beim Arsenikessen. Man kann nicht aufhören, wenn man einmal angefangen hat' (1888). 'Die Wissenschaft präokkupiert mich so sehr, daß ich alles Sonstige darüber vernachlässige' (1891). Er hält die Studien für gar nichts Wichtiges, aber sie sind die Ausfüllung des Lebens. Und er muß lachen, wenn ihm jemand rät, zur Schonung seiner Gesundheit weniger zu arbeiten (1897). Ein Blick auf seine Bibliographie mit ihrer ungewöhnlichen Höhe von 769 Nummern[5] beweist, daß Schuchardt in seinen geringen 'guten' Zeiten mit einer Stoßkraft arbeitete, die selten erreicht wird[6].

Hugo Ernst Mario Schuchardt wurde am 4. Februar 1842 in Gotha geboren. Nach einer seiner Taufpatinnen, der Herzogin Marie, trug er den dritten Namen, der ohne sein Zutun später ins Römisch-Männliche umgewandelt wurde. Die Herzogin blieb nach der Taufe bei Schuchardts zum Kaffee und Whist. 'Meine erste Spielpartie, der ich allerdings nur als Kiebitz beiwohnte.' Mit zwei Jahren sagt er der Mutter einen Glückwunsch auf und wird zum Vogelschießen mitgenommen. Vom dritten Jahre ab marschiert er tapfer mit auf Ausflügen in die Ruinen und Höhlen der Umgegend und macht einen Versuch, in den Hörselberg zu kriechen. Er sieht den Einzug der Königin Viktoria von England und erlebt, von der 'Affenkomödie' angefangen, alles mit, was an gesellschaftlichen und politischen Ereignissen stattfindet. Von den Ausflügen kam er oft durchnäßt, fiebernd, übermüdet, mit Erbrechen heim. Er sollte offenbar abgehärtet und zugleich geweckt und gesellig geschult werden. Vom sechsten Jahre ab besucht er häufig das Theater. Zu Weihnachten und auch sonst ist er zur Patin ins Schloß geladen. Der Siebenjährige wird ihrem Neffen, dem Prinzen Philipp von Württemberg, vorgestellt, der zu ihm sagt: 'Bedecken Sie sich, Monsieur.' Er nimmt Exerzierstunden bei einem Unteroffizier. Mit Bleisoldaten mag er nicht spielen, aber 'Räuber und Mörder', auf der Gasse (J. 1917)[1]. Wird der Polizeidiener sichtbar, stiebt alles mit dem Rufe 'Marburg kommt!' auseinander (Sp. 1924). Bei einem Kinderball der Prinzessin Linette Reuß lernt er die Freude des Tanzens kennen, der er die nächsten fünfzig Jahre leidenschaftlich ergeben bleibt. Mit kaum drei Jahren beginnt französischer Unterricht. Er konnte eher

[5] Vgl. das Hugo-Schuchardt-Brevier, herausgeg. von Leo Spitzer, 2. Aufl. Halle 1928.

[6] So wurde z. B. der Aufsatz 'Camoens — ein Festgruß nach Portugal zum 10. Juni 1880' innerhalb acht Tagen geschrieben und in blaue Seide mit Silberdruck gebunden, um als Widmung an den König von Portugal rechtzeitig anzulangen.

Französisch lesen als Deutsch, das er dann allein lernte. Auch sein erstes Schriftstück 1847 ist ein französischer Satz: *Mon cher père, j'ai joliment parlè Francais* (so!) *avec maman hier soir. Votre fils Hugo.* Auf solche mündlichen oder schriftlichen Mitteilungen antwortete der Justizrat mit einem Silberstück oder mit Schokolade. Aus derselben Zeit sind auch die ersten Zeichnungen, die mit ihrer Genauigkeit und guten Beobachtung den Blick für 'Sachen' beweisen. Noch früher allerdings äußert sich das Interesse, das sein Leben beherrscht hat, der Sinn für Inschriften. Eine Zuckerdose der Großmutter mit Phantasiehieroglyphen ist sein liebstes Spielzeug, während er noch auf dem Boden kriecht. An dem Papier, in das des Justizrats holländischer Tabak gewickelt ist, lernt er holländisch buchstabieren. 1849 beginnt privater Lateinunterricht. Sofort macht er sich an die griechische Grammatik und trägt sich mit dem Entwurf einer Umarbeitung. Wie beim Griechischen zog ihn auch beim Hebräischen zunächst das Alphabet an. Schuchardt hat oft erzählt, daß ihn die Schulgegenstände nur reizten, ehe sie für ihn pflichtmäßig wurden.

Er war von Anfang an Eigenbrötler. Als er 1851 ins Gymnasium eintrat, fesselte ihn vor allem die nicht entzifferbare Inschrift auf dem Torbogen des Gebäudes, eines ehemaligen Klosters. Unvergeßlich blieb ihm die freudige Aufregung, als eines schönen Wintertages der in den Schriftfugen liegengebliebene Schnee die Inschrift weiß auf schwarz hervortreten ließ. Und er entzifferte: *Anno Domini.* Noch vor sein zehntes Jahr fällt eine mit großer Kinderschrift auf Linien geschriebene 'Geschichte der Polynesier', worüber er etwas gelesen hatte, mit 'Nachträgen und Anmerkungen über die Hierogliphen' (so!), die er nachzeichnet, 'und die alte Sprache' der Insulaner. Eine Reisebeschreibung aus dem Jahre 1851 ist bemerkenswert durch etymologische Feststellungen, poetische Wendungen und Genauigkeit der Beschreibung. 1852, zum Leidwesen der Mutter schon in Tertia, sammelt er Münzen, Siegel, Wappen, wozu die Anregung von einer anderen Patin, der Hofdame Frl. Marie von Studnitz kam. Er vertiefte sich in Stammbaumstudien — zwölfjährig verehrte er der Herzogin den ihren — und überhaupt in das Mittelalter, holte sich die Edda aus der Schloßbibliothek und war ein ziemlich schlechter Schüler. Die Mutter, die in Ems zur Kur weilt, bittet er, ihm einige Altertümer mitzubringen. Von der Sprachwissenschaft wende er sich jetzt ab, 'weil da für ihn zu viel Hindernisse seien'. Aber schon nach wenigen Tagen schreibt er ihr eine lange Auseinandersetzung über keltische Etymologien und über die Istävonen, nach der der kindliche Schluß überrascht: 'Deinen Brief habe ich noch nicht gelesen. Luise läßt Dich grüßen, Gott erhalte Dich gesund und ich bin Dein Dich lieben-

der Sohn Hugo Schuchardt.' 1853, aufgefordert, sich ein Buch zu wünschen, bittet er um ein geschichtliches, 'aber es soll genau sein, nicht allgemein'. In Gotha langweilt er sich. 'Meine Augen sehnen sich nach etwas anderem.' Noch den Siebziger erfüllen 'die Sehnsüchte nach unbestimmten Fernen' (N. 1912). Auf der Reise zur Großmutter Bridel in Dresden sprach 'ein alter interessanter Mann' über die Wenden bei Dresden, und er ruht nun nicht, bis er dem wendischen Gottesdienst beigewohnt hat. Die unbekannte Sprache macht den größten Eindruck auf ihn[7]. Dagegen langweilt ihn die Vogelsammlung. 'Wären sie in der Natur ... so würden sie mich freuen.' Kennzeichnend für sein ganzes Wesen ist das Interesse an der Gegenwart. 1874 erkundigt er sich über den Verbleib von silbernen Bechern. 'Nichts soll unnütz herumstehen, aufgehoben werden ohne Nutzen und Freude daran. Alles muß leben und sterben.' Dem Tischrücken im Hause der Großmutter muß er fernbleiben, da er als Ungläubiger die Handlung stört. 1854 in Bayreuth, möchte er den beträchtlichen Umweg nach Miltenberg a. Main machen, weil 'dort vier große Riesensäulen mit wunderlichen Inschriften sind, die kein Gelehrter entziffern kann'. Sein Stil ist trocken, pedantisch, kein Gefühl, keine Begeisterung. Doch bittet er den Vater, da seine Heimkehr sich wegen Halsschmerzen verzögert, in den Altertumsforscherverein zu gehen, die Reden anzuhören oder, wenn gedruckt, ihm zu verschaffen, 'da ich nicht gern etwas versäumt hätte, für was ich mich so interessiere'. Seine Schulaufsätze erhalten nur die Note 'Ziemlich'. Einmal gibt er statt der lateinischen Schularbeit ein leeres Blatt ab. Für sich studiert er mit unersättlicher Begier. Er kann nicht schlafen 'vor Lust, ein verlassenes Buch, eine verlassene Arbeit so bald als möglich wieder aufzunehmen'. Schon als Student in Jena 1861 denkt er mit Wehmut an diese Zeit geistiger Kraft, 'wo Phantasie und Pläne des Schlafes gleichmachende Bleihand länger zurückhielten'. Dabei wurde er seit 1857 häufig in Gesellschaft, zum Whist, zum Kasinoball mitgenommen, kommt um 4 Uhr früh matt nach Hause, spielt französisches Theater. Immer wird mit Befriedigung festgestellt, daß er 'sehr vergnügt' war, 'sich sehr amüsiert hat' usw. Der weltmännische Justizrat arbeitete ganz unverhohlen darauf hin, daß der Sohn gesellschaftlich glänze. Bei Festlichkeiten, besonders wenn der Hof anwesend war, mußte er Toaste in Versen und andere Ansprachen — oft im Kostüm — hersagen. Der von Natur schüchterne und verträumte Knabe fügte sich widerwillig. Damals wie späterhin bereitete es ihm die äußerste Schwierigkeit, zu einem vorbestimmten Zeitpunkt mit seiner Person hervor-

[7] Bekenntnisse S. 188.

zutreten. Auch ereignete es sich nicht selten, daß er stecken blieb und 'verstockter dummer Junge' gescholten wurde. 'Mein Vater suchte mich zum Streber auszubilden, es wurde aber nur ein Widerstreber daraus' (J. 1919). Eines fehlte in diesem anregenden Elternhause: es gab kein Klavier. Schuchardt nannte es im Alter den großen Fehlbetrag seines Lebens, daß er nicht musikalisch ausgebildet war (N. 1920). An Empfänglichkeit fehlte es ihm nicht, und er hörte Musik, so oft er konnte. Für seine sprachwissenschaftlichen Studien ist dieser Mangel ins Gewicht gefallen.

In den Oberklassen war er ein glänzender Schüler, 'primus omnium', mit dem der Lehrer privat Aristophanes las. Aus der Weltkarte, die Voß' Odyssee-Übersetzung beigegeben ist, schöpfte er die Anregung, Arabisch, Keltisch, Baskisch und Hieroglyphen zu studieren (J. 1917). Für Mathematik hatte er viel übrig, für 'Naturgeschichte' nicht. 1859 trägt er bei einer Schulfeier ein selbstverfaßtes lateinisches Gedicht vor. Der Justizrat gibt 'einen Satz' in der 'Stadt Coburg'. Im Herbst desselben Jahres bestand er — siebzehnjährig — das Abiturientenexamen. Schon im letzten Schuljahr war ihm der Zwang des Schulunterrichtes schier unerträglich. 'Die Rezeption fremder Produkte will mir nicht so leicht gelingen wie vielleicht eigenes Produzieren'. Er glaubt im Untergrund der Seele an dichterische Begabung, und ein paar hübsche Gedichte sind dem Knaben gelungen. In späteren Jahren schrieb er Gelegenheitsverse voll Witz und Anmut, aber auch einige schwungvolle, kräftige Gedichte, wie das an Theodor Gartner (1913) oder das 'An die Portugiesen' überschriebene (1915). Seine dichterische Begabung floß in seine wissenschaftlichen Darstellungen, denen sie mitunter einen hohen künstlerischen Wert beimischte, so der Festschrift 'An Adolf Mussafia' (1905). Sein Feingefühl für die Form hat mannigfachen Ausdruck gefunden. 'Dem *dürft'* das *e* hinten abzuschneiden, kommt mir eben so grausam vor, als seinem Mitmenschen ein Ohr abzuschneiden' (1872). Er legte Gewicht auf leichtflüssige Darstellung und Lesbarkeit und schrieb auch in Tagesblättern oder 'halb'wissenschaftlichen Zeitschriften Aufsätze, in denen der wissenschaftliche Gehalt aller Schwere entkleidet ist. Sie wirken wie blumige Auen, in deren Hintergrund das Hochgebirge dräut. (Gesammelt in: Romanisches und Keltisches, 1886.) Die Leute wissen gar nicht, was eigentlich in einem solchen Feuilleton steckt, wie viel man wissen muß, was man gar nicht hineinbringen kann (1880). Obzwar Schuchardts sprachwissenschaftliche Begabung schon in den Knabenjahren unzweifelhaft war und er 1859 erklärt, sein Stern solle Wilhelm von Humboldt sein, 'der mit freiem Geiste das Wesentliche des Sprachbaues durchschaute',

bestimmte ihn der Justizrat dennoch zum Rechtsstudium, und er begann im Winter 1859/60 in Jena juridische Vorlesungen zu hören. Am Ende des Semesters erklärte er jedoch dem Vater mit aller Entschiedenheit seinen Widerwillen dagegen (1893: 'ich erkenne die Jurisprudenz als Wissenschaft nicht an') und ging zur Philologie über. Er hörte schon seit dem ersten Semester Philosophie bei Kuno Fischer, Germanistik bei Schleicher, Aristophanes bei Göttling. Nun kam noch Logik und Paläographie dazu. Er zweifelt aber, ob er auf dem rechten Wege sei. Er möchte etwas ganz Neues erstreben, er ist vollgepumpt von Anregungen, möchte schleunigst fort, 'sein Eichen auszubrüten'. Er strebt nach Harmonie und Allgemeinheit und hat einen Schauder vor Philologen, die ihr ganzes Leben der griechischen Verslehre widmen. Nachdem er an seinem Geburtstag eine kindliche Freude empfunden, nun achtzehn Jahre alt zu sein, stört ihn im ruhigen Arbeiten am meisten die Frage, 'wie er wohl am besten die Studienzeit in jeder Beziehung genießen könnte', und das Wünschenswerteste erscheint ihm der Eintritt in eine studentische Verbindung. Damit trat er übrigens auch in die Fußtapfen seines Vaters, dessen flottes Studentenleben in Jena noch in Erinnerung stand, als er seinen Einzug dort hielt, und dem er äußerlich so glich, daß er an der Ähnlichkeit erkannt wurde. Wohl gerade in Erinnerung an die eigene Jugend gab aber der Justizrat seinem Drängen erst nach langem Zögern nach. Nun springt er in das Korps Thuringia ein und verlebt äußerst vergnügte Zeiten. 'Stört mein Glück nicht, indem Ihr Euch Besorgnisse macht,' schreibt er den Eltern, 'sondern glaubt immer das Beste.' 'Mich reizt nicht das Materielle des Genusses, sondern nur das Ideale und Poetische des Vergnügens.' Er findet, daß 'Freundschaft und geselliger Genuß durch das Korpswesen vollkommen erreicht' wird. Die drei in Jena verlebten Semester sind 'ein lachendes Märchen'. Für seine Ausbildung kam tatsächlich nur Schleicher in Betracht, dessen geographische Verteilung der Sprachen ihm tiefen Eindruck machte, wenn er auch seine eigene Theorie der ineinanderfließenden Mundarten nicht unmittelbar aus Schleichers mehr botanischer Betrachtungsweise schöpfte, sondern 'durch Betrachtung der mundartlichen Verhältnisse' darauf gebracht wurde. Kuno Fischers schauspielerisch vollendeten Vortrag schätzte er anfangs sehr hoch ein, fühlte sich aber weniger angezogen, als er ihn längere Zeit hörte. Sowohl im Hinblick auf die allzu feuchtfröhliche Unterhaltung als auf die wissenschaftlichen Fortschritte empfahl sich der Universitätswechsel, und so bezog er 1861 zum Sommer-Semester Bonn, zunächst mit der strengen Weisung, sich von jeder studentischen Verbindung fernzuhalten. Eine Übertretung, die er sich zuschulden kommen ließ, bat er den Eltern in

demütigster Form ab. Indessen durfte er später doch 'Hanseate' werden und verlebte auch hier eine reichlich heitere Zeit. Er studierte nun klassische Philologie bei Ritschl, den er als Lehrer wegen seines Plaudertones und der außerordentlich anregenden Art des Unterrichts am höchsten einschätzte. 'O. Jahn, ein so hervorragender Philologe, war in seinen Vorlesungen sterbenslangweilig. Er diktierte fast' (Sp. 1919). Schon in frühesten Zeiten legte Schuchardt mehr Gewicht auf gutes Zuhören als auf fleißiges Nachschreiben. Dieses sei nur für den Prüfungsaugenblick von Wert. Als Jüngster im Seminar erregte er einiges Aufsehen, gewann auch einen kleinen Preis und arbeitete über Plautus; nebenbei hörte er 'die so tröstliche' Kunstgeschichte bei Springer. Infolge einiger schwerer Paukereien und zerbrochener Fensterscheiben bekam er 14 Tage Karzer, die er zeitlebens zu den besten seines Universitätslebens zählte. Die völlige Ruhe und Kühle des Aufenthaltes — es war im August — gewährte ihm eine sonst nicht genossene Arbeitsmöglichkeit. Im Herbst 1862 nahm ihn der Justizrat nach Gotha zurück. Den maßgebendsten Eindruck der Bonner Studienzeit bildete eine Fußreise nach Trier, wo das Entziffern der römischen — vor allem der altchristlichen — Inschriften ihn zur Bearbeitung des Vulgärlateins als Thema der Dissertation begeisterte. Der öfters geäußerte Gedanke, es wäre ihm in der klassischen Philologie 'zu eng' gewesen und er hätte ihr darum den Rücken gekehrt, ist nicht stichhaltig. Nichts hätte ihn gehindert, in die klassische Philologie neues Leben zu bringen. Er besaß lebhafte literarische Interessen und auch auf diesem Gebiet die Witterung für das Neue. 1870 schrieb er: 'Die ästhetisierende Richtung ist ganz aus der Wissenschaft verschwunden, oder sie wird sicher, wo sie noch vorhanden ist, verschwinden. Man ist ungeheuer radikal geworden, was jetzt anzieht und interessiert, ist nur der wirkliche Zusammenhang der Dinge, sind die Gesetze, die Naturgesetze, die allen Erscheinungen, ohne Ausnahmen, zugrunde liegen. Am wenigsten aber sind diese Gesetze noch aufgedeckt in der Geschichte der Menschen, von welcher die Literaturgeschichte einen Teil bildet. Wie man früher die Geschichte der Menschheit in einer Reihe von Schlachten, Verträgen, Herrscherregierungen darzustellen glaubte, während diese Dinge Kleinigkeiten, Unwesentlichkeiten sind im Vergleich zu der Entwicklung des menschlichen Geistes, zu der Gestaltung von Nationalcharakteren unter Einfluß bestimmter natürlicher Bedingungen, zu dem Entstehen und Wachsen wissenschaftlicher Anschauung oder industrieller Betriebsamkeit — in ähnlicher, freilich nicht in gleicher Weise glaubte man früher die Literaturgeschichte abgetan zu haben, wenn man die Biographien der Schriftsteller und die Charakte-

ristiken der Literaturerzeugnisse durch geistreiche Aperçus verbunden, in schöner, blumiger Rede vorgetragen hatte. Wir stehen jetzt erst am Anfang der Untersuchungen über die Gesetze, in welchen das geistige Leben der Völker ruht, und demjenigen, welcher Literaturgeschichte vorzutragen hat, erwächst die schwierige Aufgabe, alle die Zusammenhanglosigkeiten und Ungewißheiten geschickt zu übertünchen oder offenherzig Gedankenstriche und Fragezeichen zu setzen.' Aber er war weder auf dem Gebiet der Literaturgeschichte noch der Ästhetik noch der Textkritik schöpferisch veranlagt. So blieb die in Rom vorbereitete Ausgabe der 'Vita di Cola di Rienzi' in römischer Mundart liegen. Sehr kennzeichnend ist die Äußerung des Privatdozenten, daß er über Ariost, Petrarca und Tasso keine Kollegien halten könne, weil sie, zu eintönig und langweilig, nach fünf Stunden erledigt seien. Dagegen wäre Boccaccio sprachlich und sachlich der wichtigste Schriftsteller.

Er war ein Beobachter der Volksseele, wie sie sich im Reden, in der Redensart, in dem Verhältnis von Ding und Bezeichnung äußert. Die Volksseele sprach aus den alten Inschriften deutlicher zu ihm als aus der Kunstdichtung. Es war Schuchardt nicht gegeben, neben hundert anderen das gleiche Feld zu pflügen. Ihn reizte das Abgelegene. Das Vulgärlatein war zugleich ein neues Problem für die Beobachtung und voll saftigen Lebens für den, der mit so viel Phantasie zu lesen verstand. So kam er gewiß ohne die bestimmte Absicht des 'Umsattelns' in ein anderes Fach, das ihn zugleich der Gegenwart näher brachte, für deren Beobachtung er mehr Sinn und Befähigung hatte als für die der grauen Vergangenheit und der besternten Wortformen. Nach zweijähriger hingebungsvoller Arbeit legte er sein Buch 'Der Vokalismus des Vulgärlateins' (lateinisch abgefaßt, nur der Anfang gedruckt[8]) der Universität Bonn vor. Die Beurteilung sprach von 'stupender Gelehrsamkeit, nicht nur anerkennenswertem, sondern sogar staunenswertem Fleiß in der Behandlung eines so jugendliche Kräfte übersteigenden Themas'. Dem Stoffe der Dissertation entsprechend wurde Diez zum Mitprüfer bestellt. Schuchardt lernte ihn kennen, als er zur Ablegung der Prüfungen nach Bonn berufen wurde (Mai 1864). Ritschl war teils enttäuscht über den Weg, den dieser hoffnungsvolle Schüler einschlug, teils fühlte er sich schon jetzt von ihm in mancher Hinsicht überflügelt. Er war gereizt und das Verhältnis blieb gespannt. Schuchardt war — merkwürdigerweise — überrascht, daß die Prüfung aus klassischer Philologie in lateinischer Sprache vor sich ging. Das hinderte ihn, so gut zu antworten, als er gekonnt

[8] *De sermonis Romani plebei vocalibus.* Bonn 1864. 23 S.

hätte. Bei Diez glänzte er[9]. Das Werk, das nun in deutsche Sprache umgegossen und erst 1867 wirklich vollendet wurde, gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert. Es eröffnete ihr ein neues Gebiet und eine neue Methode, nach der Schuchardt mit Klarheit und Strenge den unübersehbar reichen Stoff ordnete. Er gab damit der Romanistik festen Boden unter die Füße und schuf ohne Vorbild die Grundlage für alle späteren derartigen Arbeiten. Ein halbes Jahrhundert später (J. 1917) bezeichnete er als den Wert dieses Werkes, 'den unförmlichen Block des Vulgärlatein ins Rollen gebracht zu haben'. Die Wissenschaft ist, zum Teil von Schuchardt selbst beeinflußt, seitdem neue Wege gegangen. Aber der 'Vokalismus', und besonders die Einleitung, ist die nicht wegzudenkende Voraussetzung aller weiteren Stufen.

Als das Buch erschien, stand der Fünfundzwanzigjährige mit einem Schlage in der Reihe der ersten Gelehrten. Der Justizrat hatte gedacht, er werde gleich nach dem Doktorexamen die Oberlehrerprüfung machen. Schuchardt versichert, daß es ihm an den wichtigsten Kenntnissen dazu fehle (Griechisch, Lateinisch, Geschichte), es habe ja noch ein Semester Zeit. Er sehnte sich, nachdem er innerhalb fünf Jahren nur kurze Erholungsfahrten nach Sylt, Borkum und in die Umgegend gemacht hatte, das 'einförmige, düstere Gotha' zu verlassen. 'Wenn ich zu Hause oft so wenig liebenswürdig war, so lag dies an einem Zwiespalt meiner selbst,' schreibt er kurz darauf, 'einerseits du hast es gut, andererseits mir fehlte etwas Bedeutendes, das wirkliche Leben, eine lächerliche Sehnsucht nach Fremdartigem, Neuem, Wechselvollem, nach Poesie des Lebens.' Er begab sich im Frühjahr 1867 auf ein halbes Jahr nach Genf, um Französisch zu lernen und Land und Leute anzusehen, und von da nach Italien. Er würdigte zwar den Wunsch des Justizrates, ihn baldmöglichst auf eigenen Füßen zu sehen, beschwor aber die Eltern, ihn nicht 'durch seine Jugend zu hetzen' und ihm den ersehnten Aufenthalt in Italien nicht zu beschneiden. Seine Bemühung, sich durch irgendeine Stellung in Rom selbständig zu machen, blieb erfolglos. Er hat immer Pech. 'Das Leben bereitet mir Kampf, das Gute kommt nur von euch' (1868).

Dennoch durfte er bis April 1869 in dem heißgeliebten Lande bleiben. 'Was Italien anbelangt, geht der Kopf etwas mit dem

[9] Die Prüfung, die er unter Zahnschmerzen ablegte, dauerte 4 Stunden: I. Das Magisterexamen, je eine halbe Stunde Naturwissenschaft, Geschichte, Philosophie, Mathematik ('alles befriedigend'). II. Das Doktorexamen, je eine Stunde klassische Philologie (bei Jahn, der zufällig an der Reihe war) und romanische Sprachen (bei Diez). 'Der Pedell versicherte mir: "ein ausgezeichnetes Examen".'

Herzen durch' (so! 1875). Das deutsche Gemüt ist Ursache, daß uns Italien so gut gefällt. Einem Italiener mit deutschem Gemüt müßte Deutschland noch besser gefallen (1868). In Rom besonders war er so festgewachsen, daß er die Trennung gar nicht ins Auge zu fassen vermochte. 'Wenn nur die Sonne nicht scheint, wenn ich wegfahre. Es bräche mir das Herz.' Er studierte in Rom vor allem die Inschriften, nahm an den epigraphischen Übungen bei Henzen und den '*Giri*' unter Führung Helbigs teil, widmete sich aber im ganzen weniger den Ruinen und der bildenden Kunst als der lebenden Sprache, der Beobachtung des Volkscharakters, der römischen Mundart und Volksdichtung, worüber später die in ihrer Art wieder neuartigen, aufsehenerregenden Arbeiten entstanden. Schon in Sylt wie in Genf und in Rom hat Schuchardt auch später überall, wo ihn seine mannigfachen Reisen hinführten, sein Hauptaugenmerk auf die Menschen gerichtet. Er bewaffnete sich mit Empfehlungsschreiben, suchte überall neue Anknüpfungspunkte und besaß bald Beziehungen zu allen irgend bedeutenden Männern sowohl in seinem Fach als auch auf anderen Gebieten. Er setzte sich zu den Kutschern in ihre Kneipen, nahm an allen Volksbelustigungen teil, ging täglich in die Predigt oder ins Theater, besuchte bürgerliche und aristokratische Salons und war bemüht, sich der Art der Leute anzupassen, unter denen er lebte. In Südspanien lernt er Seguidilla tanzen und Kastagnetten schlagen und verkehrt mit den Zigeunern. 'Ich bin Sevillaner geworden,' schreibt er 1879, 'und das Gefühl, heimisch und vertraut an einem Ort zu sein, überwiegt bei mir den Reiz der Neuheit.' Der Zweck der Reise sind nicht die 'Baedekersehenswürdigkeiten', Bilder und Bibliotheken. Ein großer Genießer und guter Beurteiler von Gemälden (auch von denen der neuen Richtung), hält er es doch nicht aus, mehr als ein Dutzend auf einmal zu sehen. Hingegen wird er nicht müde, Bilder des Straßenlebens, der Volkssitten aufzunehmen. Meistens fand er freundliches Entgegenkommen, 'weil er nicht die Arroganz und Steifheit so mancher deutscher Gelehrten besitze' (1878). Schon in Genf wurde ihm versichert, er hätte alle Vorzüge der Deutschen ohne ihre Fehler. Sein Hauptgrundsatz auf Reisen war Gemächlichkeit. Er beschwört die Eltern bei dem Plan zu einer gemeinsamen Sommerreise, nur kein Hetzen, kein Herumfahren nach rechts und links. Nur so werde ein vernünftiger Reisegenuß, nicht bloß ein eingebildeter, erzielt. 'Es gibt kein verrückteres Wort als *time is money*. Man muß mit der Zeit umgehen, als ob man unendlich viel davon hätte' (1880). Seine Abneigung gegen allen Zwang äußerte sich auch darin, daß er gern ohne jeden Plan, vor allem ohne Zeitbindung reiste. Er kam auf ein paar Tage und blieb Wochen. Dies um so mehr,

als sein Befinden ihm mitunter lange Zeit jede Genußfähigkeit raubte. Er ist z. B. 1883 acht Tage in Rom ohne jeden Eindruck. Andererseits hatte er auf seinen Fahrten meist bestimmte Ziele im Auge, die er doch erreichen wollte. So brachte er von den Reisen nach Wales (1875), ins Baskische Gebiet (1887), nach Assuan (1903) nicht geringe wissenschaftliche Ausbeute heim, ganz abgesehen von den wiederholten Ausflügen ins Engadin und ins Friaulische Land u. a., wo er seinen Fischereistudien nachging, um die Geschichte des Wortes *trouver* zu stützen (Romanische Etymologien II).

Seine Liebe zur Natur war außerordentlich. Er hatte sie von beiden Eltern geerbt, und sie war seit frühester Kindheit geweckt worden. Ob er das Albanergebirge oder die Alhambra ('das Paradies') vor sich sah, das Meer oder das 'unermeßliche' Grün vor seinen Fenstern in Graz, er lebte im Naturgenuß. 'Das Schönste ist doch, wenn die erste Primel kommt' (Sp.). 'Auch ein so alter Mensch, wie ich bin, denkt, im Frühjahr müsse mit ihm äußerlich etwas Besonderes geschehen, er müsse gleichsam ausschlagen' (1892). In Madrid hat er eine Sehnsucht aus der Stadt nach der 'Vegetation'. In Halle leidet er ganz besonders an der 'gräulichen' Umgebung, während in Graz schon die Magnolien des Stadtparks sein tägliches Interesse in Anspruch nehmen. Von einem schönen Punkt kann er sich oft gar nicht trennen. Wiederholt klagt er, daß das schöne Wetter ihn beim Studieren störe. Es dulde ihn einfach nicht in der Stube. Und der Fünfundachtzigjährige schreibt entzückt von der prächtig ins Schlafzimmer hereinflutenden Sonne. Nie war er ein Langschläfer. Er begann um 6, oft auch schon um 3 Uhr morgens zu arbeiten. Bewegung im Freien war ihm ein Bedürfnis, und zwar in jeder Form. Er war ein guter, eleganter Reiter und Schlittschuhläufer, schwacher Fußgeher, schlechter Schwimmer. 1897 begann er noch Rad zu fahren und liebte diesen Sport sehr.

Nach der Heimkehr aus Italien 1869 ging Schuchardt daran, sich zu habilitieren. Als Habilitationsschrift reichte er ein 'Über einige Fälle bedingten Lautwandels im Churwälschen', nunmehr ganz auf dem Gebiet der Romanistik und der 'naturwissenschaftlichen' Sprachbetrachtung:

'Im ganzen bin ich stolzer darauf, romanischer, als klassischer Philologe zu sein. Die Hauptsache in der Wissenschaft ist Methode, und die Methode ist am meisten ausgebildet in den Naturwissenschaften, so daß ich das Studium dieser unbedingt über das der klassischen Philologie stelle. Die klassische Philologie überhaupt ist ein Rostfleck in unserem ganzen wissenschaftlichen System: sie stellt keine organische Einheit dar, sondern ist ein Konglomerat von allen nicht prinzipiell, sondern nur zufällig

zusammenhängenden Gegenständen. Prof. Leskien und ich verwahrten uns daher auch neulich gegen die Betitlung "Philologen" bei Tisch. Uns ist die Sprache die Hauptsache, die Literatur Nebensache; und als Sprachwissenschaftler gehören wir zu den Naturwissenschaftlern.' (1870.)

Später, als die 'naturwissenschaftliche' Richtung in der Sprachwissenschaft allzu starre Formen annahm, wandte er sich bekanntlich dagegen. ('Über die Lautgesetze', 1885.) Lautgesetze sind Formeln zur Erfassung der Vorgänge. Den Lautgesetzen der 'Junggrammatiker' stellt Schuchardt, wie Wundt, die soziale Auffassung der Sprache gegenüber. Schon 1870 bedauert er den allgemeinen Irrtum, 'von Gesetzen zu sprechen und höchstens Ausnahmen gelten zu lassen, statt uns immer das Verhältnis von Ursache und Folge zu vergegenwärtigen'.

In der Probevorlesung 'Über die Klassifikation der romanischen Mundarten' ging er mit Scharfsinn an eine noch ungeklärte Frage und beseitigte mit wissenschaftlichem Mut die bisherigen Ansichten von den festumgrenzten Sprachgebieten, um Platz für die neue Anschauung von dem Verschwimmen der Grenzlinien zu gewinnen. Damit hat er bereits, vom Romanischen ausgehend, das letzte und größte Problem der allgemeinen Sprachwissenschaft ins Auge gefaßt: Sprachverwandtschaft und Sprachursprung.

Der 'Oberlehrerplan' war mittlerweile in die Versenkung gefallen. Schuchardt als Schullehrer ist eine groteske Vorstellung. Es fehlte ihm alles zu dieser Laufbahn. Er war nicht nur unbegabt für den Unterricht, er war seiner ganzen Natur nach das Gegenteil eines Lehrers. Alles Systematische war ihm verhaßt. 'Im Systemisieren selbst liegt eine Fehlerquelle'[10]. 'Was ist Methode? Sein bestes Können kann Einer nicht übertragen, nur Äußerliches, Förderliches. Wenn die Methode von jedem erworben werden kann, so ergibt sich schon daraus ihre Minderwertigkeit' (Sp. 1916). 'Vor allem hat das selbst Gefundene mehr Wert als das Vollkommenere, das fremdem Gehirn entsprungen' (J. 1918). '*Parva sed mea*' wird sein Lieblingsspruch. Als seine Lehrer erkennt er ausschließlich die an, die ihn angeregt haben, daher will er den Vokalismus Schleicher, Ritschl und Diez widmen. Aber Schleicher lehnte bescheiden aus formellen Gründen ab. Er erkannte sich nicht in dem ehemaligen Hörer. Und Schuchardt fügt hinzu: Hätte Schleicher auf mich bestimmend gewirkt, so wäre ich wohl Germanist geworden (J. 1917). Ritschl nahm gespreizt und ungern an. 'Er erkannte in meinem Geisteskind nicht seinen Geistesenkel' (J. 1917). Der bescheidene, liebenswürdige

[10] Slavo-Deutsches und Slavoitalienisches, S. 347.

Diez dankte für die 'unverdiente' Ehre. Als seine Lehrer bezeichnet er in diesem Sinne Corssen und Ernesto Rossi. Der Begriff 'Schule' war ihm zuwider, besonders durch die Ritschlianer. Als er dem Drängen des Justizrates nicht länger widerstehen kann — es 'ist so schwer, mit Anstand die Rolle eines Lernenden mit der eines Lehrenden zu vertauschen' — und sich 1870 in Leipzig (unter Ebert, Ritschl, Zarncke) habilitiert, bekommt er vor jeder Vorlesung Aufregungszustände. Bei der Antrittsvorlesung in Halle (1872) hat er tagelang vorher Fieber, Herzklopfen, Schlingbeschwerden, Todesangst, Wallungen. Nachher Halsschmerzen, und er ist, weil er die Aufmerksamkeit krampfhaft auf den Gegenstand richten muß, um nicht den Faden zu verlieren, zwei Tage vollkommen erschöpft. Diese Zustände wiederholten sich fast mit gleicher Stärke vor und nach jeder Vorlesung und milderten sich in späteren Semestern nur dadurch, daß er von vornherein die Augen nicht von dem vollkommen ausgearbeiteten Konzept erhob und sich so der Gefahr des Steckenbleibens entzog, das ihn unausweichlich zum Abbrechen der Vorlesung genötigt hätte. Improvisiert spricht er fließend frei. Bei der angesetzten Vorlesung kann er sich nicht auf sein Gedächtnis verlassen, muß alles immer wieder nachschlagen, auf dem Papier haben. War er unwohl, so mußte vor allem die Vorlesung abgesagt werden. Wiederholt nimmt er ein bis zwei Semester Krankenurlaub, 1900 geht er in Pension und atmet auf, daß er 'nicht braucht in die Schule zu gehen, um zu lehren, oder genauer gesagt, sich nicht beständig wegen Schulversäumnis zu entschuldigen' (B. 1900). Er litt, solange er aktiv war. Seit 1882 ließ er die 'Vorlesungen' überhaupt beiseite und hielt nur 'Übungen'. Diese Form des Unterrichts schien ihm auch grundsätzlich die einzig richtige. Er beschränkte sich nunmehr auf Gegenstände, über die er unvorbereitet sprechen konnte. Die Hauptsache war, daß ihm die wissenschaftliche Forschung unendlich höher stand als das Lehren. Der große Widerwille Schuchardts gegen unseren ganzen Hochschulbetrieb, gegen die 'Vorleserei', die 'Vortragswut', ist nicht nur im Sachlichen allein begründet. Er hängt mit seiner persönlichen Veranlagung zusammen. Es ist nur zu begreiflich, daß seine Hörerzahl immer sehr klein war. Sie fiel stetig, in Graz kam es zu einem italienischen Kolleg, das er 'Einem vorlas'. Er läßt die Hörer in seine Wohnung kommen, da ihn auf dem Weg ins Kolleg oft Schwindel befällt. Mit fünf oder sechs ist er sehr zufrieden. Erscheinen mehr, ist es eine Verlegenheit wegen der Stühle. Sogar im Hörsaal fürchtet er, bei mehr als acht Hörern wäre die Luft dumpf. Es kamen zumeist fortgeschrittene Studenten zu ihm, denen er niemals schulmäßiges Wissen übermittelte, aber die größte An-

regung bot. Der Zauber seiner Persönlichkeit durchleuchtete ihr Leben. Der nicht Schule machen wollte, hat jedoch seine Arbeitsmethode und seine Ziele einer so großen Reihe von wissenschaftlichen Arbeitern aufgeprägt, daß man sehr wohl von einer Schuchardtströmung in der Sprachwissenschaft reden kann. Für einzelne seiner Schüler setzte er sich mit Energie ein. So kämpfte er um Farinellis Zulassung zur italienischen Professur in Innsbruck und förderte den originellen, hochbegabten ungarischen Volkskundler Katona. Für wissenschaftliche Auskünfte war er immer zu haben. Er war ein milder Prüfer und rühmte sich, mit den dummen Strebsamen Mitleid zu haben (Sp. 1923). Alle Fragen der Universität und der Mittelschule beschäftigten ihn. Er war 'für die Beseitigung und Zurückdrängung des Griechischen' (1886), für Einschränkung im Gebrauch des Atlas Linguistique bei Lehramtskandidaten. 'Forschung und Lehre lassen sich nicht gut vor denselben Karren spannen.' Also lieber mehr Literatur, weniger Sprachforschung (Sp. 1922).

Kaum hatte Schuchardt die Schrecknisse der ersten Vorlesungen überwunden, als der Deutsch-Französische Krieg ausbrach. Schuchardts mächtiges Temperament äußerte sich ganz besonders lebhaft in politischen Dingen. In Sylt und Borkum beschäftigt er sich schon mit der Dänenfrage, nimmt innersten Anteil an den Kriegen von 1864 und 1866, wo besonders die Unnatur des Bruderkrieges auf ihn wirkt, und an dem Werden des Deutschen Reiches. Als Sohn eines so kleinen Staates, sagt er selbst, 'war ihm der Blick auf das Ganze des Vaterlandes nicht verrammelt. Man kann singen "Ich bin ein Preuße", aber nicht "Ich bin ein Sachsen-Koburg-Gothaer"[11].' Er fühlt preußisch und ist in Rom gehoben über die Wertschätzung des Preußischen in Italien. 'Es ist die Mission Preußens, dem deutschen Namen im Ausland zu Achtung und zu Glanz zu verhelfen' (1868). Schon in Genf, als er die Bekanntschaft von Gaston Paris macht, beeinflußt dieser bezaubernde Edelmensch — in langer Zeit hat ihm niemand einen so angenehmen Eindruck gemacht — sein Urteil über die Franzosen im allgemeinen doch nicht. 'Man kann gut sagen, das französische Volk will den Krieg nicht, es sind nur die Journalisten, die so schreien...' 1870 ist es ihm klar, daß der Krieg den Franzosen aufgenötigt sei, um wie viel mehr den Deutschen. 'Wer die Zeit vor 1870 nicht als Erwachsener miterlebt hat, kann eigentlich gar nicht mitreden,' schrieb er 1921. (Sp.) Er möchte sich sofort zum Heeresdienst melden. Alles andere tritt zurück. 'Ich glaube, wenn man auch von größeren Sorgen nicht so präokkupiert wäre, daß einem grammatische Ex-

[11] Bekenntnisse S. 181.

positionen jetzt fast kindisch vorkämen. — Der einzelne Mensch und ganze Nationen haben in gewissen Augenblicken das Recht, ja die Pflicht, leidenschaftlich zu sein; wann soll je der Patriotismus sich kund geben, wenn nicht in einem solchen Augenblick, wo uns so frech der Fehdehandschuh hingeworfen worden ist!' (16. Juli 1870.)

Schuchardt sah bald ein, daß er nur Sanitätsdienst leisten könnte, und mußte wegen seiner unzuverlässigen Gesundheit sogar auch davon Abstand nehmen. Mit Leidenschaft verfolgt er die Ereignisse. Dabei war jeder Hurrapatriotismus seinem tief ehrlichen Empfinden wie seinem tiefblickenden Verstand von jeher verhaßt. Schon in Jena beobachtet er, daß 'diejenigen Studenten, die viel politisieren und bei nationalen Gelegenheiten sich als Redner zeigen, gewöhnlich die ärgsten Renommisten und Schwätzer sind, die ärgsten Schlappschwänze, die in der Achtung jedes ordentlichen Kerls sehr gering stehen'. Die Entwicklung des Reiches erfüllte ihn seit 1866 mit ebensoviel stolzer Genugtuung als bald nach 1870 mit ernster Besorgnis. Er geriet mehr und mehr in einen Gegensatz zum spezifisch Preußischen, der tief in seiner Natur begründet war und sich noch kräftiger entwickelte, als er nach zwei Semestern Lehrtätigkeit in Leipzig, wo er sich im ganzen recht wohl gefühlt hatte, und zwei Semestern Krankheitsurlaub, die Professur in Halle erhielt (1872). Auch Straßburg kam in Betracht, und Schuchardt bat Mommsen um seine Fürsprache. Bezeichnend für das geringe Verständnis, das damals dem Vulgärlatein entgegengebracht wurde, antwortete das 'Rauhbein', es käme doch vor allem darauf an, was er im Fach des eigentlich Romanischen geleistet habe, wovon wiederum er (Mommsen) nichts verstehe (J. 1917). Halle sagte ihm rein physisch nicht zu. Er fühlte sich äußerst unbehaglich und begrüßte daher den Ruf nach Graz (Juni 1875), der von Johannes Schmidt ausging, mit großer Freude. Aber die Eltern wünschten ihn nicht nur in ihrer Nähe, sondern auch 'im Vaterlande', und die Autorität des Vaters, der gegen Schuchardts Willen alle seine Beziehungen in Berlin aufbot, vermochten den Sohn, einen Schritt zu tun, den sein naives Ehrlichkeitsgefühl sofort lebhaft bereute: er machte im Berliner Ministerium den Ruf nach Graz geltend, um ein höheres Gehalt in Halle zu erlangen. Es wurde bewilligt. Beschämt über den Vorgang und betrübt über das Ergebnis, ersucht er den Justizrat, die Absage nach Graz zu übermitteln. Er könne sie nicht schreiben. Die längst beschlossene Reise nach Wales, die er nun antritt, wird ihm durch den Gedanken an die Ablehnung getrübt. Während er in Wales unerhört gefeiert und auf der Eisteddfod als Barde dritten Grades aufgenommen wird, wofür er in kymrischer Sprache eine be-

jubelte Dankrede hält, bohrt ihn die Reue über die Absage, er bittet, nicht über Graz mit ihm zu sprechen. 'Es ist eine viel tiefere Wunde, als ihr denkt.' Mit dem ihm eigenen Überschwang der Empfindung sieht er sich nach der Rückkehr in Halle — und in Preußen überhaupt — in einem trüben Gefängnis: 'Leicht atmet man nicht, glücklich lebt man nicht. Der Mensch ist zu sehr Maschine. Es kommt mir vor, als ob ich mein Lebensglück verscherzt hätte.' Alles drängte ihn nach Graz: das Temperament, das dem preußischen so widerstrebt, Studium, Gesundheit, alles, was er zum Leben braucht. In der für ihn immer besonders trostlosen Stimmung um Neujahr faßt er heimlich einen raschen Entschluß. Er knüpft die Verbindung mit Graz wieder an. Es ist noch nicht zu spät. Diesmal mußten die Eltern sich fügen. Das Entlassungsgesuch begründet er mit Gesundheitsrücksichten.

Er kam im Herbst 1876 nach Graz, und die Begeisterung, die sein neuer Aufenthaltsort in ihm weckte, ist in den 50 Jahren, die er nun dort zubrachte, nicht versiegt: Graz vereinigt die Alpen und Thüringen mit Italien. Das Theater erinnert an das römische. Das Publikum gefällt ihm und die Frauen. 'Selbst die nicht Hübschen sehen, wie in Frankreich und Italien, durch Haltung, Kleidung und Ausdruck angenehm aus, während bei uns so viele Hübsche es dahin zu bringen wissen, unangenehm auszusehen.' 1910 (N.) schreibt er voll Überzeugungstreue: Graz ist wirklich entzückend, und 1927 fallen seine letzten Blicke mit unveränderter Liebe auf die reizende Landschaft, das liebe Land. Es war etwas wie Wahlverwandtschaft, was ihn nach Österreich zog. Nie sind wärmere Worte über Land und Volk und Staat gesprochen worden. 'Deutschösterreich hat tausend Jahre zu Deutschland gehört, tausend Bande und tausend Schwüre ketten es an dasselbe. Ist wirklich ein diplomatischer Akt fähig, diese uralte Beziehung zu zerreißen? Beruht wirklich das Vaterland mehr auf der Einheit der Münze, der Rechtspflege, der Pickelhaube usw. als auf dem gemeinsamen Leben der innigsten Fibern? Mein Vaterland ist ein Vaterland des Herzens und nicht des Verstandes. Seine Grenzen sind nicht die, an welchen unsere Feldherren, sondern die, an welchen unsere Dichter stehen' (1877). 'In Österreich herrscht weit mehr wahrer Liberalismus als bei uns, und ich begreife vollkommen, wie unbehaglich es einem Österreicher sein muß, der aus dieser freien und heiteren Atmosphäre in norddeutsche Luft versetzt wird.' 'Es ist alles hier so hübsch bummelig, und keiner drückt mit seinen Ansichten und Ratschlägen so auf die anderen wie bei uns in Norddeutschland.' 'Nach Süden zu wird der Mensch menschlicher und das Leben lebendiger.' 'Es gefällt mir in Österreich so gut, daß ich wahrscheinlich selbst unter sehr glänzenden Bedingungen nicht nach Preußen zurück-

kehren würde.' Der Fall trat 1890 ein: Er erhielt einen äußerst ehrenvollen Ruf nach Leipzig, den er der Mutter zuliebe annähme, wenn er sich entschließen könnte, Österreich zu verlassen. 'An Österreich fesselt mich die Dankbarkeit, und die ist mehr wert als ein äußerlicher Patriotismus, äußerlich, denn ich bin hier ein ebenso guter oder schlechter Deutscher als in Deutschland. Die angenehmsten und angeregtesten Jahre meines Lebens habe ich in Österreich zugebracht, die von Leipzig sind kaum, die von Halle gar nicht damit zu vergleichen.' Einem jungen unzufriedenen Österreicher, der auswandern will, schreibt er 1917: 'Ich meine, wie es einen Dank v o m Hause Österreich gibt, so auch einen a n das Haus Österreich.'

Kaum angekommen, steht er mitten im Grazer Leben, knüpfen ihn Freundschaftsbande — darunter lebenslängliche — an die Kollegen, ist er erfüllt von den dortigen Interessen. 'Ich will hier meine Wurzeln schlagen. Ich bin jetzt Österreicher und muß es sein' (1877). Ehe er 1878 in den Ferien mit den Eltern zusammentrifft, warnt er: 'Sollte man irgendeine spöttische oder abfällige Bemerkung über Österreich machen, so könnte es wohl Krakeel geben. Ich halte Österreich für das bestverleumdete Land in Europa.' Da er nun an ganz andere Redefreiheit gewöhnt ist als in Deutschland, schlägt er einen bayrischen Ort nahe der Grenze vor, damit er sich im Bedarfsfalle sofort in Sicherheit bringen könne.

Nicht nur die Wahlheimat umfaßte er mit warmer Liebe, auch innerhalb Österreichs gab es keine Ortsveränderungen mehr für ihn. Als Mussafia, damals kränker als in späteren Jahren, ihm 1878 vorschlägt, mit ihm zu tauschen, lehnt er es unbedenklich ab, obzwar er von Wien entzückt ist. Eben deshalb. Man hätte halb soviel Zeit und dafür die doppelte Verpflichtung im Amt. Dazu reichten seine Kräfte nicht. Einen Ruf nach Budapest schlug er umgehend aus, trotzdem er die Ungarn liebte und ihm die Stadt ungemein gefiel.

In den ersten Jahren seines Grazer Aufenthalts spielte bei seinen Äußerungen häufig — vielleicht unbewußt — der Gegensatz zum Vater mit. Er versichert zwar, seine Anhänglichkeit an die Heimat werde nicht gemindert, aber es genügt ihm nicht zu jauchzen, wie glücklich er sich in Graz fühle. Es kommt immer ein unliebsamer Vergleich hinzu: Militärmusik zieht täglich durch seine Straße. 'Wie entzückend, mit welcher Verve die Kerle spielen! Wie fällt unsere Militärmusik dagegen ab' (1877). 'Österreich m u ß man lieben, Preußen kann man lieben, wenn man in der Wiege dazu befähigt worden ist.' 'Im Abgeordnetenhaus werden vortreffliche Reden gehalten (von Hausner und Pachler); wie farblos ist dagegen Lasker!' (1878). In späteren

Jahren war er so verösterreichert, daß er es an den in Österreich üblichen Schimpfereien über alles Österreichische nicht fehlen ließ. 'Energie und rücksichtsloser Gerechtigkeitssinn sind in Wien ziemlich unbekannte Dinge. Eine schlappe, farblose Bonhomie, lauter Opportunität, Schlamperei.' (Die Hofbibliothek hatte Schwierigkeit bei der Bücherentlehnung gemacht! 1882.) Auch gefällt ihm an einer Hamburgerin 'jene nordische Zurückhaltung und Herbigkeit, da ich nun hier genugsam das Gegenteil kennengelernt habe'. 'In Ungarn gibt es viel Geld für Schulzwecke. In Österreich hapert es immer' (1885). Die Gegensätzlichkeit zu Preußen blaßte naturgemäß ab, als er der preußischen Atmosphäre (— immer nur Zucht, Disziplin, Ordnung, als ob das das Höchste wäre! —) entrückt war. Zum größten Teil entsprangen seine Bedenken gerade seiner Liebe zu Deutschland, die sein ganzes Leben lang unabänderlich in heißen Flammen schlug. 'Im Herzen bin ich sehr deutsch gesinnt. Aber zunächst gehört für mein Gefühl Deutschösterreich auch noch zu Deutschland, und sodann bin ich mit der jetzigen Physiognomie des "neuen Reichs" nicht allzusehr zufrieden. Man blickt auf zuviel Unerquickliches. Das niedere Volk scheint an Roheit zugenommen zu haben, unter den Gebildeten herrscht zum Teil ein unerträglicher Chauvinismus, in den oberen Sphären ist der Gerechtigkeitssinn verlorengegangen' (1876). 'Nicht ich habe mich Deutschland entfremdet. Es hat sich mir, anderen, sich selbst entfremdet' (1878). Wie die Mehrzahl der humanistisch gerichteten Köpfe war Schuchardt vor allem enttäuscht über das Ausbleiben des Aufschwunges nach dem Siege. Er übersah, daß der Aufschwung nur eben kein literarisch-geisteswissenschaftlicher war, sondern ein technisch-industrieller. Er kommt zu der Überzeugung: Ein Krieg kann nie nützen (1878). Manöver findet er lächerlich. 'Selbst der wirkliche Krieg ist für mich in erster Linie eine Dummheit und dann eine Schlechtigkeit' (1881). Bei Gelegenheit einer Bismarckschen Rede über Rußland und den Balkan Februar 1887: 'Alles, was dem Frieden zuliebe geopfert wird, ist doch im Verhältnis gering ... Sollten wir denn hier in Österreich eifersüchtig den Einfluß auf der Balkanhalbinsel wahren oder Ihr in Deutschland die Antipathie gegen Rußland offen zur Schau tragen, um den blutigsten Weltkrieg zu entfachen?' Wie in diesem Ausspruch hat Schuchardt, der dauernd regsten Anteil am politischen Leben nahm, oft Zeugnis von ungewöhnlichem politischem Scharfblick und geradem Gerechtigkeitssinn gegeben. Kaiser Maximilian von Mexiko soll hingerichtet werden. Schuchardt ist 'kein Freund der Republik, der mexikanischen Halbwilden, ihrer Grausamkeit und Formlosigkeit'. Indessen ist 'diese Hinrichtung nicht grausamer als alle anderen Hinrich-

tungen. Sie erregt das allgemeine Mitleid, weil es sich um einen Prinzen handelt.' 'Ein Herrscher erntet so vieles, was er nicht gesät hat, es muß dies im Bösen wie im Guten gelten. Wenn Maximilian an vielen Füsilladen unschuldig ist, so ist er doch für sie verantwortlich. Im umgekehrten Fall wäre Juarez erschossen worden, und die Europäer hätten nichts darüber gesagt' (1867). Er vermerkt, daß das österreichische Militär viel bescheidener auftrete als das preußische. Er war von Jugend auf an den Umgang mit Offizieren gewöhnt und hatte persönlich im ganzen die angenehmsten Erfahrungen gemacht. Seine objektive Beobachtung führt zu der weittragenden Äußerung: An der Frechheit des Militärs ist die submisseste Haltung des Zivilisten schuld. Der Militarismus scheint die Hauptstütze der konservativen Parteien. In Wirklichkeit zerstört er und ruft alle zerstörenden Elemente ins Leben. Wir werden noch furchtbare Reaktionen erleben (1880). Die neuen Militärrüstungen desselben Jahres zerstören alle seine Hoffnungen auf eine glückliche friedliche Zukunft, auf Völkerfreundschaft und wahres Durchdringen der zivilisatorischen Ideen in allen Ländern und Schichten. 'Ist es glaublich, daß die Last, welche durch das ungeheure stehende Heer erzeugt wird, im Laufe der Zeiten nur das gleiche bleiben, nicht vielmehr immer steigen wird? Daß die Völker Europas (oder der Großstaaten) diese Last auf die Dauer ertragen können oder wollen?' (1877). Er zweifelt daran, daß Bismarck im Ernst gesagt haben sollte, die Freisinnigen seien die Gefährlichen, mit der Sozialdemokratie würde man fertig werden. So antipathisch ihm Sozialdemokraten und Nihilisten sind, so findet er sie doch 'einigermaßen zu entschuldigen'. Die untersten Klassen seien so schlecht behandelt worden, es sei kein Wunder, daß sie sich zur Wehr setzen. 'Wenn die Feudalen sich in einem Staat befänden, dessen Einrichtung ihren Interessen diametral zuwiderliefe, so würden sie sich nicht einen Augenblick besinnen, an seinem Untergang zu arbeiten, und wie zerstörend haben sie in der Tat gearbeitet!' (1877). 'Ich bin kein Sozialdemokrat, aber das Elend der Arbeiter ist durch kein Almosen zu lindern' (1877). 'Der Papa hätte nicht dürfen konservativ wählen' (1881). 'In Graz haben 1897 die Kollegen den Sozialdemokraten gegen den Theologie-Professor unterstützt. Ich hätte es auch getan, zwischen Schwarz und Rot kann man doch schließlich nicht schwanken.' Er ist 1878 entrüstet über die russenfreundliche Politik Deutschlands und 1896 über die Schlappe der deutschen Diplomatie, daß der Zar Berlin umgeht. 'Die Affäre Dreyfus ist die größte Infamie, die in meiner Zeit vorgekommen ist' (1897). Sein Nationalgefühl wird gering geschätzt (1899), weil er das Prinzip der Gleichberechtigung der Nationen anerkennt. 'Die Deutschnationalen, "die Heilrufer und

Wodanschwörer" sind servil, und die Nichtservilen finden an dem Servilismus nichts auszusetzen. Die Beschaffenheit der politischen Parteien beruht auf der Beschaffenheit der Individuen. Die Jungtschechen sind die einzige Partei im Reichsrat, vor der man Respekt haben könnte.' In allen Punkten war Schuchardt 'sich selbst Partei', ohne Fähigkeit — und ohne Bedürfnis — irgendwo Zugeständnisse zu machen. 'In unserem ganzen politischen Leben ist so viel Nonsense, so viel Widerspruch, daß schließlich jeder recht und jeder unrecht hat' (1887).

Wie der Knabe und Jüngling mit rückhaltloser Ehrlichkeit seine kleinen Missetaten und 'Unfälle' berichtet (z. B. 1853: er hat die Schwimmhose verloren und beim Umsetzen der Apfelsinenbäumchen die Wurzeln beschädigt; in seinen Briefen wimmelt es von verlorenen, zerbrochenen und vertauschten Gebrauchsgegenständen), wie er 1883 einem klugen Rat begegnet: 'Mit aufgeschlagenem Visier durch die Welt zu gehen, daran sollen mich auch meine lieben Eltern nicht hindern,' so steht er auch für seine politische Gesinnung in ihrer gänzlich unparteimäßigen Eigenart ein. War er als Ausnahmsmensch in jeder Beziehung ein Aristokrat des Geistes, so forderte er für sich — aber auch für jeden anderen — unbehinderte Betätigungsmöglichkeit. 'Mein größter Fehler, wenn es ein Fehler ist, ist der unbegrenzte Freiheitstrieb. Ich bin duldsam, versöhnlich, mitleidig. Aber ich fange an zu zittern, wenn jemand meine eigenen Kreise stört. Ich wünsche der ganzen Menschheit Freiheit' (1871). So ging er zwischen den Parteien durch seinen Weg, da und dort in den Tagesblättern — zumeist in der Grazer Tagespost — zu Tagesereignissen Stellung nehmend. Er unterfertigt den Protest der Professoren gegen die Sprachenverordnungen Badenis (1897) und läßt in Paris eine halbpolitische Broschüre 'Tchèques et Allemands' (1898) erscheinen, statt des großen wissenschaftlichen Buches, das er über den Kampf der Sprachen im allgemeinen plant. Endlich im Weltkrieg hat der Greis mit der Gefühlskraft eines Jünglings, als Deutscher wie als Internationaler aufs tiefste betroffen, wiederholt seine Stimme erhoben. Der vergleichende Sprachforscher ist naturgemäß international. Er kann nicht die baskischen, die italienischen, die nubischen Probleme bearbeiten, ohne sich in das Wesen und die Seele der Basken, der Italiener, der Nubier zu versenken. 'Ich hatte einst das Gefühl, als Romanist habe man auch eine sittliche Funktion, sei ein wenig, ein ganz klein wenig Vorarbeiter des allgemeinen Völkerfriedens' (1926). Um so schmerzlicher die Erkenntnis der Fruchtlosigkeit aller Bemühungen. Sein Jugendtraum, die Verschwisterung der Germania und der Italia, ist langsam zerflossen, aber 'erst heute (Sp. 9. Februar 1926, nach Lesung der Rede Mussolinis) wurde mir

deutlich: *lasciate ogni speranza* für immer.' Es zerstiebt auch der Traum der über alle Grenzpfähle wirklich geeinigten Gelehrtenrepublik. Schuchardt, der ja in allen Punkten gern tätig zugriff, hatte von seinem Platz aus dafür gewirkt und 1877 erfolgreich angeregt, daß die Diezstiftung nicht, wie Tobler ursprünglich dachte, eine Berliner, sondern eine internationale Gründung wurde. Nun enttäuschte ihn die Haltung vieler ausländischer Gelehrten.

In der Nachkriegszeit war er einer der ersten, der sich bereit zeigte, das Zerstörte wieder aufzurichten, und niemand schien dazu geeigneter als er mit seinem weltumfassenden Ansehen. Es gelang nicht, aber die persönlichen Fäden, die sich ansponnen, griff er wieder auf. Alle Erschütterungen jedoch überwog der Gram um Deutschland, der Schmerz über die innere Zerrissenheit sowohl als über die Ungerechtigkeit der äußeren Geschicke. 'Der Streit um die Schuld an d e m Kriege ist müßig. Wer hat die Schuld a m Kriege? Und darauf ist die Antwort klar: Alle, die ganze Menschheit und weiter hinauf bis zu Jehova, der die Aufgabe hatte, sein Volk gegen die Feinde zu schützen. Wenn die Franzosen nicht einsehen, daß sie mindestens ebenso kriegerisch sind oder gewesen sind wie die Deutschen, daß sie in Napoleon I. geradezu den Genius des Krieges vergöttert haben, ohne zu erkennen, daß moralisch dieser große Intellekt nicht höher steht als der sehr kleine Wilhem II., daß Napoleon III. den Krieg von 1870 hervorrief, daß die Revanchelust nach der Niederlage einsetzte und die Franzosen eine Anzahlung auf den künftigen Krieg mit den nach Rußland geschickten Milliarden machten — dann ist alles Bemühen eitel (Sp. 1920). Der Weltkrieg ist eine Weltschuld.' Die 'pazifistische Kasuistik' fehlt ihm. Er versteht zwar, was die Pazifisten verurteilen, aber nicht, was sie in bestimmten Fällen zu tun raten (Sp. 1921), bezeichnet aber als ihre erste Aufgabe, mit der Jugenderziehung anzufangen, 'denn die Jugend aller Völker wird, ohne Unterschied der Partei, in der Begeisterung für den Krieg erzogen, an der Ilias, den Nibelungen, an Körner, Rückert usw.' So kam er langsam zu der philosophischen Höhe seiner letzten Jahre, in denen er sich das alte Motto der Jesuitenpädagogik *dulciter in modo, fortiter in re* in das Gegenteil umkehrte: In der Sache nicht extrem, sondern in der Mitte, in der Durchführung der Überzeugung kraftvoll und geradeaus. Er stand hoch über allen Parteien: National darf und soll man sein, wenn man Chauvinismus und Imperialismus meidet. Es besteht kein Gegensatz zwischen Gerechtigkeit und Menschlichkeit (Sp. 1921). Ich bekenne mich jetzt mehr als Nationalen denn je gegenüber all den intellektuellen Infamien, unter denen wir zu leiden haben. Er erklärt, gewisse Fragen müßten entpolitisiert werden. Es muß sich eine opinio communis bilden über Hand-

lungen, wobei von denen, die sie begehen, ganz abgesehen wird (Sp. 1923). 'Das einzige Licht, das die Welt erfreut und mein wildes Herz zu Tränen rührt', ist die Kinderhilfe. Auf sie gründet er die Hoffnung, daß die Kinder, die jetzt im Ausland Gastfreundschaft und Freigebigkeit genießen, einen besseren Völkerbund gründen werden (N. 1920).

Er ist durch den nationalen Zusammenbruch so stark mitgenommen, daß er bittet, in keiner Weise politische Gespräche zu beginnen. Vor allem ist Südtirol eine 'Wunde, die nicht vernarben darf' (J. 1918). 'Am Alto Adige handelt es sich auch um Deutschböhmen (1920). Den Geschmack an den Romanen hatte er ein wenig verloren und damit auch am Romanischen (Sp. 1919). Wenn er sich am Lebensende ganz auf andere Probleme zurückzog, so waren allerdings durchaus nicht nur die politischen Verhältnisse schuld. Seine wissenschaftliche Entwicklung führte dazu.

Er selbst spricht wiederholt von seinen Spaziergängen im Zickzack durch die Wissenschaft. Wie einem Spaziergeher die Aussicht, weitete sich der Umfang seines Arbeitsgebietes. Mühelosigkeit der theoretsichen Spracherfassung spiegelt der Satz, daß der Sprachforscher nach Belieben ein Sprachgebiet mit einem ganz anderen vertauschen könne. 'Er wechselt das Pferd, der Sattel bleibt derselbe[12]. Bei der Betrachtung der romanischen Sprachen drängte sich ihm das Problem der Mischsprachen auf, das er zuerst in den außereuropäischen Kolonien untersuchte. Im Winter 1884 schrieb er 150 Briefe in alle Weltteile, um den Stoff zu sammeln. Er erforscht nach und nach die 'afrikanische Sprachmischung', das 'Negerportugiesische', 'Malaiospanische', 'Melanesoenglische' usw. Der Stoff gewann den bei ihm so schwerwiegenden Gegenwartswert durch die Beziehung auf die neue Heimat: die Sprachmischung in Österreich und das ganze Sprachenproblem des Nationalitätenstaates. So entstand die Festschrift für Miklosich 'Slawodeutsches und Slawoitalienisches' (1884). Die politische Frage wird für ihn zu einer wissenschaftlichen, er vereinigt die Objektivität des Wissenschaftlers mit der Gemütswärme des an den Ereignissen Beteiligten. Er kam weiter zur Untersuchung der kaukasischen Sprachen, des Berberischen, Malaiischen, Nubischen, mit besonderer Vorliebe des Georgischen und des Baskischen, das er 1881 wieder aufnahm, das ihn immer zu neuer Arbeit reizte ('Auf die Basken bin ich ganz versessen', 1887) und dem seine letzte abgeschlossene Studie galt, die er im November 1926 an den gelehrten baskischen Freund J. de Urquijo sandte. Es schien ihm grundsätzlich wichtig, daß jeder Indogerma-

[12] Aus dem Herzen eines Romanisten, 1915, S. 62.

nist gelegentlich die arische Brille ablege und dadurch seinen Blick für allgemein menschliche Probleme weite (Sp. 1925). Im Leben wie in der Wissenschaft strebt er nach Klarheit. Sieht er schon einen bedeutenden Vorteil darin, daß seine Kollegen über seinen Gesundheitszustand im reinen sind, so duldet es ihn bei der Arbeit nie auf halbem Wege. Die Beschäftigung mit dem Wort erfordert die klare Vorstellung des Bedeutungsgehaltes, Kenntnis der Wörter ist unmöglich ohne Kenntnis der Sachen. So erweitert und vertieft er das Studium der Wortgeschichte, die ihm zugleich Sachgeschichte ist (daher er auch neben den Lehnwörtern von 'Lehnsachen' spricht[13]), der er eine schier unabsehbare Reihe von Untersuchungen widmet. Aber schon 1871 bemerkt er gegenüber dem beständigen Sammeln, dem rastlosen Vorwärtsdringen in den eröffneten Schächten, daß es durchaus notwendig ist, zuweilen stehenzubleiben, vor- und rückwärts zu schauen und möglichst an andere Wissenschaften und an das tägliche menschliche Leben selbst anzuknüpfen. Schon damals plante er ein Buch über die Methoden der romanischen Sprachwissenschaft. Das kam, infolge seiner Abneigung gegen Systeme, nie zustande, wohl aber zahlreiche Einzelaufsätze über Methodik, die miteinander ein Ganzes ergeben: er fordert weitesten Überblick über den Stoff — 'ich habe einen so unbezwinglichen Trieb nach Vollständigkeit' (1871) —, um dann bei gründlichster Siebung das wirklich Zugehörige übrigzubehalten. Inwiefern ihm dies letztere immer rein gelungen, bleibt freilich dahingestellt.

Am Ende seines Lebens kam er zu dem entsagungsvollen Schlusse, daß es, gerade in der Wortgeschichte, auf die er so viel Liebe wandte, nichts völlig Sicheres und nichts ganz Vollständiges gebe, nur Wahrscheinliches und Bruchstücke. Er begreife vollständig, wenn andere auf seine etymologischen Anregungen nicht eingingen. Er würde sich ganz ebenso verhalten (Sp. 1924). Auf die richtige Spur einer Etymologie zu kommen, wäre Zufall; die Antwort auf die Frage, wo ein Wort herkommt, müßte so ausfallen, wie 'die ein Vater auf die gleiche Frage von seinem Buben erhalten wird, der sich Gott weiß wo herumgetrieben hat. Das wirklich Interessante bleibt geheim' (Sp. 1918). Dies ergab sich ihm um so notwendiger, als er mehr und mehr die Überzeugung gewann, daß es nur wenige — inhaltlich und formal — 'reine' Wörter gäbe. 'Die Kontamination ... ist für mich zwar nicht das Regelmäßige, jedenfalls aber das Natürliche; ich bin ein theoretischer Roué, ich begreife nicht, wie ein Wort jungfräulich einsam seines Weges ziehen kann, wenn es nicht ein bleiches, seelenloses Ding ohne jede Anziehungskraft ist' (Sp.

[13] Anthropos 1912, S. 830.

1924). Die Bezeichnung 'Sprachgeschichte' war ihm zu eng. Es sollte heißen 'Wissenschaft vom Sprachgeschehen' (Sp. 1917).

Seine Vielseitigkeit war außerordentlich. Unter anderem regte er in Sevilla die Sammlung von Volksliedern an und übersetzte steirische 'Gstanzeln' ins Spanische. Es war ihm im ganzen mehr um die Lösung von Problemen zu tun, als um die lehrhafte Darstellung eines bestimmten Gebietes[14]. Als das Ideal der wissenschaftlichen Arbeit bezeichnet er die paritätische Verbindung von Mikroskopie und Makroskopie, und wie Leben und Wissenschaft bei ihm zusammenfließen, zeigt dann der Ausspruch: 'Die wahre Weisheit des Lebens besteht darin, das Geringere dem Größeren unterzuordnen. Nur ist es oft schwer zu entscheiden, welches das Geringere, welches das Größere ist' (1888). Er arbeitete überaus genau, 'Errata sind immer errores des Herzens und des Kopfes. Es ist unsittlich, um für sich Zeit zu gewinnen, sie anderen zu stehlen' (Sp. 1916). Daher hält er auch streng auf das Urheberrecht. In dem oft besprochenen Prioritätenstreit über 'Wörter und Sachen' mit Rudolf Meringer fühlte er sich durch die Vorstellung beleidigt, es könnte ihm eine Unehrlichkeit zugemutet werden. Bei seinen Buchanzeigen verfuhr er unendlich eingehend, baute oft ganz aus eigenem das auf, was der Verfasser unterlassen. Sie sind von hohem Eigenwert.

Herzlichst wünschte er, über die letzten Fragen 'Sprachverwandtschaft' und 'Sprachursprung' noch methodische Gesichtspunkte herauszuarbeiten. Der Überblick über die großen, so verschiedenartigen Sprachgebiete brachte ihn zu der Überzeugung, daß der Sprachursprung nicht monogenetisch und die Sprachverwandtschaft nicht im Sinne eines Stammbaumes zu erfassen sei, da alle Sprachen fortwährend irgendwelche Beeinflussung erfahren. 'Alles ist entlehnt', überall sind Beziehungen. Seiner Methode gemäß sollte die letzte, allgemeingültige Zusammenfassung aus zahlreichen Sonderstudien herauswachsen. Aber schließlich konnte er nicht mehr so, wie er wollte, wobei das Mangelhafte seiner Leistungsfähigkeit ihm vollkommen klar war.

Schuchardt beklagte öfters, daß seine Wissenschaft so viele Bücher erfordere. Er hatte nach und nach eine ungewöhnlich reichhaltige Bücherei gesammelt — rund 20 000 Bände —, deren Benutzung ihm beschwerlich wurde. 'Welche Gymnastik, ein Wort nachzuschlagen: mit der einen Hand an der Bücherleiter, mit der anderen das Buch ergreifend, mit der dritten blättere ich um, mit der vierten lasse ich die Lupe über die Seiten gleiten' (Sp. 1923). Er nennt scherzhaft 'Nachschlagen den Kern unserer Wissenschaft' (Sp. 1922), wendet sich aber schon früher gegen

[14] Dankschreiben an die Preuß. Akademie (Sitzungsber. d. Berl. Akad., 1912, S. 983 ff.).



das viele Zitieren fremder Arbeiten. 'Andern nachdenken stört das eigene Denken' (Sp. 1920). Er ließ sich nie von dem Buch zwingen, war, nach seiner Aussage, ein schlechter Leser. Er las nur so viel, als er von dem Inhalt brauchen konnte. Alle größeren Werke seien Nachschlagebücher. Er 'nippte' an dem neukommenden Buch, erkannte meist auf den ersten Blick seinen Wert (Sp. 1922) und schob die Benutzung auf, bis er sich mit dem Gegenstande beschäftigte. Er bezeichnet sich als rezeptiv nur, wenn er produktiv sei. Als er 1907 seine Wohnung verlassen sollte, die er fast 30 Jahre innegehabt hatte, für die Bücher aber nicht so leicht eine passende Unterkunft zu finden war, erwarb er auf einer sanften Anhöhe drei Bauplätze und 'baute seinen Büchern eine Villa, in der er selbst auch einen Unterschlupf fand'[15] — zum Andenken an die Mutter 'Villa Malvine' genannt —, pflanzte edle Bäume, Obst und Rosen, richtete sein Fischerei-Museum ein und benützte den dritten Baugrund als Radfahrbahn. Das flache Dach gewährte vollen Rundblick in die immer wieder bezaubernde Landschaft. 'In den Zimmern soll nicht viel stehen,' schreibt er 1872, 'nur was darin ist, soll ordentlich sein.' Er brauchte helle Zimmer und Blumen darin. Zu eigenen Möbeln kam er erst nach und nach. Denn er lebte bis zu der Mutter Tode nur von der wissenschaftlichen Arbeit.

Der Justizrat Schuchardt war vermögend. Wenn er den Sohn mit Geld knapp hielt, gern etwas weniger schickte, als dieser gefordert hatte, und zu etwas verspätetem Zeitpunkt, waren wohl Erziehungsgrundsätze im Spiele. Daß er den Sohn bald in einer äußerlich glänzenden Stellung zu sehen wünschte, ist begreiflich. Nur durch sein tatkräftiges Anspornen gelangte Schuchardt wenigstens im dreißigsten Jahre zur Selbständigkeit. Von sich aus wäre er nie dazu gekommen, denn er war schwer von Entschlüssen, ohne jedes Selbstvertrauen. Kam aber endlich die arbeitsfrohe Zeit, das bedeutete ihm eben das 'Wohlsein', so wollte er ausschließlich der wissenschaftlichen Arbeit leben, und alles — auch die Kollegvorbereitung — war lästige, ja unerträgliche Störung. Als er endlich auf eigenen Füßen stand, empfand er diese Tatsache sehr wohltuend. 1873 empfängt er die letzte und reichere Geldsendung und bittet, 'ihm den dankbaren Epilog zu erlassen'. Vor allem ladet er die Mutter zu einer Reise ein, denn 'das Ei ist jetzt reicher als die Henne'. Im Gegensatz zu so vielen anderen hatte er meistens mehr, als er brauchte. Er schenkte gern und freigebig, wenn irgendein Sinn, etwas Besonderes mit dem Geschenk verbunden war. 'Ich kann scherzhafte Geschenke geben, aber mit den ernsten ist es bei mir nichts' (1897). Fiel ihm nichts Passendes

---

[15] Vgl. R. Riegler, H. Schuchardt, Arch. Rom. 1927, S. 271.

ein, schenkte er lieber nichts. Das 'Kalenderheiligen' war ihm zuwider, und er entzog sich ihm gern, wie er ja sogar bei feierlichen Anlässen, z. B. dem 80. Geburtstag der Mutter oder dem fünfzigjährigen Jubiläum der Dienerin Rike, auf Befreiung vom Kalenderjoch und Verschiebung beantragt. Wiederholt schenkte er prächtige wissenschaftliche Gaben, die er auf eigene Kosten drucken ließ, so die Festschriften für Witte (Ritorell und Terzine) für Miklosich, Mussafia, Reinhold Köhler, die Camõesfestgabe 1880. In den Nachkriegsjahren ist dem Greis auch das Geldelend nicht erspart geblieben. Er sollte mit einem Drittel seiner Pension auskommen, gehörte nun zu den 'Proletariern, die sich keine Schuhe kaufen können' (N. 1920), hatte kein Licht u. a. Da lernte er auch die süße Bitternis der Freundeshilfe kennen. Seine jüngeren wissenschaftlichen Verehrer und Freunde abonnierten ihm die wichtigsten Zeitschriften, schickten — besonders die Schweizer — Bücher und andere Liebespakete. Zartfühlend ist er immer besorgt und verschwört sich, nichts mehr anzunehmen; schildert auch humoristisch seine Hilfsquellen. Für sein tägliches Wohlbefinden sorgte seit Jahr und Tag ein jüngeres Ehepaar, das ihm in kindlicher Liebe verbunden war, 'in geradezu vorbildlicher nachahmenswerter und doch unnachahmlicher Weise' (Sp. 1922), 'so praktisch und hilfreich zu gleicher Zeit, wie ich in meinem langen Leben kaum jemanden gesehen habe' (Sp. 1925).

Schuchardts Freundeskreis war sehr groß. Seine wissenschaftlichen Beziehungen gestalteten sich wiederholt zu lebenslangen menschlich innigen. Dann war er ein mitfühlender, zartsinniger Freund der ganzen Familien. Er selbst hielt sich für einen schlechten Plauderer. In Wahrheit war er ein ebenso anregender als liebenswürdiger und witziger Gesellschafter, vorausgesetzt, daß die Gesellschaft seinem Geschmack zusagte. Auf der Eisenbahnfahrt konnte er stundenlang mit Fremden sprechen, und er liebte besonders Gespräche mit Leuten aus anderen Gesellschaftskreisen. Paßte ihm die Gesellschaft nicht, so blieb er den Abend über stumm. Hatte er sich auf ein Zwiegespräch mit jemandem eingerichtet und es kam ein Dritter dazu, so entfernte er sich, nicht ohne seinem Unmut Luft zu machen. Auf gemeinsamen Spaziergängen kam es vor, daß er mit einem: 'So, jetzt geh' ich allein!' abschwenkte. Er haßte, besonders in späteren Jahren, Einladungen, da der Zwang des Datums ihn krank machte, blieb auch im letzten Augenblick weg. Dagegen liebte er alles Improvisierte. Dann konnte er von erstaunlicher Ausdauer sein. 'Plauderstündchen' mit Fachfreunden erstreckten sich auf halbe Tage. Als Komiteemitglied eines öffentlichen Balles blieb er von 7 Uhr abends bis ½2 Uhr mittags. Ein Ausflug ins Albanergebirge verschiebt sich um einen ganzen Tag, weil die drei Reisegefährten

sich von früh bis Nachmittag 'verkneipten'. Kam er um ½2 zu Tisch, blieb er auch bis 8, einmal kam er zu Freunden um 9 Uhr morgens und blieb bis 9 Uhr abends. Da gab es allerdings die Abwechslung von Gespräch und Kartenspiel, die Beschäftigung mit Kindern und Hunden. Schuchardt liebte Kinder jeden Alters sehr, neckte sich mit den größeren und beobachtete sie scharf vom Säuglingsalter ab. Er mochte gern 'Wahlonkel' sein, nicht aber 'Erbonkel'. Verwandtschaftlichen Zwang erkannte er nicht an. Etwas muß dabei sein: gemeinsame Erinnerungen, gemeinsame Interessen, gemeinsame Beziehungen zu Dritten. Sein Leben lang schwankte er zwischen den Extremen: er braucht die Einsamkeit und ist andererseits 'in außergewöhnlichem Maße menschenbedürftig'. War er leidend und arbeitsunfähig, so wollte er sich zerstreuen lassen. Dann 'verträgt er keine ernste Unterhaltung', gibt ihm aber der Besucher ein anregendes Stichwort, ist er unversehens gefesselt. Konnte er arbeiten, so ließ er sich auch zwölf und fünfzehn Stunden lang nicht unterbrechen. Sachlich zu polemisieren bereitete ihm Genuß. 'Für das Polemische habe ich etwas Talent' (1898). Er will trotz persönlicher Annäherung an Meyer-Lübke nicht auf das Vergnügen verzichten, mit 'einem Ebenbürtigen die Klinge zu kreuzen. Sollen dich die Krähen nicht umschrei'n, mußt du nicht Knopf am Kirchturm sein' (N. 1910). Er wünscht gar nicht, daß man durchaus einer Meinung sei. 'Nur im Zusammen- oder Gegeneinanderwirken verschiedener Anschauungen schreitet die Wissenschaft vorwärts' (Sp. 1923). Schon in Genf (1867) empfand er es 'schön, daß eine Diskussion immer eine *causerie* bleibt, während sie bei uns häufig in einen Streit ausartet'. Er ließ es nicht dazu kommen. Wird das Gespräch zu hitzig, so bricht er es ab und trägt es schriftlich aus. 'Wir sind beide nervös und lassen uns nicht ausreden' heißt es einmal, also wird viele Bogen lang korrespondiert (1894); da handelte es sich allerdings um Nationalität oder um italienische Unterrichtssprache.

Im Bewußtsein seiner eigenen komplexen Natur verzichtete er darauf, andere zu 'durchschauen'. 'Ich glaube nicht, daß man nach kurzem Umgang mit einem Menschen, geschweige denn nach einer flüchtigen Berührung zu einem zuverlässigen Urteil über ihn gelangen kann' (Sp. 1923).

Den Umgang mit Frauen schätzte Schuchardt sehr, und er erhoffte sich fast noch als Fünfziger eine Ehe. Nicht aus praktischen Gründen: Seine Wirtschaft wird ihm geführt, billiger und besser als von einer Frau. Liebe muß dabei sein. Eine Ehe, nur auf heiße Liebe gegründet, mag eine Torheit sein, eine Ehe, wo diese fehlt, ist immer unmoralisch und oft eine größere Torheit (1879). Freilich ist Heiraten ein tolleres Hasardspiel als

Quinze oder Macao, wenn man nie ein Wort unter vier Augen, nie ein eingehendes Gespräch mit einem Mädchen führen kann. Wie hätte ich mit meiner leidenschaftlichen Natur je es wagen können, irgendein Mädchen zu heiraten, d. h. ein weibliches Wesen, das einem ein Buch mit sieben Siegeln ist? (1891.) Aber eine, die mehr entgegenkommt, ist 'zu wenig feinfühlig'. Ein heißer Verehrer der Römerinnen, Südspanierinnen, Wienerinnen, äußert er dennoch einmal das Urteil: Alles in allem genommen ... gibt es doch sehr wenige Frauenzimmer, unter denen welche hübsch und anmutig sind, die durch ihre Unterhaltung einen dauernd fesseln. Ich muß gestehen, ich glaube unser Geschlecht ist doch lebhafter, vielseitiger, amüsanter (1880). Doch macht ihm das Junggesellenleben keine Freude mehr (1883). In späten Jahren ergriff ihn die Liebe zu einer schönen geistvollen Frau — einer Reisebekanntschaft — so mächtig, daß die wenigen Tage, die er mit ihr zubringt, 'ein gesteigertes Gefühl des Lebens im Gegensatz zu dumpfem Fortvegetieren' geben und ihre Absage ihn auf lange Zeit hinaus zu allem anderen unfähig macht. 'Ich bin alt? Hier wirkt Naturnotwendigkeit. — Man hat eben in gewissen Jahren doch noch anderes nötig als Essen, Trinken, Schlafen, Tarockspiel, Wissenschaft — nämlich etwas Poesie oder ... Jugendeselei, allen Jahren zum Trotz' (1891). Später tröstete er sich darüber, nicht geheiratet zu haben, mit dem Gedanken, daß er dann gar nichts gearbeitet hätte. Ich hätte nicht zugleich der Wissenschaft dienen können (1897). Es blieb ihm das Bedürfnis nach 'einer Kameraderie des Fühlens und Denkens, nach einem innigen, sei es launigeren, sei es ernsteren Austausch dessen, was im Ernst vorgeht. Ein solcher kann aber, wenigstens in späteren Jahren, nur mit einer Frau stattfinden. Zwischen Männern gibt es nichts dergleichen, gibt es höchst selten eine wirkliche Freundschaft, außer in jugendlichem Alter'. Im Gegensatz zu anderen Lebemännern brachte er ernst arbeitenden Frauen kein ironisches Vorurteil entgegen. Er begrüßte die neuen Fachgenossinnen anerkennend und hilfsbereit. Hatte ihn der Gedanke geschreckt, es könnten sich Hörerinnen bei ihm melden, so lag das daran, daß er seine Übungen öfters im Bett oder in fragwürdiger Bekleidung auf dem Sofa liegend abhielt. Wie in anderen Punkten hatte er auch hier die Witterung für die neue Zeit: 'Es kommt mir jetzt oft der Gedanke, ob nicht eigentlich das "schwache" Geschlecht das starke ist. Jedesfalls sind die Frauen imstande, körperlich ebensoviel zu leisten wie der Mann, und wenn sie sich nicht an jeder männlichen Arbeit beteiligen, so geschieht es nur deshalb, weil es ihnen nicht paßt. In unserer Zeit vollzieht sich ein großer Umschwung in den Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern oder bereitet sich doch vor. Die altväterische Galanterie ist eigent-

lich schon gestorben, und die Galanterie überhaupt wird einmal ein Ende nehmen' (N. 1910).

Er haßte jede Art von Philisterei. Im kleinstädtischen Hofleben erzogen, bewahrte er doch den offenen Sinn für die kleinen und großen Lächerlichkeiten bei Hof und schilderte ergötzlich seine Prinzenbegegnungen (N. 1920). An Herzog Ernst II. lobt er das Nichtfeudale, an König Alfons XII. von Spanien die guten Aufklärungen über Stiergefechte. Über seine vielen Auszeichnungen dachte er sehr objektiv. Fast alle gelehrten Körperschaften der Welt verliehen ihm ihre Mitgliedschaft. Bei einer der ersten — dem Institut de France — schreibt er: Ein bißchen Verdienst ist dabei, vor allem aber viel Glück. Ehrungen in eigener Person vermied er ängstlich. Als er in Bologna (1888) nach vorn gehen soll, um das Diplom seines Ehrendoktorats in Empfang zu nehmen, läßt er sich im letzten Augenblick vertreten. Die größte Freude der letzten Lebensjahre war die Festschrift zum 80. Geburtstag, 'das Schuchardt-Brevier', das ihm eine Rückbesinnung auf sich selbst gestattete. Denn sein wissenschaftliches Interesse blieb bis zum letzten Augenblick rege. Heftige Schlaganfälle (seit 1924) konnten diese elementare Geisteskraft nicht brechen. Zwar wurde ihm nicht der Wunsch erfüllt, 'daß ihm mitten im Niederschreiben einer Etymologie die Feder entsänke'; aber zu Ostern 1927 sandte er noch georgisches Material zur Veröffentlichung nach Tiflis 'nur zum Ausdruck seines lebenslangen Interesses an dieser schönen Sprache[16]. Am 19. April schrieb der unermüdliche Briefschreiber ein Kärtchen an mich, dessen letzter Satz lautet: 'Meine Interessen sind noch die gleichen' und zur Zusendung der Arbeit über Impressionismus und Grammatik auffordert. Zwei Stunden später überkam ihn eine Ohnmacht, aus der er kaum mehr erwachte. Am 21. April entschlummerte er. Schon 1874 hatte er sich für Verbrennung ausgesprochen. So wurde der Vielgeehrte seinem Wunsch gemäß in tiefster Stille der Natur zurückgegeben. Die Einäscherung erfolgte in Wien. Die Asche wanderte heim in das geliebte Graz.

Wien, 6. Juli 1928. Elise Richter[17].

[16] Abgedruckt mit einem Nachwort von A. Schaindse im Bulletin de l'Université de Tiflis 1928.

[17] Ich kann es mir nicht versagen, mit einer Briefstelle zu schließen, die hiermit an ihre Bestimmung kommt. Schuchardt schrieb sie vor gerade fünfzig Jahren in scherzhaftem und doch vorahnendem Ton gelegentlich einer auch in den flüchtigsten Briefen bei ihm seltenen stilistischen Entgleisung: (Neujahr 1879, Wien.) Sollte in fünfzig oder hundert Jahren irgend so ein verdammter Verfasser von Biographien unbedeutender Menschen diesen Brief in die Hände bekommen, so bitte ich ihn, über diesen Ausdruck keine Glossen zu machen.

Aquilino Ribeiro.

Unter den lebenden portugiesischen Prosaschriftstellern nimmt Aquilino Ribeiro einen hervorragenden Platz ein. Er ist hervorgetreten als Verfasser von Romanen (*A via sinuosa*, 1917; *Terras do Demo*, 1917; *Andam faunos pelos bosques*, 1926), Novellen (*Filhas de Babilónia*, 1925[1]) und Erzählungen (*Jardim das tormentas*, 1913[2]; *Estrada de Santiago*, 1922[3]). Ribeiro ist der meisterhafte Schilderer von Land und Leuten der Beira, seiner Heimat. Während wir aus den Werken Eça de Queirós ein Bild der portugiesischen Städte und des portugiesischen Gesellschaftslebens gewinnen, ist die Kenntnis der Werke Ribeiros unerläßlich, um die Gegenseite, das portugiesische Landleben, kennenzulernen. Gelegentlich führt er uns auch in die kleine Provinzstadt, so nach Lamego[4] und nach Viseu[5]. Bildet die Schilderung von Landschaft und Mensch in den Romanen *A via sinuosa* und *Andam faunos pelos bosques* die Folie für die besonderen Zwecke des Dichters, so ist sie in den Erzählungen *A hora de vésperas, A pela do bombo, Tu não furturás, O remorso, O Malhadinhas* und dem Roman *Terras do Demo* Selbstzweck geworden. *O Malhadinhas* ist die Lebensgeschichte eines schlau auf seinen Vorteil bedachten Maultiertreibers, die Geschichte seiner Liebe und seiner Händel. *Terras do Demo* enthält in der Hauptsache eine Darstellung des Kampfes zwischen der geizigen Alten und dem habgierigen Schwiegersohn und die traurige Geschichte der Liebe der armen Glórinhas. Die eigentliche Erzählung ist stets umwoben von einem bunten Kranz von Bildern aus dem Volksleben: Märkte, weltliche und religiöse Feste (*feiras, romarias, entrudo*), Abendunterhaltungen nach Art der Spinnstuben (*serões)*, Hochzeiten, Begräbnisse ziehen an uns vorüber. Überall lugt in den Volksgebräuchen alter Aberglaube hindurch, Teufel, Hexen, Werwölfe treiben ihren Spuk, der manchmal erschreckliche Formen annehmen kann. Die Menschen erscheinen rauh, primitiv in ihrem Denken und doch wieder verbunden mit der Natur, in der sie aufgewachsen sind und von der sie in so hohem Maße abhängig bleiben. Bauern und Landarbeiter, Maultiertreiber und Wirte sind es, deren Leben im Hause und bei der Arbeit auf dem Felde wir eingehend beobachten können. Dazu kommen die Geistlichen. Auch fehlt es nicht an sonstigen typischen Gestalten[6], selbst der Dorfidiot oder -krüppel ist vertreten[7]. Stets aber schildert Ribeiro Menschen von Fleisch und Blut, wie sie wirklich existieren. Nichts ist in eine Wolke der Romantik gehüllt wie bei Júlio Dinís, aber auch solch realistisch-übertriebenen Typen, die des rein Menschlichen entbehren und gelegentlich an Karikaturen gemahnen, wie sie Abel Botelho etwa in seinen

Mulheres da Beira geschaffen hat, begegnen wir nirgends. Daher werden denn auch menschliche Schwächen und Wirrungen mit feinem Verstehen analysiert und Menschliches menschlich gedeutet[8].

A via sinuosa schildert die Entwicklung eines jungen Menschen, seine sorgfältige Erziehung durch den Pater Ambrósio, seinen Kampf um religiöse Reinheit durch Überwindung der Gelüste des Fleisches und die Studien auf dem Seminar zu Lamego. In revolutionäre Umtriebe verstrickt, muß er die geistliche Laufbahn aufgeben, und wir werden Zeuge, wie er schließlich unter Aufgabe seiner Liebe zu der einfachen, schüchternen Celedónia der raffinierten Liebeskunst der verheirateten, reichen, sinnlichen und launenhaften Estefânia, einer Frau *de elevada senhoria, de maneiras sôltas e pensamentos exquisitos*[9], verfällt. Ihr zuliebe scheut er selbst vor einem Verbrechen nicht zurück[10]. Der Pater Ambrósio fällt am Schluß das Urteil über seinen Schüler und damit über den Portugiesen von heute überhaupt, der zu sehr Freidenker und zu wenig religiös sei: *O meu discípulo não escapou aos vícios da época, vejo bem agora. Julgava-o resistente, mas não! Tem isso tudo que consistui a têmpera dos portugueses de hoje. A uma parte, grande impressionabilidade intelectual e nobreza de consciência, mas desta nobreza, não esqueçamos, que luz e não é oiro. A outra parte, pouco, muito pouco carácter e então uma carência absoluta de disciplina moral ... são inteligentes e nada produzem de prático, idealistas e dão largas aos prazeres mais baixos, teem como péssima a ordem das coisas e figuram-se virtuosos. Do alto do meu impirismo antigo, condeno-os como bastardos da boa tradição portuguesa, tão ela, tão adversa ao demónio da análise, animada, bem embora se diga o contrário, de espírito realista, e inesgotávelmente forte porque era cegamente crente*[11]. Der Einzelne wird sich dabei nur tief unglücklich fühlen[12]. Hiermit steht Ribeiro ganz auf dem Boden der modernen 'katholischen Bewegung' in Portugal, deren Grundgedanke ist, daß der Mensch trotz aller Wissenschaft der Religion nicht entbehren kann[13].

Wie Ribeiro die Schwächen der übrigen Menschen rücksichtslos und doch mit verstehender Liebe aufzeigt, so auch die der Geistlichen. Es wäre falsch, etwa zu glauben, daß er ein Feind der Geistlichkeit überhaupt sei, dazu finden sich zu viele Typen, die als Muster eines Seelsorgers angesprochen werden können. Der Abade in *A maldição cubre os pardais!* und der Pater Ambrósio in *A via sinuosa* sind vom Gelehrtentyp, wie ihn Anatole France geschaffen hat[14]. Der Pater Dâmaso in *Andam faunos* ist eine prächtige Gestalt. Großartig ist das Bild menschlicher Hilflosigkeit und des Trostes und der Hilfe durch die Re-

ligion in *Valeroso milagre*, wo die Bevölkerung in Aufregung und Angst vor den anrückenden Franzosen in das Kloster flüchtet. Der alte Geistliche opfert selbst sein Leben im Dienste der Mitmenschen. Wenn wir dagegen von Geistlichen hören, die eine Familie gegründet haben[15] oder in eine Liebschaft verstrickt sind, die nicht ohne Folgen bleibt[16], so trägt das weniger eine Spitze gegen den Klerus, vielmehr wird eben das Problem des Zölibates als solches aufgerollt[17], des Zwiespaltes zwischen dem geistlichen Beruf und der Erotik[18]. Die Unvereinbarkeit beider muß notwendigerweise zu Anklagen gegen die Ordnung der Kirche[19] oder gegen den Schöpfer[20] führen. Aber, wenn der Mensch sündig ist, ist dann nicht auch eine Sünde des Geistlichen natürlich und verzeihlich?[21]

In *Á hora de vésperas* richtet sich Ribeiro weniger gegen den Geistlichen als gegen die kirchliche Ordnung: Ein Mann lebt mit seiner Schwägerin zusammen, auf den Segen der Kirche hat er verzichten müssen, da er die Summe für den Verwandtschaftsdispens nicht aufbringen konnte. Da er nicht von der Schwägerin lassen will, erhält er keine Absolution auf dem Totenbette. Der religiöse Skeptizismus Anatole Frances[22] zeigt seinen Einfluß am deutlichsten in *A maldição cubra os pardais!*, der Austreibung der Vögel durch den Geistlichen. Hier interessiert der Gegensatz zwischen den alten und neuen Zeiten im Priesterseminar und zwischen dem lebensvoll gezeichneten alten Abade und dem jungen Seminaristen, der schließlich aus innerer Überzeugung heraus die geistliche Laufbahn aufgibt, da er sich, nachdem er zuviel moderne Philosophie in sich aufgenommen hat, mit den Dogmen nicht abfinden kann.

Andam faunos pelos bosques ist kein Roman im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Hier sehen wir mit innerer Folgerichtigkeit und in ethnologisch wahrer Darstellung den Glauben an Werwölfe und Faune[23] wieder aufleben, ja wir verfolgen auch das Entstehen religiöser Sekten. Der Ausgangspunkt ist die Vergewaltigung eines jungen Mädchens, die entgegen der Meinung Verständigerer von einigen Dorfbewohnern dem Teufel in der Gestalt eines Werwolfs *(lobishomem, bicho-mau, Papamoças)* zur Last gelegt wird. Der Glaube greift rasch um sich. Hirtenmädchen und Bauerntöchter machen sich den Glauben zunutze, um sinnlichen Abenteuern zu frönen, ohne für die Folgen zur Rechenschaft gezogen werden zu können, und der Aberglaube findet immer neue Nahrung und Bestätigung. Psychologisch bemerkenswert ist der Fall der Leopoldina[24], die lieber auf eine Sicherstellung durch ihren Liebhaber verzichten will, als darauf, von den Leuten für ein Opfer des unheimlichen *bicho-mau* gehalten zu werden. Er zeigt die Anziehungskraft, die solch altem Aberglauben innewohnt. Noch schlimmer wird es, als ein hyste-

risches junges Mädchen, das religiös-mystischen Schwärmereien leicht zugänglich ist, eines Tages glaubt, im Gebirge die Umarmung des göttlichen Engels (des *Inefável*) empfangen zu haben[25]. Damit ist der Mythus geschaffen, und bald bildet sich die immer mehr anwachsende Sekte der *Inefáveis*. Es handelt sich hier um die gleichen psychologischen Zusammenhänge zwischen Sexuellem und Religiösem, wie sie H. H. Ewers in seinen *Teufelsjägern* zur Darstellung gebracht hat. Angesichts dieser Dinge zeigt sich die Geistlichkeit ziemlich machtlos, sind doch fast alle von den vielen in dem Werke geschilderten Patres[26] selbst zu sehr im Allzumenschlichen verstrickt[27] und leben in ähnlichen Anschauungen wie das Volk. So steht auch bei ihnen zunächst die Frage im Vordergrunde, ob für die Überfälle auf die jungen Mädchen ein Mensch, ein Tier oder der Teufel verantwortlich zu machen sei[28]. Die Sekte der *Inefáveis* und die vollständige Umstürzung der bisher geltenden Moral macht schließlich eine Zusammenkunft der Geistlichen notwendig. Die Sitzung ist eine köstliche Satire auf die Geistlichen mit ihrem veralteten Wissen und scholastisch-mittelalterlichen wissenschaftlichen Methoden[29]. Die Unkenntnis und Ablehnung der modernen Naturwissenschaften geht so weit, daß einer der Geistlichen es allen Ernstes unternehmen kann, einen gelehrten, mit vielen Zitaten aus antiken Schriftstellern gespickten Beweis für die Existenz der Faune zu liefern[30]. Auch die Wiedereinführung des Keuschheitsgürtels, der ja in der Zeit der Kreuzzüge gute Dienste geleistet hätte, wird empfohlen[31]. Alle aber sind sich darin einig, daß der Kampf gegen den Satan mit allen Mitteln geführt werden müsse. — Die Rückständigkeit der Landgeistlichkeit in wissenschaftlichen Fragen wird hier ad absurdum geführt.

Der Schluß des Romans *A via sinuosa,* der voll von wahrem religiösem Gefühl ist, zeigte, daß Ribeiro die Religion als solche bei weitem nicht ablehnt. Aber Lehre und Ordnung der Kirche sind stehengeblieben und nicht mit dem Fortschritt der Wissenschaften und der Philosophie mitgegangen, daher befriedigt die Religion den modernen Menschen nicht mehr, sie hilft ihm nicht, aus dem Elend dieser Welt herauszukommen. Und dafür macht Ribeiro die Diener der Kirche verantwortlich[32]. In der *Bufonaria heróica,* wo der erwähnte religiöse Skeptizismus Anatole Frances am stärksten durchbricht und das Paradies nach Art des *Livro da Corte Imperial* des 14. Jahrhunderts als weltlicher Hofstaat mit Ratsversammlungen und diplomatischen Beziehungen dargestellt wird, kommt das Unvermögen der Macht der Religion in der heutigen Welt in einer scharfen, leider aber auch recht frivolen Satire zum Ausdruck. Um die Welt zu bessern, schickt Gott die Kraft, die Wahrheit und die Liebe aus,

die die Welt zurückerobern sollen. Alle drei erleiden kläglichen Schiffbruch. Es bleibt nur ein Mittel zur Rettung der unseligen Welt: Christus muß ein zweites Mal auf Erden sein Erlösungswerk vollbringen. Hierzu aber ist es zu spät. Heute würde man den Messias in ein Irrenhaus stecken oder ermorden lassen. — Dennoch scheint nicht alles verloren, denn in der Seele jedes Einzelnen wohnt Gott[33], und Gott ist besser als ihn die Theologen schildern[34].

Es gibt für Ribeiro noch etwas Höheres als die Religion: das Leben. Das ist der Grundgedanke von *Andam faunos pelos bosques,* und das hatte der Dichter schon in der Erzählung *Triunfal* ausgesprochen, wo nach der Austreibung Adams und Evas aus dem Paradies die gesamte Schöpfung (*a vida tôda*) den Hymnus anstimmt: *Amor, amor, és tudo! A ti nos rendemos na dor e na alegria! Amor, és tudo!*[35].

Eine Sonderstellung nehmen die rein erotischen Novellen ein[36], die sich auch in der Darstellung von den übrigen Werken durch einen ungemein raffinierten Stil abheben, der vielfach an d'Annunzio gemahnt. *A inversão sentimental, Os olhos deslumbrados* und *Maga* führen uns in die Welt der Pariser Halbweltdamen und Kokotten[37]. Ein gewisser südländischer Zynismus in Dingen der Liebe wird dabei nicht ausgeschaltet[38]. Paris und das Franzosentum üben einen sehr starken Reiz auf Ribeiro aus[39]. Als Kunstwerk höher als die drei genannten Schöpfungen steht die *Tentação do sátiro,* dasjenige Werk Ribeiros, das am stärksten Elemente des Symbolismus aufweist. Hier fehlt jenes literarische Ästhetentum, das in den drei anderen Novellen sich immerhin bemerkbar macht, es handelt sich hier um große, reine Kunst, die am ehesten an Valle Incláns wundervolle Herbstsonate gemahnt.

Dem Märchen[40] nähert sich die romantisch-gespenstige Erzählung *No Solar de Montalvo,* die Motive einer Volksromanze verarbeitet[41]. Ein reines Märchen ist *A grande dona,* eine kunstvolle Fassung des Grimmschen Märchens *Der Gevatter Tod.* An Stelle des Königs und der Königstochter, die der Arzt gegen den Willen seines Gevatters, des Todes[42], rettet, setzt Ribeiro die Mutter und die Geliebte. Beide Male wird dem Arzt verziehen, als er aber ein drittes Mal aus schnöder Gewinnsucht das Patengeschenk mißbraucht, muß er sterben.

Ribeiros Werke enthalten viele sehr schöne, fein empfundene Naturschilderungen[43]. Er hat einen eigenen Blick für das Malerische, für Lichtwirkungen und Farbtöne[44]. Damit paart sich eine eigenartige Naturbeseelung; für ihn hat auch die Landschaft, die leblose Natur und die Pflanzenwelt, Leben, sie fühlt, denkt und spricht[45]. Aus dieser Einstellung heraus ergeben sich reizvolle Bilder: die weißen Wolken am Himmel werden mit

Schwänen auf einem See verglichen[46], die Tannen erscheinen als Riesengestalten[47] oder als Reihen schwarzer Mönche[48], die Trübseligkeiten des beginnenden Herbstes nehmen im Eisenbahnwagen Platz wie Mitreisende[49], die Landschaft zeigt sich im Herbst in asketischer Nacktheit[50]. Auch das Kunstwerk kann eine derartige Beseelung erfahren. Die Moschee Córdobas ist zierlich und wollüstig wie ein Mädchen[51], ihre Säulen gleichen Frauenarmen[52].

Äußerst wirkungsvoll versteht Ribeiro dem Leben der Natur das Seelenleben des Menschen gegenüberzustellen. Meist bildet die ruhige Schönheit der umgebenden Landschaft einen scharfen Kontrast zu der inneren Aufgeregtheit und Zerrissenheit der menschlichen Seele, die dadurch um so deutlicher hervortritt[53].

Der Verbundenheit mit der Natur entspringt ein inniges Verhältnis zur Tierwelt[54]. Hund[55] und Täubchen[56] sind liebevoll gezeichnet. Rührend ist das Mitleid mit dem Pferde in *A pele do bombo* und die Geschichte der beiden Maultiere Toiregas und Contrabandista in *A hora das vésperas*[57], die sich nach Art der beiden Hunde in Cervantes *Coloquio de los perros* unterhalten.

Von stilistischen Eigenheiten sei noch die gelegentliche Verwendung des allegorischen Elements[58] und des Traummotivs[59] erwähnt. Der Wortschatz Ribeiros ist ungewöhnlich reich und für die Volkskunde der Beira von vielseitigem Interesse.

Anmerkungen.

[1] Enthält die beiden Novellen *Os olhos deslumbrados* und *Maga*.

[2] Enthält: *A catedral de Córdova; A inversão sentimental; Sam Gonçalo; A tentação do Sátiro; Triunfal; No Solar de Montalvo; A hora de vésperas; A pele do bombo; Tu não furtarás; O remorso; A revolução.*

[3] Enthält: *A maldição cubra os pardais!; O Malhadinhas; Valeroso milagre; A grande dona; Bufonaria heróica.*

[4] *Via sinuosa,* S. 53 ff. Beschreibung der Stadt und des Kleinstadtlebens.

[5] *Andam faunos,* S. 278 ff. Früher Morgen in der kleinen Stadt.

[6] Z. B. die alte Henriqueta und der Apotheker Chinoca in *A via sinuosa,* der Barbier (*Terra do Demo,* S. 111 ff.), die weise Frau (*Terras do Demo,* S. 114 ff.).

[7] João Bispo in *Terras do Demo* und Baltasar in *Andam faunos* sind in ihrer geistigen Beschränktheit und sexuellen Gier meisterhaft gesehen.

[8] Man beachte u. a. die verzweifelten Bitten des Raubmörders, ihm einen Teil des von ihm gestohlenen Geldes herauszugeben, damit er fliehen kann. Die, die sich an dem Diebesgut bereichern und nichts davon herausgeben, sind vielleicht noch schlimmer als der Raubmörder. (*Via sinuosa,* S. 167 ff.)

[9] S. 191.

[10] Er überfällt und beraubt seinen Onkel (S. 350).

[11] S. 355.

[12] *Para onde correrá a via sinuosa? Não sei, ¡mas estou em jurar que meu discípulo será bem desgraçado!* (S. 357.)

[13] Vgl. auch *Estrada de Santiago,* S. 221: *Choram os padres que a religião vai por má andança; e eu o creio.* — Über die 'katholische Bewegung' vgl. besonders: Cunha e Costa, *A Egreja Catholica e Sidonio Paes,* Coimbra, 1921; Oliveira Salazar, *Centro Católico Português,*

Pricípios e organização, Coimbra, 1922; M. Gonçalves Cerejeira, *A Egreja e o Pensamento Contemporâneo*, Coimbra, 1924. — Die Republikaner sind fast alle Freidenker.

[14] Ribeiro zeigt mehrfach den Einfluß Anatole Frances, vgl. seinen Vortrag *Anatole France*.

[15] *Há por aí tantos* [padres] *com mulher e filhos em casa (Via sinuosa*, S. 15). — *Muitos dos padres do meu tempo são honrados pais de familia, e ninguém lhes pede contas de tal humanidade* (*Via sinuosa*, S. 234). — *O padre Francisco ... os dois filhois* (*Terras do Demo*, S. 189).

[16] *Andam faunos*, S. 135 ff.

[17] Vgl. auch Herculano, *Eurico o Presbýtero* und Eça de Queirós, *O Crime do Padre Amaro*.

[18] Vgl. auch die Erotik in *A Catedral de Córdova* und die Geschichte des Nonnenklosters (*Andam faunos*, S. 83 ff.).

[19] *¡ Homem, se queres amar livremente, derruba depressa os altares!* (*Andam faunos*, S. 274.)

[20] *¡¿ Senhor, Senhor, porque, fazendo o homem á vossa imagem e semelhança lhe destes a luxúria das feras!?* (*Andam faunos*, S. 282.)

[21] *O homem é pecador; ¿ porque não havia de ser natural e, portanto, escusável pecar o sacerdote?* (*Via sinuosa*, S. 233.)

[22] Vgl. etwa *Le Procurateur de Judée* (in *L'Étui de Nacre*).

[23] Das Motiv der Faune hat Ribeiro bereits *Via sinuosa*, S. 68 und 318 und *Terras do Demo*, S. 302 angeschlagen. Vgl. den marmornen Satyr in *A tentação do sátiro*. — Über den Werwolfglauben in Portugal vgl. H. Urtel, *Beiträge zur portug. Volkskunde* (Hamburg 1928), S. 54 ff.

[24] S. 135 ff. und 142 ff.

[25] S. 126 ff. Vgl. S. 173 ff.

[26] Beschreibung der einzelnen Typen am Anfang, S. 73 ff. und S. 223 ff.

[27] Vgl. S. 74: *quási todos bons garfos, todos amigos da mulher, do vinho e também de Deus, em conformidade com o múnus que exerciam.*

[28] S. 82: *¿é homem? ¿é bicho? ¿ou é o Anticristo?*

[29] S. 234 ff.

[30] S. 240 ff.

[31] S. 249.

[32] *Sabeis quem apeou Deus dos altares? Os seus ministros. Êles só, porque perderam o ânimo sofredor, a doçura e simplicidade angélicas.* (*Estrada de Santiago*, S. 368.)

[33] *Estrado de Santiago*, S. 389: *em cada alma mora Deus.*

[34] *Via sinuosa*, S. 233: *Deus é melhor do que o pintam os telólogos.*

[35] *Jardim das tormentas*, S. 149.

[36] Das erotische Element spielt auch in *A via sinuosa* eine bedeutende Rolle (Estefânia); vgl. u. a. S. 152 und 177.

[37] Ribeiro verwendet einen eigenen Namen für einen gewissen Typ der Pariser Halbweltdamen, *surflamme (Inversão sentimental)*, analog Nietzsches 'Übermensch'.

[38] Vgl. *Filhas de Babilónia*, S. 13: *Tudo entre homem e mulher se reduz a sexo;* S. 25: *Uma a duas dúzias de mulheres que amei, honestas e desonestas;* S. 38: *Os meus trinta e oito anos seguem a fêmea como trinta e oito tigres esfomeados a uma corça;* S. 61: *a minha alma impenitente de D. João.*

[39] Vgl. *Filhas de Babilónia*, S. 86: *o teu diabolicamente adorado Paris* und S. 120: *É um dogma que a França é o Cristo da humanidade, o eterno crucificado da pobre, da dolorida humanidade... Que é o povo mais spiritual, probam-mo sua máscara democrática e seu interior merovingiano.* (Man beachte auch das Nachwort zu *A via sinuosa*.) — Den Engländern und

Amerikanern steht Ribeiro nicht gerade freundlich gegenüber (vgl. *Filhas de B.*, S. 37—38).

[40] Ribeiro hat auch ein hübsches Tiermärchen für die Kinder geschrieben, *Romance da raposa* (2 Bde., 1924).

[41] Siehe F. Wolf, *Proben portug. und catalan. Volksromanzen* (Wien, 1856), S. 99: *Das Fräulein, das in den Krieg zieht.*

[42] Der Tod wird durch eine Frauengestalt dargestellt (portg. *a morte*, fem.). — In *A via sinuosa* findet sich auch das Motiv des Totentanzes (S. 116).

[43] *Jardim das tormentas*, S. 116—117 und 122—123; *Via sinuosa*, S. 67 bis 68, 72, 128, 176, 218 ff., 238 (Januarmondnacht), 344; *Terras do Demo*, S. 36, 126, 205; *Estrada de Santiago*, S. 47 (Sonnenaufgang), 50, 59 ff., 264 (Sonnenuntergang), 106 ff., 168—170 und 177—180 (Schilderung der Serra de Estrêla).

[44] Vgl. u. a. *Via sinuosa*, S. 67—68, 72, 128; *Terras do Demo*, S. 36, 205; *Estrada de Santiago*, S. 252 (hüpfende Lichter); *Andam faunos*, S. 177 ff.

[45] *A natureza, a certas horas, parece meditar. ¡Olha aquelas montanhas tristes do Douro! ... Figuram-se-me duma resignação sôbre-humana e recolhida ante o firmamento.* (*Via sinuosa*, S. 40.) — *A Serra tem vida, sente, fala e escute.* (*Andam faunos*, S. 167.)

[46] *Filhas de B.*, S. 189.

[47] *Filhas de B.*, S. 17.

[48] *Estrada de Santiago*, S. 50.

[49] *Filhas de B.*, S. 7.

[50] *Filhas de B.*, S. 10.

[51] *A Catedral era ... delicada e voluptuosa como rapariga* (*Jardim das tormentas*, S. 34).

[52] *E figurava-se ... que as mil colunas de veias côr violeta e de rosa não eram apenas emparos de mármore; eram mil braços roliços de mulheres que se haviam enterrado no solo, gemendo, ao pêso dum gôzo, uma branda harmonia ...* (*Jardim das tormentas*, S. 34). Das Lebendige, das in der maurischen Moschee steckt, rächt sich für den Einbau der fremdartigen christlichen Kathedrale: *a floresta dos mármores murmurou: 'Rafael, é a vingança! ¡Que levantem altares cristãos no nosso seio, que abafem as nossas linhas voluptuosas sob o barro, que nos façam em pó, cantaremos até á eternidade as belas formas e a embriagante vida!'* (S. 42.)

[53] *Via sinuosa*, S. 128 und 344; *Terras do Demo*, S. 314—315; *Estrada de Santiago*, S. 251; *Andam faunos*, S. 106—117 (das Anbrechen des Morgens im Gegensatz zu den Gedanken der Gelähmten). Besonders fein ist das Spiel zwischen Natur- und Seelenvorgängen in *Tentação do sátiro* (*Jardim das tormentas*, S. 116—117, 122—123).

[54] *Via sinuosa*, S. 72 werden die Tiere unmittelbar angeredet: *Senhoras aves, senhores mosquitos.*

[55] *Via sinuosa*, S. 182, 249 ff., 300.

[56] *Andam faunos*, S. 317 ff.

[57] *Jardim das tormentas*, S. 197 ff. und 209.

[58] *Via sinuosa*, S. 55; *Estrada de Santiago*, S. 386 ff.

[59] *Via sinuosa*, S. 50 ff.; *Terras do Demo*, S. 237.

Hamburg. Wilhelm Giese.

Kleinere Mitteilungen.

Der Streit um die Urheberschaft des 'Fechters von Ravenna'. Versuch einer Lösung[1].

Vor längerer Zeit hat eine Plagiatanklage, die der Strindbergübersetzer Emil Schering gegen L. Tieck erhoben hat, die literarische Fachwelt beschäftigt. Schering vermutete nämlich, Tieck habe einen verschollenen Roman H. v. Kleists seiner 'Vittoria Accorombona' unterlegt[2]. Unter anderen Gelehrten nahm auch O. Walzel dagegen Stellung und sagte im Verlaufe seiner Ausführungen: 'Hat Tieck den Roman benutzt, so ist das sein gutes Recht gewesen. Es heißt, falsche Ansicht von Plagiaten vertreten, wenn man das leugnet[3].' Walzels Darlegungen, die dem Stofflichen einer Dichtung, sofern es nicht einen interessanten ideengeschichtlichen Vergleich zuläßt, gegenüber Gehalt und Form keinen positiven Wert zusprechen, könnten auch zur Lösung des Streites um die Urheberschaft des 'Fechters von Ravenna' genügen, wenn hier nicht eine Fülle von klaren Tatsachen jegliche Hypothese ausschließen würde. Darum möchte ich die Ergebnisse meiner Forschungen über die Frage bekanntgeben, um so mehr, als bis nun keine Darstellung dieses literarhistorisch nicht uninteressanten Ereignisses eine befriedigende Erklärung gebracht und noch in allerjüngster Zeit R. F. Arnold die Verfasserschaft des 'Fechter von Ravenna' in Zweifel gezogen hat[4].

Als am 18. Oktober 1854 der 'Fechter von Ravenna' anonym am Wiener Hofburgtheater mit geringem Erfolge zur Uraufführung gelangte, da beschäftigte die Frage nach dem Verfasser lange Zeit die gebildete Wiener Gesellschaft.

Vermutungen wurden allerorten laut, Grillparzer erklärte, das Stück könne nur von ihm oder von Halm sein; doch da der Dichter sein Inkognito bewahrte, blieb die Neugierde ungestillt. Bald nachher, am 16. Jänner 1855 brachte Dingelstedt das Stück mit weit mehr Gelingen in München zur Darstellung, auch hier anonym.

Nicht wenig mußte jedoch überraschen, als im März 1856, also geraume Zeit, nachdem der 'Fechter' die ersten Bühnen Deutschlands sich erobert hatte, Otto v. Schorn in der 'Augsburger Allgemeinen Zeitung' (Nr. 61 Beilage) eine unerwartete Lösung der Frage brachte. Im März 1854 habe ein Schullehrer aus Oberpfaffenhofen in Bayern Franz Bacherl 'einige Hefte Manuskripte' (darunter eine dreiaktige Trägödie 'Die Cherusker in Rom') an Laube persönlich nach Wien mit der 'Bitte um Drucklegung derselben' gesandt, sie jedoch am 12. September d. J. wieder zurückerhalten. Schorn erklärte nun klipp und klar, daß in der Zeit von März bis September die 'Cherusker zur glänzenden Bearbeitung des gegebenen Stoffes von dem Verfasser des "Fechters von Ravenna" ausgebeutet wurden.'

---

[1] Alle in dieser Studie zitierten Briefe habe ich nach den in der Wiener Nationalbibliothek befindlichen Originalen wörtlich wiedergegeben. Die übrigen Zitate stammen aus der Broschüre Ottos v. Schorn 'Die Autorschaft des Fechters von Ravenna', Düsseldorf, Wilh. Kaulen, 1856.

[2] Berliner Tageblatt, 7. August 1926 (1. Beiblatt).

[3] Neue Freie Presse, 5. Dezember 1926 (Beilage).

[4] 'Das Deutsche Drama', hgg. v. R. F. Arnold, München 1925, S. 578 ff.

Auf diese Anklage erwiderte Laube am 7. März 1856 in der 'Wiener Zeitung' und stellte fest, daß die genannte Sendung Bacherls erst am 28. August 1854 an ihn gelangt sei, wie aus dem beigegebenen Briefe hervorgeht, und damals die Rollen des 'Fechters' schon verteilt waren. Als eine Art notarieller Beglaubigung des von Laube angegebenen Datums veröffentlichte der k. k. Notar Dr. Philipp Olschbauer am 22. März im selben Blatte die originalgetreue Abschrift des Bacherlschen Begleitschreibens. Dann legte am 27. März, auch in der 'Wiener Zeitung', Fr. Halm endgültig sein Bekenntnis zur Verfasserschaft ab, ohne freilich etwas wesentlich Neues zur Klärung des Streites zu bringen.

Damit schien der Gegner zum Schweigen gebracht. Doch der nimmermüde Schorn fand, scheinbar bewußt, im ersten Beweisverfahren geschlagen worden zu sein, eine neue Wendung. Die Direktion des Wiener Hofburgtheaters hatte nämlich am 5. April 1850 in der 'Wiener Zeitung' ein Preisausschreiben für das beste Lustspiel angekündigt. In das Preisrichterkollegium wurde neben Grillparzer, Kuranda, Korn und Wolf auch Baron Münch (Fr. Halm) berufen. Der Einsendungstermin war vom 1. August bis letzten Oktober 1850 festgesetzt.

Schorn hatte nun, nachdem sein erster Versuch gescheitert war, eine Expedition nach Oberpfaffenhofen unternommen, um dem Manuskript, das Bacherl schon 1850 anläßlich des erwähnten Preisausschreibens der Direktion des Burgtheaters eingesendet haben soll, nachzugehen. Bacherl zeigte ihm ein 'halbzerfetztes, schmutziges, aber doch noch ziemlich lesbares Heft, das er kurz zuvor in einem alten Schranke unter Staub und Gerümpel wieder aufgefunden hatte und das den ersten Akt von "Hermanns und Teutonias Fürstin" enthielt, den Anfang desselben Manuskriptes, welches im Jahre 1850 nach Wien gesendet worden war. Sogleich erkannten wir,' so fährt Schorn fort, 'daß dasselbe dem wesentlichsten Inhalte nach mit den "Cheruskern" übereinstimme, also möglicherweise schon im Jahre 1850 Hr. Halm sein Material aus dieser Quelle geschöpft haben konnte.'

Diese Annahme wurde in der Wiener Zeitung vom 19. April 1856 schlagend widerlegt. Die nicht signierte Erklärung[1] weist nach, daß das amtliche Register des Burgtheaters wohl die Sendung Bacherls 'Die beiden Franz, oder der Bürgermeister als Narr, Lustspiel' und 'Hermann und Teutonia, ein ideales Beutelein' [!] verzeichnet. Doch langte diese erst 25 Tage nach Schluß des festgesetzten Termines ein und wurde (laut Register) am selben Tage, d. i. am 25. November, zurückgesandt.

Damit war auch diesem Angriff die Spitze abgebrochen. Am Münchner Hoftheater aber wurde am 15. April 1856 auf Schorns Betreiben eine förmliche Demonstration gegen Halm in Szene gesetzt, und die Ovationen für den anwesenden Bacherl nahmen kein Ende. Bekanntlich hat diese Affäre nicht wenig zu Dingelstedts Sturz beigetragen. Schorns Broschüre und eine Flut gehässiger, von kindischem Lokalpatriotismus verblendeter Artikel (ja sogar das Londoner 'Athenäum' fällte ein Urteil gegen Halm) führten auf lange hinaus bis heute zur Verdunkelung des Sachverhaltes.

Der 2. Teil der Streitfrage steht völlig klar und bedarf keines Zusatzes. Ich habe das Register des Burgtheaters durchgesehen und fand Pachlers Er-

[1] Sie stammt von Faust Pachler, dem jungen, treugesinnten Freunde Halms und Herausgeber seines literarischen Nachlasses.

klärung bestätigt. Um mir aber den Vorwurf subjektiver Betrachtung zu ersparen, will ich in betreff des 1. Teiles der Streitfrage das von Schorn angegebene Datum, März 1854, zu welcher Zeit Bacherl seine 'Cherusker' einschickte, annehmen und auch in diesem Falle die Unmöglichkeit eines Plagiates klarlegen.

Am 6. März 1852 begann Fr. Halm an seinem 'Fechter' zu arbeiten, den er, durch fortwährende Krankheit gehindert, erst am 17. November 1853 vollendet hatte. Der Entwurf zu diesem Werke verzeichnet, wie dies bei allen dramatischen Arbeiten Halms der Fall ist, genau das Datum des Anfanges und der Vollendung. Nach einigen Kürzungen und Verbesserungen sandte der Dichter am 19. Jänner 1854 das Manuskript anonym von Dresden[1] aus an Laube[2]. Antwort erbat er sich unter der Adresse F. Wilhelm, Dresden poste restante. Warum sich Halm nicht genannt wissen wollte, sei aus nachfolgender Briefstelle ersichtlich: 'Ich habe nämlich bei der feindlichen Stellung, die die dermalige Direktion des Hofburgtheaters seit Jahren gegen mich einzunehmen beliebt, mich veranlaßt gefunden, bei derselben anonym ein Stück einzureichen, das mit Glück über alle deutschen Bühnen gegangen ist, ohne daß ich meiner Autorschaft überführt werden konnte' (an Baron v. Hagedorn, Frankfurt a. Main, vom März 1855). Dazu sei bemerkt, daß Halm seit seiner Griseldis (1835) fortwährenden Verspottungen und Anklagen wegen literarischen Diebstahls ausgesetzt war.

Nach der Absendung seines Bühnenstückes vergingen drei Monate, und da Halm keine Antwort erhielt, schrieb er am 16. März 1854 nachstehenden Brief an Laube:

Geehrter Herr!

Der Autor des Trauerspiels 'Der Fechter von Ravenna' übersandte Ihnen Ende Jänner sein Stück mit der Bitte, es bald zu lesen und ihm Ihr Urteil darüber mitzuteilen. Sie erfüllten diese Bitte nicht und würdigten ihn bis zu diesem Tage keiner Antwort. Durch Ihr Schweigen überzeugt, daß Ihnen sein Stück mißfallen, ersuchte er Sie mit einem Schreiben vom 16. Februar um umgehende Rücksendung des Manuskriptes. Auch diese Aufforderung ist ohne Erwiderung geblieben. Um dieses Verfahren begreiflich zu finden, muß angenommen werden, daß dieser letzte Brief nicht in Ihre Hände gekommen ist. Daher noch einmal diese rekommandierten Zeilen mit dem Ersuchen, das Trauerspiel 'Der Fechter von Ravenna' umgehend nach Dresden unter der Adresse F. Wilhelm poste restante zurückzusenden.

Da aber auch dieser Brief erfolglos war, so sah sich Halm genötigt, in einem rekommandierten Schreiben vom 30. April 1854 dem Grafen Lanckoronski, dem obersten Direktor des Hofburgtheaters seine Beschwerde über die 'rücksichtslose Willkühr des Dr. Laube' vorzutragen. Der Dichter erhielt endlich die vom Grafen eigenhändig geschriebene Zusage einer Aufführung. Im Sommer desselben Jahres weilte Halm zur Kur in Karlsbad und schrieb am 27. Juli an Julie Rettich: 'Eine große Verbitterung unseres hiesigen Aufenthaltes war Laube, den wir mehr als wir wünschen begegnen und öfter, als es uns zuträglich war, genießen mußten. Meinem Onkel, den er häufig am Brunnen begegnet, hat er auf die Frage, was er im Herbst Neues zu bringen gedenke, den Fechter von Ravenna genannt, das Stück als ein bedeutendes bezeichnet, das sich aber schwerlich auf der

[1] In Dresden lebte Emil Gley, ein Bruder der Freundin Halms, der berühmten Burgschauspielerin Julie Gley-Rettich.

[2] Siehe Postschein im Besitze der Wiener Nationalbibliothek s. n. 406.

Bühne erhalten werde, da er zweifle, ob Thusnelda das Publikum hinlänglich erwärmen werde. Emil[1], den Rettich avisiert, etwa ankommende Briefe nach Karlsbad zu senden, hat einen solchen indes noch nicht anher gelangen lassen, Laube wird mir also entweder keine Veränderungsvorschläge machen, oder er gedenkt das Stück nicht im Herbst zu geben. Mein Onkel hat ihm gut geantwortet, hat sich das Stück erzählen lassen usw. und auf die Äußerung Laubes, das Stück rühre von einem Österreicher her, weil getretten statt getreten u. a. m. geschrieben stehe, bemerkt, daß der Schluß auf den Verfasser aus den Schreibfehlern des Abschreibers wohl ein etwas gewagter sey. Laube soll dies zugegeben haben, in keinem Fall scheint er sich in Dresden auf der Post erkundigt zu haben; wahrscheinlich oder vielmehr hoffentlich hat er es in seiner Engagementwut vergessen...' Nach Wien zurückgekehrt meldet er nun am 6. September Emilie, der Tochter seiner Freundin: 'Laube hat die Rollen des Fechters ausgeteilt, und die Mutter hat die ihre[2] mit großer Freude empfangen...'

Die angeführten Schreiben bezeugen wohl deutlich genug, daß Halms Manuskript auch in dem für den Gegner günstigen Falle vor Bacherls Sendung im Besitze des Burgtheaters war und bis zur Aufführung auch blieb. Eine Durchsicht der 'Cherusker' war demnach und überdies bei dem gespannten Verhältnis zu Laube ausgeschlossen.

Der 'Fechter von Ravenna' und 'Die Cherusker in Rom' stimmen inhaltlich im großen und ganzen überein. Hier sei jedoch bloß auf einen Vergleich der Halmschen Dichtung mit Bacherls 'Hermanns und Teutonias Fürstin' näher eingegangen, da Schorn selbst in Sachen der 'Cherusker' keinen Ausweg gefunden hat.

Es ist merkwürdig, daß das genannte Stück des Schulmeisters, das im Jahre 1850 als 'ideales Beutelein (!) in 1 Akt' im Burgtheater eingereicht wurde, zwei Jahre nach der Uraufführung des 'Fechters' plötzlich auf fünf Akte erweitert im Druck erschien. Jene obenerwähnte Expedition Schorns förderte den ersten Akt von 'Hermanns und Teutonias Fürstin', der in einem alten Schranke, unter Staub und Gerümpel sich befand (es ist ein Wesenszug des Dilettanten, sein geistiges Eigentum sorgsam zu hüten!), zutage. Den ersten Akt also! — Und die anderen vier Akte fielen Hr. Bacherl vom Himmel?! Der 3., 4. und 5. Akt decken sich in etwas erweiterter Form völlig mit den 'Cheruskern'. Aber worin besteht die Erweiterung? In der Verschwörung des Calpurnius, Chärea, Sabinus (bei Halm: Cassius, Chärea, Sabinus) gegen Caligula und in der Liebe Cettas (bei Halm: Lycisca) zu Thumelikus. Diese beiden, dramatisch höchst wirksamen Konflikte sind gewiß nicht Bacherls eigene Erfindung, und so erhält meines Ermessens die ganze Angelegenheit eine überraschend neue Wendung. Bacherl hat fast zwei Jahre Zeit gehabt, Halms Dichtung 'auszubeuten'. Dadurch wird auch erklärlich, wie das Schulmeisterlein aus seinem 'idealen Beutelein' eine fünfaktige Tragödie fabrizieren konnte.

Eine höchst wunderliche Kostprobe aus diesem geist- und stillosen Machwerk sei hier zur Ergänzung und Bekräftigung des Gesagten wiedergegeben und zugleich auf das köstliche Denkmal hingewiesen, das Robert Hamerling in seinem 'Teut' (II/1,2) dem Schulmeister gesetzt hat.

---

[1] Emil Gley s. oben.

[2] Julie Rettich spielte bei der Uraufführung die Thusnelda.

Hermanns und Teutonias Fürstin IV/4.
(Nördlingen, C. H. Beck, 1866.)

Thumelikus (tritt ein. Die Toga über dem Fechterkleide tragend — und dieselbe auf den nächsten Sitz ablegend, und dann vortretend.) Welch' ein schmählich verdammlicher Bruderverrath! / Laß' mit Deutschen mich niemals vergleichen! / O! Wer möchte, wenn Caesar geboten dies hat / Noch die Palme des Siegers mir reichen? / — Bin ein Römer — ein Römer mit Seele und Leib, / Werde niemals für Deutschland auch fechten! / Was bekümmert mich so ein verächtliches Weib / — Da — mitsammt ihren sklăvischen Knechten! / —

Thusnelda (zu Thumelikus herbei) Wenn ein Deutscher du bist, / Oh! dann fechte auch deutsch, / Und verachte die eigenen Brüder mir nicht! / Ja! Die Deutschen sind immer der Liebe noch wert! /

Thumelikus Du verkrüppeltes Deutsch! / Bleibe stets hin auch deutsch! / Weiß da nichts um solch armes Gesinde! /

Thusnelda Wenn ein Deutscher, wahrhaftig ein Deutscher Du bist. / Mußt Du wissen — wer deutsch — und was Deutschland auch ist! / O! Wie magst Du so niedrig uns lästern! — /

Thumelikus Du verkapptes Gewimmer — mit all diesem Deutsch! / Ha! Entfliehe — noch eh' ich zu Tode Dich peitsch! /

Winna Wenn Du wirklich nicht deutsch — und ein Deutscher nicht bist, / Mußt' Du doch wohl — sicher ein Römer doch sein! /

Thumelikus Ja! Mit Leib und mit Leben, mit Gut und mit Blut, / Fühle stets ich des Römers begeisterten Mut! /

Wien. Kurt Vancsa.

Pumpernickel.

Es soll hier nur von dem Wort die Rede sein, soweit es das schwere, schwarze, aus geschrotenem kleiehaltigem Roggenbrot gebackene Brot bezeichnet, das früher als westfälischen Ursprungs angesprochen wurde, dicke, dabei aber längliche Gestalt und bis zu einem halben Zentner Gewicht hatte.

Über das Wort im ganzen, soweit die Bezeichnung für das Brot in Frage kommt, ist zu sagen, daß es eine Spottbezeichnung war. Das beweist das bei Grimm, D. Wb. stehende Beispiel aus dem Jahr 1784: nur vermisse ich... unser Roggenbrod, welches man hier (in Mergentheim, Franken) überhaupt unter dem Namen 'P.' verlacht.

Das Wort setzt sich, wie wohl jeder ernsthafte Forscher bislang angenommen hat, aus zwei Bestandteilen zusammen. Von diesen kommt der zweite, Nickel, sowohl einzeln als auch in Zusammensetzungen mehrfach vor. Solche Zusammensetzungen sind:

Dreh-nickel = ein langsamer Mensch
Filz-n. = ein filziger, geiziger. Mensch
Grein-n. = ein mürrischer Mensch, ein 'Greiner'
Not-n. = ein 'notiger' Mensch, einer, dem man die Not anmerkt
Pauter-n. = Art Pfannkuchen (Schmeller, Bayr. Wb.)
Bier-n. = Brot, in kaltes Braunbier gebrockt (Schmeller)

Hierher gehört auch die mitteldeutsche Verballhornung Karnickel statt Kaninchen (lat. cuniculus), sowie Eigennamen: Barnickel, Sternickel.

Dieser zweite Bestandteil ist eine volkstümliche Bezeichnung für Nicolaus. Man vergleiche ähnliche Zusammensetzungen, darunter auch Bezeichnungen für Eßwaren:

nd. Dummer-jan (jan = Johannes) dummer Mensch
nd. Hosen-matz (matz = Matthäus) = Mensch (Kind) in bloßen Hosen

nd. Hemden-matz = M. in bloßem Hemd
nd. Ziegen-peter = krankhafte Anschwellung des Halses, bei Ziegen leicht zu beobachten
nd. Hacke-peter = gehacktes Fleisch
sd. Kirschen-jockele (j. = Joachim) = Kirschkuchen (Pfalz)
sd. Kuchen-michel = Kuchenart (Bayern)

Der erste Bestandteil des Wortes, Pumper, ist, wie auch schon erkannt, zu pumpern zu stellen, welches seinerseits, wie auch das ähnliche pumpeln, als klangschildernd gedeutet werden kann.

Neu bringe ich nun folgendes:

Dieser erste Bestandteil ist, wie ich aus eigener Erfahrung aus Mitteldeutschland weiß, eine scherzhafte Benennung für den Kanonier der Artillerie, den Bedienungsmann der Kanone, des Geschützes. Dieses Wort ist nichts anderes als eine scherzhafte Verballhornung, in Anlehnung wohl an das bereits vorhandene 'pumpern', des alten Bombardier (Bomber) = Bombenwerfer, was seinerseits die alte Bezeichnung für den Artilleristen darstellt. Man vergleiche den alten Fluch 'Bomben und Granaten', dazu ital. granatiere und deutsch Grenadier, sowie das bei Sanders, Wb. d. d. Spr. angeführte Beispiel aus Holtei 'das pumpert ein bißchen anders als unser schweres Geschütz' (es ist vom Gewitter die Rede).

Daß unser Wort aus Soldatenkreisen des Dreißigjährigen Krieges stammt, hat schon Moritz Heyne, D. Wb. vermutet. Bezeichnend ist das Zitat aus Logau (2, 7, 45) aus jener Zeit:

heiszt marcipan soldatenbrot? so essens nur die groszen,
der arme knecht der mag sich nur am pompernickel stoszen.

Auch 'bompurnickel, von welchem die alte deutsche landsknecht sungen' bei Schuppius ist zu erwähnen.

Man vergleiche noch 'Kommißbrot', womit eine bestimmte Art schweren dunklen Roggenbrotes, dem Pumpernickel nicht unähnlich, bezeichnet wird bzw. bis um 1920 bezeichnet wurde. Dies Wort ist enstanden aus 'Kommissionsbrot', und 'Kommiß' eine scherzhafte Bezeichnung für Militär, die Soldatenschaft, geworden.

Ich bemerke noch, daß, soviel ich weiß, schon in früheren Zeiten die Grundfarbe für die Artillerie schwarz war, nach der Farbe des Pulvers ('schwarz das Pulver, rot das Blut'). Es wäre danach sehr wahrscheinlich, daß die Bezeichnung 'Pumpernickel' nach der Farbe gewählt wurde, wobei vielleicht noch das schwere Gewicht mitbestimmend war; es bedeutete dann: schwarzer, eßbarer Gegenstand, ein schwarzes Dings; Kanonierbrot.

Schalkhausen b. Ansbach. W. Benary.

Albert Stanburrough Cook.

Die Persönlichkeit war bei Prof. Albert Stanihurst Cook die Hauptsache, und doch kam sie wenig in seinen vielen Büchern heraus, weil er sich ein strenges Ideal von Sachlichkeit angewöhnt hatte — fast ein zu puritanisches. Diese gewollte Selbstbeschränknng ist typisch für die Gelehrtengeneration, mit der er marschierte. Nur im Verhältnis zu seinen Schülern trat der Mensch Cook frei und gewinnend hervor, wenn er auf seinen Wiesen in Vermont stand, selber die Sense schwang und sich über das Behagen seiner jugendlichen Gäste freute.

Durch 74 Jahre hat sich diese Persönlichkeit ausgelebt, bis sie am 1. September 1927 ruhig entschlief. Er war ein Neuengländer, geboren in Montville, New Jersey, und britisches Geistesleben blieb seine innerste Heimat. Er studierte fünf Jahre an großen Universitäten Europas, erwarb aber seinen akademischen Grad 1872 in Ruttgers, worauf er sofort dem Lehramt sich zuwandte. Die Universität Johns Hopkins entdeckte ihn 1879, aber schon nach zwei Jahren holte ihn die Universität Kalifornien weg, und seit 1889 war er der große Anglist von Yale, New Haven, bis er sich 1921 zurückzog. Wenig äußeres Erleben; Freude an Spaziergängen, bald auf dem East Cliff, bald auf dem West Cliff, am glücklichsten aber auf seinem Landsitz in Vermont; beglückt durch gute Frauen und Kinder, vor allem aber geliebt von seinen vorgerückten Studenten, die zur Forschungsarbeit reif waren.

Fleißig hat er geschrieben; er selbst hielt wohl am meisten auf sein Buch über die Bibel in der ags. Literatur; ich gebrauche am meisten sein Nordhumbrisches Glossar; gerne gab er einzelne ags. Dichtungen heraus; am kühnsten wagte sich sein Ehrgeiz hervor, wenn er in einer Abhandlung den Dichter des Beowulf zu entdecken hoffte; am anregendsten waren seine Studien über einige der ältesten theologischen Autoren und ihre poetischen Neigungen. Poesie und zugleich Predigt, Sittenbildung, Charakterzucht, darauf stand seine Neigung; ein freundlicher Puritanismus haftete ihm an, auch wenn er ags. Kriegsverse erklärte.

Seine Hauptkraft strömte er aus in der Sammlung von Schülerarbeiten, die er als 'Yale Studies' veröffentlichte. Dies Zusammenrackern mit den jungen Leuten war das wesentlichste, was er in Deutschland gelernt hatte. Mit seinen Zöglingen ging er auch weit über die ags. Sphäre hinaus; bis tief hinab ins 18. Jahrhundert. Wie der Indianer in der englischen Literatur der Johnsonperiode sich spiegelte, oder wie Goldsmith eine feinsatirische Beschreibung Londons einem reisenden Chinesen in den Mund legte, das sind die letzten Themen, die er da behandeln ließ, und vielleicht sind diese späten Bände auch die gelungensten.

Als ich im Frühling 1906 bei ihm weilte und in Stunden ruhigen Sonnenscheins vom Toben Neuyorks ausrastete, lag ihm besonders die Gesellschaft zur Herstellung von Konkordanzen am Herzen, durch die er eine recht gründliche Ausbeutung der englischen Hauptschriftsteller vorbereiten wollte. Anbahnung künftiger Forschung: dies war sein Hauptziel bei der Leitung der englischen Abteilung in Yale, des Staatslehrerbundes von Kalifornien, der neusprachlichen Vereinigung von Amerika und wo man sonst den wohltätig energischen Mann an die Spitze stellte.

Deutsche Mitforschung sollte nicht aussterben, und manchen Dollar sandte er zu ihrer Unterstützung während der Inflationszeit in unser notleidendes Land. Dankbar haben ihn mehrere Universitäten mit dem Ehrendoktorat geschmückt, und kann man nicht eigentlich eine literarische Leistung nennen, in der seine tiefere Persönlichkeit sich völlig aussprach, so wird doch Yale den Pionier seiner wissenschaftlichen Anglistik nicht leicht vergessen.

Berlin. A. Brandl.

Die Bedeutung des ne. Ortsnamen *Arrallas*.

In einem Aufsatze über 'Cornish Place-Names' in der trefflichen, auch vom Anglisten Beachtung heischenden Zeitschrift 'Antiquity' (Vol. II, 1928,

S. 323) hat J. E. Gover soeben gezeigt, daß der heutige Ortsname *Arralles* in Cornwall, der im Mittelalter *Argant-les* 1259, *Argan-lis* D. B. lautete, mit dem auch sonst in Ortsnamen auftretenden akorn. *les*[1] 'Burg' (mkorn. *les*, nkymr. *llys*, abret. *lis*, mbret. *les*, nbret. *lez*, air. *liss*, nir. *lios*, — aus urkelt. **lisso-*, zu idg. **pl̥t-to-* oder **pl̥t-so-*[2]) und akorn. *argant-* 'Silber' (mkorn. *argans*, *arhans*, *arrans*, mkymr. *aryant*, nkymr. *arian*, abret. *argant*, nbret. *arc'hant*, air. *argat*, mir. *airget*, nir. *airgead*, agall. *argento-*, — zu idg. **arĝ-* 'glänzend, weißlich'[3]) zusammenzubringen ist. Gover fügt aber hinzu: 'The meaning of such a combination is not very clear'. Letzteres Bedenken glaube ich nun beheben zu können. Alles wird klar, wenn wir unser *Argant-* in me. *Argantles* nicht als Appellativum auffassen, sondern als Personennamen. Es ist zweifellos hier die Kurzform zu solch doppelstämmigen altkornischen Namen wie akorn. *Argant-moet* und *Argant-eilin*, die beide in den Freilassungen des Bodmin-Evangeliars (Thorpe, Diplom. S. 626 u. 624) erscheinen. Die Kurzform selber kann ich zwar nur im Altbretonischen nachweisen, wo ein Sohn des Custentin den Namen *Argant* trägt und daneben die Koseform *Argantan* als Mädchenname erscheint[4]. Wie weitverbreitet aber der Stamm im Altbritischen zur Namenbildung verwendet ist, lehren die Personennamen abret. *Argant-hael*, *Argant-ken*, *Argant-louuen*, *Argant-phitur*, *Argant-monoc*, *Iun-argant*, *Guenn-argant*[5] sowie mkymr. *Argan-hell*[6], *Argant-bacl*[7], *Aryan-rot*[8], jünger *Aran-rot*[9], *Aran-uagyl*[10], *Argan-guen*[11], jünger *Arian-wen*, *Aran-wen*[12], *Tal-aryant*[13] jünger *Tal-argan*[14] und 'kaledonisches' (d. i. piktisches?) *Argento-coxos*[15]. Danach wird man kein Bedenken zu tragen brauchen, me. *Argent-les* mit 'Schloß des [oder der] Argant' zu übersetzen. Die fürs Keltische ungewöhnliche Stellung der beiden Kompositionsglieder, nämlich die Nachsetzung des Allgemeinbegriffes, wird man aus dem hohen Alter des Namens zu erklären haben.

München. **Max Förster.**

---

[1] In altkornischer Zeit ist das Wort nur belegt in dem Ortsnamen *Lesmanaoc* BCS. 1197 (a. 967), der, wie ich schon 'Namn och Bygd' XII (1924) 42 vorgeschlagen habe, für pluralisches *Les-manaic* verschrieben scheint und nach Gover (brieflich) nicht mit Zele-Monachorum in Devonshire (so de Gray-Birch) zu identifizieren ist, sondern mit dem heutigen *Lesneague* [sprich *lesnīg*, lokal *lesnę̄g*] in St. Keverne.

[2] Walde-Pokorny, Vgl. Wörterbuch der idg. Sprachen II (1927) 99; Morris-Jones, Welsh Grammar S. 140.

[3] Walde-Pokorny I (1928) 82.

[4] J. Loth, Chrestomathie Bretonne (1890) S. 107 und 188.

[5] Ebenda.

[6] Lib. Landav. S. 75, 82, 173.

[7] So und nicht *-bad* (Rees) ist nach Kuno Meyers Kollation zu lesen Vita S. Cadoci § 65, ed. Rees, Lives of the Cambro-British Saints (1853) S. 94. Vergleiche das jüngere *Aran-vagyl*.

[8] Triaden bei Rhys u. Evans, Mabinogion (1887) S 298.

[9] Mabinogion S. 68—73, 308; Taliesin ed. Evans (Llanbedrog 1910) S. 36.

[10] Triaden S. 301.

[11] Archiv für celt. Lexicographie I 525.

[12] Ebenda S. 524.

[13] Mabinogion S. 112.

[14] Brut S. 258; Ann. Camb. a. 750.

[15] Dio Cassius 76, 16, 5.

Die Kinder des Macbeth.

Die Worte des Macduff: *He has no children* (Macbeth IV 3, 217) haben die Erklärer oft beschäftigt, da sie im Widerspruch zu einer anderen Stelle des Dramas stehen (I 7, 54 f)[1]. Goethe hat den Widerspruch auf die einleuchtendste Weise erklärt. Er sagt: Der Widerspruch 'kümmert Shakespeare nicht. Ihm kommt es auf die Kraft der jedesmaligen Rede an'. 'Diese Worte ... sind bloß rhetorischer Zwecke wegen da und wollen weiter nichts beweisen, als daß der Dichter seine Personen jedesmal das reden läßt, was eben an dieser Stelle gehörig, wirksam und gut ist, ohne sich viel und ängstlich zu bekümmern und zu kalkulieren, ob diese Worte vielleicht mit einer anderen Stelle in scheinbaren Widerspruch geraten möchten.'

Wie Macbeth das eine Mal Kinder hat, das andere Mal keine, genau so Sinon in Vergils Äneis. W. Kroll sagt darüber in seinen *Studien über die Komposition der Ännis*[2]: 'Sinon erzählt selbst, daß ihn sein Vater *primis ab annis* mit Palamedes in den Krieg gesandt habe (II 87); aber am Schluß seiner Rede, als es darauf ankommt, das Mitleid der Trojaner zu erwecken, sehnt er sich plötzlich nach den lieben Kleinen zu Hause (138). Der Fall ist typisch: in dem Bestreben, recht pathetisch zu werden, verletzt der Dichter die Wahrheit, weil ihn, den echten Zögling der Rhetorenschulen, der Augenblick so mitfortreißt, daß er alles andere darüber vergißt'[3].

Manche Widersprüche bei Vergil erklären sich daraus, daß er mehr an die Ausgestaltung der einzelnen Episode dachte als an den Zusammenhang[4].

Die auch bei Shakespeare hervortretende Absicht, die einzelne Szene so wirkungsvoll als möglich zu gestalten[5], hat man besonders stark ausgeprägt bei Sophokles[6] beobachtet. Tycho von Wilamowitz-Moellendorff betont diese Eigentümlichkeit bei dem griechischen Dramatiker. Er sagt z. B. (S. 39): 'Immer kommt es Sophokles darauf am meisten an, die momentane Situation so zu gestalten, daß alles, was sie an dramatischer Wirkung hergeben kann,

---

[1] Vgl. dazu Verf., Zu einem Beispiel von 'künstlerischer Fiktion' in Shakespeares Macbeth (Archiv 145, 213 ff.). Über Widersprüche in Dichtungen vgl. die Literaturnachweise Archiv 137, 27 ff.; außerdem: Gustav Rümelin, Reden und Aufsätze, Tübingen 1875, S. 382—387 (zu Hermann und Dorothea); Oskar Jäger, Pro domo, Reden und Aufsätze, Berlin 1894, S. 181 ff. (auch Beispiele aus Shakespeare); Niejahr und Rötteken, Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 6, 506, Z. f. vergleichende Literaturgeschichte N. F. 8, 24, Euphorion 3, 653. 4, 718, 755; neuerdings Erörterungen in GRM 10, 243. 318; 11, 313. 317; 12, 306. 310 (besonders beachtenswert sind die Ausführungen von F. Maurer 12, 306). Schriften über Vergil werden unten noch genannt. — Einige Hinweise auf Literatur verdanke ich R. Herzog in Gießen und W. Kroll in Breslau.

[2] Jahrbücher f. klass. Phil., Suppl. 27, S. 139.

[3] Vgl. auch Valentin Henselmanns, Die Widersprüche in Vergils Äneis, Diss. Würzburg 1914, S. 116.

[4] Vgl. Kroll und Henselmanns a. a. O.; außerdem Kroll, Studien zum Verständnis der römischen Literatur, Stuttgart 1924, S. 161 ff. und jetzt auch in dem Bericht über einen Vortrag 'Die Handlung des Hautontimorumenos' im *Jahresbericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur* für 1927.

[5] L. L. Schücking, Charakterprobleme bei Sh., S. 112.

[6] Die dramatische Technik des Sophokles, in *Philologische Untersuchungen*, Heft 22 (1917). Vgl. dazu Kroll im *Jahresbericht der Schles. Gesellschaft.*

zum vollen Eindruck kommt, und dabei hat er bewußt damit gerechnet, daß der Zuschauer, den er mit der gegenwärtigen Szene faßt, den hinter der Szene inzwischen geschehenen Dingen nicht weiter nachdenkt, als der Dichter will, und daß er sogar Inkongruenzen und Widersprüche auch bei auf der Bühne geschehenden Dingen nicht bemerkt und einen Mangel an Motivierung nicht empfindet, eben weil er ganz unter dem Eindruck dessen steht, was lebendig vor seinen Augen geschieht ... Bei einem Dramatiker, der noch als den einzigen Zweck seiner Stücke die Aufführung auf der Bühne im Auge haben mußte, ist es im Grunde natürlich, daß ihm die dramatische Wirkung der einzelnen Szene, der einzelnen Situation höher stand als Einheitlichkeit und Zusammenhang des Ganzen ...'

Das ist eine ähnliche 'künstlerische Fiktion', wie sie Goethe bei Shakespeare beobachtet hat.

Für Euripides hat U. von Wilamowitz-Moellendorff beiläufig darauf hingewiesen, daß die Komposition unharmonisch sei und daß die Einzelszenen nicht miteinander ausgeglichen seien[7].

W. Kroll bemerkt zu den vielen Unstimmigkeiten und Widersprüchen in des Terenz Bearbeitung von Menanders *Hautontimorumenos*[8]: 'Bei allen diesen Dingen handelt es sich ... um die Freiheit des Dichters, Nebendinge, die seine eigentlichen Absichten nichts angehen, als nebensächlich zu behandeln. Sie ist vielleicht bei den alten Dichtern etwas größer als bei den modernen, und gerade bei den Dramatikern wird der Zweck, die einzelne Szene wirkungsvoll zu gestalten ..., oft alle anderen Rücksichten zurücktreten lassen.'

Kehren wir zum Schluß zurück zu unserem Ausgangspunkt, der umstrittenen Macbeth-Stelle. In meinem Aufsatz Archiv 145, 218 ff. habe ich eine Reihe von Zuschriften von angesehenen deutschen Spielleitern über ihre Auffassung der Stelle mitgeteilt. Diesen Zeugnissen sei noch die Auffassung eines englischen Spielleiters hinzugefügt. Herr Bache Matthews, Assistant Director am Birmingham Repertory Theatre, schreibt: 'The line from Macbeth: *He has no children,* I understand to have its obvious meaning. *He* refers to *Macbeth.* Macduff, in his grief at the murder of his own children, is lamenting that he cannot avenge himself on his enemy in the same way, as Macbeth has no children to murder; or perhaps a more generous reading of the line would be that Macbeth would never understand Macduff's grief, beause he had not known the meaning of the love of children'[9].

Der englische Spielleiter sieht also in dem *he* des Satzes *He has no children* den Macbeth, genau wie fast alle deutschen Spielleiter, die Auskunft gegeben haben; er sieht in dem *he* nicht den Malcolm, wie es unter dem Eindruck der anderen, widersprechenden Stelle viele Gelehrte, besonders englische, tun. Die Schauspieler von heute fassen also — unbekümmert um den Widerspruch, den der vom Spiel ergriffene Zuschauer gar nicht wahrnimmt — die Worte ebenso auf wie die Schauspieler in Garricks Zeit, Wilks und Ryan, von denen Gervinus berichtet[10].

Breslau. Wilhelm Horn.

---

[7] Griechische Tragödien übersetzt III², 81 Anm. 1 und 93.
[8] Vgl. *Jahresbericht.*
[9] Vgl. dazu Archiv 145, 216.
[10] Vgl. Gervinus, Shakespeare ⁴ II 170.

Gandhi und Shelley, zwei Idealisten der Revolution.

Das Dasein dieser überschwenglich Begeisterten steht unter dem Bannspruch eines allgewaltigen *'in tyrannos'*, aber sie sind der Überzeugung, daß ein heiliges Geburtsrecht, ein höchstes ethisches Gut nicht durch rohe Gewalt der geballten Faust, des gezückten Schwertes zu gewinnen sei. 'Unblutige Revolution' nennen sie ihren Weg zum großen Freiheitsziel. Vor mehr als hundert Jahren stürmt der kaum zwanzigjährige Shelley an zum heiligen Kampf. (*An Address to the Irish People, 1822.*) In seiner Dichterseele schlägt der noch nicht zum Bewußtsein seiner selbst gelangte Genius unruhvoll die mächtigen Schwingen. Menschenbefreiung! Menschenerlösung von der Gewalt des Bösen durch die Gewalt des Guten! Der von seinem Idealglauben trunkene Jüngling erkennt hemmende Schranken der Wirklichkeit nicht an. In Irland schmachtet ein Volk in unwürdiger Knechtschaft und unwürdiger Verkommenheit. Es muß über seinen Zustand aufgeklärt werden. Denn kein Zweifel, ist ihnen ihre Lage erst zum Bewußtsein gekommen, so werden sie frei sein wollen, und wo der Wille, da ist der Weg. Nicht die brutalen Aufwiegler, die philosophischen und religiösen Belehrer des Volkes führen es zur Freiheit. Von der Unwiderstehlichkeit seiner Heilsbotschaft überzeugt, handelt es sich für den jungen Idealrevolutionär nur darum, sie zu verbreiten. Nichts leichter als das. Fünfzehnhundert Exemplare seiner Schrift — und kaum viel anderes — im Mantelsack, setzt er mit seiner siebzehnjährigen gleichbegeisterten Gattin über den Georgskanal, und in Dublin werfen sie vom Balkon ihrer Wohnung den Vorübergehenden die Schrift an den Kopf oder stecken sie ihnen auf der Straße heimlich zu. Das versteht Shelley unter politischer Insurrektion. Kein Partei-, kein Nationalinteresse. Einzig sein Gefühl von Mensch zu Mensch, von Bruder zu Bruder entscheidet. 'Wäre Irland von Brahminen bevölkert, so hätte mir die gleiche Empfindung den gleichen Aufruf eingegeben' (*Address*). Shelley kommt auch später niemals über diese Jugendeinstellung zur Politk hinaus. Tugend- und Freiheitsliebe sind eins. 'Der Wille zum Frieden und zum Glück der andern bestimmt den Wert — und damit das Glück — des Einzelnen. Freiheit und Glückseligkeit sind auf Tugend und Gerechtigkeit, auf hilfsbereite, opferwillige Nächstenliebe gegründet. Wer diese zerstört, vernichtet jene. Darum hasset in jedem Schurken einen Tyrannen. Sind andere schlecht, so ist dies keine Entschuldigung für euch, wenn ihr ihrem Beispiel folgt. Seid ihr von der Wahrheit eurer Sache überzeugt, so vertraut ihr. Auf keinen Fall aber wendet Gewalt an. Erniedrigt ihr euch, dieselben Waffen zu gebrauchen wie eure Gegner, so schadet ihr der Sache. Sanftmut, Ruhe, Überlegung, Geduld sei eure Losung. Durch Pflege eures Geistes dient ihr der Reform am besten. Seid weise und gut, ehe ihr frei und glücklich seid. Nicht körperlicher, moralischer Widerstand ist der wahre Weg. Drückt eurer gerechten Sache nicht den Makel ungesetzlichen Vorgehens auf.'

Dieser Aufruf an die Iren ging ganz unbemerkt vorüber, und Shelley machte keinen Versuch mehr, seine Mission als Befreier der Menschheit auf einem andern Wege als dem der Dichtung zu betätigen. Laon feuert seine Getreuen an, feindliche Waffengewalt ohne Gegenwehr über sich ergehen zu lassen, standhaft, unerschütterten Mutes auszuharren, bis ihnen die reife Frucht der Freiheit in den Schoß fällt. (*Laon and Cythna, XI.*) Laons Getreue werden Märtyrer der Freiheit. Aber das Ende ist dennoch: 'ein Volk

befreit durch Liebe'. Auch in *Julian and Maddalo* steht (V 357) der Überzeugungssatz: 'Der Dolch heilt nicht, er reißt neue Wunden'. Und im *Maskenspiel der Anarchie* (89) ruft die Freiheit, trotzdem sie als Erzengel-Michael-gleicher Genius erscheint, den Patrioten zu: 'Starken Willens steht, geballt Wie der stille dichte Wald, Kreuzt die Arme, mit dem Blick Drängt den zagen Feind zurück'. Der Weg zur Freiheit geht durch freiwilliges Leiden. Die Prometheusgestalt wächst aus dem heidnischen Trotz und Ingrimm in die christliche Überlegenheit erhabenen Duldens empor. Liebe und Leiden brechen den Widerstand des Schicksals und verhelfen der Freiheitsidee zum siegreichen Durchbruch.

Nicht unverwandt Shelleys innerstem Wesen, in dem ja neben der hellenischen ein Stück Hinduseele steckt, ist die lautere, still begeisterte Natur des Inders Gandhi, der bei seinen Jüngern 'Mahatma', die große Seele, heißt, und sich selbst 'einen praktischen Idealisten' nennt. Was bei Shelley in Poesie gebunden bleibt, versucht er ins handelnde Leben zu tragen. Er mußte in Shelley seinen theoretischen Vorläufer sehen. Ob es ihm zum Bewußtsein kam? Vom 19. zum 22. Jahr hat er in London studiert. Zwar bekennt er außer Tolstoi und der Bibel, Plato und Ruskin keine fremden Einflüsse. Doch werden wir uns häufig gerade da keines fremden Einflusses bewußt, wo wir gleichsam uns selbst wiederfinden. Zudem deuten auch die eingestandenen Einflüsse Platos und Ruskins — Träger der Geistesschicht, auf der Shelley fußt, und derjenigen, die auf ihm beruht — innere Verwandtschaft an. Gandhi und Shelley, beide bedürfnis-, fast körperlose Seelenmenschen, sind Geschöpfe einer Prägung. Alle Kreatur ziehen sie in ihre Bruderschaft. Natürlich bestehen innerhalb ihrer Wesensgleichheit Unterschiede, fast so groß wie der zwischen Gandhis zerarbeitetem, abgezehrtem Büßerantlitz voll unendlicher Ergebung und Entsagung und der von aller Erdenschwere losgelösten Schönheit des verklärten Dichterantlitzes. Aber wie jedes der beiden Gesichter auf seine Art des Gottes voll ist, so dienen diese beiden Menschen derselben Gottheit, gleichviel, ob sie sie durch das Medium der abendländischen Philosophie oder der Hindulehre sehen.

Romain Rollands schönes Buch *Mahatma Gandhi* (1922) — schön bedeutet bei diesem Dichter immer einen ethischen Gehalt — hat Gandhi dem westlichen Europa zu einer vertrauten Gestalt gemacht. Eine von Romain und Madeleine Rolland besorgte Auswahl der Aufsätze Gandhis (Einleitung von John Haynes Holmes) ist in deutscher Übersetzung im Rothapfelverlag 1924 erschienen. Neunundzwanzig Jahre lang war Gandhi der englischen Regierung erst in Südafrika, dann in Indien ein bewährter, ein tatkräftiger Helfer. Bis ihm die Einsicht kam, daß die britische Herrschaft niemals Inder als Gleichberechtigte in ihrer Mitte dulden, niemals vom Aufdrängen abendländischer Kultur ablassen würde, daß sie mithin der Entwicklung seiner Heimat nicht nur nicht förderlich, sondern abträglich sei. Denn eine Regierung dient nur dann der Allgemeinheit, wenn sie auf dem Willen und der Zustimmung des Volkes beruht. Andernfalls wird sie zum Werkzeug der Unterdrückung. Als Gandhi sich darüber klar geworden, schickt er mit einem von der 'Höflichkeit des Herzens' diktierten Briefe dem Vizekönig seine britischen Auszeichnungen zurück und kündigt seine Gefolgschaft. Er und die hundert und mehr Millionen, die hinter ihm stehen, nehmen kein britisches Staatsamt mehr an, besuchen keine englische Schule mehr, ziehen keinen englischen Gerichtshof, keinen englischen Arzt zu Rat und kaufen

keine englischen Waren. Gandhi nennt diese neue Bewegung *Non-Cooperation*. Die Regierung sieht halb scheu, halb träge eine Weile zu. Dann geschieht das Gegenteil von dem, was Gandhi bezweckt: es kommt zu überaus blutigen Zusammenstößen. Denn die *Non-Cooperation*, in der der internationale Tagore eine Lehre der Verneinung, Absonderung und Verzweiflung erblickt, sollte für Gandhi nichts als ein Durchgangsstadium zu künftiger ehrenhafter, weil freiwilliger Zusammenarbeit mit der Regierung sein und für den Augenblick der wirtschaftlichen Lage des Volkes aufhelfen, indem sie die Bestreitung aller Lebensbedürfnisse durch die heimische Hausindustrie vorsah. 'Einem arbeitslosen Volk, das Hunger leidet, darf Gott nur in Einer Form erscheinen: in der Arbeit und Zusicherung der Nahrung durch Lohn.' Es ist überraschend, daß selbst dieser ganz konkrete Satz eine Entsprechung bei Shelley hat, der auf die Frage: Was ist Freiheit? erwidert: 'Dem Arbeiter bist du das Brot, Begrüßt ihn nach des Tages Not Ein sauberes Heim, Der Tisch bereit, Den Armen bist du Herd und Kleid'. (*Maskenspiel der Anarchie* 54.)

Gandhis oberster Grundsatz bei der Durchführung der *Non-Cooperation* ist *Non-Violence*. Sie unterscheidet sich nicht wesentlich von Laons Ideal des passiven Widerstandes. Gandhi lehnt allerdings die Bezeichnung passiv hier aufs entschiedenste ab. Mit ansehen, wie Ströme Bluts durch die Regierung vergossen werden, und fest bleiben, beweist Furchtlosigkeit und Mut, höher und edler als die körperliche Nervenkraft, die jeden Hieb mit einem Gegenschlag vergilt. Der Regierung in gleicher Münze zahlen, empfindet Gandhi als Schmach für sein Volk.

'Der Tapfere geht in den Tod mit einem Lächeln auf den Lippen.' Jenes höchste Maß der Selbstzucht, das *Non-Violence* voraussetzt, ist Gipfel des Menschtums. Nichts Großes wird ohne sie vollbracht. *Violence* ist das Gesetz der Bestie, *Non-Violence* das unserer Gattung. Der Tag des Sieges wird derjenige sein, an dem das Leben des Gegners so heilig ist wie das eigene, und an dem der Machthaber keinen Widerstand mehr weckt, sondern freiwillige Ergebung — wenn auch keineswegs Ergebung in seinen Willen, wodurch der sich Ergebende ein Mitschuldiger würde. Keine Herausforderung vermag *Violence* zu rechtfertigen, denn das Wohlwollen für alles Lebende gehört zur Sittlichkeit, und der Zustand der Vollkommenheit entspricht dem der reinen Liebe. Dies fällt dem Sinne nach zusammen mit Shelleys Charakteristik des goldenen Zeitalters: 'Leben, als wäre leben und lieben eins' (*Laon and Cythna* VIII 12). Ebenso ist das Gandhische Ideal des Satyagraha dem Shelleyschen der intellektualen Schönheit verwandt. Beides sind Ideale der Ethik, Ideale höchster sittlicher Vollkommenheit, in denen aus dem Boden der Liebe, Religiosität und Makellosigkeit die Blume des Glücks sprießt. Würde in Indien die Liebe, die ein Element seiner Religionslehre ist, in Wirklichkeit betätigt, so käme Swaraj (die ersehnte *Home rule*) von selbst. So predigt Gandhi. 'Tugend ist Friede, Glück und Mitgefühl' — 'Verwehrt ist Glück jedwedem bis auf die Tugend" (*Queen Mab* III 130, V 238) sagt Shelley. Nur was aus der intellektualen Schönheit oder dem Satyagraha stammt, ist wahr, und nur das Wahre hat Bestand. Wahrheit erkennen und mitteilen erscheint diesen beiden seraphischen Menschen als erste Pflicht des Volksführers. Die erste Forderung, die sie an den Politiker stellen, ist, das nationale Leben auf diese Grundsätze aufzubauen. Für Shelley ist die Politik ein Teil der Philosophie wie die Moral. Gandhi erklärt die Wahrheit für die einzige Waffe, deren der Starke sich bedient. Gehorsam, den die Spitze

des Bajonetts erzwungen, hört auf, sobald ein innerlich frei gewordenes Volk aufhört, das Bajonett zu fürchten. Der Glaube an die unumschränkte Macht der Wahrheit wird für Gandhi wie für Shelley dadurch möglich, daß beide Optimisten sind. Shelley hält Rache, Haß, Wiedervergeltung nicht für unausrottbare Triebe im Menschen, sondern nur für schädliche Verirrungen. Gandhi erklärt Selbstsucht und Mißachtung der Tugend für die Ursache unserer Versklavung. Beide glauben an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur und darum an die Gewalt der Wahrheit über sie. Beide sind der Überzeugung, daß der Schlechte unter seiner Schlechtigkeit leide, die eine Folge der Unwissenheit sei. Darum ist Selbstreform die notwendige Voraussetzung jeder politischen Reform, wie Tugend die der Freiheit ist. Nur wer die Selbstzucht besitzt, die dem Gesetz zu gehorchen vermag, darf sich ihm widersetzen, nur wer aufbauen kann, darf zerstören. Die einzige heilbringende Revolution ist die friedliche, kein gewaltsamer Umsturz, sondern organische Entwicklung. Werdet innerlich frei, dann wird es euch an der äußerlichen Unabhängigkeit nicht fehlen. Das Selbstbestimmungsrecht, das Gandhi in seinen schlichten, nicht von Schwung, sondern von Herzenseinfalt getragenen Worten anbefiehlt, lautet in der Sprache des Dichters: 'Ihr gebet der Freiheit das Herrschergeleit, Erhebt nicht die Hände, verbündet zum Streit. Doch schützet sie, deren Kinder ihr seid!' (*An Ode*, Oktober 1819.)

Beide Propheten der Idealrevolution bleiben Rufer in der Wüste. Als Indien ein Kriegsschauplatz wird, in dem die Kämpfer für Swaraj der britischen Regiernng mit gleichen Waffen gegenüberstehen, erkennt Gandhi, daß die Zeit noch nicht erfüllt, daß sein Volk noch nicht reif ist. Fast dankbar empfängt er seine harte Verurteilung zu sechsjähriger Haft, die ihn den Vorgängen entrückt und der Verantwortung überhebt für Dinge, die er so nicht gewollt hat und an denen er sich dennoch schuld fühlt. Aber der Kerker, der seinen Leib zerbricht, stählt den Geist. In der Sammlung findet er Standhaftigkeit und neue Tatkraft, den stärkenden Glauben, daß sein Werk nicht mehr an die eigene Person gebunden ist. Drängen sich neidische Schatten zwischen Wollen und Können, Hoffnung und Erfüllung, so kommen andere nach, die die Vergangenheit an die Zukunft knüpfen. 'Und Leben sprießt aus den Toten' verkündet Shelley. (*Geschrieben bei der Nachricht von Napoleons Tode.*) Gewiß, das *Cor cordium* hätte dem Mahatma, der großen Seele, Beifall jubelnd zugejauchzt. Andererseits kann man Gandhis Tat nicht betrachten, ohne sie auf Shelley zu beziehen, eingedenk des Wortes: 'Ihre Werke folgen ihnen nach'.

Wien. Helene Richter.

On in der alten Sprache für Personalpronomen.

Es ist schon oft und von den verschiedensten Seiten über die Verwendung von frz. *on* an Stelle von Personalfürwörtern gehandelt worden. Die neuere Literatur darüber findet man bei G. Rohlfs, Volkssprachliche Einflüsse im modernen Französisch (Braunschweig 1928), S. 11, Anm. 1 zusammengestellt; hinzugefügt sei noch E. Richter im Archiv 137, 275[1], Nyrop, Études de grammaire française (Kgl. Danske Videnskaberner Selskab, Hist.-fil. Medd. IV, 5) S. 31—32; Bally, Le langage et la vie S. 51—52.

[1] Von Riedel, Probleme des Kriegsfranzösischen nicht angeführt, obgleich er doch den Aufsatz von E. Richter kennt.

Es dreht sich da einmal um *on* statt aller möglichen Personen bei Dichtern des 17. Jahrhunderts und dann um das besonders in der Volkssprache übliche *on* = *nous*, welches man auf das Bestreben zurückführt, die 'schwerfällige' 1. Pers.-Plur. des Verbums zu vermeiden.

Nirgends ist, soweit ich sehe, davon die Rede, daß die Erscheinung schon in der alten Sprache begegnet, und doch ist das der Fall. Ich habe erst seit kurzem darauf geachtet und nicht gerade viele Beispiele zur Hand, aber diese genügen, um den Gebrauch sicherzustellen. Mont.-Rayn., Rec. I, 322: *Et cele a bien chier c'o n requeuvre, Qu'a piece n'en seroit lassee,* eb. I, 325: *Se ne set coment desamordre La rien a c'o n le veut ramordre,* eb.: *Mais quant ce vient a l'anuitier Et o n le haste de couchier,* eb. I, 326: *Car cil ne set tant efforcier Que ja por ce l'oit o n plus chier.* Im ersten Beispiel kann mit *on* nur der Ehemann gemeint sein, in den weiteren Beispielen nur die zudringliche Frau, also steht *on* für *il* oder *ele.* In einem jeu-parti zwischen Sandrart Certain und Colart (Rec. gén. des jeux-partis français p. p. Långfors I, 59, V. 31—33) liest man: *Cilz par son voir puet avoir l'ueil au vent, Et li parlers moustre le sentement C'o n a el cuer,* was der Herausgeber zutreffend wiedergibt mit 'Le muet, il est vrai, profite de ses yeux, mais la parole de l'aveugle exprime le sentiment qu'il a au cœur', also *on* = Sg. *il.* Eb. I, 70, V. 8—9 heißt es: *Que ne fait elle* (sc. *Amours) amer les mesdissans, Si c'o n n'ëust point sur amans envie?* Hier kann *on* nur auf die *mesdissans* gehen, also ist *on* = Pl. *il.* Eb. I, 105: *Mais vous vauriés, je croi, c'o n se taisist, Si fesist o n çou c'o n faire vausist;* nur an die Dame kann gedacht sein, also *on* = *ele.* In dem Fablel 'Du vilain qui conquist le paradis' sagt der Bauer zu Petrus in der Berliner Hs. V. 38—39: *Quant h o n traï nostre seigneur, Mout fu petite vostre foiz,* s. Sechs altfrz. Fablels ed. Rohlfs S. 30. Ebenso schreibt auch die Hs. A, s. Mont.-Rayn., Rec. III, 396 zu V. 30 (im Text sind die Herausgeber einer anderen Hs. gefolgt). Gemeint ist mit dem *hon* zweifellos Petrus, also bezieht es sich auf die angeredete Person, und *hon* steht für *tu* oder *vous.*

Für das Provenzalische habe ich auf die Sache nicht geachtet, doch möchte ich auf eine Stelle hinweisen, welche in einem vom Codex Campori überlieferten und dort dem Mönch von Montaudon zugeschriebenen Gedicht steht. Appel hat dieses Gedicht in der Zs. f. frz. Spr. 43², 140 zurechtgemacht vorgelegt, und nach ihm lauten V. 51—52: *Q'o m los precs non sabra ges, si ja·m faitz semblan que·us pes.* In der zweiten Zeile weist die Hs. *si nom f.* auf, aber damit erhält man keinen Sinn; Appel hat daher mit Recht geändert — die Hs. ist bekanntlich flüchtig geschrieben — und versteht offenbar: 'Ihr werdet von den Bitten nichts erfahren (d. h. ich werde sie gar nicht aussprechen), wenn Ihr mir den Eindruck macht, daß es Euch leid sein mag (nämlich, daß Bitten Euch nicht genehm sind).' Dies befriedigt, und dann steht *om* für das Pronomen der angeredeten Person.

Unter den oben angeführten Beispielen befindet sich keines von *on* = 1. P. Sg. oder Pl., aber natürlich folgt daraus nicht, daß sie nicht anzutreffen sein mögen; man könnte z. B. Mont.-Rayn. IV, 204, V. 8 von oben das *menton* als *ment on* deuten, und dann hätten wir ein Beispiel für *on* = *je,* doch s. Archiv 145, 302 zu V. 955.

Unwillkürlich fragt man sich nun, ob denn bei den altfranzösischen Belegen eine Stilnuance anzuerkennen sei, also doch wohl ein bewußt angewandtes Stilmittel, wie man es gewiß mit Recht bei den Stellen annimmt,

welche Nyrop, Étude syntax. sur le pron. indéf. *on* S. 175 aus Mme de Sévigné, Racine, Regnard beigebracht hat, denen Spitzer, Aufsätze der roman. Syntax und Stilistik S. 153 weitere aus Molière angeschlossen hat (nach Livet), und die ich noch um drei aus André Chénier vermehren möchte: *Si le sort ennemi m'assiège et m e désole, O n pleure* (ed. Dimoff III, 153, V. 40—1). *Si les destins deux fois nous* permettaient la vie..., *On* irait d'une vie âpre et laborieuse vers l'autre vie au moins pure et voluptueuse (III, 133 bis 134, V. 10 ff.). *Ah! des pleurs! des regrets! lisez, amis. C'est elle. On m'outrage, o n me chasse et puis o n me rappelle* (III, 69, V. 1—2). Oder aber haben die altfranzösischen Dichter, deren Sprache ja der gesprochenen viel näher steht, als später die neufranzösische Schriftsprache der familiären Redeweise, jenes *on* nicht vielleicht aus der Umgangssprache herübergenommen? Der Umstand, daß die angezogenen Stellen alle aus Fablels oder Jeux-partis stammen, könnte für letzteres zu sprechen scheinen. Doch, wie dem auch sei, jedenfalls ist es gut, erst einmal weitere Umschau zu halten und eine Erscheinung durch möglichst viele Sprach- und Kulturperioden zu verfolgen, ehe man zur Synthese schreitet. Auch in stilistischen Fragen ist eine ausgedehnte historische Betrachtung, die freilich Zeit kostet, erforderlich, denn ohne diese bewegen sich Versuche einer psychologischen Deutung meistens auf zu schwankem Boden, und ohne diese lassen sich peinliche Einzelirrtümer schwer vermeiden, so wenn Voßler, Aufsätze zur Sprachphilosophie S. 192, meint, der 'Qualitätsgenitiv' wäre dem Mittelalter fremd gewesen, während doch *Ganite de beltez* = 'die schöne Ganite' so oft schon im Folque de Candie vorkommt (II, 302, V. 405; 331, V. 1362 und noch an sechs anderen Stellen[1], also schon geradeso wie die Impressionisten vor kurzem *jardin de beauté* sagten (E. Richter im Archiv 137, 355); oder wenn Voßler ebenda den Genitiv als 'Ausdruck eines absoluten Superlativs'[2] im Mittelalter als auf biblisches Denken beschränkt geblieben ansieht, während doch schon im provenzalischen Pseudo-Turpin *coms dels comtes*[3] steht (Zs. XIV, 507, Z. 29) und ein aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts stammendes altfranzösisches Denkmal sich als *roman des romans* bezeichnet, s. Archiv 147, 314; oder wenn Spitzer, Aufsätze S. 329, in dem Abschnitt, den er 'Die syntaktischen Errungenschaften der französischen Symbolisten' betitelt und unter der Abteilung, die er 'Die Poetisierung der Nominal- und Verbalformen' überschreibt, von der Erscheinung des 'proleptischen Prädikats' spricht, als ob diese nicht schon bei den Romantikern begegnete (s. Nyrop, Gram. hist. IV, 205 Rem.), nicht auch schon bei Racine und massenhaft bei André Chénier, vgl. Archiv 145, 321.

Jena. O. Schultz-Gora.

---

[1] Vgl. auch *Ayglente de beltez* eb. S. 341, V. 1771.

[2] Diese Bezeichnung, die Voßler gebraucht, ist nicht gut, denn der Genitiv ist nicht das Charakteristische dieser der Antike wohlbekannten Stilfigur, sondern der Nachdruck liegt auf dem regierenden Substantiv, indem der Träger desselben aus einer Anzahl von Wesen, die der sprachliche Ausdruck als gleichartig mit dem ersteren hinstellt, durch die Betonung herausgehoben wird. Ich hatte daher in Zs. XIV, 478 den Terminus 'Prägnanz' vorgeschlagen, aber er befriedigt auch nicht recht, weil er ja auch sonst von einem Worte gebraucht wird, zu dem kein Genitiv gehört; vielleicht sagt man am besten 'superlativische Prägnanz'.

[3] Es ist zu beachten, daß die lateinische Vorlage hier nichts Entsprechendes zeigt.

Neuerscheinungen zum Briefwechsel der Frau von Staël.

Man ist in jüngster Zeit in Frankreich sehr bemüht, einer längst versäumten Pflicht endlich nachzukommen: Archive und Privatsammlungen öffnen sich bereitwilliger als bisher, um aus ihren Beständen den leider nur sehr unvollständig erhaltenen Briefwechsel der geistreichsten Frau der napoleonischen Epoche und der erbittertsten Gegnerin des großen Korsen freizugeben. Es ist ja hinlänglich bekannt, daß gerade die Briefe der Frau von Staël, jene im Moment hingeworfenen Improvisationen, die immer irgendeine geistreiche Wendung oder eine aus dem Herzen kommende Gefühlswallung enthalten, mehr als die Werke dieser so oft von Zeitgenossen und Nachfahren mißverstandenen Frau einen Einblick in ihre eigentümliche Geistesart geben. Man ist aber trotzdem immer wieder erstaunt über die Spannweite und köstliche Frische dieses Geistes und versteht bei jedem Brief von neuem, wie diese 'Corinne' ihrer Umgebung als ein '*tourbillon*' erscheinen mußte; was Chênedollé von ihrer Konversation sagte: '*elle vous entraînait, elle vous forçait à rouler dans son orbite*', das gilt auch von ihren Briefen, und Frau von Staël wußte das selbst am besten: '*la correspondance pour moi est vive comme la parole*'.

Da unterhält die Dreißigjährige einen Briefwechsel mit einem schwindsüchtigen jungen Adligen, François de Pange, dem ehemaligen Freund André Chéniers[1]. Sie liebt diesen schon dem Tode geweihten Mann mit der ganzen leidenschaftlichen Kraft ihrer 'Feuerseele'. '*Sentir la vie goutte à goutte est trop pénible pour moi*' gesteht sie, und so verschwendet sie denn ihr Gefühl in vollen Strömen. Das Auf und Ab ihrer Stimmungen, die schreckhafte Unruhe ihres liebenden Herzens, die Melancholie ihres Liebesleids mit allem möglichen Beiwerk à la Rousseau (Ossianlektüre, Weisen von Paësiello; der Geliebte heiratet zum Schluß eine andere) und daneben die hell aufleuchtenden Geistesblitze und die divinatorische Schau eigenen Wesens geben diesem Briefwechsel aus den Jahren 1795/96 den reizvollen Zauber echter Liebesbriefe und stellen Frau von Staël unmittelbar neben die großen Vertreter dieser Gattung in der Weltliteratur.

Literarisch wertvoller freilich als diese menschlich interessanten Dokumente ist die Korrespondenz, die sie mit dem Schauspieler Talma führte[2]. Die acht jetzt bekannten Briefe an Talma stammen aus den Jahren 1808 bis 1810 und zeigen Frau von Staël als begeisterte Verehrerin der Talmaschen Schauspielkunst. Als Schülerin der gefeierten Tragödin Mlle Clairon konnte sie mit Recht von sich behaupten, daß ihre Bewunderung auf Kenntnis und Studium gegründet sei, und Talma hat ihr offen eingestanden, wieviel Anregung er ihr verdankt: '*Je sens que vous m'entendez si bien, Madame,*' schrieb er ihr einmal als Antwort auf einen ihrer geistreichen Briefe, '*que je brûle de vous faire part de toutes mes réflexions, de toutes mes idées, d'en puiser de nouvelles dans vos entretiens; et sans doute cette imagination si vive dont vous a douée la nature ranimerait encore la mienne qui, un peu refroidie, a maintenant abandonné presqu'au seul calcul tous les effets de cet art charmant.*' Man braucht nur den Brief vom

[1] Siehe Comtesse Jean de Pange, Madame de Staël et François de Pange (Lettres et documents inédits). Paris, Plon, 1925.

[2] Talma, Correspondance avec Madame de Staël. Editions Montaigne, Paris 1928.



1. September 1809[1] zu lesen, wo Frau von Staël dem Schauspieler rät, die Rolle des Orosman in Voltaires 'Zaïre' zu spielen, um zu spüren, daß die geniale Frau dem genialen Schauspieler mancherlei zu sagen hatte: '*Jouez Orosmane à Rouen, ce printemps, j'irai vous entendre et je vous dirai si vous avez pu mettre dans ce rôle des accents d'Othello et de Tancrède tout à la fois; un mélange d'amour oriental et de chevalerie française se trouve dans ce Turc. Je vous l'ai vu jouer il y a dix ans, j'ai cru que le rôle ne vous plaisait pas, que vous n'en aviez pas encore senti le naturel. Y en a-t-il, en effet, dans tout le rôle ou seulement dans quelques morceaux? J'ai joué "Zaïre", j'ai été profondément émue non pas du fameux mot "Zaïre, vous pleurez!" Ce mot-là est un coup de théâtre, mais, lorsqu'il se jette à genoux, et qu'il lui dit:*

> *Qui, moi? Que sur mon trône une autre fût placée!*
> *Va, je n'en eus jamais la fatale pensée.*

Tous les vers qui suivent ceux-là, sont d'un admirable abandon. Venez l'essayer à Rouen, venez. Malgré mon admiration ou plutôt à cause même de cette admiration, je vous juge avec une incroyable justice, et je vous dirais, si vous étiez un peu moins que sublime, qu'il ne faut pas jouer ce rôle-là.'

In demselben Brief findet sich eine Stelle, die in ihrer engen Verquickung von Natur- und Kunsteindrücken in den Briefen der Staël sonst kaum begegnet und deshalb herausgehoben zu werden verdient: '*En regardant ce beau lac qui est là sous mes fenêtres, ce ciel étoilé qui s'y réfléchit, ces montagnes encore couvertes de neige qui, le soir, ont l'air d'un grand fantôme de la nature, je pense à vos accents dans Hamlet, à ce regard qui crée, à lui seul, une apparition merveilleuse, et je m'afflige du sort qui nous sépare de vous...*'

In einen der tragischsten Abschnitte aus dem Leben der Frau von Staël führt der Briefwechsel mit Benjamin Constant ein[2]. Besser als Constants

---

[1] Leider hat der Herausgeber (Guy de la Batut) die Ergänzung der oft fehlenden Daten dieser Briefe mit durchaus unzulänglichen Mitteln versucht und deshalb fast immer daneben gegriffen. Ich verbessere: Brief '*mars 1807*' ist vom '*Juli 1808*'; Brief '*Chaumont, le 11 août 1809*' muß die Jahreszahl '*1810*' bekommen; Brief '*12 mai 1810*' ist aus '*Chaumont*' geschrieben; der undatierte Brief S. 37 ist '*Anfang Mai 1810*' abgefaßt; Brief '*Coppet, le 1er septembre 1811*' muß die Jahreszahl '*1809*' erhalten. Wie kommt der Brief '*Lyon, 4 juillet 1809*' zu seinem Datum? Regnault de Warin, der diesen Brief erstmalig herausgab ('*Esprit de Madame la Baronne de Staël-Holstein*' Bd. 2, Paris 1818, S. 390 f.), setzt nur '*Juillet 1809*' darüber. Der Brief '*Lyon, le 8 juillet 1809*' trägt bei Regnault de Warin, a. a. O. S. 391 ff. übrigens das Datum '*Lyon, le 5 juillet 1809*'; welches Datum steht nun eigentlich im Original?

[2] Lettres de Madame de Staël à Benjamin Constant, publiées par Mme la Baronne de Nolde. Kra, Paris 1928. Diese Briefe lagen bereits in einer — allerdings schwer zugänglichen — englischen Übersetzung vor und werden nun erstmalig im Original bekannt. Leider haben sich die von Strodtmann, Dichterprofile, Stuttgart 1879, Bd. 2, S. 3—42 benutzten 12 Brieforiginale außer einem einzigen nicht mehr auffinden lassen, so daß sie der Vollständigkeit halber von Nolde in französischer Rückübersetzung, die — wie ich durch Vergleichung mit dem Strodtmannschen Text festgestellt habe — nicht immer zutreffend ist, geboten werden mußten; die Originale

Roman 'Adolphe' oder sein haßerfülltes 'Journal intime' lassen diese Briefe aus den Jahren 1813 bis 1816, die einzigen erhaltenen Bruchstücke einer Korrespondenz, deren Verlust man nicht genug beklagen kann, erkennen, wie stark die Bindungen zwischen 'Elle et Lui' waren; gerade an der Leidenschaftlichkeit der Klagen und Anklagen, an der wilden Zerrissenheit des Schmerzes, an dem angsterfüllten Aufschrei der Mutter, die für ihr Kind fürchtet, an der Heftigkeit des Zwiespaltes zwischen der Liebe zum Manne und der Liebe zum Kinde läßt sich die Tiefe ihrer Neigung messen. *'Se peut-il qu'un tel homme ait méprisé une telle affection et qu'une telle femme n'ait pas su se faire aimer, quand elle aimait du plus profond de son être?'*, das ist nach ihren eigenen Worten die große Enttäuschung ihres Lebens. Wohl kaum findet verschmähte Liebe je herzergreifendere Töne als in diesen Briefen.

Nur selten sind die Briefe der Frau von Staël ganz frei von Politik. Die von Turquan[1] mitgeteilte Korrespondenz mit Barras (drei Briefe aus dem Jahre 1798) und dessen Patenkind Alexandre Rousselin de Saint-Albin (fünf Briefe aus dem Jahre 1807) werfen ein interessantes Licht auf die Stellung der Frau von Staël zu Napoleon. Wenn sie auch nichts wesentlich Neues zu dem Thema beibringen, so zeigen sie doch deutlich, wie aus der anfänglichen Bewunderin des siegreichen Bonaparte, der ihr als Mann der Tat allein befähigt zu sein schien, seinem Volke die durch die Revolution errungene Freiheit zu bewahren, allmählich die 'große Intrigantin', die resolute Gegnerin des Despoten Napoleon wird, dem seinerseits der republikanische Liberalismus der Tochter Neckers verhaßt war.

Welche Mittel kleinlichster Verfolgung und Bespitzelung Napoleon in dem Kampfe gegen die tapfere Frau anwandte, wissen wir aus Paul Gautiers bekannter Studie. Neuerdings widmet Jean Mistler einer Episode aus der fast zwanzigjährigen erbitterten Gegnerschaft eine eingehende Würdigung, in der er, auf gründlichen archivalischen Studien fußend, die aus Frankreich Verbannte ins Exil begleitet und vor allem ihren mehrmaligen Aufenthalt in Österreich (1808 und 1812) schildert[2]. Wenn auch die Beziehungen der Frau von Staël zu Österreich für die Bildung ihrer politischen und literarischen Anschauungen nicht annähernd die Bedeutung hatten wie ihre Beziehungen zu Deutschland, so bleiben sie doch wertvoll wegen einiger persönlicher Bekanntschaften, die Frau von Staël in Wien machte. Unter ihnen ragte der jugendliche Graf O'Donnell besonders hervor. Die Briefe und Billette, die die Französin an den österreichischen Offizier schrieb, den sie liebte, bilden den lebendigen Hintergrund des farbenprächtigen Gemäldes, das Mistler von der österreichischen Hauptstadt zu Beginn des 19. Jahrhunderts entwirft. Sie sind getragen von dem gleichen starken Gefühlsleben und der gleichen seelischen Haltung wie die Briefe an De Pange und Benjamin Constant, und deshalb kann der Herausgeber

---

der übrigen Briefe an Constant (es sind einige zwanzig) befinden sich in dem Familienarchiv des Schlosses Groß-Schwülper, im Besitze des Barons von Mahrenholz.

[1] Joseph Turquan, Madame de Staël, sa vie amoureuse, politique et mondaine. Paris 1926. S. 166—68, 170, 173, 230 f., 233 f., 237, 238 f., 240. Im übrigen ist dieses Buch so gut wie wertlos.

[2] Jean Mistler, Madame de Staël et Maurice O'Donnell (1805—1817). Paris, Calmann-Levy, 1926.



mit Recht von ihnen sagen: '*Certaines pages de ses lettres sont aussi belles que la correspondance de mademoiselle de Lespinasse, aussi émouvantes que si elles avaient été écrites d'hier, et elles nous aident à comprendre comment les romans de madame de Staël ont pu faire verser des larmes, il y a cent ans.*'

Nachtrag: Eine Übersicht über die Neuerscheinungen zum Briefwechsel der Frau von Staël darf nicht unerwähnt lassen, daß die in der 'Revue des Deux Mondes' 1913, Bd. 13 und 14 und 1914, Bd. 21 veröffentlichten Briefe an ihren Vater jetzt in zwei Bänden unter dem Titel 'Comte d'Haussonville, Madame de Staël et M. Necker, Paris 1925, und Madame de Staël et l'Allemagne, Paris 1928' gesammelt vorliegen.

Ilmenau. Alfred Götze.

Eugène Ritter †.

Am 3. Juli d. J. ist im Alter von 92 Jahren der in den Kreisen der Romanisten hochgeschätzte Rousseauforscher in seiner Vaterstadt Genf gestorben. Da ich wohl einer seiner ältesten Schüler bin — ich hörte im Wintersemester 1876/77 bei ihm und verkehrte viel in seinem gastlichen Hause — und mich dann eine halbjahrhundertlange Freundschaft in regem Briefwechsel mit ihm verband, so durfte ich ihm zu seinem 89. Geburtstage am 9. November 1924 in dem 'Archiv' ein Gedenkblatt widmen. Auf dieses erlaube ich mir die Leser des Archivs zu verweisen. Mein Nachruf braucht daher nur kurz zu sein. Hinzufügen möchte ich aber noch, daß, trotzdem ihm in den letzten Jahren Altersbeschwerden nicht erspart geblieben sind, die Feder dem unermüdlichen Gelehrten erst kurz vor seinem Tode entsunken ist. In einem Briefe aus dem Januar dieses Jahres sorgt er sich um die Korrekturbogen einer längeren Arbeit für die Revue d'histoire littéraire de la France und für einige Aufsätze für die Académie des sciences morales. Humorvoll fügt er hinzu: gare aux fautes d'impression! kämen die Bogen erst nach seinem Tode heraus.

Sein letzter Brief an mich ist vom 29. März. Ich hatte ihm in meinem Brief meine ernsten Sorgen wegen des Wiederaufstiegs unseres Vaterlandes mitgeteilt. In zarter Weise schreibt er, der nicht nur die deutschen Arbeiten auf dem Gebiete der romanischen Sprachen und Literaturen hochschätzte, sondern auch ein Verehrer unserer Klassiker war — die Büsten Goethes und Schillers standen auf dem Sims seines Kamins —: Je vous félicite de vivre sous la présidence du maréchal Hindenburg; il a plus de prestige que M. Gaston Doumergue, lequel (par paranthèse) est le premier président protestant qui ait occupé en France le poste souverain. Man ersieht daraus, wie Ritter, dessen umfassende Lebensarbeit der Sprache und Literatur Frankreichs gegolten hat, doch den deutschen Idealismus verstanden und gewürdigt hat, der das Volk dahin geführt hat, sich die ehrfurchtgebietende Persönlichkeit Hindenburgs zum Führer in schwerer Zeit zu wählen. So werden wir deutschen Romanisten dem trefflichen Genfer Nestor ein ehrendes Gedächtnis bewahren; wer ihm, wie ich, persönlich nahegestanden hat, wird ihn auch als Menschen so einschätzen, wie sein Kollege von der Genfer Universität, Bernard Bouvier, getan: le maître patient, fidèle et désinteressé, le guide si bienveillant à tous ceux qui explorent la vie de Jean-Jacques.

Hannover. Otto Lohmann.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

G. Ellinger, Angelus Silesius, ein Lebensbild. Breslau, Korn, 1927. XII, 260 S. und 6 Bilder.

Es darf ein Gefühl hoher Genugtuung für den Verfasser sein, daß er seiner bisher schon ertragreichen Beschäftigung mit dem schlesischen Dichter durch diese ausführliche Biographie die Krone aufsetzen darf. Der Sänger des *Mir nach, spricht Christus, unser Held,* der 'cherubinische Wandersmann', ist eine der Gestalten unseres 17. Jahrhunderts, die nicht bloß im engen Kreise der Germanisten lebendig geblieben sind; schon jene bekannte Episode des *Grünen Heinrich* sorgt dafür, daß ihm immer neue Leser zugeführt werden, und wer sich einmal von der innigen Glut, dem mystischen Tiefsinn der besten seiner Verse hat ergreifen lassen, der wird für das Bild des Mannes, für die Schilderung seiner Erdentage dankbar sein; Verse, die wie diese ein Ausdruck persönlichen Erlebens der Gottheit sind, rufen den Wunsch hervor, auch ihren Schöpfer kennenzulernen.

Und wie verhältnismäßig wenig, von den äußeren Daten der Laufbahn abgesehen, wußten wir doch von der inneren Geschichte des Dichters, von dem Wege, der den Arzt unter die Poeten führte, den alle Lehren und Dogmen gegenüber dem Erleben Gottes gleichgültig schätzenden Mystiker zum eifervollen Katholiken, zum Verfechter des cogite intrare machte. Es ist Ellinger gelungen, eine beträchtliche Menge Unbekanntes zur Jugendgeschichte Schefflers, zu seiner Studienzeit, zu seinen Beziehungen zu den schlesischen Mystikern und zu seinem Übertritt beizubringen; er hat es ferner verstanden, bisher Bekanntes ins rechte Licht zu rücken und für die Darstellung der geistigen Entwicklung auszunutzen: so ist er dahin gelangt, ein in sich abgerundetes, fesselndes Bild einer außergewöhnlichen Persönlichkeit zu geben, uns zum Verständnis des von seiner Zeit in Gunst und Haß umstrittenen, der Nachwelt rätselhaft gewordenen Mannes so nahe heranzuführen, wie das vorläufig eben möglich ist.

Gewiß geht das nicht ohne Ausdeutung, ohne Ergänzung der gegebenen Nachrichten in der Richtung der größten Wahrscheinlichkeit. Wäre darauf verzichtet worden, so hätte das einen Verzicht auf das Ziel, ein Bild des inneren und äußeren Lebens zu geben, bedeutet. Der Forscher kann sich wohl damit begnügen, gesicherte Daten aneinanderzureihen; ist er zugleich Darsteller, so ist es sein Recht wie seine Pflicht, auch seine Schlüsse aus dem Material zu ziehen; schließlich wird es nicht zuletzt darum mühsam aufgestöbert, um solche Schlüsse möglich zu machen. Jedenfalls läßt der Verf. nirgends über den Grad im unklaren, in dem seine Ausführungen gesichert sind, die Anmerkungen im Anhang ermöglichen überall die Nachprüfung, und die gebotene Vorsicht bei der Ausdeutung wird nirgends außer acht gelassen. So ergibt sich aus dem Zusammenklang von lebens-, kultur- und literaturgeschichtlicher Forschung ein in seinem Aufbau übersichtliches, überall fesselndes Buch, ein Zeugnis der ausgebreiteten Kenntnis, des sicheren Urteils, der feinen dichterischen Nachempfindung des Verfassers.

Daß freilich das Rätsel dieser inneren Entwicklung nicht bis aufs letzte gelöst ist, vielleicht nicht gelöst werden kann, weiß Ellinger selbst. Wie war es möglich, daß dieser Mann, der eines Czepko Lehren in sich aufgenommen und im *Cherubinischen Wandersmann* in seiner Weise neugeformt hatte, er, der Freund des milden Frankenberg, der Verehrer Jakob Böhmes und Valentin Weigels, nicht nur Katholik wurde — dafür liegt der zureichende Grund in dem Raum, den der Katholizismus der Mystik gewährte — sondern sich in einen Rufer im Streit, einen Kämpen der

ecclesia militans wandelte, der gerade die Formen und Formeln, die ihm früher gleichgültig, ja verächtlich waren, widerstrebenden Gemütern aufzwingen wollte? Ellinger führt das S. 167 auf die Gewalt der festgefügten Gemeinschaft über die Einzelpersönlichkeit zurück, wozu dann noch der dem Konvertiten gewiß naheliegende Wunsch kam, sich als getreuer Sohn der Kirche zu erweisen. Aber andererseits hatte der Mann, der dreißig Jahre später seine Heimat unter den 'Stillen im Lande' gesucht und gefunden hätte (S. 86), sich bei seinem Übertritt doch wohl ein friedlicheres Zukunftsbild ausgemalt! Hier ist ein Punkt, wo man bei der Deutung der Tatsachen vielleicht etwas weiter gehen kann als Ellinger. Allerdings läßt sich (S. 163) nicht feststellen, wieweit Sebastian von Rostock, der Weihbischof, spätere Fürstbischof von Breslau, diese Entwicklung gefördert hat. Aber Scheffler war bei aller Entschiedenheit, mit der er eine einmal eingeschlagene Richtung verfolgte, an den Wendepunkten seines Schicksals leicht beeinflußbar: er erscheint stets im Gefolge eines andern, ist doch selbst seine Dichtung, wie Ellinger zeigt, die freilich durchaus sein eigen gewordene Wiedergabe empfangener Gedanken. Ist da nicht der Schluß erlaubt, daß gerade die Wirkung solch geschlossener, auf das eine Ziel der ecclesia militans gerichteter Persönlichkeiten, wie es Sebastian von Rostock und später Abt Bernhard Rosa waren, Scheffler in ihren Bann schlug? Einst waren Czepko und Frankenberg die Vorbilder gewesen, an ihre Stelle trat nun der Kirchenfürst, der nur ein Ziel, die Rekatholisierung Schlesiens, kannte. So machten Schefflers Anlehnungs- und Anpassungsbedürfnis (S. 221), seine Neigung, jeden neu erfaßten Standpunkt rücksichtslos zu vertreten, ihn zum eifervollen Werkzeug der Gegenreformation.

Im Anschluß daran erhebt sich die Frage, wie es möglich geworden sei, daß der Vorkämpfer der Rechtgläubigkeit die zweite Ausgabe seiner '*Geistreichen Sinn- und Schlußreime*' von 1674, die Ausgabe, welche den berühmten Titel 'Der cherubinische Wandersmann' trägt, zwar um ein letztes, unzweifelhaft katholisch-kirchliches Buch vermehrte, aber die pantheistischen Verse der vorangehenden Bücher ruhig abermals in die Welt ausgehen ließ. Genügte ihm, daß die erste Ausgabe mit kirchlicher Billigung erschienen war? Zweifellos war er so der äußeren Verantwortung los und ledig; konnte er sich innerlich aber damit zufrieden geben, 'die offensichtlichen Kühnheiten ... im katholischen Sinn umzubiegen', wie er das schon in der Vorrede vom Juni 1656 getan hatte? Darüber, wie jene kirchliche Approbation zustande kam, sagt Ellinger S. 138 alles, was gesagt werden kann, und auch Scheffler selbst wird nicht blind gewesen sein. Half er sich durch den Glauben an eine Art Wunder aus dem Zwiespalt? Er konnte vielleicht meinen, daß er in jenen mit der katholischen Mystik nicht verträglichen, einst von ihm selbst doch wohl als schlechtweg ketzerisch empfundenen Sprüchen ohne sein Wissen und Wollen Anschauungen ausgedrückt habe, die sich bei weitherziger Auslegung dennoch dem Dogma fügten. Dazu kam dann die Liebe des Künstlers zum eigenen Werk: sie machte ihn nur geneigter, sich mit solchem credo quia absurdum, seiner Bestätigung durch die kirchlich amtliche Billigung zufrieden zu geben.

Darf ein Wunsch noch ausgesprochen werden, so bezieht er sich auf das Nachleben Schefflers. Ellinger gibt S. 123—133 gründliche Auskunft über die Schicksale des *Cherubinischen Wandersmannes* bei der Nachwelt; recht knapp ist dagegen, was auf S. 157 über die Rolle gesagt wird, welche die Lieder der *Heiligen Seelenlust* in den Gesangbüchern bis auf unsere Tage spielen. Wie kam es, daß diese Gedichte eines Konvertiten überhaupt Aufnahme fanden, in welchem Umfange geschah es, wurden einige und welche im Laufe der Zeit ausgeschieden oder neu eingeführt? Vielleicht hätte es sich doch gelohnt, diese Fragen zu streifen, mag ihre ausführliche Erörterung auch mehr in die Geschichte des Kirchenliedes gehören als in die Biographie

Schefflers. Aber wer in deren engem Rahmen so viel gibt, wird es verstehen, wenn der so reich angeregte Leser zum Dank noch mehr haben will!

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

E. Castle, In Goethes Geist. Vorträge und Aufsätze. Wien, Österreichischer Bundesverlag, 1926. XVI, 415 S. 13 M., geb. 15 M.

Der Titel, unter welchem der Wiener Gelehrte eine Reihe bisher verstreuter und teilweise schwer zugänglicher Aufsätze, wesentlich aus den Jahren 1904—1924, in einem stattlichen, vorzüglich ausgestatteten Bande sammelt, bezieht sich zunächst auf das Stoffgebiet: Goethe steht im Mittelpunkt, neben ihn treten die ihm geistig Verbundenen, die Großen mit Winckelmann, Herder, Schiller, und dazu auch der eine und andere Kleine aus seinem Gefolge wie Michael Beer und der Wiener Max Löwenthal. Zu Beginn steht ein Aufsatz *Deutsche Größe*, der das Erwachen deutschen Nationalgefühls in unserer Dichtung mit Schillers Gedichtentwurf als Mittelstück und Goethes Haltung als Schluß behandelt; ein Vortrag von 1911, *Goethes Bildungsideal und das moderne Gymnasium*, ist sinnvoll ans Ende gesetzt. Aber der Titel darf noch in einem andern Sinne gelten: Castle behandelt seine Probleme so, wie sie Goethe angesehen haben wollte. Ur- und Vorbildern spürt er höchstens dort nach, wo der Dichter, mindestens ursprünglich, selbst wünschte, daß die Betreffenden sich erkennen sollten (wie im Falle des *Pater Brey*) oder wo ihre Erörterung notwendig ist, um darzutun, wie das Studium der Umwelt des Dichters die Aufmerksamkeit von seiner inneren Welt nicht ablenken dürfe (*Stella*). Etwas anderes ist es natürlich, wenn eine Arbeit dem *theatergeschichtlichen und autobiographischen Gehalt der Theatralischen Sendung* gilt; aber Versuche, die Stadt von Goethes bürgerlichem Epos irgendwo in deutschen Landen festzustellen oder Dorothea mit Lili, Hermann mit dem Dichter selbst gleichzusetzen, werden mit Recht abgelehnt, weil derartiges, selbst mit besserem Erfolge durchgeführt, die Erkenntnis kaum, den Genuß gar nicht fördern würde. Freilich gibt es da immer Grenzfälle; von zweien (*Satyros* und *Stella*) soll unten noch die Rede sein.

Ein beherrschender Grundsatz Castles bei seiner Arbeit ist, daß der Erklärer nicht klüger als der Dichter sein solle. Zunächst heißt es, dessen eigenen Äußerungen über sein Werk zu trauen: wenn Goethe (allerdings 1832) aussagte, daß die Konzeption des *Faust* bei ihm 'jugendlich von vorne herein klar' gelegen habe, wenn er viel früher der 'unerlaubten Sorgfalt' gedachte, mit der er am *Tasso* gearbeitet habe, dann muß die Frage nach *Plan und Einheit in der ersten Konzeption des Faust*, nach *Gott und Teufel in Goethes Faust*, dann müssen *Tasso-Probleme* im Sinne solcher Auskünfte behandelt werden; es gilt, im Hinblick auf sie das Kunstwerk offenen Sinnes zu studieren, es gilt sich klarzumachen, welche 'Urerlebnisse, Uranschauungen, Urtypen, Urformen, Haupt- und Grundmaximen' in ihm Ausdruck gewinnen; wer dann die dichterische Behandlung in anderen Werken heranzieht, wer Goethe wirklich kennt und sich aus solcher Kenntnis an gelegentliche Äußerungen erinnert, die in anderem Zusammenhang stehen, aber seine Meinung zu den in Rede stehenden Fragen beleuchten, der wird manch Rätsel lösen können, und zwar 'in Goethes Geist'.

In der Tat führt Castles Art zu schönen Erfolgen, besonders wenn er sie auf Werke anwendet, die nicht zum Abschluß gediehen sind. Er erhellt die *Entstehungsgeschichte von Schillers Demetrius* und *Goethes Plan zu Schillers Totenfeier* (wobei ein Wort der Frage hätte gelten sollen, wieso Zelter, der doch von Goethe mündlich nähere Auskünfte erhalten hatte, anscheinend die dem 'Vaterland' zuerteilte Rolle mißverstehen oder vergessen konnte — vgl. S. 320); er entwirft ein durchaus glaubhaftes Bild der *Nausikaa*-Tragödie, wie

sie sich Goethes Sinn darstellte; er deutet *Pandora*, gibt einen Rekonstruktionsversuch der *Natürlichen Tochter* und zeigt, was bei dem vielverkannten Werk eigentlich des Dichters Absicht war — man würde nur wünschen, daß über Goethes 'intendierte drei Teile' (S. 240) nicht so schnell hinweggeglitten würde. Natürlich meldet sich manchmal auch ein Zweifel: wenn S. 135 und 157 bestritten wird, daß Goethe je die Absicht gehabt habe, seinen Faust dem Teufel verfallen zu lassen, und gegen die Ansicht, daß der Plan des Dichters sich geändert haben könne, die Erfahrung mit dem *Ur-Meister* angeführt wird, so erklärt andererseits der *Stella*-Aufsatz den tragischen Schluß von 1806 als innerlich in Anschauungswandlungen Goethes begründet (S. 128 f.). Kann nicht ähnliches von dem Jüngling des Sturmes und Dranges und dem Mann der Iphigenienzeit gelten? Ich sehe nicht, wie die Zusammenstellung mit *Götz* für Castles Auffassung sprechen soll.

Nicht ganz überzeugt haben mich auch die Ausführungen zu den Beziehungen, die dem *Satyros* zugrunde liegen. Ein starkes Argument für einen Zusammenhang mit Herder bleibt der Name Psyche für das dem Waldmann anheimfallende Mädchen — so hieß Herders Braut im Darmstädter Kreise. Castle führt dagegen (S. 88 Anm.) an, daß ein anderer Frauenname des Stückes aus Molière stamme und daß dieser Umstand auf gemeinsame Herkunft beider Namen hinweise. Selbst zugegeben (einen stichhaltigen Beweis sehe ich nicht), daß Arsinoë ihren Namen dem *Misanthrope* verdanke, so würde der Schluß doch nur dann einigermaßen wahrscheinlich, wenn im selben Drama sich auch eine Psyche fände; aber die gibt es nur in dem tragédie-ballet gleichen Namens — weshalb sollte Goethe gerade darauf verfallen sein? Auf der anderen Seite waren Herder und Karoline schon vom *Pater Brey* sehr wenig erbaut (S. 84); daß Goethe den *Satyros* geheimhielt, ihn erst 1817 drucken ließ, wird sehr begreiflich, wenn man bedenkt, daß auch nur die Möglichkeit einer Deutung auf sie zwei befreundete Menschen mit Recht aufs bitterste hätte verletzen müssen. Man kommt auch um Goethes Worte (S. 87), er habe im *Satyros* 'einen andern, tüchtigern und derbern Zunftgenossen [als Leuchsenring], zwar nicht mit Billigkeit, doch wenigstens mit gutem Humor' dargestellt, nicht herum; daß damit nur eben der von den Naturforschern in dem alten Gott Satyros entdeckte Orang-Utang gemeint sei (S. 94), will mir nicht in den Sinn. Gewiß ist auffällig, daß so gut wie der sympathische Balandrino des *Pater Brey* auch diese Gestalt Herdersche Züge tragen soll, die Antwort dürfte sein, daß man ihn sowenig mit dem Waldmann wie Karoline mit Psyche g l e i c h s e t z e n darf. Es gilt auch hier Goethes Wort (S. 84), der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als notwendig sei, seinem Gegenstand Leben und Wahrheit zu geben, das andere nehme er von sich selbst. Mag also schon Satyros wesentlich ein Erzeugnis von 'Goethes ... mythologische Figuren belebender Dichterphantasie' sein, daß für ihn auch Herdersche Züge verwandt sind, scheint mir nicht widerlegt zu sein.

Ähnlich möchte ich auch bei der Zusammenfassung des *Stella*-Aufsatzes (S. 130) die Sage vom Grafen von Gleichen nicht gerade als 'den Stoff ansehen, den die Welt dem Dichter bot'; das waren vielmehr seine persönlichen Erfahrungen und Eindrücke. Die Sage mag der Anlaß gewesen sein, daß sie sich in dieser Form kristallisierten; der Ablehnung eines Einflusses von Swifts Doppelverhältnis wird man zustimmen können, wenn auch die Goethe zugänglichen Quellen den Schluß immerhin nahelegen, daß die Beziehungen des Dechanten zu Stella und Vanessa gleichzeitig bestanden. Hinzugefügt seien noch einige Bemerkungen zu Einzelheiten. S. 35: Kann man vom Ausbruch der Befreiungskriege sagen, 'das begeisternde Feuer brannte auf einmal überall von selber'? Die Bewegung war zunächst doch wesentlich ostdeutsch. — S. 37: Ich kann es nicht bezeichnend finden, daß T h i e r s c h s Trutzlied *Ich bin ein Preuße* ... zehn Jahre älter ist als H o f f m a n n s

Deutschlandlied. Dafür gehen jenem Claudius' *Vaterlandslied* und Arndts *Was ist des Deutschen Vaterland* lange voran. Preußen bestand nun einmal als starker Staat mit großer Vergangenheit — warum sollten sich seine Bürger nicht zu ihm bekennen? Mit deutschem Patriotismus brauchte das nicht im Widerspruch zu stehen. — S. 51: Wenn Frau Professor Böhme dem jungen Goethe Weißes *Poeten nach der Mode* heruntermachte, so ist das m. E. etwas anderes, als wenn Werner in der *Theatralischen Sendung* erzählt, daß man ihm sein Wohlgefallen an dem derben Singspiel *Der Teufel ist los* übel vermerkt habe. — S. 60: Empfindet man wirklich in England das Kostüm der Gestalten Reynolds' und Gainsboroughs als den Stil des merry old England?

Doch genug von solchen Kleinigkeiten; die Hauptsache ist der reiche Inhalt des Buches, und von ihm habe ich mich bemüht, eine Vorstellung zu geben. Wenn die behandelten Probleme schwierig sind, wenn es immer nur annähernd gelingen kann, sie zu lösen, so sind Castles Darlegungen überall klar und folgerichtig; ich habe hier und da Bedenken geltend gemacht, aber sie beziehen sich immer nur auf Einzelheiten; der Weg, den der Verf. geht, scheint mir allemal der richtige zu sein — mögen ihm auf demselben Pfade noch weitere Erfolge blühen!

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

E. Witzig, J. D. Beil, der Mannheimer Schauspieler. Aus dem Nachlaß hg. von H. Knudsen. (Germ. Stud., 47.) Berlin, Ebering, 1927. 114 S.

Die unvollendet zurückgebliebene Doktordissertation eines Kriegsverschollenen, der dreiundzwanzigjährig bei Arras (31. Oktober—1. November 1914) verlorenging. Vor solchen Angaben verstummt in Wehmut jede Kritik. Wer weiß, welche Gestalt der junge Verfasser dem aus zeitgenössischen Urteilen, aus Beils eigenen theoretischen Ansichten und den szenischen Anmerkungen seiner Dramen zusammengetragenen Material gegeben hätte, wäre es ihm vergönnt gewesen, die letzte Hand an seine Arbeit zu legen. Da das theatralische Kunstwerk mehr als jedes andere von der sinnlichen Erscheinung lebt und auf Sinnestäuschung angewiesen ist, hat die 'Theaterwissenschaft' es schwerer als jede andere exakte Forschung. Sie ist der Gefahr ausgesetzt, das, was sie methodisch in seine Elemente zerlegt, nicht wieder zum Bilde zusammenfügen zu können. Nur zu leicht zerrinnt bei der theoretischen Nachprüfung das, was ja nur ein 'farbiger Abglanz' des Lebens ist, und über Einzelzügen geht die Persönlichkeit verloren. Der Nachweis des Handwerks, von der Phantasie geleitet, verdichtet den Schein zu größerer Konkretheit. Mit nüchternen Händen angefaßt, schadet er der Illusion, der er Realität geben möchte.

Die ernste und gründliche Arbeit über Beil ist dem löblichen Zweck gewidmet, in der Erinnerung einen von jenen festzuhalten, die keine Führenden sind, wohl aber werktätige Mitförderer des Baues und fest geprägte Individualitäten. Die Erscheinung des Mannheimer Schauspielers wird aus der Geistesströmung seiner Zeit erklärt; aus der Ablösung des Klassizismus durch das bürgerlich-naturalistische Element und der moralisierenden Tendenz, die durch sittliche und intellektuelle Hebung des Schauspielerstandes auf das Theater einwirkt.

Beil, ein gebürtiger Sachse, ist nur 40 Jahre alt geworden. Er besaß Gymnasialbildung und war Leipziger Student, als er das Studium an den Nagel hängte und zu einer Wandertruppe ging. Eckhof wird sein Lehrmeister sowohl in der künstlerischen Wahrhaftigkeit als in jener hohen ethischen Einstellung des Kunstgewissens: Künstlerische Grundsätze, auf-

opfernde Kunstbegeisterung, mustergültige Berufsführung gelten ihm als Dinge, die dem Genie wie dem Mann von Ehre und Welt ziemen. Fünfundzwanzigjährig findet Beil in Mannheim die dauernde Stätte, der er bis zum Tode (1794) treu bleibt. Hier hat er bei der Erstaufführung der Schillerschen Jugenddramen mitgewirkt, der erste Schweizer, Musikus Miller, Mohr (Fiesco). Es war die Mannheimer Glanzzeit unter Dalberg und Beil einer ihrer hervorragendsten Vertreter. In erster Linie Komiker. Aber die obengenannten drei Rollen, die verschiedenen Fächern angehören, zeigen, wie weit bei ihm der Rahmen des Humors gespannt ist. Das Hochtragische liegt ihm nicht. Im bürgerlichen Milieu leistet er sein Bestes: Bonvivant, Naturbursche, Charakterkomiker. Die persönliche Veranlagung weist ihn darauf hin, sein gutmütig heiteres Gesicht entspricht der fröhlichen Sinnesart, die dem Leben als Optimist gegenübertritt und sich in allen Wechselfällen siegreich behauptet. Seine raschen und dauernden Erfolge prägen das heitere Temperament zur künstlerischen Eigenart. Er hält sich fern von Übertreibung und Manier, nur dem Vorrecht der alten Stegreifkomödianten, dem Extemporieren, vermag er nicht zu entsagen und erregt darob als Miller Schillers Unwillen. Seine Künstlerpersönlichkeit steht im Zeichen einer 'genialischen Natürlichkeit', die von sentimentaler Nachempfindung nichts weiß und in seiner tönenden Stimme und klaren Sprechweise Helfershelfer findet.

Dalberg stellt ihm das Zeugnis größter Herzenswärme, Innigkeit und unerreichbarer Ursprünglichkeit aus. Gerade durch Episodenrollen, in denen 'beschränkte Tagewerker der Kunst kaum ein schlichtes Feldblümchen gesucht hätten', habe er nicht selten seinem Ruhmeskranz einen neuen Lorbeer hinzugefügt.

Nach Schröders Vorbild sucht Beil niemals hervorzustechen, zu glänzen, sondern stets auszufüllen. Vielleicht dürfen unter den Heutigen diejenigen, die Bernhard Baumeister gekannt haben, dessen Erinnerungsbild zu lebendigerer Veranschaulichung der Charakteristik Beils zu Hilfe nehmen. 'Was ihm gelingt, fließt aus der instinktiv wirkenden Treffsicherheit.' So wird (S. 35) von einem Zeitgenossen Beils Wesen gekennzeichnet. Dasselbe gilt für Baumeister. 'Er spielte richtig und mit viel Natur,' lautet das Urteil des Wiener Schauspielers J. H. F. Müller, der Beil in Erfurt sieht, als er im Auftrag Kaiser Josephs ausgezogen ist, um Brockmann für die neue Hof- und Nationalbühne zu gewinnen. Andere schlagen vollere Töne an, sprechen von der Kühnheit, mit der Beil seine Gestalten auf die Beine stellte, so daß sich sein leitender Hauptgedanke dem Zuschauer mit Blitzesschnelle mitteilte. Die Erfassung des Charakters ist sein Hauptaugenmerk. 'Er spielte den Menschen des Dichters nicht, er war der Mensch selbst.'

Obgleich die Intuition die eigentliche Triebfeder seiner Kunst ist, gehört aber Beil dennoch zu den sogenannten 'denkenden' Schauspielern. Unausgesetzt beschäftigen ihn die Grundfragen seiner Kunst. In einem Mannheimer Schauspielerzirkel werden theoretische Erörterungen gepflogen. Dalberg schreibt Themen aus: 'Was ist Natur, und welches sind die wahren Grenzen derselben bei theatralischen Vorstellungen?' Oder: 'Wodurch unterscheidet sich die Laune von der Kunst des Schauspielers, und welches sind die Grenzen von beiden?' Beil bekennt sich zu einem ästhetisch geläuterten Naturalismus. 'Das vermißbrauchte Wort Natur ist am Schauspieler hohe, hohe Kunst' (S. 66). 'Laune' des Künstlers erklärt er als die Gabe: 'bei frisch kreisendem Blut und Heiterkeit des Geistes ohne Anstrengung der Muskeln und ohne Erpressung einen launigen Charakter mit teilnehmender, üppiger Seele hinzuspielen'. Diese natürliche Seelenlaune sei durch keine Kunst ganz zu ersetzen. In Beils Dramen, die in Ifflandscher Manier sich neben denen des Meisters nicht recht durchzusetzen vermochten, deutet der reiche Apparat von Anmerkungen für den Schauspieler auf die Fülle mimischen Details, mit dem er selbst den gesprochenen Text unterstrichen und durch-

setzt haben muß: Blick- und Mienenspiel, Geste und Körperberedsamkeit, künstlerische Ausnutzung der Pause, und all der anderen mit seelischer Feinfühligkeit ausgetüftelten Einzelheiten, durch die reife Kunst Natur vortäuscht. In Beils Drama 'Die Schauspielschule' kommt sein Kunstidealismus zu Wort. Mit dem Undank, der dem Schauspieler lohnt, ja mit der Vergänglichkeit, die sein Schicksal ist, findet er sich ab. 'Nennen Sie mir auch eine Kunst, die den berauschenden Lohn des Beifalls in solcher Fülle mit sich führt! Eine Kunst, deren augenblickliche Wirkung so allgewaltig ist als die unsrige! — Laß den Tod meinen Altar zertrümmern! Genug, ich hab' ihn gesehen! Was hilft mir eine Vergötterung nach Jahrhunderten?' ...

Und dennoch ließe Beil sich vermutlich die Auferstehung in gerechter Würdigung gern und freudig gefallen.

Helene Richter.

L. Mackensen, Die deutschen Volksbücher (Merkers Forschg. z. dtsch. Geistesgesch., II.). Leipzig, Quelle, 1927. XII u. 152 S.

Wolfgang Liepes Buch 'Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, Entstehung und Anfänge des frühneuhochdeutschen Prosaromans in Deutschland', Halle 1920, hat fördernd und anregend auf die vorliegende Studie gewirkt. Mackensen will 'die Gattung als solche einmal stil- und stoffkritisch untersuchen, ihre Einheitlichkeit nachprüfen und die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge suchen, die zu ihrer Entstehung und Verbreitung beitrugen' (S. IX). In vier Abschnitten geht er zu Werke. Er schildert zunächst die gewandelte Lebensauffassung, die die Vorbedingung für die Entwicklung der Prosaliteratur wird: Verlegung des Schwergewichts auf den materiellen Erfolg, Vordringen der bürgerlichen Kultur. Er teilt die Volksbücher glücklich in zwei große Gruppen: volkstümliche Romane und Volksromane. Die erste hervorgegangen aus Übersetzungen französischer Vorlagen und selbständige Auflösung deutscher Versromane, im Grunde Reste einer vergangenen Kulturepoche, die andere eigene Originalwerke umfassend, wie Eulenspiegel, Fortunat. In den neu zur Geltung kommenden Schichten ist das Empfinden für die feine höfische Art geschwunden, damit auch die Fähigkeit, die höfische Form des Verses festzuhalten. Die Prosa ist dem neuen Geschlechte durchaus angemessen. Erst mit der Abkehr der führenden Schichten von den Ritterromanen in der Zeit von Reformation und Humanismus werden diese zu 'Volksbüchern, erst jetzt entstehen auch einheimische Bücher dieser Art. Der Buchdruck wird als wichtige Vorbedingung für die Verbreitung der neuen Literaturgattung betont, ungehinderter Nachdruck und geschäftlicher Unternehmergeist bringen diese volkstümlichen Werke in Umlauf. Was M. über die äußere Ausstattung der Volksbücher, Illustration, Vorlesen und Lesen sagt, ist sehr instruktiv. Reformation und Dreißigjähriger Krieg haben an ihnen nicht viel zu ändern vermocht, erst das 17. Jahrhundert bringt mit einer neuen französischen Welle auch eine Änderung im Stil. Die Aufklärung mit ihrer skeptischen Einstellung gegen die Wahrheit dieser alten Geschichten bedeutet dann das Ende der Volksbücher, die seit dem 19. Jahrhundert nur mehr ein literarisches Scheindasein fristen. Eine Umschichtung im Interesse an den Volksbüchern brachte schon das 16. Jahrhundert, in seiner zweiten Hälfte wenden sich die intellektuellen Kreise ab, auch die Verleger ziehen sich zurück, bloß Frauen der höberen Stände hängen ihnen noch an. Im 17. Jahrhundert wendet sich der Bürger ab, der Bauer tritt an seine Stelle.

In einem zweiten Kapitel untersucht Verf. die angrenzenden Literaturgattungen: Legenden, Kalender, Praktiken, Prognostiken usw. Aberglaubensliteratur, Reisebeschreibungen, Losbücher und Zauberschriften sowie den Amadis, der in Deutschland aber nicht als volkstümlich im Sinne der Volksbücher bezeichnet werden kann, sondern vielfach als Anstandsbuch betrachtet

wurde. Nach diesen beiden Abschnitten, die das Gebiet abstecken und im großen sondieren, wendet sich M. seiner eigentlichen Fragestellung zu: der Bestimmung des Stiltypus. Gemeinsames und Trennendes der zwei Gruppen Volkstümlicher Roman und Volksroman werden in zwei Kapiteln eingehend erörtert. An Hand einer dankenswerten Zusammenstellung der Geschichte einzelner Volksbücher wird die Verbreitung und die verschiedene Bearbeitung des Stoffes dargelegt. Das Publikum machte zwischen den beiden Gruppen keinen Unterschied. Bestimmte Eigenheiten werden dann zusammengestellt und im Hinblick auf die zeitlichen Grundlagen abgeleitet und gedeutet. Im Vordergrund steht die Schilderung materieller Genüsse: Essen, Trinken, Geld. Die Wundersucht steht nicht im Gegensatz zu der Derbheit der materiellen Interessen, sondern wird aus demselben unersättlichen Sinn der Zeit abgeleitet, der 'ins Übersinnliche greift, wo das Sinnliche ihm nicht mehr Genüge tut' (S. 84). Verschiedene Momente werden weiter ausgeführt: Kürze der Darstellung, Verweis auf andere Bücher, Redesucht (die Reden werden als Vorbild aufgefaßt, bekommen pädagogischen Charakter, S. 88), Vorliebe für direkte Rede, Übergang von indirekter Rede in direkte zur Verlebendigung, subjektive Einmischung des Autors, Häufung und Übertreibung, Erfindung von Unglaublichkeiten, Formelhaftigkeit des Stils (S. 94), Synonyma, Erklärung eines Fremdwortes, Hinstreben zum Parallelismus, Anwendung von Sprichwörtern und gereimter Sprache, steigender Gebrauch der Fremdwörter. 'Die formale Gebundenheit der Volksbücher ist nur aus dem ungemeinen Autoritätsgefühl der Zeit verständlich' (S. 100). Man behandelt den Inhalt durchaus als Wahrheit und stützt das durch Verweis auf Quellen. Ein lehrhaft moralisierender Ton beherrscht das Ganze. Der tiefere Sinn für Poesie und Wunderwelt geht verloren, bürgerlich nüchterner Geist dringt ein. Der Begriff der 'mâȝe' ist geschwunden, unritterliche Übertreibungen sind an seine Stelle getreten, die ritterlich höfische Literatur ist den Verfassern nur mehr oberflächlich bekannt. Man übergeht ritterliche Schilderungen und ersetzt sie durch bürgerliche Freude am Gepränge und die bürgerliche Sucht, zu glänzen. Das alles nur auf den Stoffhunger der Zeit zurückzuführen, geht nicht an, da sich ja gleichartige Schilderung von Festen usw. immer wiederholt (S. 107). Vorausdeutende Formeln benehmen die Spannung. So bleibt nur die Freude am Abenteuerlichen, Aufregenden.

Der letzte Abschnitt sucht das Trennende zwischen volkstümlichen Roman und Volksroman klarzulegen. Beide Gruppen kommen aus verschiedenen Welten. Der Volksroman aus dem deutschen Volk, der volkstümliche Roman aus der Oberschicht, auf anderssprachiger Grundlage fußend. Der eine stellt eine Sammlung einzelner Geschichten um einen Kern dar, die andere geht auf fertige Werke aus einem Guß zurück. Die Verfasser zeigen keine persönliche Note. Trotz vorgewiesener Gelehrsamkeit sind Übersetzungsfehler häufig. Das Hauptgewicht ist nicht auf die Darstellung, sondern auf die Wahl des Stoffes zu legen. 'Eulenspiegel', 'Faust' sind Kompilationen, ebenso das Lalebuch. Die 'Schildbürger' entstanden aus der Aneinanderreihung einzelner selbständiger Kapitel, nach Art der Beispielgeschichten, wie in den 'Sieben weisen Meistern'. Auch das Siegfriedsbuch ist eine Kompilation und keine Auflösung des Liedes. Der volkstümliche Roman ist stofflich stark gebunden. Die Verfasser hängen meist sklavisch an den Vorbildern. Er trägt weniger individuelles Gepräge als der Volksroman. Mangel an Witz und Humor, eine gewisse Vorliebe am Blutigen trennt ihn des weiteren vom eigentlichen Volksroman, in dem ein Held stark hervortritt, während er im volkstümlichen Roman in übermenschlicher Größe die anderen Handelnden überragt. Der Entwicklungslosigkeit des Volksromanhelden steht die Zeichnung einer Entwicklung im volkstümlichen Roman gegenüber, der außerdem viele Züge des Märchens aufgenommen hat. Im Volksroman bricht die Derbheit des Volkes durch, im volkstümlichen Roman eine gewisse Lüsternheit

und Sentimentalität. Dort eine innige Verbindung mit dem Leben, hier eine Idealisierung. Bedeutung für die Entwicklung des deutschen Romans kommt nur dem volkstümlichen Roman zu, der zahlenmäßig stärker, von Adel und gelehrter Welt gestützt, schon bei Wickram wirkt, während der Volksroman, auf niedere Schichten beschränkt, mehr das deutsche Wesen verkörpernd, zur Entwicklung des Romans eine Beisteuer nationalen Charakters geliefert hat.

Das klar und ohne die üblich gewordene Schwärmerei geschriebene Buch stellt sicher einen gediegenen Beitrag zur Erkenntnis der deutschen Volksbücher dar, auch wenn man gelegentlich Änderungen, Zusätze, Umstellungen oder Streichungen vorschlagen möchte. Bemerkt sei nur, daß die Genovefalegende in deutscher Sprache zuerst 1648 in Dillingen von dem Jesuiten Michael Staudacher herausgegeben wurde, und nicht erst 1685, wie es S. 45 heißt. Auch wäre vielleicht schon S. 28 auf Eugen Wollfs Hypothese über die Entstehung des Volksbuchs vom Dr. Faust hinzuweisen gewesen, was erst S. 126, Anm. 53 geschieht, freilich auch da ohne Stellungnahme. Bei den Reisebeschreibungen (S. 56 f.) wäre die Arbeit M. Sommerfelds 'Die Reisebeschreibungen der deutschen Jerusalempilger im ausgehenden Mittelalter', Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 2. Band, nachzutragen.

Der Verfasser hat sich auf seine Ausführungen hin an der Universität Greifswald habilitiert, das Buch ist Friedrich Panzer gewidmet.

Innsbruck. Moriz Enzinger.

Hermann M. Flasdieck, Mittelenglische Originalurkunden (1405—30). Heidelberg, Winter, 1926. 110 S.

Der Wert spme. Grafschaftsurkunden (ausschließlich um solche, nicht etwa um Staatsurkunden, handelt es sich bei Prof. Flasdiecks Sammlung) liegt zunächst auf kulturhistorischem Gebiet — gewährt doch derartiges Urkundenmaterial, das inhaltlich die verschiedensten Gattungen (Zeugenaussagen, Verträge, Testamente, Belehnungen, Quittungen, Briefe) sowie die buntesten Gegenstände (Besitzstreitigkeiten, Landtransaktionen, Heiratskontrakte des hohen und niederen Adels, hafen- und strandrechtliche Streitfragen) umfaßt, manch aufschlußreichen Einblick ins tägliche Leben und Treiben des ausgehenden englischen Mittelalters außerhalb der Metropole London. Die Hauptbedeutung solcher Urkunden jedoch ist rein sprachgeschichtlicher Art; denn sie gerade bieten uns reichliches und bei ihrer zeitlichen und örtlichen Bestimmtheit zuverlässiges Material für die Klarlegung eines wichtigen Teilproblems der vielumfassenden Frage nach der Entstehung der ne. Schriftsprache: Erkennen wir London, dessen Sprachtypus als ziemlich eingehend erforscht gelten dürfte, als den alleinigen Ausgangspunkt der ne. Schriftsprache an, so handelt es sich darum, 'die Ausbreitung (dieses) Londoner Standardtypus im Gefolge der Ausdehnung des Verkehrs innerhalb und zwischen den einzelnen englischen Landschaften aufzuhellen und das Verhältnis der lokalen Schriftmundarten zum Londoner Schreiberstandard zu umreißen' (S. 10). Um hierbei einerseits ein möglichst unentstelltes sprachliches Bild zu liefern, galt es aus der Sammlung solche Dokumente auszuschalten, die entweder im Bann der Tradition der Staatsurkundensprache stehen oder an denen Einwohner Londons als eine der Parteien beteiligt sind; um andererseits das sprachliche Bild möglichst vollständig, abgerundet und vielgestaltig auszuarbeiten, erwuchs die Aufgabe, eine erkleckliche Anzahl ziemlich gleichmäßig über den umgrenzten Zeitraum hin sich verteilender und den verschiedensten Landschaften Englands entstammender Originalurkunden (es handelt sich durchweg um solche, nicht etwa um Kopien) in die Sammlung aufzuneh-

men. Prof. Flasdieck bietet nach eingehender Erörterung all dieser hier nu skizzierten prinzipiellen Fragen 15 Urkunden aus Somerset, Sussex, Kent, Essex, Huntingdon, Suffolk, York und Durham, die gewiß die verschiedensten zeitlichen und örtlichen Sprachschichten deutlich widerspiegeln. Da außerdem an den Urkunden Vertreter mannigfacher Gesellschaftsklassen beteiligt sind (Persönlichkeiten des hohen, Angehörige des niederen Adels, Lehensleute, kleine Pächter, Pfarrer, gelegentlich auch eine Stadtverwaltung), so findet sich neben den zeitlichen und örtlichen auch die sozialen Sprachschichten reflektiert.

Der Text der Urkunden selbst gibt in weitgehendstem Maß ein getreues Abbild der Originalgestalt, bis in scheinbar unwesentlichste Äußerlichkeiten hinein; hierin ruht viel entsagungsvolle Arbeit. Die dem Text vorangestellten Bemerkungen geben Rechenschaft über die begegnenden Persönlichkeiten, die dem Text im Kleindruck folgenden Anmerkungen behandeln zunächst allgemeinere Fragen der Überlieferung, sodann speziellere Fragen paläographischen Gepräges, und geben vor allen Dingen wertvolle sprachliche (nicht nur lautliche, sondern auch formelle, syntaktische, stilistische und lexikographische) Erläuterungen, wobei oft (cfr. S. 47, Anm. 80, wozu auch der erste der Nachträge auf S. 110 zu nehmen ist) der Finger in eine offene Wunde gelegt wird und manches Fragezeichen für die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit der Forschung bürgt.

Es sei darauf hingewiesen, daß Prof. Flasdiecks Urkundensammlung eine wertvolle Ergänzung bildet zu Geh. R. Morsbachs 'Mittelenglischen Originalurkunden von der Chaucerzeit bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts' (Heidelberg 1923), die neben Suffolk vorwiegend den Norden berücksichtigen, während Prof. Flasdieck daneben auch den Süden und das Mittelland beizieht, und die, einen weiteren Zeitraum umfassend, aus der von Prof. Flasdieck gewählten Zeitspanne nur vier Urkunden bringen.

Zudem wird sich die Lektüre solcher Urkunden, die ein echtes, rassiges Mittelenglisch, 'unkempt' im besten Sinne des Wortes, bieten, als recht ersprießlich erweisen in Anfängerübungen sowohl wie auch auf vorgerückterer Stufe, im Seminarbetrieb. Denn ganz abgesehen vom sprachlichen Interesse (und vom nicht ganz unwesentlichen Billigkeitsstandpunkt) gestatten sie, wie schon eingangs erwähnt, mannigfache (kultur)historische und literarische Ausblicke; so findet sich etwa Englands hundertjähriger Kampf mit Frankreich in seinen Auswirkungen in mehreren Urkunden von Prof. Flasdiecks Sammlung gespiegelt, und in einer ragt die Gestalt des William de la Pole, Grafen von Suffolk, dessen Werbeszene um Margareta von Anjou im 1. Teil von 'König Heinich VI.' ja zum Kühnsten gehört, was der junge Genius Shakespeare geschaffen.

München. Robert Spindler.

Bruno Radtke, Henry Fielding als Kritiker. Diss. Berl. 1926. Leipzig, Mayer & Müller. 118 S.

Radtkes Arbeit entwickelt uns Fieldings theoretische Ansichten:

1. Über die Kritik. Kritik ist gerechtes Urteilen nach Gesetzen, die vom Dichter, nicht vom Kritiker stammen; Dichter und Kritiker stehen zueinander wie Richter und Gerichtsschreiber; die Aufgabe des Kritikers besteht zunächst darin, aus den Werken der großen Dichter Gesetze für die Dichtkunst abzuleiten, sodann auf Grund dieser abgeleiteten Gesetze die Vorzüge und die Fehler eines Dichterwerks nachzuweisen; Fachbildung (im großen ganzen identisch mit klassischer Bildung), Geschmack (d. h. Harmonie zwischen Vorstellungs- und Urteilskraft) und gerechtes Einschätzungsvermögen sind die wesentlichen Vorbedingungen für die Ausübung des wahren Kritiker-

Berufs. 2. Über das allgemeine Wesen der Dichtung. Dichtung ist Nachahmung der Natur. 3. Über die notwendigen Eigenschaften des Dichters. *Genie*, gepaart aus Scharfsinn, der sich an den Gegenständen der empirischen Welt betätigt, und Unterscheidungsvermögen, das den Wert der hierbei gemachten Entdeckungen beurteilt, *klassische Bildung*, die beim Dichter eine dreifache Aufgabe zu erfüllen hat, nämlich seine Fähigkeiten zu entwickeln und zu fördern, ihn mit den Regeln der Poesie vertraut zu machen und ihn die großen und bewunderungswürdigen Stoffe, die die Geschichte an die Hand gibt, finden zu lassen, *Lebenskenntnis*, die sich auf hoch und nieder, reich und arm in gleicher Weise erstreckt und durch Gegenüberstellen der Gegensätze das wahre Wesen der Einzelerscheinungen der menschlichen Natur ergründet, und *Herzensgüte*, die den Dichter vor apriorischen Verdammungsurteilen bewahrt. 4. Über die Aufgabe des Dichters. Der Dichter soll vor allem belehren, wobei ihm die Wahrheit oberster Leitstern sein muß; die Grenzen der Wahrheit werden bestimmt durch das, was glaubwürdig, d. h. möglich und zugleich vor allem wahrscheinlich ist. 5. Über die Wahl der Stoffe (Charaktere, Ereignisse, Umgebung), bei der die Glaubwürdigkeits-Maßstäbe durchaus entscheidend sind. Der Mensch ganz besonders kommt als Gegenstand für die Darstellung in Frage, nicht vollkommene Charaktere, die zu vereinzelt begegnen, sondern gemischte Charaktere, am besten edle Menschen, die mit Schwächen durchsetzt sind. 6. Über die Gestaltung der Stoffe. Als Kompositionsregeln stellt Fielding auf: Einheit der Handlung, Verwendung des Kontrasts, Fortlassen des Unwesentlichen, Bündigkeit und Einteilung in bestimmte Abschnitte; neben dem Inhalt eines Dichterwerks, der entscheidend ist, kommt der Sprache geringere Bedeutung zu. 7. Über die Arten der Dichtkunst. Fielding unterscheidet das tragische Epos und Drama und das komische Epos und Drama; der Wert des Komischen ist ihm unbestreitbar in Anbetracht der hohen moralischen Aufgabe, die es hat, die Menschen zu bessern; Gegenstand des Komischen ist das Lächerliche, das alles Unnatürliche am Menschen umfaßt, wenn ein bestimmtes Mißverhältnis dazutritt; die Grenzen des Komischen sind gesteckt durch Anstand, Tugend und Religion; ungeeignete Objekte des Komischen sind ferner große Schlechtigkeit und andererseits kleine Fehler. 8. Über die Gattungen der Dichtkunst. Der Roman ist ihm das Epos in Prosa; die Sittenkomödie verteidigt er gegen den Vorwurf der Niedrigkeit.

Radtke hat diese kunstkritischen Anschauungen Fieldings, die überall in seine Werke eingeflochten sind, hauptsächlich aus dem Vorwort und den einleitenden Kapiteln von 'Joseph Andrews' und 'Tom Jones', sowie aus den verschiedenen Essays des 'Champion' und des 'Covent-Garden Journal' herausgeschält und in ein übersichtlich gegliedertes System eingeordnet. Er zeigt, daß Fielding als Kritiker in seinen Ansichten höchst selten originell ist, sondern diese nach Möglichkeit aus den Schriften der großen klassischen Kritiker Aristoteles, Horaz und Longinus abzuleiten und durch deren Autorität zu stützen sucht. Daneben zieht Radtke die Parallelen, die Fieldings kunstkritische Anschauungen mit denen der zeitgenössischen französischen und englischen Kritiker verknüpfen: Fielding ist vertraut mit den Werken von Dacier, Bellegarde und Bossu, Dryden, Addison und anderen, zudem steht er in persönlichem Gedankenaustausch mit den beiden hervorragendsten Kritikern des damaligen England, nämlich Pope und William Warburton, dem Herausgeber von Popes Werken. Bei der Entwicklung von Fieldings kritischen Ansichten läßt Radtke interessante Streiflichter fallen auf Fieldings Stellung zu den Großen seines Landes, zu Sir Philip Sidney, Spenser, Shakespeare Ben Jonson, Milton, Dryden, Pope und Richardson, sowie zu antiken Autoren, vor allem Homer, Aristophanes, Lukian und Terenz.

Fieldings Betonung der Gegenstände der empirischen Welt als des Betäti-

gungsgebiets des dichterischen Scharfsinns, seine Abneigung gegen jeglichen Überschwang sowie jegliche Elfen- und Geisterromantik stempeln ihn unzweideutig zum typischen Kritiker einer nüchternen Aufklärungszeit, die das Irrationale des dichterischen Genies nicht kennt, die vermeint mit Hilfe von Zirkel und Lineal die Bedeutung eines dichterischen Kunstwerks ermessen zu können.

Als wertvollen Beitrag zur Geschichte der literarischen Kritik im Aufklärungszeitalter wollen wir Radtkes mit scharfer Logik gefertigte, sauber disponierte und gewissenhafte Arbeit willkommen heißen. Es bleibt nur zu wünschen, daß auch der zweite Teil von Radtkes Arbeit, der über Fieldings Belesenheit orientieren soll und ein schätzenswerter Beitrag zum Kapitel 'Einfluß der antiken auf die englische Literatur' scheint, möglichst bald an die Öffentlichkeit gelangt.

München. Robert Spindler.

W. E. Collinson, Contemporary English. Leipzig, Teubner, 1927. 161 S. Geb. M. 5,60.

'A personal speech record' nennt der Liverpooler Germanist sein Buch. Es wendet sich, wie er in der Vorrede ausführt, in erster Linie an ausländische Studierende und Lehrer des Englischen. Vor allem gedenkt er der deutschen Anglisten, denen er in Dankbarkeit für persönliche Freundschaft und wissenschaftliche Anregung seinen Beitrag zur englischen Kulturkunde zur Verfügung stellen will.

Das sprachliche Werden eines gebildeten Durchschnittsengländers, der jetzt im 38. Lebensjahre steht, will er darstellen, und zwar im Hinblick auf den Wortschatz. Er gibt daher einleitend eine kurze Selbstbiographie, dann geht er chronologisch vor und spricht von Kindheit, Knabenzeit, Schul- und Studentenjahren, dann den Kriegsjahren und den durch Berufstätigkeit und Gesellschaft zugewachsenen Wörtern. Damit wird sein Buch auch für spätere Zeit zu einem Kulturdokument. Klarerweise ist es in erster Linie ein persönliches Dokument, anderen Leuten mag ihr heutiger Sprachschatz in anderer Weise zugewachsen sein, er mag vielleicht überhaupt andersartig zusammengesetzt sein, aber selten wird jemand sich selbst so sorgsam beobachtet haben wie C., und darum ist sein Beitrag zur modern-englischen Wortforschung von wissenschaftlichem Wert. Der Lehrer des Englischen im Ausland wird aus dem Buch nicht nur eine Menge neuer Ausdrücke kennenlernen, er lernt sie auch in die richtige Umgebung hineinversetzen und wird durch eine Reihe von Literaturnachweisen auch auf weitere Fundgruben der modernen Umgangssprache aufmerksam gemacht. Dazu kommt der liebenswürdig persönliche Ton, der infolge der Darstellungsart aus dem Buche spricht, so daß sich Belehrung in der angenehmsten Form mit Unterhaltung verbindet. Bald wird man an seine eigene Kinderzeit erinnert, wenn man von Kinderspielen liest, die auch bei uns bekannt sind und für die man nun die englischen Ausdrücke liest, dann wieder erhält man einen Einblick in das Leben des englischen Schülers und Studenten, des englischen Universitätsprofessors, und Ausdrücke, die einem aus seinem eigenen Umgang mit Engländern bekannt sind, werden in die Umgebung gestellt, aus der sie weiter verbreitet wurden.

An bemerkenswerten Einzelheiten möchte ich erwähnen: Die hübsche Darstellung der Kinderspiele und Aberglauben, die sehr gute über 'schoolslang', die ganz interessanten Bemerkungen über die Ablehnung von Sprichwörtern (S. 21), über den geringen Einfluß der Bibelsprache (S. 46) auf die neue Generation (wie überhaupt der stark nachlassende Einfluß religiösen Denkens), das aufschlußreiche Kapitel 'publicity and linguistic influence'

(S. 64—68), das rasche Aussterben der Kriegsausdrücke, die Bemerkungen über die Universitätsausdrücke (S. 123—126). Bemerkenswerterweise zeigen sich gerade in den Studenten- und Universitätsausdrücken fast mehr lokale Unterschiede als in anderen Lebenssphären, sie werden eben nicht so sehr durch die Zeitungen Allgemeingut aller Engländer, während bei uns durch das Herumwandern der Studenten von einer Universität zur anderen die Studentensprache weit einheitlicher ist und andere Ausdrücke der Umgangssprache örtlich gebundener sind als in England. Die sorgsam gehüteten sprachlichen Verschiedenheiten zwischen Oxford und Cambridge sind auch fremden Beobachtern bald bekannt, die Liste bei C., S. 125, ließe sich noch reichlich vermehren. Die anderen Universitäten beginnen erst, ihren eigenen 'slang' zu entwickeln. Neben 'to sport one's oak' für 'das äußere Tor des Zimmers (zum Zeichen, daß man verreist ist oder keine Besuche empfangen will) schließen' ist mir aus Cambridge auch das einfache vb. 'to oak (one's room)' erinnerlich (S. 125). Der Ausdruck 'beaver' für bärtige Männer ist meiner Erinnerung nach im Frühjahr 1922 aufgekommen (S. 63).

Ein Glossar verweist auf die wichtigsten im Text behandelten Wörter und gibt zu schwieriger zu verstehenden auch deutsche Entsprechungen.

Störend ist — wenigstens in meinem Exemplar — das häufige Ausfallen einzelner Lettern.

Innsbruck. Karl Brunner.

H. L. Mencken, Die amerikanische Sprache. Deutsche Bearbeitung von Heinrich Spies. Leipzig, B. G. Teubner, 1927. VIII, 176 S. Geh. M. 5,60, geb. 7 M.

H. Spies hat Menckens inhaltsreiches Buch über das Englisch in den Vereinigten Staaten (siehe Archiv 141, S. 181 ff. und 145, S. 298 f.) für den deutschen Leser bearbeitet, ein sicherlich dankenswertes Unternehmen. Es ist keine Übersetzung, sondern, wie er selbst sagt, 'eine an Stoff verminderte, in der Form gedrängte oder gekürzte, und, wo nötig, in wissenschaftlich-deutschem Geiste übertragene Fassung'. Gekürzt hat Sp. vor allem innerhalb der einzelnen Kapitel, da und dort hat er Kapitel umgestellt, um sie in engeren Zusammenhang zu bringen (so stellt er das über die amerikanische Aussprache vor dem Bürgerkrieg, allerdings sehr zusammengestrichen, vor das über heutige Aussprache), ganz weggeblieben ist Menckens Kapitel XII, 1 über die Aussichten des Englischen als Weltsprache als für deutsche Philologen entbehrlich. An dem Gesamtcharakter von Menckens von seiner selbständig denkenden, da und dort vielleicht absichtlich oppositionellen Persönlichkeit getragenen Darstellung ist nichts geändert. Eine sehr wertvolle Beigabe ist das Wörterverzeichnis S. 148—176, das nicht nur die Verweise auf den Text des Buches enthält, sondern auch deutsche Übersetzungen oder britisch-englische Erklärungen der Wörter, und daher ein willkommenes Glossar von Amerikanismen bildet.

Durch die Kürzungen hat das Buch für den deutschen Benutzer nur gewonnen. Menckens zahlreiche polemische Auslassungen sind vielfach weggeblieben, auch eine Menge weniger wichtiger Beispiele und unnötig breiter Auseinandersetzungen. Dadurch konnte der Umfang des Buches von den 435 Seiten des Originals auf 147 herabgesetzt werden, und statt für vier Dollar kann man sich nun für weniger als die Hälfte über die wichtigsten Eigenarten des amerikanischen Englisch informieren. Manches aus Menckens breiter Darstellung ist in Anmerkungen verwiesen worden, leider ohne wahrzunehmenden Einteilungsgrundsatz teils in Fußnoten, teils fortlaufend an das Ende des Buches.

Die als solche gekennzeichneten eigenen Beigaben von Sp. betreffen

Literaturangaben, darunter zahlreiche Verweise auf seine eigenen Werke, vor allem *Kultur und Sprache im neuen England*, dazu kommen einige philologische Bemerkungen, die etwas zahlreicher sein könnten, da und dort eine Zwischenbemerkung, endlich die ausführliche Definition von Slang aus K. Westendorps Greifswalder Dissertation über das Prinzip der Verwendung des Slang bei Dickens (1923). In die Bibliographie zu Anfang des Buches wurden im Gegensatz zu Mencken nur die wichtigsten Werke über den Gegenstand aufgenommen, nachgetragen wurde G. Ph. Krapp, *The English Language in America* (Neuyork 1925). Die Zeitschrift *American Speech* (siehe Archiv 150, S. 154 u. ö.), die seit 1. Oktober 1925 erscheint und zahlreiche wertvolle Beiträge enthält, fehlt leider noch.

Menckens Stellung zu dem Problem der englischen Sprache in den Vereinigten Staaten ist schon durch den Titel seines Buches gekennzeichnet. Er nennt es *The American Language*, er steht also auf dem Standpunkt, das Englische in den Vereinigten Staaten habe sich schon so weit von dem britischen Englisch entfernt, daß man von einer eigenen Sprache sprechen kann. Sp. schränkt dies zwar durch den Untertitel *Das Englisch der Vereinigten Staaten* ein, da aber der Geist der Menckenschen Darstellung unverändert blieb und auch in Bemerkungen dazu nicht Stellung genommen wurde, wird der Leser von vornherein einseitig beeinflußt. Daß man von einer so weitgehenden Abspaltung des amerikanischen Englisch vom Standpunkte des Philologen nicht reden kann, ist wohl ohne weiteres klar. Aus der sorgsamen historischen Darstellung der amerikanischen Eigenarten bei Krapp, *The Englisch Lang. in America*, wird dies deutlich. Krapps Buch ist für wissenschaftliche Erkenntnis des Problems des amerikanischen Englisch unentbehrlich, ich hätte es nicht wie Sp. Anm. 13 als 'stark historisch-formalistisch betonte' Darstellung beiseitegeschoben. Krapp ist stellenweise, wie amerikanische Gelehrte oft, etwas weitschweifig und ergeht sich in viel Einzelheiten, historische Erkenntnis ist und bleibt aber doch die Grundlage jeder Sprachwissenschaft, die dem Werden der Sprache nachgeht und sich nicht mit Beschreibung von Vorhandenem und geistreichelnden, philosophisch sein sollenden Deuteleien begnügt. Mencken selbst hat dies nur zu gut erkannt. seine historischen Kapitel sind gut und fleißig gearbeitet. Vom wissenschaftlichen Standpunkt leiden sie freilich unter seiner subjektiven Einstellung, die gewollt jene Objektivität ausschließt, die man von einem Gelehrten verlangen muß. Sein Buch will eben nicht die Arbeit eines solchen sein, sondern ein persönliches Bekenntnis, das seiner und damit e i n e r in Amerika herrschenden Stellungnahme zu dem Sprachenproblem Ausdruck gibt. Sp. nennt sein Buch daher 'idealistisch' (Vorwort) und zieht es damit leider in einen Schlagwortkampf hinein. Die *grammarians*, deren Werke Mencken S. 38 (im Original) *lifeless catalogues* nennt, sind deshalb auch nicht 'positivistische Gelehrte' (Sp. S. 18), sondern Verfasser von Sprachregelbüchern.

Das Verhältnis des amerikanischen zum britischen Englisch ist wissenschaftlich nur, wie es Krapp getan hat, von dem Gesichtspunkte Schriftsprache und Dialekt aus zu erkennen. Jede Sprache lebt ja nur in einem kleinen Kreis, jeder Fortschritt der Entwicklung, jede Neuschöpfung geht vom Einzelmenschen aus und wird zuerst von seiner unmittelbaren Umgebung, sei sie örtlich oder beruflich oder gesellschaftlich beschränkt, übernommen. Auf dieser bleibt sie eingeschränkt oder von ihr aus geht sie allmählich weiter. Jede Schriftsprache soll aber ihrem Wesen nach einem weiteren Kreis der Volksgenossen verständlich sein, sie ist daher notgedrungen eklektisch und konservativ, sie kann nur Ausdrücke und Wendungen und Formen aufnehmen, die auch außerhalb des engen Kreises verständlich sind, dem sie ursprünglich angehören. In den Vereinigten Staaten gibt es nun nach dem übereinstimmenden Urteil aller Beobachter örtlich

stark verschiedene Dialekte fast gar nicht, und auch die beruflichen und gesellschaftlichen Unterschiede sind gering. Mencken und Krapp erklären dies hübsch und ausführlich aus der Geschichte der Besiedlung und Berufsgliederung. Die Vereinigten Staaten sind ja überhaupt noch ein junges Land, in dem man noch lange nicht an die Scholle oder an seinen Kreis gefesselt ist, wie im alten Europa. Daher konnten in Amerika Eigenarten örtlicher oder beruflicher Umgangssprache, ohne Gefahr laufen zu müssen, unverständlich zu werden, in der Schriftsprache verwendet werden. Dem bloßen Beobachter erscheint daher das amerikanische Schriftenglisch 'vulgärer', hemmungsloser, neuerungssüchtiger als das britische. Bei starkem Zurückdrängen örtlicher Dialekte wird die Sprache in berufliche und gesellschaftliche Gruppen aufgelöst, sie lebt daher viel mehr im 'Slang', nicht in den örtlichen Dialekten wie in Deutshland. Großbritannien ist wegen des Überhandnehmens städtischer Kultur auf demselben Wege. Die politische Trennung hat die Sonderentwicklung der amerikanischen Schriftsprache weiter begünstigt. Ein gewisser kleiner Teil des Wortschatzes z. B. ist ja von vornherein staatlich gebunden (wie Amtsbezeichnungen, Ausdrücke des politischen Lebens, Berufssprache der Beamten), wir kennen dies aus der Verschiedenheit solcher Ausdrücke in den deutschen Ländern. Die engen kulturellen Zusammenhänge, die in Deutschland einem Auseinanderfallen der Schriftsprache in den staatlich selbständigen Teilen des deutschen Sprachgebietes entgegengewirkt haben, sind zwischen den V. St. und Großbritannien lange nicht so stark. Das Historische, Vergangene ist zwar gemeinsam, aber Neues ist schon durch die Entfernung getrennt, dann durch die große Verschiedenheit der Lebensbedingungen. Zeitungen finden den Weg selten über den Ozean, zumindest dringen sie nicht in weitere Volksschichten, wie dies in den deutschen Staaten der Fall ist. Das Nachdrucksrecht und die Zollgesetzgebung verhindern einen Austausch von Druckschriften, ganz anders wie bei uns. Britisches Selbstbewußtsein gegenüber der ehemaligen Kolonie schließt sich gegen amerikanische Eigentümlichkeiten ab, amerikanische Betonung der Unabhängigkeit gegen britische (wie bei Mencken selbst). Wie stark gerade diese letztere auf eine Erstarkung der amerikanischen Sonderentwicklung gewirkt haben, sieht man aus Menckens und Krapps historischen Kapiteln deutlich. Erst neuerdings will man dem drohenden Zerfall der Schriftsprache Einhalt tun, das im Juni dieses Jahres gegründete 'International Council of English' mit gleichmäßiger Vertretung der Ver. St. und Großbritanniens im Ausschuß ist ein Schritt auf diesem Wege (siehe E. St. 61 S. 467 ff. und den Artikel von J. H. G. Grattan, *Review Engl. Studies* III, S. 430 ff.). Die Entwicklung ist noch nicht abzusehen und sicher nicht so eindeutig zugunsten der amerikanischen Schriftsprache zu lösen, wie dies Mencken tut (Original S. 392 ff., bei Sp. S. 135 ff., vgl. die vorsichtig abwägenden Worte von W. Fischer, *Am. Prosa seit dem Bürgerkrieg*, Leipzig 1926, S. 36 f.).

Im einzelnen ist zu der Bearbeitung von Sp. noch zu erwähnen: S. 15, Anm.: statt Kap. VI. Abschnitt 33 soll es heißen Abschnitt 3 (S. 84); dst. Z. 5 v. u.: Ist die deutsche Sprache wirklich so arm an Bildungskraft, daß Menckens *by groping from the root* mit *backformations* übersetzt werden muß? S. 18: Mencken behauptet, eine Reihe amerik. Bezeichnungen hätten 'mehr Leben, mehr Phantasie und Anschaulichkeit' als die entsprechenden britischen, so *stem-winder* für *keyless-watch*. Wie ist es aber mit *lift* gegenüber *elevator*? S. 21, Z. 3 v. u.: Warum wurde Menckens genaue Angabe für Ch. A. Bristeds Vorschlag statt mit der genauen Jahreszahl 1855 mit 'sehr viel später' wiedergegeben? S. 28 Anm. *** zu Ende fehlt der Nachsatz 'waren schon vor der Revolution in täglichem Gebrauch' (siehe Original S. 60). S. 54, Z. 7 v. u.: neben *pillar-box* ist *letter-box* in England (je nach der Form der Briefkasten) auch üblich. *letter-carrier* (dst. Z. 8 v. u.) ist auch in Großbritannien die offizielle Bezeichnung der Briefträger, desgl. kommt

corporation (S. 56, Z. 14 v. u.) in dem Sinne einer rechtlich anerkannten Handelsgesellschaft als juristischer Ausdruck auch in Großbritannien vor. In diesem Falle hat Amerika die ältere englische Bezeichnung bewahrt, in Großbritannien wurde wegen der neuen Gesetzgebung (Companies Act 1862) eine andere Bezeichnung nötig. Ebenso erklärt sich der Unterschied in der Bedeutung von *Tariff-reform* ohne weiteres aus der Wirtschaftspolitik der beiden Staaten. Für den deutschen Leser wären Anmerkungen darüber wertvoll gewesen. S. 58, Z. 16 v. o.: *eastbound trains* und *westbound trains* kennt der Engländer jetzt auch auf der Londoner 'Underground', sollte das ein Amerikanismus sein? S. 59, Z. 17 v. o.: zu *ten-pins* wäre die von Mencken S. 131 gegebene Erklärung auch im deutschen Text wertvoll. Der Ersatz der verbotenen *nine-pins* durch *ten-pins* ist für amerikanische wörtliche Gesetzesauslegung bezeichnend. S. 62, Z. 17 v. u.: 'schützen sie (Titel) auch gesetzlich gegen Mißbrauch' ist eine ungenaue und den tatsächlichen Verhältnissen nicht entsprechende Übersetzung von Menckens (S. 139) *they are very careful to withhold such titles from men who do not legally bear them.* Dst. Z. 13 v. u.: *B. M.* wäre für deutsche Leser wohl zu erklären gewesen. Der Titel ist übrigens in Amerika nicht 'ganz unbekannt', sondern heißt *B. S. in Med.* (*Bachelor of Science in Medicin*) siehe *Guide Book for foreign students in the U. S.* hg. vom Institute of international education, New York 1921. Er ist natürlich wie alle amerikanischen Baccalaureus-Grade dem englischen nicht entsprechend, was sich aus der historischen Entwicklung der Universitäten in beiden Ländern im 19. Jahrhundert erklärt. Auch *Knight Templars* und *Patriarchs Militant* (dst. letzte Zeile) wäre erklärungsbedürftig. S. 63, Z. 1 v. o. wäre wohl bei 'Nenn-Hauptleuten' und 'Nenn-Majoren' der Zusatz *of our country towns* im Original (S. 140) nicht wegzulassen gewesen. Schade ist es auch um die weggebliebene, bezeichnende Bemerkung Menckens (S. 140), daß man in den Südstaaten vielfach jeden Negerprediger mit 'Doctor' anspricht, weil man einen Neger nicht 'Mister' nennen mag, den Geistlichen aber doch nicht wie andere Farbige mit dem bloßen Namen anreden kann. S. 64, Abschnitt Titelwesen, hätte von Menckens nicht aufgenommenen weiteren Ausführungen der Unterschied in der Briefanrede zwischen England und Amerika noch Aufnahme verdient. In England ist *Dear Mr. N. N.* formeller, *My dear etc.* vertrauter, in Amerika gerade umgekehrt. Zu *Jew-Hebrew* S. 64 f. vgl. noch Menckens Ausführungen über die Unbildung mancher amerikanischer Juden und ihren Einfluß auf die Presse (S. 147). Zu *toilet* usw. S. 66, Z. 15 vgl. auch engl. *lavatory*. Ob der Ersatz vom älteren *sick* in der allgemeinen Bedeutung *krank* durch das auch schon alte gleichbedeutende *ill* im britischen Englisch wirklich zu den Euphemismen gehört (S. 66, Z. 14 v. u. ff.), ist wohl nicht unbedingt sicher. Sagt man in London wirklich *luggage-shops* (S. 72, Z. 5 v. o.)? *luggage* ist doch nur das auf Reisen mitgeführte Gepäck des Reisenden, nicht zum Verkauf angebotene leere Koffer, genau so wenig wie unser deutsches 'Gepäck'. Identifiziert man ohne weiteres 'Vorbereitungsschulen für Knaben' und 'Abschlußschulen für Mädchen' (S. 72, Z. 1 und 2 v. u.) mit den spezifisch amerikanischen *prep.* und *finishing schools*? Schließlich ist auch die engl. *preparatory school* eine Vorbereitungsschule, aber nicht für die Universität (zu denen sich ja die amerikanischen Colleges rechnen), sondern zur engl. *public school*, also einer höheren Schule nach der reichsdeutschen Terminologie. Zu S. 88, Z. 1 v. o. hätte zu *nixy* doch der sogar offizielle Gebrauch dieses ursprünglich deutschen Wortes durch die amerik. Postverwaltung in einer Anmerkung erwähnt werden können (Mencken S. 206: *nixies*, offiziell für wegen ungenügender Adressierung unbestellbare Briefe). Deutschem Einfluß wird wohl auch das *Mrs. Dr. N. N.* der Umgangssprache des mittleren Westens zuzuschreiben sein (siehe Sinclair Lewis, *Main Street*). Nicht sehr geschickt ist die Übersetzung S. 105, Z. 3 ff. v. o.: 'Der Engländer

verwendet auch nicht den Punkt im gewöhnlichen Sinn als Dezimalzeichen, sondern ein etwas höher gedrucktes Pünktchen' (Mencken S. 260: *'They* [sc. *the English*] *do not use the period as the mark of a decimal, but employ a dot at the level of the upper dot of a colon*). Deutlicher wäre 'Punkt auf der Zeile' und 'Punkt ober der Zeile' zu sagen, der englische Dezimalpunkt (den wir übrigens auch in Österreich statt des Beistrichs als Dezimalzeichen verwenden) ist doch nicht kleiner als ein gewöhnlicher Punkt, daß er das Diminutiv verdiente! Das Kapitel über die Vulgärsprache in Amerika hätte durch Hinweise auf die britische Vulgärsprache und die britischen Dialekte gewonnen. *yourn, hisn* usw. sind auch brit.-engl. dialektisch allgemein, siehe Mencken S. 229 und Wright, *Dial. Gram.* § 413, ebenso ist *who* als Akkusativ (*objective case*) in den brit.-engl. Dialekten allgemein (Wright, dst. § 423), desgl. sind Steigerung längerer Adj. mit *-er, -est,* Adverb ohne Endung *-ly,* doppelte Negation in den brit.-engl. Dialekten genau so üblich wie in der amerik. Vulgärsprache, also nichts für Amerika Bezeichnendes (vgl. Wright, *Dial. Gr.* § 398, 444). Zur Aussprache von *Levy* S. 124, Z. 12 v. u. ist zu bemerken, daß Jones, *Pron. Dict.* als brit.-engl. Aussprache *li:vi* angibt, nicht *'levi,* desgl. sind Adjektivsteigerung, Adverb ohne Endung *-ly,* doppelte Negation in den brit.-engl. Dialekten genau so üblich wie in der amerik. Vulgärsprache, also nichts für Amerika Bezeichnendes (vgl. Wright, *Dial. Gr.* § 398, 444). Zur Aussprache von *Levy* S. 124, Z. 12 v. u. ist zu bemerken, daß Jones, *Pron. Dict.* als britisch-engl. Aussprache *'li:vi* angibt, nicht *'levi,* wie Sp. nach Mencken S. 346, Z. 12 v. u. sagt. In diesem Satz ist übrigens 'wird' zu ergänzen. Zu den geographischen Namen ist der Gebrauch in der Stellung von *river* in englischen und amerikanischen Flußnamen (*the river Thames,* aber *Hudson river*) zu ergänzen (siehe *American Speech* II, S. 425 ff.), ähnlich *city.* S. 144, Anm. 72: die britisch-engl. Bezeichnungen für die Druckertypen sind natürlich nicht willkürlich, wie Sp. mit Mencken S. 133 sagt, sondern historisch. Dst. Anm. 77: Daß das brit.-engl. *Hon.* ohne Artikel vor Amtsbezeichnungen (besser wohl Tätigkeitsbezeichnungen) eine Abkürzung von *honorary* (nicht *honorable* wie in Amerika) ist (daher ehrenamtlich), wäre wohl außer der Übersetzung zu erwähnen.

Innsbruck. Karl Brunner.

Amerikaner und Amerika in neueren Tauchnitzbänden.

Die regelmäßig erscheinenden Bände der Tauchnitzausgabe brauchen uns nicht nur als Proben der neueren Romanliteratur und damit als Zeugnisse für die Entwicklung der Kunst der Erzählung willkommen zu sein; sie erlauben nebenbei auch allerlei Beobachtungen, die mit ihrer literarischen Form nur in lockerem Zusammenhang stehen, für den Philologen aber nicht weniger anziehend sein können. So möchte ich hier eine Anzahl Bände unter dem Gesichtspunkt der Begriffe betrachten, die ihre Verfasser uns von Amerika und den Amerikanern vermitteln; mag es sich dabei um 'British' oder 'American authors' handeln, lernen wird man aus beiden können; die letzten mögen vorangehen, weil sie natürlich häufiger auf derartige Dinge kommen und daher hier stärker an Zahl sind.

Das eindrucksvollste Bild eines Landsmannes gibt vielleicht Booth Tarkington in *The Plutocrat* (vol. 4774); er stellt zwei Typen einander gegenüber, den gebildeten, ästhetisch angehauchten Neuyorker Schriftsteller Lawrence Ogle und den gewaltigen Tinker, den Inhaber der Illinois and Union Paper Company, den echten Sohn Onkel Sams mit allen Fehlern und Vorzügen. Ach, er fällt dem 'highbrow' aus dem Osten gewaltig auf die Nerven mit seiner überquellenden Lebenskraft, seiner lärmenden Gutmütigkeit und seiner gänzlichen Ahnungslosigkeit von allem, was man in Europa Kultur nennt; er möchte ihn so gern in seiner Angst vor Frau und Tochter, den

einzigen, vor denen er die Ohren hängen läßt, lächerlich finden, und er kann es doch nicht: dieser Tinker ist wie eine Naturkraft, ein Mann, der jeder Lage gewachsen ist, und in all den Begegnungen, welche die heitere Handlung herbeiführt (es handelt sich um die Abenteuer einer Mittelmeerreise und eines Besuches Nordafrikas), wächst er in der Vorstellung des Literaten zu schier mythischer Größe empor. Die Gestalten eines Hannibal, eines Geiserich tauchen ihm auf, ja, hier ist mehr als sie: *here were neither Carthaginian nor barbaric Goth, or if he was, he was above all things, the New Roman.* Damit entläßt uns Booth Tarkington, und der Humorist hat uns tief getroffen; es geht uns ein wenig wie Lawrence Ogle, dessen Widerstand der Bewunderung weicht. Wie gern möchten wir die Achseln zucken, auf die Dauer vermögen wir es nicht, denn hinter all dem kindlichen Lärm und Firlefanz steht die siegreiche Kraft eines jungen Volkes, das nach Macht und Herrschaft greift.

Man wird die Tochter von Little Rock, Arkansas, deren Tagebuch Anita Loos als *Gentlemen prefer Blondes* (vol. 4749) veröffentlicht, nicht neben Tinker stellen dürfen, und sie ist doch ein Reis vom selben Stamm. Moralisch freilich ein recht dürres ('no better than she should be!'), aber jeder Lage ist auch sie gewachsen, und wenn sie unparteiisch auch Amerikaner rupft, so geschieht es ihnen als ihresgleichen, nicht als untergeordneten Wesen. Wie Tinker betrachtet sie alle Dinge der europäischen Welt ausschließlich vom amerikanischen Standpunkt; gewiß hat sie es mit der Bildung, aber was sie so nennt, ist von des Gedankens Blässe in keiner Weise angekränkelt und allein ihre Auffassung. In meisterlich gelungener Wiedergabe der Redeweise eines solchen Lebewesens hält das Tagebuch ihre Eindrücke von ihrer 'Bildungsreise' fest: in England hat jeder etwas zu verkaufen, in Frankreich hascht alle Welt nach dem Trinkgeld und ist erstaunlich beredt, in Deutschland ißt man immerzu, Österreich ist das Land der Jause und der Cafés — alles eigentlich zoologische Gärten zur Belehrung und Belustigung reisender Amerikaner. Und wenn diese männerbesiegende Blondine sich schließlich ausgerechnet den Sohn einer alten Puritanerfamilie des Ostens, einen Filmzensor und Sittlichkeitsapostel, kapert und noch dazu seiner gesamten Familie den Kopf verdreht, so ist das zunächst zwar ein satirischer Witz, stimmt aber zu dem Siege Tinkers über den gebildeten Landsmann: der echte Amerikaner setzt sich eben überall durch.

Tampico von Joseph Hergesheimer (vol. 4754) zeigt den Amerikaner bei der Arbeit; Schauplatz ist das Gebiet der mexikanischen Erdölquellen, und Govett Bradier ist das, was Malaria und Mexiko von einem der neuen Konquistadoren übriggelassen haben. Man liest das Buch wegen seiner Schilderungen exotischen Lebens, hinter dessen buntem Schleier sich die wirtschaftspolitischen Kämpfe abspielen; die Gestalten der Handelnden treten gegenüber der Umwelt zurück, man möchte sagen, daß sie als Vertreter des überlegenen Landes schon genug Übergewicht haben, so daß es nicht mehr nötig ist, ihre besondere völkische Art zu betonen. Govett Bradier verläßt den Kampfplatz, auf dem er gezeigt hat, was in ihm steckt, er verläßt ihn enttäuscht, mattgesetzt — ein anderer, in diesem Fall der schlechtere Mann, behauptet vorläufig das Feld. Aber dem wird wiederum ein anderer folgen: bleiben wird der Einfluß des Landes, das sie vertreten.

Die bisher genannten Romane zeigten den Amerikaner draußen; vol. 4756: *Dark Laughter* (so benannt, weil das Gelächter der von den Geheimnissen der Weißen bald genug Bescheid wissenden Schwarzen wie ein Chorus die Handlung begleitet) von Sherwood Anderson spielt wesentlich im Herzen Amerikas, in Old Harbor im Ohiotale. Dort findet sich ein seltsames Paar zusammen: John Stockton, einst Journalist in Chikago, der seine Frau eines schönen Tages ohne Abschied verlassen hat und nun als Bruce Dudley Wagenlackierer ist, wird der Geliebte der Frau des Fabrikbesitzers und geht

schließlich mit ihr auf und davon. Das wird mit mannigfachen Rückblicken erzählt, durch die das Innere der handelnden Personen bis in seine tiefsten Winkel aufgedeckt werden soll; das spezifisch amerikanische Problem (abgesehen von einer Fülle von Einzelheiten, die sich natürlich finden) scheint mir dabei am besten in zwei Sätzen ausgedrückt zu sein: S. 127 *American women surely have had things easy. Their men know so little — dare let themselves know so little. You can keep out of deciding anything if you wish, but is it any fun, never to be in the know — on the inside?* und S. 129: *Most American men never get to be beyond seventeen — perhaps.* Das heißt doch wohl, daß das Leben des Durchschnittsamerikaners veräußerlicht, zur bloßen geschäftlichen und gesellschaftlichen Routine geworden ist: hier sind zwei, denen dies durch allerlei Erfahrungen, besonders die ihrer ersten Ehe, zum Bewußtsein gekommen ist, und die darum zueinander gezogen werden.

Von ähnlicher Auflehnung gegen die Macht des Hergebrachten redet der Sammelband von Floyd Dell *Lore in Greenwich Village* (vol. 4747), das einst das Schwabing oder Quartier latin von Neuyork war. Natürlich denkt man bei diesen Geschichten an Murgers *Vie de Bohême*, aber es ist doch ein großer Unterschied: sieht man ab von den prächtigen Versen der *Ballad of Christopher Street*, dem wehmütig-heiteren Liede von vergangenem Jugendglück, so fehlt diesen Geschichten der französische Leichtsinn und die französische Sentimentalität, von der ja der letzte Teil von Murgers Roman ein Schulbeispiel bietet. Diesen jungen Amerikanern und Amerikanerinnen ist es furchtbar ernst mit ihrer Unbürgerlichkeit; es ist so etwas wie Methode in ihrem Leichtsinn, sie nehmen sich gewaltig wichtig und denken daran, daß sie auch einmal in Who's who stehen wollen. Sie bilden sich ein, die Liebe nicht tragisch zu nehmen, aber manchmal kommt einem von ihnen selber die Erkenntnis (S. 175), *that the Village was so careless of love simply because it was so full of heart-broken people to whom nothing mattered.* Darum kann denn auch eine an sich ergreifende Geschichte wie *Phantom Adventure*, die nur nichts mit den eigentlichen Leuten von Greenwich Village zu tun hat, äußerlich hier eingereiht werden.

Lassen englische Schriftsteller in ihren Erzählungen Amerikaner in britischer Umgebung auftreten, so liegt es natürlich nahe, die einem Engländer als fremd erscheinenden Züge zu übertreiben. Ein hübsches Beispiel bietet K. R. G. Brownes lustige Geschichte *A Knight and a Day* (vol. 4812), das Abenteuer eines Ferientages, der statt der erhofften gemächlichen Erholung Herrn Peter Cardinal eine wilde Jagd nach einem gestohlenen Bilde (bald als Jäger, bald als Wild) und dazu Herz und Hand einer in dieselbe Wirrnis verstrickten jungen Dame einbringt. Amerika wird durch den alten Hopper vertreten, einen reichen Sonderling und Bildersammler, dem jedes Mittel recht ist, um seine Galerie zu vermehren; er vertritt also so etwas wie das böse Prinzip, aber in humoristischer Auffassung. Zwar ist er ein harter Geschäftsmann; als Emporkömmling hat er sich durchbeißen müssen, und mit derselben Rücksichtslosigkeit wie einst im Kampf ums Dasein frönt er jetzt im Alter seiner einzigen Leidenschaft. Aber er versteht wirklich etwas von Kunst, hat jenes Bild ehrlich kaufen wollen, ist jedoch von dem Besitzer, einem herzlich unsympathischen Lord, verächtlich abgewiesen worden, und das zahlt er ihm heim: *You may be a lord and a Senator and a little tin god on wheels, but Cal Coolidge himself couldn't treat me like dirt and get away with it.* So schafft er sich denn trotz allem einen würdigen Abgang — eine Karikatur, gewiß, aber sie zeugt doch von der Achtung, in der amerikanisches Wesen steht.

Ähnliches gilt von Enoch Oates in der fünften Geschichte von G. K. Chestertons *Tales of the Long Bow* (vol. 4692), einer Sammlung von Humoresken, die darauf beruhen, daß in jeder eine Redewendung wie *to eat one's hat, to set the Thames on fire* u. ä. in überraschender Weise wörtlich ver-

wirklicht wird. Die Geschichten hängen auch innerlich untereinander zusammen: die Hauptpersonen bilden zusammen die *League of the Long Bow* (wobei L. B. den Doppelsinn von Bogen und Münchhauseniade hat) und gestalten schließlich England durch eine Revolution im Sinne von Chestertons sozialen Gedanken um. Oates ist oder wird vielmehr einer der Männer dieses Bundes, obwohl er zunächst dessen Mitgliedern als ihr Gegenpol, als Vertreter modernen 'Fortschritts' erscheint; sie erkennen ihn dennoch als einen der Ihren, weil er mit seiner Mischung von rücksichtslosem Geschäftssinn und echtem, wenn schon etwas grotesk sich offenbarendem Gefühl sich unbedingt als Sohn seines Volkes und als Träger von Eigenschaften bekennt, die doch die besten dieses Volkes sind: '*it* (jene Mischung) *'s vulgar enough and mad enough and obscene enough if you like. But it's not cant*' (S. 162).

Auf breiter Grundlage stellt *A Woman in Exile* von H. A. Vachell (vol. 4762) Amerikaner und Engländer einander gegenüber. Der Roman umfaßt ungefähr ein Menschenalter (1900—20) und zeigt, wie eine Engländerin aus alter Familie, die ihrem Gatten nach seiner Heimat Kalifornien folgt, allmählich trotz tiefeingewurzelter Eigenheiten mit der neuen Umgebung verschmilzt. Das geht nicht ohne Kämpfe, nicht ohne zeitweise Entfremdung ab, besonders in der Zeit des Krieges, wo die Engländerin mit Erstaunen sieht, wie trotz persönlichen Mitgefühls mit der Sache ihres Vaterlandes der Amerikaner sich dennoch als Vertreter einer eigenen Gemeinschaft fühlt; aber die jugendliche Frische, die hoffnungsfreudige, von idealistischen Zielen mindestens mitbestimmte amerikanische Art siegt doch. Ihr Vertreter ist natürlich der Gatte, keine Idealfigur, sondern ein Mensch mit Schwächen und überwiegenden Vorzügen; nimmt man aber von Tinker und Oates, ja auch von Hopper die gesteigerten Züge fort, führt man sie auf so etwas wie einen Normaltypus zurück, so würde der diesem Chet Cowlard recht ähnlich sehen: der Amerikaner unserer Tage scheint also im Roman eine ziemlich festumrissene Gestalt gewonnen zu haben.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

E. Gerstenberg, Elementarbuch für Knaben- und Mädchenschulen mit Englisch als zweiter Fremdsprache. (Gerstenberg, Engl. Unterrichtswerk; Einheitsausg. A.) Braunschweig, Westermann (1928), 169 S. Dazu ein grammatischer Anhang, 18 S.

Der phonetische Vorkursus, der nicht den Wortschatz der nachfolgenden Lektionen verwendet, sondern Dinge und Vorgänge in der Schulstube behandelt, ist auf Sprechübungen und Vermittlung der ersten grammatischen Kenntnisse zugeschnitten. Dem Lehrer, der eine korrekte Aussprache erzielen will, bleibt manche Zutat überlassen, wie etwa: Hinweis auf den Unterschied in der Vokaldauer in Wörtern wie *bad — bat*, Aussprache der unbetonten Vokale, Stimmführung u. a. m. Der eigentliche Lehrstoff wird in 17 Lektionen geboten, deren Bewältigung in höchstens 1½ Jahren gedacht ist. Die Texte sind in ihrer Mannigfaltigkeit der Altersstufe angepaßt, mit guten Illustrationen versehen und werden in ihrer Auswertung durch *Exercises, Composition exercises* und *Object lessons* dem Arbeitsunterricht gerecht; gut sind die *Word lessons*. Von Lektion 10 an tritt das Kulturkundliche an den Schüler heran. Der 2. Teil, Lektion 18—27, gibt nur Lesestücke kulturkundlichen Inhalts, die neben einer zusammenhängenden Lektüre verarbeitet werden können. Es folgen dt. Übersetzungsstücke zu den Texten 1—17, die von 10 ab von Einzelsätzen zu kurzen zusammenhängenden Darstellungen übergehen. Eine phonetische Umschrift der drei ersten Lektionen und Wörterverzeichnisse (nach Lektionen, nach Bedeutungsgruppen und alphabetisch geordnet) beschließen das Buch. —

Der grammatische Anhang ist knapp und zweckentsprechend. Die Kürze der Darstellung läßt allerdings in der Kennzeichnung des sächs. Gen. Fälle wie *men's* unberücksichtigt. Die Stellung der Adverbien ließe sich durch einen deutlicheren Hinweis auf die im Englischen von der Betonung abhängige Wortfolge vielleicht noch anschaulicher und für den Schüler leichter faßbar darstellen.

Potsdam. Fritz Fiedler.

Karl Michaëlsson, Études sur les noms de personne français d'après les rôles de taille parisiens. I. Thèse pour le doctorat. Uppsala, Universitets Årsskrift, 1927. 192 S.

Wir erhalten hier einen wichtigen Beitrag zur Erforschung französischer Personennamen, die leider immer noch zu wenig gepflegt wird. Der Verfasser hatte sich schon durch seinen Artikel 'Le passage *d* > *r* en français' (s. Archiv 149, 316) und 'Egidius > Gilles' in der 'Mélanges Vising' (1925) aufs vorteilhafteste in die Wissenschaft eingeführt und zeigt in dieser These wieder große Sorgsamkeit, genaue Kenntnis der einschlägigen Literatur und gutes Urteil. Es handelt sich um Namenstudien, die an den bekannten Pariser Steuerrollen von 1292 und 1313 sowie an den wenig bekannten und bisher noch nicht gedruckten von 1296 bis 1300 vorgenommen werden. Diese Untersuchungen sind Vorstudien oder eine Art Einleitung zu dem Lexikon sämtlicher in den Pariser Steuerrollen enthaltenen Taufnamen, welches M. herauszugeben beabsichtigt.

Auf eine kommentierte Liste der bisherigen anthroponymischen auf Frankreich bezüglichen Arbeiten folgt zunächst eine Beschreibung der Handschriften, welche uns die Steuerrollen überliefern, wobei denn die Kollationen mit der von Géraud im ganzen gut herausgegebenen Rolle von 1292 und der von Buchon nicht gut herausgegebenen Rolle von 1313 besonders erwünscht sind. Weiterhin erscheinen unter der Überschrift 'Interêt des rôles pour l'histoire des noms de personne' folgende Kapitel: *Observations générales — Noms de baptême — Surnoms — Multiplicité et variations des surnoms — Hérédité des surnoms.* Am wichtigsten scheint mir die S. 89—109 gebotene und erörterte Liste von Namen zu sein, die M. als 'noms de baptême usités comme surnoms' bezeichnet, z. B. *Alart* in *Jehan Alart,* nur war es nicht gut, den Ausdruck 'surnom' zu gebrauchen, wo es sich um eine Mehrheit von Namen handelt (vgl. Mulertt, Doppelte Vornamen in Zs. 47, 293 ff.), und dies um so weniger, als S. 73 'surnom' wieder im Sinne von 'sobriquet' verwendet wird. Was im übrigen zur Erklärung der Entstehung der doppelten Namen und Erblichkeit des zweiten gesagt wird, ist zu allgemein gehalten, um befriedigen zu können.

Auf die Herleitung der Namen einzutreten, ist hier nicht der Ort, und ich beschränke mich auf ein paar anderes betreffende Einzelbemerkungen. Bei *Nevelon* (S. 105) scheint mir immerhin zu beachten, daß die Hs. M der 'Vengeance Alixandre' den Verfasser *Jehans li Nevelons* nennt (s. darüber meine Ausgabe S. 4—5). — Auf S. 12 hätte ich statt eines Hinweises auf G. Paris eine kurze Würdigung meines Aufsatzes in den Tobler-Abhandlungen erwartet, besonders nach der methodologischen Seite hin. Gewiß sind große Sammlungen datierter und lokalisierter Namen sehr erwünscht (S. 7), aber ein wirklicher Fortschritt in der Personennamenforschung wird m. E. erst durch möglichst genaue Betrachtung und Verfolgung einzelner Namen, wie ich sie versucht habe, gewährleistet, und M. scheint dies an anderer Stelle auch zu sehen, wenn ich das S. 15 unten Gesagte recht verstehe. — Die Arbeit von Pachnio, Die Beinamen der Pariser Steuerrolle von 1292 (1909) ist S. 77 ff. entschieden zu ungünstig beurteilt. Sie wollte

nicht vollständig sein (s. S. 3) und war trotz der Fehler, die sie enthält, für die damalige Zeit eine gute Leistung; übrigens hat M. selbst in seinem weiteren Text gar manches daraus angenommen. — Wenn S. 79 zu *Bigot* Spitzer angeführt wird, so vermag ich nicht zu sehen, daß durch ihn Klarheit in die Frage gebracht worden ist. — S. 38 zeigt M. in dankenswerter Weise, daß Guille eine Phantasieform ist, die Buchon aus *Guill'e* (= Guillaume) der Hs. herausgelesen hat, sie scheidet also als etwaige Grundform für Guillot aus. Letzteres möchte ich nach wie vor zu *Gille* stellen unter Annahme von Beeinflussung der ersten Silbe durch *Guillaume* (s. Archiv 153, 146), während M. es als eine Koseform von *Guillaume* ansieht. Daß *Guillot* später als zu *Guillaume* gehörig betrachtet wurde, ist nach den S. 54 unten und 57 oben verzeichneten Eintragungen nicht zu leugnen, aber daß dies das ursprüngliche Verhältnis gewesen sei, kann ich so lange nicht glauben, als nicht einwandfreie Parallelen zu solcher Kürzung, wie es *Guillaume* > *Guillot* wäre, aus alter Zeit beigebracht werden. — Einige Zitate, wie die S. 170—173 und 177—180 stehenden, überschreiten an Länge alles und jedes Maß. — Man vermißt einen Index.

Jena. O. Schultz-Gora.

J. Victor Johansson, Études sur Denis Diderot. Göteborg u. Paris, 1927. IX, 209 S.

Die vorliegende Doktordissertation vereinigt drei getrennte Abhandlungen in sich, deren dritte bereits 1920 veröffentlicht war. Die erste Studie, überschrieben 'Héritage littéraire de Diderot', gibt eine summarische Übersicht über die Geschichte der Veröffentlichung der Werke Diderots, die bekanntlich erst nahezu hundert Jahre nach des Verfassers Tode in der Ausgabe von Assézat und Tourneux einigermaßen vollständig im Druck erschienen. Die zweite beschäftigt sich mit dem Band XVII der Manuskripte D.s, die Katharina II. käuflich erworben hatte. Dieser Band galt zu der Zeit, als Tourneux das Verzeichnis der Schriften D.s aufstellte, für verloren, wurde 1888 bei einer Bücherrevision entdeckt und befindet sich heute neben anderen Manuskriptbänden D.scher Werke in der Staatsbibliothek von Leningrad. Verf. stellt durch Vergleichung mit den bereits bestehenden Hauptausgaben ein genaues Variantenverzeichnis auf und arbeitet so einer kritischen Gesamtausgabe der Werke D.s vor.

Ilmenau. Alfred Götze.

Ein fremder Gast. Frau von Staël in Deutschland 1803/4. Nach Briefen und Dokumenten von Alfred Götze. Mit 24 Abbildungen. Jena, Frommannsche Buchhandlung (Walter Biedermann), 1928.

Dies sorgfältig ausgestattete Buch hat eingestandenermaßen keinen wissenschaftlichen Ehrgeiz. Es will weder neue Kunde darbieten noch neue Erkenntnis schaffen, sondern bloß einer breiteren Öffentlichkeit bequem und angenehm lesbar die wichtigsten Dokumente über Frau von Staëls Erlebnis deutschen Landes, deutschen Wesens, deutscher Menschen vorlegen. Hauptquellen sind die eigenen Briefe der Französin, deren Fundstellen aber nicht angegeben werden, es ist ein für allemal auf des Autors verdienstliche 'Chronologie der Briefe der Frau von Staël' (in dieser Zeitschrift Bd. 143 bis 145) verwiesen. Leider sind auch die zahlreich beigebrachten schriftlichen und mündlichen Äußerungen deutscher Zeitgenossen nicht näher belegt, oder richtiger gesprochen, ihr Druckort nur selten angeführt (denn einheitlich geht Götze nicht vor), und es fällt oft schwer, diese biblio-

graphischen Rätsel aufzulösen. Auch sieht man nicht, wo ungedrucktes Material — dessen das Vorwort S. VIII Erwähnung tut — verwertet ist. Das scheint z. B. S. 21 (Frau von Staël an Julie von Bechtolsheim) der Fall zu sein.

Die französischen Originale sind meist recht geschickt verdeutscht, doch hält der Nachprüfung nicht alles stand. Folgende Gegenüberstellung zeigt, daß der Übersetzer in sachlicher und stilistischer Hinsicht bisweilen zu flüchtig gearbeitet hat.

De l'Allemagne I 17.	Götze S. 121 f.
La cour, présidée par une reine belle et vertueuse, était imposante et simple tout à la fois; la famille royale, qui se répandait volontiers dans la société, savait se mêler noblement à la nation, et s'identifiait dans tous les cœurs avec la patrie. Le roi avait su fixer à Berlin J. de Müller, Ancillon ..., une foule d'hommes distingués dans des genres différents ...	Der Hof, gekrönt durch eine schöne und tugendhafte Königin, war imposant und einfach zugleich; die königliche Familie, die sich gern unter die Gesellschaft mischte, tat dies in würdiger Weise mit der Nation und identifizierte sich in allen Herzen mit dem Vaterlande. Der König hatte eine Reihe auf allen Gebieten hervorragender Männer, wie J. v. Müller, Ancillon ..., an Berlin zu fesseln gewußt.

Nicht ganz am Orte ist der vollständige Abdruck einer (längst bekannten) ausführlichen Denkschrift Knebels über die deutsche Literatur (S. 60—68), auffallend das verballhornte (offenbar aus dem Französischen rückübersetzte) Kant-Zitat auf S. 93 (vgl. Kant, Kritik der praktischen Vernunft, Reclamausgabe S. 193), unrichtig das S. 130 über Arnim und Brentano Bemerkte. Dieser übersiedelte keineswegs 1804 nach Berlin, sondern weilte dort nur zu kurzem Besuch (13. November bis 22. Dezember 1804; vgl. R. Steig, A. v. Arnim und die ihm nahestanden I, S. 120, 124), mit Arnim aber war Frau von Staël längst bekannt, man war einander schon Herbst 1802 in Genf begegnet, und aus damaligen Gesprächen scheinen die Lobesworte auf die deutsche Literatur im Vorwort der 'Delphine' herzustammen. Für den durch Geist und schöne Männlichkeit ausgezeichneten Dichter hat Frau von Staël zeitlebens großes Interesse bewahrt (Steig I, S. 55; II, S. 164 f., 227), Arnim dagegen sich nachmals — in der 1818 erschienenen Novelle 'Die zerbrochene Postkutsche' (Ausgabe von M. Jacobs IV, S. 191 f.) — über das ihm wenig zusagende laute Gehaben der Französin reichlich lustig gemacht.

Zu S. 94 sei bemerkt, daß das Wort von der Baukunst als gefrorener Musik auch noch in V. Hugos 'Notre Dame de Paris' nachklingt, wenn dort diese Kathedrale genannt wird 'une vaste symphonie en pierre'.

Prag. Jos. Körner.

Fröhlich-Schön, Französische Kultur im Spiegel der Literatur, ein Lesebuch für Oberklassen. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1928. 240 S. Geb. 4,20 M.

Ein sorgfältig vorbereitetes, gut ausgestattetes Buch; ein erneuter ehrlicher Versuch zur Aufrechterhaltung — eines Irrtums. Die Unklarheit der sogenannten Kulturkunde geht aus dem Vorwort zu diesem Lesebuch erneut hervor: Wenn es bleibende 'konstitutive Merkmale der französischen Kultur' (die Bedenklichkeit dieses Ausdrucks ist zur Genüge dargetan worden, z. B. durch Lerch in der Zeitschr. f. frz. u. engl. Unterr.) gibt, dann finden sie sich in jeder Zeile des französischen Schrifttums, in jeder Wendung der

französischen Sprache, und wir haben nicht nötig, besondere Textproben als 'Zugänge' zu suchen zum französischen Rationalismus, zum tempérament oratoire usw. Wenn in dem einzelnen Werk sich auch nicht gleich die 'vielfältige Fülle dieses Volkstums' summiert vorfindet, so lebt doch das Volkstum darin, rein und mit allen seinen Fasern, und der Schüler kommt ihm durch gründliche Lektüre nahe. Man hat begriffen, daß man Frankreich nicht erkennt, wenn man nur auf Paris schaut: genau so dringt man nie tiefer in das Wesen der französischen Seele ein, wenn man nur Rosinen aus seinem Schrifttum herausliest, nicht aber sich auch einmal ergeht in den weiten Landen, der inneren Stimme des Dichters ruhig lauscht, den Duft seines Stils atmet, den Klang seiner Melodie nachfühlt. Wissen wir denn gar nicht mehr, wie lange es dauert, bis man sich in ein Werk 'einliest' und was solches Einlesen bedeutet? In diese Bruchstücke aber liest sich der Schüler überhaupt nicht ein, er betrachtet sie nur als 'Belege', als 'Hilfen' (S. VI!) zur eigentlichen Lektüre, als Unterstreichungen gewisser an der Lektüre beobachteter Züge; und damit hören die Stücke auf, selbst Lektüre zu sein, sind nicht mehr 'Literatur', die als 'Spiegel französischer Kultur' dienen könnte!

Verfolgen wir aber einmal diese Hilfeleistung, dann werden wir sehen, wie schwer es ist, solche Bruchstücke kritisch zu betrachten, und das ist nötig, wenn wir nicht grob dilettantisch 'belegen' wollen (vgl. dazu Jordan, Archiv 1928, S. 281 ff.). Ein Beispiel: S. 29 finden wir ein Stück von Lavisse über Richelieu; wir haben die Zitate von Lavisse zu prüfen, wir müssen der besonderen republikanisch-chauvinistischen Einstellung des Autors Lavisse Rechnung tragen, und endlich kommen wir zum Ziel. Ist da nicht eine Erläuterung durch den Lehrer, dessen Persönlichkeit und Urteilsweise die Schüler kennen, viel förderlicher und wahrer?! Aber hier sehen wir gerade die Sackgasse des Lesebuches: es sind Sprachhilfen für den ungewandten Lehrer. Herr Lepointe berichtet über den concours général, was Herr Studienrat X. nicht so gut fertigbringt. Und ebenso ist es mit den Aufsatzstücken von G. Paris über das Rolandslied, mit Hanotaux' Henri IV, mit den winzigen Bröckchen über Rambouillet und den noch winzigeren über die Préciosité.

Es ist ja auch ein grober pädagogischer Fehler, wenn man dem Schüler so derb gegenständliche 'Lektüre', noch dazu in der Fremdsprache, vorsetzt. Werden schon für Préciosité und Esprit die Anekdoten den bei weitem besten Erfolg haben (s o n s t merkt man Absicht, und man wird verstimmt!), so bedenke man, ein wieviel feinerer Weg zur Seele der Landschaft das Kunstwerk ist, bei dessen Lektüre der Lehrer die Tatsachen taktvoll einflicht, vertieft, kritisch erörtert! Paris in der Géographie humaine, La Bourgogne aus Le Pays de France und Le type social de la Provence von Demolins werden eindruckslos am Schüler vorüberziehen; vieleicht haftet ein Urteilsbrocken — und a little knowledge is a dangerous thing! Wie anders leben die Provinzen vor uns auf, wenn wir uns mit dem Dichter in sie hineinversenken! Mit Hugo (trotz aller pseudohistorischen Phrasen!) ins alte Paris, mit Daudet in die Provinz seiner Mühle, mit Colas Breugnon in die fröhliche, lebensstarke Bourgogne! Und hätten wir nur Zeit zu e i n e r e i n z i g e n Landschaft, so wäre das besser als die vielen dünnen Spritzer.

Aber wird denn das Buch in der Weise verwandt werden, wie es seine Autoren wünschen? Der Lehrer, der s o vernünftig ist, der hat auch die Geisteskraft, seine 'eigentliche' Lektüre selbst zu erläutern, zu vertiefen, zu erweitern. Aber was kann das Buch in den Händen derer werden, die schon nach einem Sonderwörterbuch schreien! (Vgl. dazu meine Methodik des franz. Unterrichts, S. 78.) Ich wittere krampfhafte Präparationen in 'Arbeitsteilung' und stammelnde Schülerinterpretationen der 'Struktur-

belege'. Gott sei Dank, daß das Buch in seiner Zusammenstellung der Stücke einen so hohen Standpunkt einnimmt, daß sich hier bald segensreiche Grenzen ergeben werden. Denn das sei zum Schluß noch einmal betont, daß, abgesehen von den prinzipiellen Bedenken, dieses Lesebuch dem Verlag und den Verfassern nur Ehre macht.

Jena. Jul. Schmidt.

Felix Franke, Phrases de tous les jours, 12me éd., remaniée et augmentée par Elna Simonsen. Leipzig, O. R. Reisland, 1928. 99 S., Ergänzungsheft 85 S. Preis je 2 M.

Bei einem Buch, das in der 12. Auflage erscheint, steht die Wertfrage nicht mehr zur Diskussion: es entspricht offenkundig einem starken Bedürfnis. Trotzdem muß festgehalten werden, daß dieses Sprachlernen von der Hand in den Mund höchst unzweckmäßig ist. An den einfachen, sehr 'zweckmäßigen' Sätzen ist nichts auszusetzen; sie sind — abgesehen von einigen gesuchten Wendungen wie accrocs de santé, repiquer un rhume — gutes Umgangsfranzösisch. Dagegen scheint es mir zweifelhaft, ob derjenige, der auf diesem Wege seine französischen Sprachkenntnisse erweitert, die phonetischen Transkriptionen richtig verwenden wird. Man vergleiche dazu, was ich in meiner Methodik des französischen Unterrichts dargelegt habe über die Relativität der Aussprache und die Anwendung der phonetischen Schrift. Zu den Transkriptionen ist im übrigen ein Passyscher Mangel zu bemerken: die Längenbezeichnung ist inkonsequent. Warum *bɔ̃:ʒur*, aber dann *bɔ̃swa:r?* Warum *ti:ʒ*, aber dann *pyiʒ?* Und *bo:ku* kann nur Verwirrung anrichten.

Das Ergänzungsheft bringt die völlige Übersetzung der Sätze ins Deutsche und Anmerkungen, die sich an sehr primitive Kenntnisse wenden. Ist das wirklich nötig? Aber auch hier liegt schon die 10. Auflage vor, und so wird das Buch in der neuen, verbesserten Form weitere Freunde finden.

Jena. Jul. Schmidt.

Walter Gottschalk, Die Wiedergabe der deutschen Präpositionen im Französischen. Heidelberg, Carl Winter, 1928. 37 S.

Gottschalk ist von Plattner ausgegangen. Bei letzterem sind bekanntlich die französischen Präpositionen alphabetisch geordnet. In bezug auf ihren Gebrauch werden sie dort nach drei Gesichtspunkten eingeteilt: in solche mit räumlicher, zeitlicher und modaler Beziehung. Jeder Gruppe sind zahlreiche Paragraphen gewidmet mit einer Fülle von Beispielen. Plattner gibt uns damit das Ausführlichste, das uns auf diesem Gebiete geboten worden ist. Der reichhaltige Inhalt macht zwar ein Nachschlagen zeitraubend, aber wir bereuen unsere Mühe nicht, denn zu guter Letzt finden wir immer, was wir suchen. Gottschalk hat nur das Wichtigste von Plattner genommen, er hat 'in anderer Weise gruppiert', indem er von den deutschen Präpositionen ausgeht, und er hat 'schärfer formuliert'. Falls diele letzten Worte einen Tadel Plattners enthalten, lehne ich sie energisch ab, denn, was Plattner uns gegeben hat, bleibt das Beste. Während Plattner den Präpositionen 164 Seiten widmet, genügen Gottschalk 37 Seiten. Zweifelsohne wird Gottschalks Büchlein Schülern bzw. Studierenden gute Dienste tun. Sie werden mit Vorliebe an Gottschalk herangehen, das an das ebenfalls gute Büchlein von O. Breitkreuz, Kochs Verlag, Dresden und Leipzig 1912, erinnert, denn die heutige Jugend hat es eilig, und sie wird vielfach ohne Mühe finden, was sie sucht. Für meine Person ziehe ich Plattner vor, doch ist auch Gottschalk mir sympathisch. Nur hätte ich dann gewünscht, er hätte den ganzen

Plattner in die neue Gruppierung gebracht. So hätten wir etwas Vollständiges, und das ist es, was wir in erster Linie brauchen.

Nicht selten wird es vorkommen, daß wir Gottschalk vergeblich oder unbefriedigt konsultieren. Einige Beispiele oder Bemerkungen: S. 5: *à la Sorbonne* aber auch: *en Sorbonne.* S. 5: Es fehlt bei *an* das geläufige *en fin de* wie z. B.: *en fin de représentation les gradins d'un cirque s'écroulent.* Bei *'an'* S. 6 oder bei *'während' de* in Fällen wie: *la traversée peut être effectuée de jour.* S. 8: *en s'emploie dans certaines tournures für das deutsche auf: en français* usw. Hier vermisse ich die gerade für Philologen interessanten Fälle wie: *casque, couronne en tête, en selle, en scène, en mer, en méditerranée, en bicyclette* usw. [Für die letztere Konstruktion verweise ich auf meinen Aufsatz im Archiv, Band 153, 1928, S. 104 ff. Allerdings sagte ich da: *In der Tagesliteratur ist es mir trotz eifriger Lektüre nicht gelungen, einen Beleg zu e n b i c y c l e t t e zu finden.* Dies muß berichtigt werden, da ich inzwischen Belege fand, wie: *prince et nonagénaire vont se mesurer en bécane* (Petit Journal 24. 3. 28). ... *le nouveau grimpeur en bicyclette* (Petit Journal 26. 3. 28) ... *les sportifs besognent à pied, en vélo, en auto* (Petit Parisien 27. 7. 28).] S. 22 wird *aller à bicyclette* verzeichnet und S. 24 *aller à bicyclette familièrement: en vélo.* Man könnte aber daraus entnehmen, daß *en bicyclette* unmöglich sei. S. 7: *dans la cour (auf dem Hofe).* Ich vermisse *à la cour (bei Hofe).* S. 7 lesen wir: *naviguer sur mer.* Es erweckt den Eindruck, als seien wir auf *sur* allein angewiesen, da von einem *naviguer en mer* keine Rede ist. S. 8: *tomber par terre (par est préféré à 'à' dans la conversation courante).* Der Unterschied, den uns Plattner gibt [Band IV, S. 233], erscheint mir zuverlässiger. S. 15: *lever les yeux vers le ciel,* aber auch *au ciel; aller vers quelqu'un,* aber auch: *à quelqu'un* oder *sur quelqu'un.* S. 21: *pendant la guerre, während des Krieges.* Es hätte erwähnt werden können, daß der Franzose heutzutage auch gern *dans la guerre* sagt, z. B. *la liste des opérateurs qui, soit dans la paix, soit dans la guerre, ont fait héroïquement leur devoir* (Petit Journal 14. 3. 27). Man vergleiche auch: *Il vivait, dans la journée, libre dans son domaine* (Petit Parisien 18. 3. 28). S. 28: *über eine Brücke gehen: passer, traverser un pont.* Der Gebrauch des Verbums *traverser* ist hier unglücklich. *Traverser* in diesem Falle wird meistens verworfen, weil es Querrichtung statt Längsrichtung bedeuten würde (Plattner V, 565). Auch bei Littré (*traverser* 6°) ist zu lesen: *On ne traverse un chemin que dans sa largeur, car y marcher dans sa longueur, c'est le suivre.* Allerdings führt er unter seinen Beispielen an: *Ils passent dix portes, traversent quatre punz.* Chanson de Rol. CXC. S. 29 wird uns von den Fällen gesprochen, in denen der Franzose die Präposition *de* da braucht, wo der Deutsche überhaupt keine hat *(une planche longue de 4 mètres).* Das Umgekehrte wäre auch einer Erwähnung würdig gewesen. Ich meine die Fälle, wo der Deutsche irgendeine Präposition da braucht, wo der Franzose keine hat, z. B.: *Erzählen Sie mir davon (racontez-moi cela); er hörte von der Freigebigkeit des Königs (il entendit parler de la libéralité du roi); er hoffte auf ein Geschenk (il espérait un cadeau); er erfuhr von dieser Geschichte (il apprit cette histoire)* usw. S. 32 werden uns Beispiele von *Partizip + de* und *Partizip + par* gegeben. Es handelt sich aber um Fälle, wo *par* und *de* nebeneinanderstehen können. Ich hätte hier eine ausführlichere Liste erwartet von den Partizipien, die ein *par* nach sich verlangen und dann eine zweite von denen, die mit *de* konstruiert werden. Es verlangen z. B. stets *de: imbu, malvoulu, molesté, redouté, surmonté, usité* usw., stets *par: découragé, déçu, donné, nommé, servi* usw.

Es würde sich lohnen, weitere Bemerkungen zu machen, wenn der Verfasser das Gebiet der Präpositionen hätte erschöpfen wollen. Er wollte aber nur 'e i n e n r a s c h e n Ü b e r b l i c k' geben, und das ist ihm ge-

lungen. Man müßte erwarten, daß Studierende ein solches Büchlein nicht mehr brauchen, aber solange sie von der Schule so wenig Sicherheit im Gebrauch der französischen Präpositionen auf die Universität mitbringen, sind solche Werke zu begrüßen. Ich wünsche daher diesem Bändchen viele Freunde. Möge es eine Brücke sein, die vom Elementarsten zu Plattner führt, eine Brücke, die eifrig und gern beschritten wird.

Jena. René Olivier.

Prof. Dr. H. Gade, Übungsstoffe für Nacherzählungen (freie Arbeiten). II. Heft: Französisch. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1927. 101 S.

Dieses Büchlein ist zum Gebrauch in höheren Schulen gedacht. Ich habe es trotzdem in Universitätsübungen verwendet; die Ausdrucksfähigkeit der Studierenden ist im allgemeinen so mangelhaft, daß das Büchlein auch hier gute Dienste leistete. Der Gedanke, der Herrn Prof. Dr. Gade zur Abfassung des Buches trieb, war ein glücklicher. Der Verfasser entnahm seine Stücke französischen Quellen und — mit Recht, denn dies bürgte für idiomatisches Französisch; ferner hat er sich bemüht, dem französischen Satzbau einen möglichst deutsch anmutenden gegenüberzustellen. So gut der Gedanke auch war, so läßt sich leider manches gegen seine Ausführung einwenden. Werfen wir zunächst einmal einen Blick auf die Überschriften der Stücke und vergleichen wir den französischen Text mit der entsprechenden deutschen Übertragung. Daß eine wörtliche Übersetzung manchmal unmöglich ist, leuchtet ohne weiteres ein. Warum aber keine wörtliche Übersetzung, wenn sie leicht zu geben war? Einige Beispiele: S. 4—6. 16. *Frédéric II et le marchand* (Friedrich der Große und der höllandische Kaufmann); 21. *Double leçon* (Anstandsunterricht); 35. *L'histoire naturelle* (Die Weltgeschichte; 39. *Le prix de la générosité* (Belohnter Edelmut); 42. *Une rencontre de Joseph II* (Ein Reiseerlebnis Josefs II.); 51. *Malentendu* (Lernt fremde Sprachen); 58. *Un beau geste* (Gut zugedeckt). Das 12. Stück heißt: Unrecht Gut gedeihet nicht und französisch *Crimes punis l'un par l'autre!* Auch hier wäre es so einfach gewesen, das französische Stück mit *Pain mal acquis ne profite pas* zu betiteln. Warum sind uns ferner nicht die Quellen angegeben? Nur bei der 23. Anekdote wird uns gesagt, daß sie Diderot entnommen sei, aber dies ohne Angabe des Werkes. Und diese Klarstellung schuldete uns der Verfasser bei jedem Stück, um uns in die Lage zu versetzen, ev. den Text nachzuprüfen oder die stilistischen Eigentümlichkeiten zu erklären. Am wertvollsten wäre es gewesen, wenn der Verfasser nur moderne Texte gewählt hätte, in denen die Sprache der Gegenwart zur Geltung kommt. S. 37 lesen wir: *chambre à dormir.* Es ist doch nicht der geläufige Ausdruck, und es wäre besser, der Leser hätte ein *chambre à coucher* vor Augen. Außerdem sind in dem Büchlein eine große Anzahl Druckfehler geblieben, und das ist recht bedauerlich. Damit man nicht glaubt, daß ich oberflächlich Vorwürfe mache, gebe ich zahlreiche Beispiele. Außerdem füge ich einige Bemerkungen hinzu. S. 7 *le roi n'était fort généreux mais il aimait à...* S. 8: *...nach einem Augenblick des s c h w e i g e n.* S. 9: *...Bonne r é p a r t i e. Répartir* heißt teilen und *repartir* hat zwei Bedeutungen: 1. sich ein zweites Mal entfernen, 2. antworten. Es hätte also kein *accent aigu* stehen sollen. Zu bemerken ist allerdings, daß die Franzosen selbst den Fehler begehen. So ist u. a. bei Estaunié, *L'Appel de la route*, Perrin, Paris 1922, S. 186 zu lesen: *Si mon fils pouvait sortir, il serait ici, r é p a r t i t Madame Manchon.* S. 13: *lorsque l e u r vivres furent consommés* S. 9: *C'est q u e, reprit le spirituel interlocuteur, q u' un âne...* S. 15: *...Sa pauvreté extrême ne l'empêchait pas de venir e n a i d e d e s*

indigents. On vient en aide à quelqu'un. Littré gibt zwar kein anderes Beispiel als: *Ainsi Dieu me soit en aide.* In der Erklärung des Unterschiedes zwischen *aide, assistance* und *secours* schreibt er aber: ... *il ne peut faire une chose, il n'est pas assez fort; on lui vient en aide.* S. 17: *le roi l'a deféndu;* S. 19: *qui croyaient plus leus yeux que les meilleurs raisonnements;* S. 21: *dans toutes les monastères... ils se trouva que les jeunes nobles;* S. 23: *A la vérité.* Bekanntlich wird kein Akzent auf majuscules, außer E gesetzt. S. 25: *Il pâlit, éclata en larmes et jeta join de lui l'arc et la flèche.* S. 39: *Sur quelques-uns il n'y avait rien de tout.* S. 39: *...Dans la plupart des maisons on ne lui donna qu'une aumône misérable; encore on la lui passa simplement par la fenêtre. Il se trouva même des riches gens qui la renvoyèrent avec dureté...* Dieser Satz klingt recht unfranzösisch. Encore mit Inversion hätte hier stehen müssen, denn es hat den restriktiven Sinn: *remarquons, remarquez* (s. Littré, *encore,* No. 5). Also: *encore la lui passa-t-on simplement par la fenêtre. Des riches gens* ist wegen der Stellung des Adjektivs anstößig. Warum nicht: *des gens riches?* S. 45: *...à le faire cent fois pour les cérises.* S. 45: *le tésorier du roi* S. 45: *...va le ramasser et le met dans ta poche.* Wir haben es hier mit einer an sich einwandfreien Konstruktion zu tun. Man begegnet ihr z. B. in: *Répondez-moi par ordre et me laissez parler* (Molière), *Polissez-le sans cesse et le repolissez* (Boileau), *Ainsi tais-toi et m'obéis vite* (Coppée), *Poète, prends ton luth et me donne un baiser* (Musset), *Dis-moi tout sans un mot d'orgneil ou de reprise Et m'offre le bouquet d'un repentr choisi* (Verlaine), trotzdem wird man doch zugeben, daß es nicht die geläufigere Konstruktion ist. Wenn es trotzdem in der Absicht des Verfassers gewesen ist, die Schüler der mittleren Stufe mit dieser Konstruktion vertraut zu machen, so schuldete er ihnen die richtige Orthographie: *mets.* S. 51: *L'aubergiste, tout étonné, leur addressa ces questions...* S. 54: *Warum haben Sie es nicht denn getan?* Ich würde sagen: *Warum haben Sie es denn nicht getan?* Die Sprache eines Deutschen zu kritisieren, maße ich mir nicht an. Doch machte ich einmal mit obigem Satze ein Experiment, indem ich einen Deutschen fragte: *Warum haben Sie es nicht denn getan?* Ich bekam eine andere Antwort, als ich erwartete: Man hört doch recht deutlich den Ausländer an Ihnen! S. 71: *La Soupe A l'Indienne.* S. 76/77: *...nach 1848...* wird mit... *après 1843* übersetzt! S. 79: *...car les arabes galoppaient autour du fort.* S. 99: *A ce moment la même...* S. 101: *...Il s'enfuit sous les huées de l'assistance et oncques ne le revit-on plus à Bar-le-Duc. Onc, onques, oncques* ist ein altertümliches Adverb, das ich eher durch *jamais* ersetzen würde. Warum sollen wir uns — soweit wir uns mit der modernen Sprache beschäftigen wollen — den Ballast von veralteten Wörtern freiwillig aufbürden?

Wenn der Verfasser diese Rezension für unfreundlich halten sollte, so irrt er. Ich gehöre zu denjenigen, die den Gedanken des Buches sehr glücklich finden, aber ich bedauere, daß die Ausführung so viele Mängel aufweist. Mein Wunsch wäre, daß das Büchlein recht bald eine 2. Auflage erleben möge und daß letztere *encore plus de bon grain et surtout moins de paille* enthalte.

Jena. René Olivier.

Le Tournau-Lagarde, Abrégé d'histoire de la littérature française. 7. Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1927. 218 S.

Dieses Buch ist ein knapper, aber sorgfältiger Auszug aus Lanson, Des Granges, Bédier und Hazard, Lalou und Braunschweig. Es wendet sich an die Jugend der Schulen und der Universitäten. Schüler und Studierende sollen in

ihm ein *Memento* finden, das ihnen vor der Prüfung gute Dienste leistet. Zugeben muß man, daß das Buch alles besitzt, um diesen Zweck zu erfüllen. Sorge wurde auch dafür getragen, daß das Nachschlagen leicht wird. Nicht nur ein Index, sondern auch ein *Tableau historique et littéraire des différents siècles en France* geben eine gute Übersicht über den behandelten Stoff. Ein *Appendice* gibt den Inhalt einiger Hauptwerke, woran sich eine kurze Kritik anschließt. Jedes Kapitel ist noch mit einem kurzen *Résumé* versehen. Kurz — alles ist gemacht worden, um dem Nachschlagenden die Wege zu ebnen. Die 7. Auflage unterscheidet sich von den früheren im wesentlichen dadurch, daß der literarischen Tätigkeit der letzten Jahre Rechnung getragen wurde. Was das Mittelalter betrifft, so mag das Buch als Nachschlagewerk Schülern genügen, Studierenden auf keinen Fall. Über die ersten Sprach- und Literaturdenkmäler, über das Nationalepos, sowie über die frühe Lyrik wird uns zu wenig geboten. Im 2. Kapitel (S. 16) wird der literarische Einfluß Franz I. betont. Dabei durfte derjenige seiner anmutigen Schwester von Navarra nicht vergessen werden. Der *Marguerite des princesses* wird nur eine Zeile gewidmet (S. 24) anläßlich des Heptaméron, und über ihre Lyrik finde ich nichts. Die Verfasser hätten diese *Perle* nicht vernachlässigen dürfen. Marot ist kurz, aber kräftig skizziert worden. Über die Lyoner Schule hätte ich wenigstens eine Zeile erwartet. Im 2. Teile (S. 25 ff.) wird das 17. Jahrhundert gegeben. Man merkt deutlich, daß die Verfasser der klassischen Zeit besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben, und ich kann nur lobend feststellen, daß sie es verstanden haben, uns das Wesentliche in kurzer Form zu geben. In der Geschichte des Romans im 18. Jhdt. (S. 60 ff.) verdiente *Candide* Erwähnung. Der große Roman des *Abbé Prévost* hätte auch zur Sprache kommen müssen. Im 4. Teil (S. 78) kommen wir zum 19. Jhdt. Wir fühlen, daß die Verfasser auch dieses Jahrhundert besonders pflegen wollten. Die Romantik ist treffend dargestellt worden. Dafür sind der Realismus und der Naturalismus zu kurz behandelt worden. Huysmans spielt eine zu große Rolle, um unerwähnt zu bleiben. Seine Evolution, die von Werken wie *Sac au dos, A vau-l'eau* zu *En route, La Cathédrale* und *Sainte Lydwine de Schiedam* führt, verdiente durchaus Beachtung. Über die Parnassiens hätte ich mich als Verfasser eingehender ausgesprochen. Anläßlich Barbey d'Aurevilly — der nicht, wie irrtümlich im Index angegeben wird, S. 148, sondern S. 126 zur Sprache kommt — hätte von den 'Diaboliques' etwas gesagt werden sollen, denn sie sind doch nicht von Barbey zu trennen. In der Reaktion gegen den Naturalismus hätte auch Villiers de l'Isle Adam nicht verschwiegen werden dürfen, denn seine *Contes Cruels* sind — allein mit Rücksicht auf den Stil — ein literarischer Schatz. Von Anatole France wird mit Recht gesagt, daß zwei Gefühle seine Werke beseelen: *l'ironie et la pitié...* (S. 135). Freilich, *il ne crut jamais à aucun système* (S. 134), aber seit der Dreyfus-Affaire ist er in den Sozialismus und zuletzt in den Kommunismus hineingezogen worden. Das hätte in einer Zeile gesagt werden können. Das IV. Kapitel bringt uns die Geschichte der Gegenwart. Warum schreiben die Verfasser *Beaudelaire* mit einem *e* in der ersten Silbe? Der Symbolismus wird kurz, aber mit großer Kenntnis charakterisiert. Es hätte unterstrichen werden können, daß Laforgue (S. 147) und Kahn (nicht erwähnt) den vers-libre eingeführt haben. Die Belgier haben mit Rodenbach, Maeterlinck und besonders Verhaeren einen wichtigen Platz in der Geschichte des Symbolismus, und solche Namen müßte man hier nicht vergeblich suchen. Über Barrès (S. 150) hätte ich mir etwas mehr Ausführlichkeit gewünscht. Es wird von seiner Evolution gesprochen, aber — wie mir scheint — zu knapp. Die Evolution zum Nationalismus führt nicht nur zum *Roman de l'énergie nationale*, sondern zum Katholizismus, der in *La colline Inspirée* und *La grande pitié des églises de France* seinen Ausdruck findet.

Der Anhang enthält die Inhaltsangabe wichtiger Werke, wie *La chanson de Roland, le Cid, Les précieuses ridicules* usw. Ich staune allerdings darüber, daß wichtige Romane wie *La princesse de Clèves* und *Madame Bovary* dort nicht Platz gefunden haben. *Le crime de Sylvestre Bonnard* hätte ich entweder von dem Anhang ausgeschlossen oder ich hätte ihn dann mit einem anderen Werke Frances aus späterer Zeit gemeinsam gebracht. Ich gründe diese Ansicht darauf, daß *Le crime de Sylvestre Bonnard* keinen richtigen Eindruck von Anatole Frances Schaffen gibt. Wer nur diesen Roman von ihm gelesen hat, kennt Anatole France nicht.

Obige Ausführungen lassen trotz einiger Einwände erkennen, daß wir es mit einem gediegenen Buche zu tun haben, einem Leitfaden der französischen Literaturgeschichte in knappster Form und klarer, einfacher Sprache. Ich wünsche ihm Glück, das heißt Leser und Freunde.

Jena. René Olivier.

Paul Piur, Petrarcas 'Buch ohne Namen' und die päpstliche Kurie. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der Frührenaissance. Halle a. d. S., Niemeyer, 1925. (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. Herausgegeben von Paul Kluckhohn und Erich Rothacker. Buchreihe 6. Bd.) XVI, 416 S.

Mit außerordentlicher Sorgfalt hat Paul Piur die Sine-Nomine-Briefe Petrarcas herausgegeben, die neunzehn Briefe gegen die Übelstände in der römischen Kirche, die Petrarca wegen ihres gefährlichen Inhalts ohne Nennung der Überschrift und der Unterschrift in seine Sammlung aufnahm.

Die schöne Einleitung gibt eine feine Zusammenfassung der Renaissanceströmung in Petrarcas Zeit und besonders treffend die Entwicklung des nationalen Gedankens im 14. Jahrhundert, der bei Petrarca noch durchaus nicht anders als bei Dante lebt, nämlich unter der Vorstellung des Weltimperiums, mit Italien an der Spitze. Sehr richtig zeigt Piur, daß Petrarca so wenig als Vorläufer Luthers hingestellt werden kann wie Dante und die anderen Erwecker der italienischen Renaissance. Man kann auch die eifrigen Angreifer des Papsttums unter den Provenzalen dazustellen: Wie Peire Cardinal u. a. ist auch Petrarca ein um so leidenschaftlicherer Tadler des zeitgenössischen Papsttums, je innerlicher er sich der katholischen Kirche verbunden fühlt. Petrarcas Angriff gilt nicht der Kirche, sondern dem Unwesen in Avignon. Piur hat, wohlvorbereitet durch die gemeinsam mit Burdach gemachten Forschungen, nicht nur die äußere Lage Petrarcas so hingezeichnet, daß der Leser Gegenwärtiges zu erleben vermeint, er hat sich auch in die Dichterseele versenkt und viele Züge aufgedeckt, die uns an dem 'ersten Modernen' lange nicht klar genug waren (vgl. besonders Kapitel VI 'Petrarcas Maske'). Er zeigt uns die Sine-Nomine-Briefe als Auslassungen ungewöhnlich heftigen dichterischen Ungestüms (S. 373 'so daß er in heftigster innerer Erregung den Griffel Ciceros zur Seite legte und nach dem Psalter Davids griff') und legt ihren Zusammenhang mit dem Carmen Bucolicum und anderen Dichtungen dar, die er als 'Trümmer eines größeren Avignonplanes' bezeichnen möchte. Das Buch gibt, abgesehen von geschichtlichen und literarischen, biographischen und seelenkundlichen Aufschlüssen, eine ausführliche textkritische Studie, die alle dem Abdruck der Briefe als Grundlage dienen sollen, aber von bedeutendem Eigenwert sind.

Wien. Elise Richter.



Otto Antscherl, J. B. de Almeida Garrett und seine Beziehungen zur Romantik. Heidelberg 1927. (Sammlung roman. Elementar- u. Handbücher, hgg. von W. Meyer-Lübke. II. Reihe: Literaturgeschichte 5.) XII, 213 S.

Der Weg, den Antscherl eingeschlagen hat, ist richtig, der Ertrag der Studie nützlich und willkommen. Es ist ein Verdienst, in den Dilettantismus, mit dem besonders die neuere Literatur in den spanisch-portugiesischen Ländern behandelt zu werden pflegt, Breschen zu schlagen. Als feste, gegebene Punkte zur ersten Beurteilung und Einreihung in moderne Literaturbetrachtung benutzt A. die neuen Forschungsergebnisse über europäische, insbesondere französische Romantik. Meines Erachtens hätten etwas mehr Selbstdisziplin, der Verzicht auf manche störenden Wiederholungen (z. B. bezüglich Chateaubriands Einfluß), eine klarere chronologische Übersicht, knappere Fassung überall, wo die Problematik mehr Oberfläche als Tiefe hat, der Untersuchung zum Nutzen gereicht. Es 'mußte und durfte die ästhetische und stilgeschichtliche Analyse seiner Produktionen vor den schlechthin literarhistorischen Feststellungen zunächst in den Hintergrund treten,' sagt Vf. im Vorwort. Er hatte in der Tat — so möchte ich sagen — ein dankbares Feld, um wirklich erst einmal auf einer *terra incognita* das Gerüst der literarhistorischen Beziehungen aufzubauen. Daß er dabei zugleich geistesgeschichtliche Perspektiven zu öffnen versuchte, ist erfreulich, versteht sich auch heutzutage fast von selbst, leider hat er sich trotz der bescheidenen Aufgabe, die er, sich fast entschuldigend, unternimmt, ab und zu ins Gefolge konstruktiver Literaturwissenschaft begeben. Die Originalität der Behauptungen ist in solchen Abschnitten der Arbeit nicht groß genug, um mehr als 'anregend' auf die Forschung zu wirken. Eine Wahrheit, die auch nur eine beschränkte wissenschaftliche Lebensdauer haben könnte, kommt dabei kaum je zum Vorschein. Was z. B. S. 94 von dem lyrischen 'Ansatz der Kunst in den Urzeiten der Völker' gesagt wird, hätte sich nicht nur mit dem Widerspruch der mittelalterlichen Lyrikforschung, sondern auch mit dem der Völkerpsychologen auseinanderzusetzen, oder die Erklärung der portg. *saudade*, der unstillbaren Sehnsucht, aus umgeschlagenem 'unheimlichen (!) Wandertriebe' (S. 95) der 'Urvölker..., die nicht ruhten, bis sie an die äußersten Grenzen Europas vorgedrungen waren', ist ein geistreicher Einfall, den man hypothetisch vorgetragen hinnehmen könnte, nicht aber in der überzeugten Form, die ihm Antscherl gibt.

Vom Schüler Voltaires und Rousseaus sehen wir Almeida Garrett sich zum begeisterten Chateaubriand-Anhänger wandeln, wir sehen ihn, tausendfältig von den aufeinanderfolgenden Generationen der französischen, englischen und deutschen Romantik berührt und geführt, Werke hervorbringen, die in 'Frei Luiz de Sousa' gipfeln und an dichterischer Bedeutung eine selbständige Höhenleistung darstellen — wir verfolgen ihn an Antscherls Hand weiter, vom späteren V. Hugo, von Gautier und Leconte de Lisle beeinflußt, sowie von den politischen Gedanken der Restauration und des Julisturms angehaucht, wenngleich er nur schwache Neigung für die sozialistischen Ideen der Zeit empfunden, vielmehr 'im Prinzip' 'ein Festhalten an der aristokratischen Tradition' gezeigt hat. In seiner politischen Tätigkeit erscheint Garrett, worauf Vf. im Anschluß an veröffentlichte Parlamentsreden hinweist, als Mann der Ordnung: Chateaubriand und Guizot sind die Quellen seiner Überzeugungen, die der Vf. indessen damit durchaus nicht als unoriginell hinstellen will.

Viele größere und kleinere Probleme sind in dem Buche Antscherls angeschnitten, das Verhältnis Garretts zu dem französischen Drama, zu Shakespeare, zu Faust, zur portugiesischen *saudade*, zum Sebastianismus

(S. 145—149), zur Volksdichtung, zur Reaktion, zum Problem der Sklaverei usw. A. versucht die wechselnde und vielfach modifizierte Stellung Garretts zur Romantik, d. h. zu den verschiedenen unter diesem Sammelnamen begriffenen dichterischen und gedanklichen Systemen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu zeichnen. Noch ist das entstandene Bild ein wenig kraus, noch bleiben Lücken und Fragezeichen. Aber unstreitig haben wir doch für die einschlägigen Fragen einen brauchbaren Anfang.

Die Bibliographie, die vorausgeschickt ist, hat eine unpraktische Anordnung. In einer deutschen Spezialstudie — d. h. so fern von portugiesischen Dingen — hätte trotz F. Figueiredo und Aubrey F. G. Bell ein Wort über Garrettausgaben und ihren Wert gesagt sein müssen. Warum sind Heiß' Ausführungen in Walzels Handbuch der Literaturwissenschaft, Lanson oder die einschlägigen Abschnitte aus Bédier-Hazards Literaturgeschichte nicht benutzt oder wenigstens nicht genannt, während Brunetière, Klemperer und Petit de Juleville angeführt sind?

Zu S. 66 ff. wäre außer auf Schencks Buch über Nodiers Einfluß auf V. Hugo, das A. kennt, auf E. Havekost, Die Vampirsage in England, Diss. Halle 1914 (S. 66 ff., besonders S. 76) hinzuweisen.

Danzig. Werner Mulertt.

Alexandre Rosetti, élève diplômé de l'École pratique des Hautes-Études: Lettres roumaines de la fin du XVI[e] et du début du XVII[e] siècle tirées des archives de Bistritza (Transylvanie). Avec 21 planches hors-texte. București, Socec & Co., 1926. 8° IX, 114 S. [Institutul de Filologie și Folklor.]

Die Stadt Bistritz (früher Nösen) gilt als die älteste deutsche Kolonie in Siebenbürgen[1], und ihre Bedeutung als Kulturmittelpunkt wie als Handelsstadt wird aus ihren vielfachen Beziehungen zur näheren und besonders auch zur weiteren Umgebung (Marmarosch und Bukowina bis in die Moldau hinein) ersichtlich. Mitten in einem rumänischen Lande, spielte sich der Verkehr dieser deutschen Sprachinsel mit ihren Nachbarn in deren Sprache ab, und so sind heute noch im Bistritzer Archiv vier Bündel rumänischer Briefe (im ganzen 452 Stück) vom Ende des 16. bis 18. Jahrh. erhalten, von denen 382 schon von N. Jorga zweimal herausgegeben wurden. Die Sammlung Rosettis enthält eine geringere Zahl: nur 50 Stück, davon bloß 10 bisher unveröffentlichte; aber die Ausgabe ist mit größter Genauigkeit und Sorgfalt veranstaltet und macht auch beim Institut, in dessen Rahmen sie erschien, alle Ehre[2]. Die Mühe in der Behandlung der Texte und die Zugaben können nicht übertroffen werden, und sie stehen zum Inhalt der Briefe in keinem rechten Verhältnis. Der Wert der Sammlung liegt in deren Alter und somit in der Sprache dieser Urkunden, wie man auch die Privatbriefe darunter wohl nennen darf. Der Empfänger (in zwei Fällen der Absender) war der Bürgermeister von Bistritz, die Verfasser Geistliche oder deren frühere Schüler, die Auftraggeber Klöster, Bürger-

[1] Eine Liste der Bürgermeister seit 1403 (die Ansiedlung der Deutschen geht wohl ins 12. Jahrh. zurück) hat der dortige Archivdirektor Albert Berger 1897 veröffentlicht. Sie ermöglicht eine annähernde Datierung der hier besprochenen Briefe.

[2] Die Einleitung und die ersten 26 Briefe erschienen schon in Ovid Densusianus Zeitschrift 'Grai și suflet' II, 187—254; zehn davon auch in des Verfassers Buch 'Étude sur le rhotacisme en roumain', Paris 1924, als Anhang.



meister oder Dorfälteste, so daß deren geringfügige Angelegenheiten durch das Mittel der altertümlichen Sprache eine Art Geschichtswert erlangten. Es handelt sich übrigens um fast lauter Dinge, die noch heute Gegenstand eines Briefwechsels der Gemeinden mit ihren Behörden oder untereinander sein könnten: Fragen des Jagd- und Weiderechts, Viehkauf und -diebstahl, Raubüberfälle, Handels- und Zollangelegenheiten, Anklagen und Gnadengesuche, Empfangsbestätigungen, Empfehlungen oder Auslieferungsbegehren (so in betreff einer ihrem Bojaren entflohenen Ehefrau) u. dgl. Als Aufgabeort erscheinen am häufigsten Câmpulung, Suceava, das Kloster Moldawitza, dann auch Radautz in der heutigen Bukowina, das Kloster Slatina, der Marktflecken Neamtz und die Stadt Roman in der Moldau, einige Orte der Marmarosch, und nur einmal ein Ort im südlichen Siebenbürgen: Fogarasch. Es ist also ein völlig einheitliches und für sich stehendes Sprachgebiet: das nördliche Siebenbürgen und dessen Nachbarschaft im Norden und im Osten (jenseits der Waldkarpathen). In dieser Gegend sind auch die ältesten rumänischen Übersetzungen slawonischer geistlicher Bücher (Cod. Voronetz) entstanden, so daß vorliegende Briefe (der älteste ist aus dem Jahre 1592, der jüngste um 1620, spätestens 1638) mit ihrer profanen und Alltagssprache ein wichtiges Gegenstück dazu bilden. Sie kleben nicht an einer Vorlage, sind aber doch von Schreiberüberlieferung nicht frei; und wenn sie unmittelbar aus dem täglichen Leben stammen und eine größere Natürlichkeit des Ausdrucks zeigen, so ist ihr Umfang gewöhnlich nicht groß, und durch Wiederholung von Höflichkeits- und sonstigen Briefformeln wird der schmale Inhalt noch eingeengt. Wie in jeder Bauernsprache, gibt es eine öftere Wiederholung desselben Gedankens bei fast unveränderter Form des Ausdrucks. So darf man übermäßige Entdeckungen auch in sprachlicher Beziehung nicht erwarten. Ihr Hauptwert liegt wohl darin, daß sie fast als gesprochenes Rumänisch um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts gelten können. Genau so würden die Dorfvorsteher dort wohl noch heute reden (nur in etwas weniger altertümlichen Lauten und Formen), wenn sie über solche Angelegenheiten berichten müßten. Stilistisch sind diese Briefe also gerade durch den Mangel an 'Stil' gekennzeichnet. Man glaubt fast, Creangă zu lesen.

Die Schrift der Briefe ist die übliche kyrillische; am Anfang oder Schluß finden sich ab und zu slawische Wörter oder Sätze als Gruß- oder Briefformeln, fünfmal auch eine slawische Adresse. Dieser Briefwechsel von Rumänen mit einem deutschen Bürgermeister oder umgekehrt zeigt ein freundliches und vernünftiges Verhältnis, wie es die Lage praktisch erforderte. Die Sprache diente damals noch zur Verständigung, nicht zur Entzweiung. Damals verkehrte die Behörde (der Stadt Bistritz) mit den Landleuten in ihrer Sprache; heute müssen diese überall in der Sprache der Behörden reden. Auch in dieser Hinsicht sind die Briefe ein lehrreiches Zeugnis. Zwei Briefe (Nr. 8 und 18) scheinen von einem Deutschen ('Sachsen') geschrieben zu sein, wie sprachliche Ungeschicklichkeit im Rumänischen vermuten läßt. Deutsche Briefe sind nicht darunter.

Der letzte Herausgeber, Rosetti, ist mit aller Genauigkeit eines archiviste-paléographe vorgegangen: er berichtet über Schrift und Unterschrift, Papier, Tinte, Siegel, Adresse und Wasserzeichen; aber er verbindet damit auch die Kenntnisse des Philologen und weiß Besonderheiten in der Sprache ebenso zu deuten wie die slawischen Schriftzeichen mit ihrer manchmal zweifelhaften Geltung[1]. Er gibt die Texte mit lateinischen Buchstaben wieder, wo immer es möglich ist; denn einige Zeichen wechseln miteinander

[1] ... 'le manque de précision des graphies enlève aux anciens textes roumains une grande partie de leur valeur en tant que preuves de l'état phonétique de la langue à un moment donné ...' S. VII.

ab, obgleich sie Verschiedenes bedeuten, sie sind polyphon[1]. So ist zum Text von 49 Seiten eine 44 Seiten lange Einleitung entstanden, in der auch die sprachlichen Eigentümlichkeiten der Briefe ausführlich besprochen werden. 19 Briefe sind von photographischen Tafeln begleitet.

Uns interessiert, wie gesagt, besonders das Sprachliche daran. Einige Eigenheiten sollen daraus hervorgehoben werden: *mene* (für *mine)* 25, 19; 28, 5; *den* (= *din*) 33, 16; *pren* (= *prin*) 49, 5; *cuvente* 43, 7 und so weiter. Vgl. zu dieser Lautgestalt, die vorher schon Pușcariu der nord-siebenbürgischen Mundart als Eigenheit zugesprochen, unseren Bericht in dieser Zeitschrift (Archiv 149, 154 ff.). Daneben erscheint auch der Rhotacismus[2], wie in folgenden Beispielen: *n > r: bire* 2, 14; *buri* 10, 14; *bură* 36, 2; *bur* 36, 18; *măra* 10, 16; *pără* 10, 5; *sărătate* 10, 2; 18, 2; *oameri* 30, 6 und 7 usw., vgl. S. 25—26. Diese aus alten Texten bekannte Erscheinung (noch heute bei den Moți in Siebenbürgen, macedo-rumänisch und besonders istrianisch) ist über die meisten Briefe unserer Sammlung verstreut und nicht auf bestimmte Orte oder Schreiber beschränkt. — Von beachtenswerten Formen ist besonders *seț[i]* (= *sînteți*) 2. Pl. Ind. in Brief 1, 20 aus Kloster Moldawitza hervorzuheben. Der ungekürzte Inf. als solcher kommt nicht vor. Syntaktisch interessant ist der weibl. Artikel vor einem weibl. Eigennamen in 10, 12: *Gheorghye a i Mosostoe* 'Georg der [Priester] von Mosostoie', vgl. S. 31. Der Genitiv durch *de* ausgedrückt erscheint, wie noch heute in alten Ortsnamen[3], öfters statt der flexivischen Form, aber neben dieser: *tot smeritul săbor de sf[î]nta mănăstire de Voroneț* 44, 2 neben *tot săborul dela sv[î]nta m[ă]n[ă]st[i]re dela Moldovi̦ță* 26, 2; oder *cetate de Bistriță* 13, 2; 13, 22; neben *cetate Bistriței* 3, 2; 14, 4; *țara Mulduvei* 1, 14; 25, 15 neben *uraș dela Suc[e]av[a]* 5, 2; u. a. Der Bürgermeister als Adressat heißt *birăul de Bistriță*, auch *dela B.* 21, 24; *din B.* 26, 5; *den B.* 33,2; 35,19; *birăul orașului Bistriței* 43,3; *la birăulu și la tot svatul Bistrițeei* 26, 20 u. a. — Das Imperfekt Ind. ist nicht gebraucht (S. 32), das starke Präteritum auch nicht, das Plusquampf. (*trimisese* 40, 8 neben *ai trimis* 40, 4) einmal, sonst das Kompos., das schwache Präteritum zweimal: *pierdum* 1. Plur. 36, 11; *peri* 3. Sg. 36, 11. Für das Futurum gibt es vier Ausdrucksweisen. Im übrigen ist die Ausbeute nicht gar groß. Den Schluß des Buches macht ein Verzeichnis der Eigennamen, ein Glossar (das besser etwas ausführlicher, d. h. reichhaltiger sein könnte) und eine Tafel mit Abbildungen von 26 verschiedenen Wasserzeichen (Filigranen). — Eine sorgfältige und mühsame Arbeit, wie sie für so alte rumänische Texte aber notwendig war. Sie kann als Muster dienen.

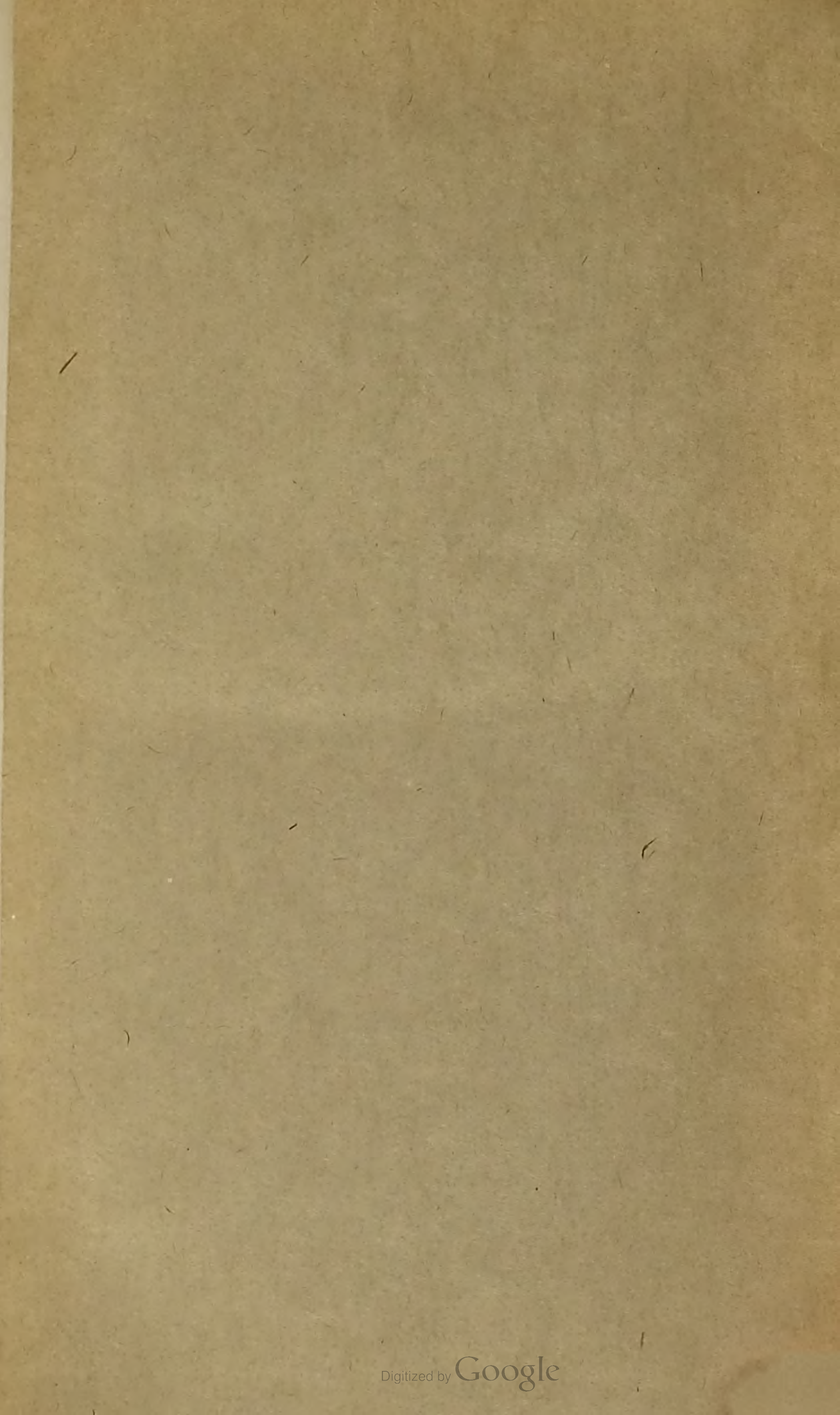
Frankfurt a. M. M. Friedwagner.

---

[1] 'Il en résulte que la valeur phonétique de l'alphabet cyrillique appliqué au roumain comporte une large part d'interprétation' S. 16.

[2] Vgl. Rosetti, 'Étude sur le rhotacisme en roumain', Bibliothèque de l'École des Hautes-Études, Fasc. 240; s. o. A.

[3] Vgl. J. Jordan, Rumän. Toponomastik 1926, S. 188 ff. *Curtea de Argeș* statt *Argeșului* wie in *Valea Danului* und vielen anderen.




UNIVERSITY OF FLORIDA
3 1262 09518 9055